

Die Ortenau

Zeitschrift
des Historischen Vereins für
Mittelbaden

100. Jahresband 2020



OFFENBURG/BADEN
VERLAG DES HISTORISCHEN VEREINS FÜR MITTELBADEN

Die Ortenau

100. Jahresband 2020

Einladung

Jahreshauptversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden e. V.

am

**Sonntag, 18. Oktober 2020
in Ettenheim**

(Der Ort wird in der Einladung und auf der Homepage bekanntgegeben)

9.00 Uhr

Mitgliederversammlung

10.30 Uhr

Grußwort von Bürgermeister Bruno Metz
Empfang der Stadt Ettenheim

11.15 Uhr

Festvortrag

„Wie kommt der Abt auf den Balkon?“

Von begeisternden Eindrücken, tiefgreifenden Erkenntnissen und bohrenden Fragen beim
Versuch einer virtuellen Rekonstruktion der Benediktinerabtei Ettenheimmünster

Dr. Jörg Sieger

Kath. Theologe, Heimathistoriker und Autor der Historischen Datenbank Ettenheim

12.30 Uhr

Mittagessen im Gasthof Sonne, Marktplatz 3

14.30 Uhr

Nachmittagsprogramm

(Führungen zu historischen Stätten in Ettenheim)

Der Bürgermeister
der Stadt Ettenheim
Bruno Metz

Erster Stellvertretender Präsident
des Historischen Vereins für Mittelbaden
Dr. Cornelius Gorka

**Änderungen durch die aktuelle Coronalage vorbehalten
Wir bitten dringend um die Einhaltung der gültigen Corona-Hygieneregeln**

Die Ortenau

Zeitschrift
des Historischen Vereins für Mittelbaden

100. Jahresband 2020



Redaktion
Dr. Martin Ruch

OFFENBURG/BADEN
VERLAG DES HISTORISCHEN VEREINS FÜR MITTELBADEN

www.historischer-verein-mittelbaden.de

ISSN 0342-1503

Für den Druck dieses Jahrbuches hat das Regierungspräsidium Freiburg Zuschüsse gewährt.



Baden-Württemberg

MINISTERIUM FÜR WISSENSCHAFT, FORSCHUNG UND KUNST

Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem, umweltfreundlichem Papier.

Redaktionsschluss: 1. März

Verlag Historischer Verein Mittelbaden e. V.

Gestaltung/Layout: punktgenau GmbH, 77815 Bühl

Druck und buchbinderische Verarbeitung:

W. Kohlhammer Druckerei GmbH & Co. KG, 70329 Stuttgart

Nachdruck und fotomechanische Wiedergabe sowie jede elektronische Form der Vervielfältigung nur mit Genehmigung des Vereins und der Verfasser.

Inhaltsverzeichnis

Grußwort des Ettenheimer Bürgermeisters Bruno Metz	9
Grußwort zum 100. Jahresband von Professor Zimmermann, GLA Karlsruhe	11
 Schwerpunkt: Musikgeschichte in Mittelbaden	
Editorial	
Musikgeschichte in Mittelbaden	15
<i>Manfred Merker</i>	
Wolfgang Dachstein (1487–1553), ein Offenburger Studienfreund Martin Luthers, Organist in Straßburg und Liederdichter der Reformation	17
<i>Dieter Weis</i>	
Der Ettenheimer Katholische Kirchenchor bis zum Ende des 18. Jahrhunderts	33
Geschichte des Chors nach den Angaben in den Ettenheimer Stadt- und Kirchenrechnungen	
<i>Werner Scheurer</i>	
Die Musica Sacra in der Offenburger Mutterkirche Heilig Kreuz	53
<i>Franz-Dieter Sauerborn</i>	
Musik im Kloster Wittichen	77
<i>Michael Rudloff</i>	
Über die Entstehung des katholischen Kirchenchors in Honau	89
<i>Bernhard Schmid</i>	
200 Jahre Stadtmusik Hausach	101
Lokalgeschichtliche Spuren und Erinnerungen	
<i>Helmut Horn</i>	
Karl Schmider	107
Begegnungen mit dem Ortenauer Komponisten und seiner Musik	

Gebhard Roth

**Joseph Schulz – Geistlicher, Kirchenmusikkomponist, Musiker,
Herausgeber der Zeitschrift „Der Katholische Kirchensänger“
und überzeugter Cäcilianer** 125

Hans Harter

„Bald fahr ih zue Wasser ...“ – Ein Flößerlied aus dem Schiltachtal 137

Martin Ruch

„Muss i denn zum Städtele hinaus ...“ 147
Volkslied zwischen Idylle und Pogrom in Offenburg

Martin Ruch

Der Offenburger Synagogenchor 155

Martin Ruch

Völker, hört die Signale! – Schalmeyenklänge in Offenburg 169
Mit dem Martinhorn für die Revolution

Leon Pfaff

„It's been a long time since I rock and rolled“
Jugend- und Musikkultur in Offenburg 1967–1976 177

Wolfram Graß

Der „Musikwald“ – wie ein Waldstück zu seinem Namen kam 221

Freie Themen

Heiko Wagner

Zwischen Kinzigtal und Ostalb – die Herren von Wolfach 225

Thomas Foerster

Unbekannte Geroldseckerbilder aus dem 14. Jahrhundert 235

Dr. Johannes Werner

Vom Feigenblatt der Eva, ihrem Bügeleisen und anderen Reliquien 259
Grimmelshausen im Kampf gegen einen falschen Glauben

Josef Werner

Meteoriteneinschlag im Durbacher „Hardtwald“ von 1671 267

Margot Hauth

**Ein Grabkreuz als Wegweiser zu einem nahezu vergessenen
Baumeister und Wohltäter** 271
Anton Hirschbühl und sein Lebensweg

<i>Josef Werner</i>	
Die schwarzen Kreuze der Zorn von Bulach	295
<i>Heinz G. Huber</i>	
Der Kampf um die Erhaltung der Wasserfälle bei Allerheiligen	299
Ein Lehrstück aus den 1950er Jahren	
<i>Horst Feuer</i>	
Dr. Otto Walther zum 100. Todestag am 6. April 2019	325
<i>Karl Volk</i>	
Kindheit auf dem Bauernhof im Schwarzwald vor 100 Jahren	347
Ein wenig beachtetes Thema der Volkskunde	
<i>Leonhard Lehmann</i>	
Der erste Zeller Kapuziner P. Werner Volk (1889–1964)	353
Volksmissionar, Prediger und Dichter	
<i>Helmut Horn</i>	
Die Schiltacher Bürger- und Volkswehren 1918/19	375
<i>Von Ralf Bernd Herden</i>	
1937 in Rippoldsau	
Forstlehrfahrt und Diplomatenjagd	393
<i>Martin Ruch</i>	
„Der letzte und schöpferischste Parnes der Offenburger jüdischen Gemeinde“	
Emil Neu und die Oktoberdeportation vor 80 Jahren nach Gurs	401
<i>Hans Harter</i>	
„So ist uns vergönnt, seine Ruhestätte jederzeit aufzusuchen“	
Matthäus Hermann exhumiert seinen 1941 in Russland gefallenen Sohn und überführt ihn nach Schiltach	407
<i>Jonas Grab, Martin Grab und Florian Hellberg</i>	
Kirchlicher Widerstand gegen den Nationalsozialismus im kommunalen Gedächtnis Rheinbischofsheims	
Hans Schwindt (1907–1942)	423
<i>Andreas Morgenstern</i>	
Kinzigtal und mittlerer Schwarzwald in der Presse der DDR	431
Die Region im Spiegel der Berichterstattung der Tageszeitungen Neues Deutschland, Berliner Zeitung und Neue Zeit 1945–1990	

Michael Kitzing

Karl Heitz (1909–1977) 455
 Offenburgs Oberbürgermeister zwischen Wiederaufbau,
 Wirtschaftswunder und Gemeindereform

Hans I. Haffner

**Granitsteinbrüche und Eisenstein
 im Ebersweierer Hardtwald** 479

Hans I. Haffner

Die Kanone von Ebersweier 501

Neue Literatur 509

Maier: Dach über dem Kopf (Lehmann); Uttenweiler: Klosterschule
 Ettenheimmünster (Birkle); Ebert: Grimmelshausens Heimat am Oberrhein (Ruch);
 Hansjakob: Fürst vom Teufelstein (Ruch); Badische Landestrachten (Ruch);
 Eisenlohr: Grafschaft Eberstein (Jungius); Ruch: Flucht und Vertreibung (Klein);
 Morgenstern: Revolutionäre Jahre (Ruch); Regio Mineralia: Bergbau (Wagner);
 Spätantike beiderseits des südlichen Oberrheins (Wagner); Blum: Oberprechtal
 (Mohr); Bühler: Existenz, Freiheit und Rang (Gorka); Literaturhinweis: Korta:
 Kappel im Mittelalter

Nachrichten 521

Mitgliederversammlung des Historischen Vereins für
 Mittelbaden am 27. Oktober 2019 in Schiltach 523

Nachrufe 526

Unserem Präsidenten Klaus G. Kaufmann zum Gedächtnis 526

Karl Maier (1926–2020) 528

Francis Rapp (* 27. Juni 1926 Strasbourg–† 29. März 2020 Angers) 529

Dr.-Dieter-Kauss-Bibliothek 530

Berichte der Mitgliedergruppen 533

Berichte der Fachgruppen 583

Redaktionsrichtlinien 599

Grußwort

Sehr geehrte Damen und Herren,

zur Jahreshauptversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden heiße ich das Präsidium, die Vorsitzenden der Mitgliedergruppen und alle Mitglieder im Namen der Stadt Ettenheim herzlich willkommen.

Sie tagen in einem Städtchen mit vielfältigen und lebendig gehaltenen historischen Wurzeln. Ausgrabungen der letzten Jahre haben neue Erkenntnisse zur frühen Geschichte der Menschen in und um Ettenheim hervorgebracht. So wurden 2013 vollkommen erhaltene Skelette von Menschen, die in der Glockenbecherzeit, 2000 Jahre v. Chr. im Ettenheimer Fürstentum beigesetzt wurden, gefunden und gesichert. 2018 wurden Keramiken und menschliche Überreste aus dem Neolithikum (4400–4300 v. Chr.) gefunden. Und wie annähernd alle Orte entlang der Bundesstraße 3 kommen bei Bauvorhaben regelmäßig interessante Hinweise auf römische Aktivitäten in dieser Region zutage.

Mit neuen technischen Möglichkeiten konnten vor Jahren die Strukturen eines Klosters aus der Karolinger Zeit (ca. 800 n. Chr.) neben dem Standort des späteren Barockklosters in Ettenheimmünster sichtbar gemacht werden.

Großen Raum nimmt in der Kommunalpolitik heute der Denkmalschutz ein. Die als Ensemble denkmalgeschützte Altstadt wird seit Jahrzehnten mit Hilfe des Landes sowie kommunalen und privaten Geldern saniert und für die Lebensansprüche des 21. Jahrhunderts restauriert. Mit 380 Kulturdenkmälern erhält und pflegt Ettenheim, unterstützt durch viele Bürgerinnen und Bürger, zahlreiche historische Schätze.

Dazu gehören auch mehrere Gebäude, die die einst enge Verbundenheit Ettenheims mit dem Elsass dokumentieren. Als Amtsstädtchen der Straßburger Bischöfe und Zufluchtsort des letzten Straßburger Fürstbischofs, Louis René Édouard de Rohan-Guéméné, verfügt das Stadtbild über zahlreiche von Elsässer Geschäftsleuten und Adligen errichteten Gebäude, die viel zum reizvollen Flair Ettenheims beitragen.

Dies ist möglich durch das große Engagement zahlreicher aktiver Bürgerinnen und Bürger, zu denen vor allem engagierte



Mitglieder des Historischen Vereins gehören. Der langjährige äußerst aktive Vorsitzende Bernhard Uttenweiler forscht seit den 1970er Jahren intensiv in der Stadtgeschichte und hat vieles dazu publiziert. Im Jahr 2014 erhielt er für sein beispielhaftes Engagement die Ehrenbürgerwürde der Stadt Ettenheim.

Tatkräftige Bürgerinnen und Bürger haben unter Federführung des heutigen Vorsitzenden der Ortsgruppe Ettenheim, Thomas Dees, vor 14 Jahren ein Museum gegründet und eine sehr sehenswerte Präsentation der Geschichte von Stadt und Umland erarbeitet.

Unglaublich vielfältig ist die Forscherarbeit von Herrn Dieter Weis, der unermüdlich historisches Material sichtet, Archive durchforstet und Ergebnisse publiziert. Mit Pfarrer Dr. Jörg Sieger wird der Kreis der historisch Aktiven enorm bereichert. Beispielhaft und wohl einmalig ist die historische Datenbank, die Dr. Sieger in unglaublich intensiver Arbeit zusammengetragen und damit Stadtgeschichte zeitgemäß konserviert und präsentiert hat.

Es ist ein Glück zu wissen, woher wir kommen und auf welchen Fundamenten wir stehen. So ist es mir eine besondere Freude, Sie in Ettenheim begrüßen zu dürfen, im Jahr des 100-jährigen Bestehens der Ortsgruppe Ettenheim Historischer Verein. Ich danke allen herzlich, die mit ihrer Arbeit das geschichtliche Erbe erhalten und für kommende Generationen sichtbar und erlebbar machen.

Herzlich willkommen!

Bruno Metz
Bürgermeister

Grußwort zum 100. Jahresband

Es ist mir eine große Freude und Ehre, dem Historischen Verein für Mittelbaden sehr herzlich zur Publikation des 100. Bandes der Zeitschrift „Die Ortenau“ zu gratulieren. Ich tue dies in doppelter Weise: als Leiter des Generallandesarchivs Karlsruhe für das Landesarchiv Baden-Württemberg und als Schriftleiter der „Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins“ für die Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg.

Baden-Württemberg ist ein Land mit einer großen historischen und kulturellen Vielfalt – und was für das ganze Bundesland gilt, trifft auch auf den Raum Mittelbadens zu. Herrschaft und Konfession prägten das Leben der Menschen und zogen durch die Jahrhunderte sichtbare und unsichtbare Grenzen, die oft noch lange über das Ende des Alten Reichs hinaus – bisweilen bis in die Gegenwart – wirksam blieben. Die großen „Player“ der Landesgeschichte am Oberrhein – wie das Haus Habsburg oder die Markgrafen von Baden – trafen hier auf regionale Adelsfamilien. Geistliche Herrschaften und Reichsstädte prägten die Kulturlandschaft und das Siedlungsbild – und dies bisweilen in engster Nachbarschaft wie im Fall von Gengenbach.

Wie kann man diese historisch gewachsene Vielfalt angemessen erfassen und dennoch eine Klammer finden, die die einzelnen Gemeinden und Regionen zusammenhält? Methodisch beschrieb die Gründungsgeneration des Historischen Vereins nach Ausweis des programmatischen Aufsatzes, der unter dem selbstbewussten Titel „Was wir wollen“ dem ersten Heft vorangestellt war, folgendermaßen ihre Aufgabe. Neben der Erforschung der Geschichte bildete – ganz im „Trend der Zeit“ – die Pflege und Sicherung der Kunst-Altertumsdenkmäler das zentrale Anliegen, indem „man [diese Denkmäler] durch die geschichtliche Betrachtung als den lebendigen Ausdruck der ehemaligen Anschauungen und Empfindungen des eigenen Volkes, als den stummen und doch beredten Zeugen des Lebens und Strebens der längst vergangenen Geschlechter dem Sinn und Auge der Bevölkerung wertvoll erscheinen läßt, so daß sie es als ein kostbares, wertvolles Gut betrachtet“. Selbstbewusst nennt der Verfasser deshalb die Aufgabe des neuen Vereins „aufklärend“.

Ortsgruppen sorgten von der Gründung an für die Verwurzelung des Vereins vor Ort. Doch welchen Namen wollte man der Zeitschrift geben? Der Begriff „Mittelbaden“ war offensichtlich zu abstrakt und als einendes Band ungeeignet. Man entschied sich für „Die Ortenau“, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts nicht mehr so sehr mit der historischen Landvogtei in Verbindung gebracht wurde, sondern als Landschaftsbezeichnung geläufig war. Mit dieser Wahl beschritt der Historische Verein einen Weg, den Jahrzehnte zuvor Franz Joseph Mone bereits geebnet hatte, als er 1850 die „Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins“ begründete. Beide Zeitschriften führen seit ihrer Gründung historische Räume im Namen: „Die Ortenau“ tut dies regional fokussiert, während die ZGO den Gesamttraum im Blick hat. So sind sie beide aufeinander bezogen, ergänzen sich und geben sich gegenseitig Impulse. Die Titelwahl bindet beide Zeitschriften nicht ausschließlich an den Faktor „Herrschaft“, vermeidet es somit, eine Dynastie oder ein Territorium als dominant herrschaftsprägend hervorzuheben – weder aus historischer Perspektive noch aus der Gegenwart des frühen 20. Jahrhunderts. Zugleich lässt sich daraus eine methodische Offenheit ableiten, die das Interesse nicht ausschließlich auf die politische Geschichte lenkt. Historisch gewachsene Landschaften sind zudem an ihren Rändern offen, mit ihren Nachbarn in vielfältiger Weise verwoben und verbinden Menschen und Gemeinden über Grenzen hinweg. Das ist ein Merkmal des Oberrheingebiets, das uns mit der Erfahrung von zwei blutigen Weltkriegen als besonders kostbar erscheint.

Die Publikation des 100. Bandes der „Ortenau“ ist eine wichtige Zeitmarke, aber kein Schlusspunkt. Gesellschaftlicher Zusammenhalt lässt sich in unserer Gegenwart nicht trennen von regionalen und lokalen Identitäten – vom Bewusstsein der Menschen dafür, warum ein Ort oder eine Landschaft so geworden ist, wie wir sie heute erleben. Dies schafft ein Bewusstsein für Heimat – nicht verstanden als Schlagwort, um Veränderung zu verweigern und sich gegen Neues abzugrenzen, sondern als Auftrag, um den eigenen Lebensraum im Hier und Heute mitzugestalten. In diesem Sinn wünsche ich der „Ortenau“: „ad multos annos!“

Karlsruhe, im Juli 2020

Prof. Dr. Wolfgang Zimmermann

Leiter des Generallandesarchivs Karlsruhe

Schriftleiter der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins

**Schwerpunkt:
Musikgeschichte
in Mittelbaden**

Editorial**Musikgeschichte in Mittelbaden**

Es gibt kaum einen Aspekt des Lebens in Vergangenheit und Gegenwart der Ortenau, der nicht irgendwann auch seinen Niederschlag in der „Ortenau“ gefunden hat. Seit nun 100 Jahrbänden hat unsere Zeitschrift dazu beigetragen, dass diese historische Landschaft zwischen Rhein und Schwarzwald ein Selbst-Bewusstsein formulieren konnte. Dafür ist allen Autorinnen und Autoren der Vergangenheit zu danken! Ihre Namen und ihre Themen finden sich in den mittlerweile vier Registerbänden der „Ortenau“ verzeichnet. Es sei dem aktuellen Redakteur (seit 2000) gestattet, an dieser Stelle auch seiner Vorgänger im Amt und ihrer „Dienstzeiten“ zu gedenken: Dr. Anton Braun (1910–1911), Dr. Ernst Batzer (1911–1938), Dr. Alfons Städele (1939–1961), Dr. Karlleopold Hitzfeld (1961–1970), Dr. Erwin Dittler (1970–1978), Hugo Schneider (1979–1990), Karl Maier (1990–1999).

Was lag näher, als sich im Jubiläumsband einmal dem Musikleben Mittelbadens zuzuwenden! Denn dass Musik in der Ortenau in allen denkbaren Variationen das Leben der Menschen bestimmt, davon erzählt jeder auch nur kurze Blick in die Tagespresse. Jedes Dorf, jede Gemeinschaft hat seine weltlichen oder geistlichen Chöre, in Männer- oder Frauen- oder gemischten Varianten. Dazu kommen die vielen Musikkapellen, die Liebhaber- und Berufsorchester, die hier auftreten, Komponisten, Instrumentenbauer, Musikschulen – es ist ein Megathema, dem dieser Jubiläumsband gewidmet ist. Zusammengestellt wurde er in Zeiten der virusbedingten Quarantäne – als plötzlich aus offenen Fenstern und von Balkonen Musik erklang, einfache Volkslieder ebenso wie Beethovens Hymne Ode an die Freude. Es war kein singuläres Ortenauer Musikereignis, nein, weltweit hat Musik wenigstens für Augenblicke Trost und Hoffnung bedeutet. Aber es gehört nun auch zur Ortenauer Musikgeschichte, dieses gemeinsame Singen und Musizieren im Jahr 2020 „contra Corona.“

Die Redaktion

Wolfgang Dachstein (1487–1553), ein Offenburger Studienfreund Martin Luthers, Organist in Straßburg und Liederdichter der Reformation

Manfred Merker

Wolfgang Dachstein wurde vor 533 Jahren am 07.03.1487 in Offenburg geboren. Seine Vorfahren könnten aus der Theologen- und Musikerfamilie Dachstein stammen, die im ehemaligen Bischofssitz Dachstein bei Molsheim nahe bei Straßburg nachweisbar ist. Dachstein ist vier Jahre jünger als Martin Luther und vier Jahre älter als der große Reformator Südwestdeutschlands, Martin Bucer. Beide sollten in seinem Leben eine nicht unerhebliche Rolle spielen. Nach den Jugendjahren und dem Besuch der Pfarrschule in seiner Heimatstadt Offenburg trat Dachstein 1503 in Erfurt in den Dominikanerorden ein, in dasselbe Kloster, in dem genau 200 Jahre zuvor sein früherer Mitbruder Meister Eckhart als Provinzial der Ordensprovinz gewirkt hatte. Dachstein studierte dort zusammen mit Martin Luther aus dem Orden der Augustinereremiten Theologie und Musiktheorie und nahm seinen ersten Orgelunterricht. Der Jurastudent Luther (1483–1546) war nach seinem Bekehrungserlebnis 1505 in das Erfurter Kloster eingetreten, wurde 1507 zum Priester geweiht und erhielt dort schon 1512 die Professur für Bibelauslegung. Die frühe Begegnung mit Luther in Thüringen hatte Folgen nicht nur für Dachsteins theologische Orientierung, sondern auch für seine weitere musikalische Entwicklung.



*Die historische
Bibliothek des Erfurter
Klosters.*

Durch seinen Thesenanschlag 1517, die drei großen reformatorischen Schriften von 1520 und seine Bibelübersetzung von 1522 leitete der Reformator eine religiöse und politische Entwicklung ein, in die Wolfgang Dachstein voll hineingezogen wurde und die er auf seine Weise in einem Brennpunkt der neuen Bewegung mittrug und aktiv mitgestaltete.

Nach seinem Weggang von Erfurt erhielt Dachstein die entscheidenden Impulse für seine weitere Entwicklung in Straßburg. Dort wirkte in dieser Zeit als ein hochgebildeter und weitgereister Humanist, Musiker und Theologe Otmar Nachtgall (lat. Ottomarus Luscinus). Seine prägende Ausbildung hatte er bei Geiler von Kaysersberg und dem Schlettstädter Humanisten Jakob Wimpfeling erhalten und dann 1496 sein Studium in Heidelberg mit dem Baccalaureat abgeschlossen. In den darauf folgenden Jahren reiste er nach Griechenland und in den Vorderen Orient, um sich dann in Wien, wo er auch Vorlesungen zur Musiktheorie hielt, von Wolfgang Grefinger zum Organisten und Komponisten ausbilden zu lassen. Grefinger war Organist am Wiener Stephansdom und Schüler des wohl berühmtesten Organisten seiner Zeit, Paul Hofhaimer, dem Hoforganisten Kaiser Maximilians I., in dessen heimlicher Hauptstadt Augsburg, wo Hofhaimer sich 1507 als freischaffender Künstler niederließ und eine ganze Generation von Organisten ausbildete. Bei ihm hat auch Otmar Nachtgall seinen weiteren Orgelunterricht genommen, er wohnte in dieser Zeit bei dem Humanisten und juristischen Berater des Kaisers, Konrad Peutinger, der auch Kontakte zu Jakob Sturm in Straßburg hatte. Nachtgall studierte anschließend in Paris Griechisch und Latein und kehrte von 1514 bis 1522 vorübergehend in seine Heimatstadt Straßburg zurück, wo er ab 1515 Vikar und Organist an der St.-Thomas-Kirche war. Gleichzeitig führte er das Griechischstudium in Straßburg ein und gab eine griechische Grammatik und griechische Textausgaben in Druck, später auch seine lateinischen und deutschen Psalmenerklärungen. 1515 war auch sein musiktheoretisches Hauptwerk, die *Musicae Institutiones*, erschienen, drei Jahre später wurde Nachtgall zum *Doctor iuris pontificii* promoviert.

Die grundlegenden Anregungen, die der junge Dachstein von diesem umfassend gebildeten Zeitgenossen auf geistigem und musikalischem Gebiet erhielt, können nicht hoch genug eingeschätzt werden. Sie wirkten fort in Dachsteins Kompositionen über Nachtgall und seinen Lehrer Hofhaimer, dessen erhaltene geistliche Werke noch heute einen Eindruck von dem besonderen Wohlklang vermitteln, den man schon zu Lebzeiten auch an Dachsteins Musik gerühmt hat und der den jungen

J.S. Bach bei den Orgelimprovisationen J.A. Reinckes im Jahre 1700 in Lübeck fasziniert hatte. Eine besondere Pointe in den Biografien Nachtgalls und Dachsteins ist die Tatsache, dass Dachstein 1521 als Organist die Nachfolge seines Lehrers Nachtgall an der Orgel der St.-Thomas-Kirche angetreten hat, die dieser 1520 nach dem reformatorischen Umschwung in Straßburg wegen seines Festhaltens am alten Glaube verloren hatte. Damit hatte Nachtgall dann auch als Prediger Probleme mit dem lutherischen Rat der Stadt Augsburg, ehe er, wie auch Erasmus von Rotterdam aus dem evangelisch gewordenen Basel, in das altgläubige Freiburg übersiedelte. Hier wohnte er bis zu seinem Tode 1537 mit diesem zusammen im *Haus zum Walfisch*, bis er auf dem Freiburger Kartäuserfriedhof nach einem unruhigen, aber wirkungsreichen Leben seine letzte Ruhe fand.

Dachstein war in Straßburg zunächst in das große Kloster des Dominikanerordens mit seiner stattlichen Kirche (heute Temple Neuf und Sturmgymnasium) eingetreten, in dem schon seine beiden berühmten Vorgänger, die großen Mystiker Meister Eckhart und Johannes Tauler, gewirkt hatten. Es wurde nach der Einführung der Reformation 1524 und der damit verbundenen späteren Auflösung aller Klöster der Stadt zunächst die Hauptkirche der evangelischen Gemeinde. Hier hat auch Jean Calvin als Pfarrer der Straßburger Hugenottengemeinde gewirkt. Sein Predigerpult, das er in der Zeit seiner biblischen Professur in Straßburg benutzte, wird noch heute im dominikanischen Nachfolgebau, dem Sturmgymnasium, gezeigt. Calvin war 1538 auf seiner Flucht aus Frankreich dem Ruf Martin



Straßburg um 1500

Bucers gefolgt und blieb drei Jahre in Straßburg als dessen Mitstreiter bei der Verbreitung der Reformation. In der Thomaskirche traf Dachstein auf seinen ehemaligen Dominikanerbruder Martin Bucer, der aus seiner Heimatstadt Schlettstadt nach Abschluss der berühmten Lateinschule in die Elsassmetropole gekommen war und dann der bedeutendste Organisator der Straßburger Reformation wurde. Wie auch M. Bucer verließ Dachstein 1523 seinen Orden und schloss sich der reformatorischen Bewegung Luthers und Zwinglis an, im gleichen Jahr erhielt Dachstein in Straßburg das Bürgerrecht.

Straßburg, die Freie Reichsstadt mit kaiserlichen Privilegien und einer quasi republikanischen Verfassung und einem zunftdominierten Stadregiment, erlebte in dieser Zeit mit seinen 18000 Einwohnern eine erste große Blütezeit, das *Goldene Zeitalter* (1482–1583). Als Bischofsstadt mit zahlreichen Kirchen und Klöstern, Bauhütten, Papiermühlen und allein 80 Goldschmieden ist sie neben Basel die bedeutendste Buchdruckerstadt am Oberrhein und ein Zentrum des oberrheinischen Humanismus. Zahlreiche Wiegendrucke und Postinkunabel sind hier in den Offizinen berühmter Drucker wie Eggestein, Mentelin, Knobloch, Locher, Schürer und Grüninger entstanden und in der damals bekannten gelehrten Welt verbreitet worden. In der Anfangsphase der Reformation überschwemmten die Druckereien die Gläubigen in der Stadt mit ihren Flugblättern und den Pamphleten der reformatorischen Theologen und Prediger und auch von deren Gegnern. Gutenberg hatte in seiner Straßburger Zeit von 1443 bis 1444 die Grundlagen für die rasche Verbreitung des neuen revolutionären Mediums geschaffen, ehe er sein epochales Wirken in Mainz fortsetzte.

Als Beispiel für das fruchtbare Zusammenwirken von humanistischem Geist in der lebendigen Wiederentdeckung der griechischen und lateinischen Antike und der epochemachenden Erfindung des Buchdrucks kann ein Werk stehen, das exemplarisch diese Aufbruchsstimmung in Straßburg widerspiegelt: die illustrierte Prachtausgabe des Gesamtwerks von Vergil im stattlichen Folioformat aus dem Jahre 1502. Von ihm sagt der Herausgeber dieser Edition – der berühmte Straßburger Verfasser des erfolgreichen Bestsellers der Zeit, des satirischen *Narrenschiffs* –, Sebastian Brand, selbstbewusst: „[...] es gibt vorher nichts Vergleichbares auf der ganzen Welt!“ Drucker und Verleger war der in seinem Metier mit 250 Druckwerken überaus erfolgreiche und einflussreiche Johannes Grüninger, der seit 1482 das Bürgerrecht in Straßburg besaß. Brand und Grüninger konnten für die 410 Seiten umfassende Edition ihres *Vergilius pictus* meisterhafte Künstler aus der elsässischen Schule für ihre

214 ganzseitigen Holzschnitte gewinnen, die wegen ihrer hohen ästhetischen Qualität in den folgenden Jahrhunderten immer wieder kopiert worden sind. Zwei dieser Prachtausgaben des *Vergilius pictus* sind, mit prägnanten Blinddrucken auf ihrem Schweinsledereinband, aus der ehemaligen Klosterbibliothek der Offenburger Franziskaner in der Historischen Bibliothek der Stadt erhalten. Ein bemerkenswertes Charakteristikum des Buches ist die Darstellung der antiken Szenarien und Gestalten im zeitgenössischem Gewand des frühen 16. Jahrhunderts: Auf dem Stadttor von Troia im Renaissancestil thronen zwei elsässische Störche, der römische Kaiser Augustus wird im Ornat des regierenden deutschen Kaisers Maximilian dargestellt, der trojanische Held Äneas kämpft in stattlicher Ritterrüstung. Die Werke antiker Autoren waren jetzt zugänglich nicht nur in Handschriften für lesekundige Geistliche und Mönche der zahlreichen Klöster der blühenden Reichsstadt, sondern auch für ein zunehmend selbstbewusstes und gebildetes Bürgertum. Die Bücher waren in hohen Auflagen und gefragten Nachdrucken vor Ort verfügbar in den Bücherbuden am Münster und wurden darüber hinaus deutschlandweit auch auf Messen angeboten.

Maximilian I., seit 1508 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, war als Förderer von Wissenschaft und Künsten Widmungsadressat vieler in Straßburg gedruckter Werke. Durch seine umfassende Reichsreform garantierte er Rechtssicherheit und Frieden im ganzen Reich und schuf damit auch die Rahmenbedingungen für die wirtschaftliche und kulturelle Blüte seiner kaiserlichen Reichsstadt Straßburg. In Straßburg als Umschlagplatz für Ideen und Produkte aus aller Welt hatte sich ein selbstbewusstes und kunstverständiges Bürgertum 1482 eine liberale Verfassung gegeben, die die Macht des Adels in einem System der Räte von 20 Zünften eingrenzte. An der Spitze standen vier adlige Stettmeister, 30 Jahre lang regierte als bedeutendster Bürgermeister der Stadt der Jurist Jakob Sturm, der 1553 – im gleichen Jahr wie Dachstein – starb. In der gleichen Zeit, von 1503 bis 1521, amtierte hier auch Sebastian Brand als Stadtschreiber. Von ihm ist eine Verordnung erhalten, die er am 02.08.1518 zum Verbot des allgemein in der Stadt grassierenden epidemischen Tanzfiebers unterzeichnete. Ein Jahr später bekennt sich der Rat der kaiserlichen Freien Reichsstadt, unbeeindruckt von der Wahl des streng katholischen Habsburgers Karl V. zum Kaiser, zum Luthertum und beschließt 1524 die Einführung der Reformation. Maßgeblich beteiligt ist als einer der Stettmeister Eginolf Roeder von Diersburg. Für das Münster wird unter Mitwirkung Dachsteins die

reformatrische Gottesdienstordnung mit einer neuen Liturgie unter Einbeziehung von Gemeindegesang im Sinne Luthers eingeführt. Die Klöster werden verstaatlicht und zu Wohltätigkeits- und Unterrichtszwecken umgewidmet, der Bischof flieht nach Zabern. Dachstein heiratet 1524, nachdem zuvor Bucer eine Nonne (vor Luther!) geheiratet hatte und daher die Stadt kurzfristig verlassen musste. 1525 gehört Dachstein zu den Unterzeichnern einer Rechtfertigungsschrift von Wolfgang Capito gegenüber dem kaiserlichen Reichsregiment, der gegen einen Kirchenraub Straßburger Stiftsherrn vorgegangen war. Diese hatten Kirchengüter aus St. Thomas vor dem Zugriff der Reformationsbewegung schützen wollen und zur Sicherheit heimlich ausgerechnet nach Offenburg verbracht, wo man dem alten Glauben treu geblieben war. In allen Kirchen Straßburgs war 1529 auf Betreiben M. Bucers die Heilige Messe abgeschafft worden, die Reliquienverehrung wurde verboten, viele Devotionalien wurden aus den Kirchen entfernt, ein zeitweiliger Bildersturm wurde vom Rat der Stadt in Grenzen gehalten. Insgesamt verfolgte man in Straßburg einen gemäßigten Reformationskurs in der Tolerierung und Vermittlung zwischen den divergierenden religiösen Gruppen der Anhänger von Luther, Zwingli, Calvin und den Wiedertäufern. In der Stadt fanden zahlreiche hugenottische Glaubensflüchtlinge ihre Zuflucht. Durch den guten Ruf seiner reformatorischen Prediger, die neue Kirchenordnung und die tolerante Politik entwickelte Straßburg eine Schlüsselrolle in der Verbreitung der Reformation zwischen Vogesen und Schwarzwald. Straßburg konnte auch zwischen den Fronten im Bauernkrieg vermitteln und wurde somit von den gewaltsamen Übergriffen verschont, denen andere Städte im mittleren Elsass 1525 ausgesetzt waren.

Insgesamt erlebte die weltoffene Freie kaiserliche Reichsstadt Straßburg in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts durch das Zusammenwirken von Reformation, Humanismus und Buchdruck einen gewaltigen Modernitätsschub auf religiösem, kulturellem und wirtschaftlichem Gebiet, der eine große Anziehungskraft am Oberrhein ausübte und auch für Wolfgang Dachstein attraktive Möglichkeiten zur Entfaltung seiner Begabungen schuf.

Da sich Straßburg trotz entschiedenen Bekenntnisses zu Luthers Reformation doch als neutraler religiöser und politischer Asylort aus allen theologischen Auseinandersetzungen heraushält, kann Dachstein hier sein Wirken als Organist, Prediger und Liederdichter der Reformation voll zur Geltung und Anerkennung bringen: Im Jahre 1541 berief man ihn zum Organisten des Straßburger Münsters, wobei er seinen Dienst als



Die Schwalbennestorgel im Straßburger Münster (lauravi/Shutterstock.com)

Organist an der Orgel der Thomaskirche weiter ausüben konnte. An der jetzt evangelischen Thomaskirche wirkte bereits seit 1531 der große elsässische Reformator Martin Bucer aus Schlettstadt als Pfarrer, ein gewaltiger Verkünder der neuen Lehre Martin Luthers und Ulrich Zwinglis. Hier sollte auf der Orgel auch später einmal W.A. Mozart spielen, allerdings auf der neuen Nachfolgeorgel, die Johann Andreas Silbermann 1741 gebaut hatte, danach auch Albert Schweitzer bei seinen Orgelkonzerten zur Finanzierung von Lambarene und der in Offenburg verheiratete jetzige Titularorganist Daniel Maurer.

Die Orgel des Straßburger Münsters galt wegen ihres herrlichen Klangs als eine der besten Orgeln ihrer Zeit und war hoch im Kirchenschiff unter dem Gewölbeansatz wie ein Schwalbennest platziert. Berühmt war sie auch wegen ihres hohen Alters, der Schönheit ihrer künstlerischen Architektur, dem Figuren-

schmuck und der wunderbaren Farbigkeit. Bereits 1385 gebaut gilt sie heute noch als ältester erhaltener Orgelprospekt der Welt. Der obere Teil, der Prospekt im gotischen Stil, war gerade erst 1489 von Friedrich Krebs gestaltet worden, ein beeindruckendes Gesamtkunstwerk, das seinesgleichen sucht. Von hier oben konnte Dachstein musikalisch den Gottesdienst begleiten, hier konnte er seine neuen Choräle und andere Kompositionen kreieren und aufzeichnen und sie damit für alle Zeiten bekannt machen. Hier wurde er der erste bedeutende Organist der Reformation, er wirkte damit ganz im Sinne von Luthers Reform des Gottesdienstes. Luther selbst war seit seiner Currendesängerzeit in Erfurt ein begnadeter Sänger und Lautenspieler. Er darf als Begründer des evangelischen Kirchenliedes gelten, dem er bis heute einen festen Platz im Gottesdienst gesichert hat. Luther glaubte, „wer musiziert, betet doppelt“, und hat selbst um die 40 Lieder gedichtet, 20 mit eigener Melodie. Am bekanntesten unter seinen, später „Protestanten“ genannten Anhängern wurde die Psalmenvertonung „Ein feste Burg ist unser Gott“, die Heine einmal die „Marseillaise der Reformation“ genannt hat. Auch Bach ist ohne Martins Luthers Liedgut nicht denkbar: Dreißigmal hat er es in seinen Kantaten und Oratorien verwendet. Dachsteins geistliche Musik dagegen ist weniger kämpferisch und eher von sanfterem Melos getragen, fand aber trotzdem auch eine weite Verbreitung.

Seine Organistenstelle im Münster konnte er auch behalten, als nach dem Augsburger Interim von 1530 das Münster durch Erlass Karls V. wieder katholisch werden und die evangelische Gemeinde die Kirche räumen musste. Dachstein trat mit seiner pragmatischen Zustimmung zum Interim somit wieder in den Dienst der römischen Kirche und konnte weiterhin Organist im Münster bleiben. Seine Hauptorgel im Münster wurde 1716 von Andreas Silbermann mit 300 Pfeifen ergänzt und lockt jährlich immer wieder Organisten aus aller Welt an den Spieltisch in schwindelnder Höhe. Was für ein herrlicher Klangkörper die Schwalbennestorgel im Straßburger Münster auch heute noch ist, kann man jedes Jahr beim *Festival des orgues de Strasbourg* erleben, im vergangenen Jahr mit Frankreichs bestem Organisten, dem 28-jährigen Thomas Ospital. Sein Spiel wurde simultan auf eine riesige Leinwand im Chor übertragen, sodass jeder gleichzeitig als Zuhörer und Zuschauer sein virtuoseres Spiel auf den drei Manualen erleben durfte. Ospitals Vorgänger am Orgeltisch, Wolfgang Dachstein, hätte seine Freude gehabt.

Ein Jahr nach seiner Berufung als Organist an das Straßburger Münster erhielt Dachstein 1542 auch einen ehrenvollen

Lehrauftrag als Musiklehrer an der protestantischen *Schola Argentoratensis*, ein humanistisches Reformgymnasium im Zentrum der Stadt. Auf Initiative des reformierten Straßburger Stettmeisters Jacob Sturm von Sturmeck (1526–1563) und des einflussreichen Reformators Martin Bucer hatte es der große Humanist, Philologe und Pädagoge Johann Sturm, der zwei Jahre jüngere Altersgenosse Dachsteins, erst 1538 im ehemaligen Dominikanerkloster gegründet, wo es noch heute nach 450 Jahren mit seinen über 2000 Schülern und immer erfolgreichen Abiturabschlüssen besteht. Sogar Goethe hat hier in seiner Straßburger Studentenzeit Vorlesungen gehört, als das protestantische Elitegymnasium bereits Teil der 1621 gegründeten Straßburger Universität geworden war. Unterrichtssprache am Gymnasium war Latein. Auch Griechisch stand zum ersten Mal auf dem Lehrplan, vielleicht hat man hier die neuen griechischen Werke O. Nachtgalls verwendet, die dieser vor Kurzem in Straßburg herausgegeben hatte. Mit seinem pädagogischen Konzept und einem modernen Bildungskanon wurde dieses *Gymnasium illustre* zur Ausbildungsstätte der elsässischen Elite und auch zahlreicher auswärtiger Studenten. Sturm förderte das Wirken Dachsteins an dieser zukunftsweisenden Reformschule nachhaltig und in gegenseitigem Einvernehmen.

*Das Straßburger
Sturmgynasium*



Neben seiner regulären Lehrtätigkeit stellte Dachstein seine musikalischen, dichterischen und organisatorischen Fähigkeiten voll in den Dienst der Reformation: Im Rahmen der liturgischen Reform der evangelischen Straßburger Gemeinden durch Straßburgs Reformator Martin Bucer schuf er, angeregt durch Luthers in Straßburg 1524 gedruckte Psalmenübersetzungen, mehrere eigene Psalmenumdichtungen mit eingängigen Melodien, die zu den besten Kirchenliedern der Reformation gehören und schnell Verbreitung fanden: 1531 schon wurden sie in das Nürnberger Gesangbuch aufgenommen, 1541 in das Straßburger Gesangbuch, dann 1544 in Georg Rhaus „*Neue Geistliche Gesänge für gemeine Schulen*“ und schließlich 1545 in Luthers „*Babstsches Gesangbuch*“. Früh erfolgten dann auch englische Übersetzungen. Jean Calvin war bei seinem Aufenthalt in Straßburg 1538–1541 von diesen allseits beliebten Chorälen so begeistert, dass er sie später in seinen Genfer Psalter übernahm. Musikwissenschaftler charakterisieren Dachsteins hymnische Melodik als eine Mischung aus stark reduziertem Hofweisenstil und humanistischen Odenkompositionen.

Es war besonders Dachsteins textnahe Paraphrase des 137. Psalms des Propheten Jeremias *An den Wasserflüssen Babylon da saßen wir mit Schmerzen*, dessen Musik als *melodiae suavissimae* (lieblichste Melodien) gerühmt wurde, wie auch bei den anderen Sätzen seiner Choralbearbeitungen. Die Wehklage der israelitischen Gefangenen in der babylonischen Gefangenschaft wird in den ersten drei Strophen getragen von Schmerz, Trauer und Wehmut. In den letzten beiden Strophen aber schlägt die Stimmung, wie auch am Ende des Psalms (137,9), um in erstaunlich brutale alttestamentarische Rachegefühle: Babylons Kinder sollen an einen Stein geschleudert werden! In der Frühzeit der Reformation, in den heftigen Auseinandersetzungen um den wahren Gottesdienst zwischen altem katholischen und neuem evangelischen Glauben, diente der neue Choral auch als aktuelle Identifizierung mit den Leiden der Israeliten in der Babylonischen Gefangenschaft. So wird am Anfang einer Kirchenliedersammlung dieser Zeit Dachsteins Choral folgendermaßen charakterisiert: „*Ein Klag und Gelübdsalm über die Unterdrückung des wahren Gottesdienstes von den gottlosen Tyrannen und ernste Begierde, den wahren Gottesdienst wieder aufzurichten*“.

In der evangelischen Kirchenordnung des 16. Jahrhunderts wurde dieser Passionschoral in das Proprium des zehnten Sonntags nach Trinitatis, den Israelsonntag, aufgenommen. Historische Bedeutung erfuhr er 100 Jahre nach seiner Entstehung bei der grausamen Zerstörung Magdeburgs durch Tilly

SVPER FLVM BABY. CLI

N Wasser flüßsen Ba by lon/
 da saßen wir mit schmerzen ¶ Als wir ge dach
 ten an Zi on / da weinten wir von herzen **Wir**
 hien gen auff mit schwe rem müß / die orglen
 vnd die harpffen gut / an ihre beum der wei den

*Straßburger Gesang-
 buch von 1541, An
 Wasserflüssen
 Babylon; Text und
 Melodie Wolfgang
 Dachstein*

am 16. Mai 1631. Der zeitgenössische Chronist berichtet dazu: „Nach dieser schrecklichen Vernichtung der Stadt ordnete der Hohe Rat zusammen mit den Geistlichen ein feierliches Klag-, Buß-, Bet-, und Dankfest an. An diesem Gedächtnistag stellt sich die Gemeinde zusammen und singt dann den tiefwehmüthigen Psalm 137 von Wolfgang Dachstein mit seiner herrlichen Melodie. Eine entsprechende Predigt schließt sich an, und so geht dieser Gottesdienst nicht ohne viele reichliche Thränen, wie bei Israel, zu Ende.“ Die Vertonung des 137. Psalms *An Wasserflüssen Babylon da saßen wir mit Schmerzen* wird 1647, ein Jahr vor dem Ende des 30-jährigen Krieges, von Paul Gerhardt seinem beliebten siebenstrophigen

Passionslied *Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld* (EG 83) unterlegt.

Wirkungsgeschichtlich am bedeutsamsten aber wurde diese beliebte und weit verbreitete Melodie im Leben von Johann Sebastian Bach: 1700 hörte der junge 15-jährige Orgelschüler, damals bereits ein Waisenjunge, in Lüneburg eine 20-minütige Orgelfantasie in 320 Takten zu Dachsteins Melodie durch den berühmten Hamburger Organisten und Komponisten Johann Adam Reincken, dessen Schüler Bach werden wollte. Hier in Lüneburg hatte Bach nach seinen Jahren in Eisenach (1685–1695) und Ohrdruf (1695–1700) in der Klosterschule seine Schulbildung abgeschlossen (1700–1702). Er war von der Improvisation des großen Meisters so beeindruckt, dass er eine eigenhändige Abschrift des Vortrags anfertigte. Später wollte sich Bach dann 1720 in der Hamburger St.-Jakobikirche um die dortige Organistenstelle an der neuen Arp-Schnitger-Orgel, der größten damaligen Barockorgel mit ihren 60 Registern, vier Manualen und 4000 Pfeifen, bewerben, deren gravitatischer Klang ihn fasziniert hatte. Bei dieser Gelegenheit soll er bei einem zweistündigen Orgelvortrag auf der Orgel der Katharinenkirche mit ihren 57 Registern und vier Manualen auf Ver-



J.S. Bachs Fassung des Chorals (in Notentabulatur, oben), Bachs Kopie von Reinckens An Wasserflüssen Babylon (in Buchstabentabulatur, rechts)

langen der Zuhörer auch fast eine halbe Stunde lang über *An den Wasserflüssen Babylon* improvisiert haben, was den greisen Reincken, zwei Jahre vor seinem Tod, zu dem Ausspruch veranlasste: „Ich dachte, diese Kunst sei ausgestorben; ich sehe aber, dass sie in Ihnen noch lebt.“ Bach verarbeitete später Dachsteins Choral im dritten seiner *Achtzehn Choräle* in Weimar (BWV 653) und seiner späteren Chorfassung in den *Vierstimmigen Choralen* (BWV 267).

Im Jahre 2005 haben in der Herzogin Anna Amalia Bibliothek in Weimar die beiden Musikwissenschaftler und Bachforscher Michael Maul und Peter Wollny eine für uns bedeutende Entdeckung gemacht: Sie fanden Bachs eigenhändige Abschrift von Reinckens Choralphantasie *An den Wasserflüssen Babylon* unversehrt in einem Archiv, und zwar in der im 17. Jahrhundert häufig verwendeten Tabulaturhandschrift mit Buchstaben statt mit Noten. Sie gilt heute als eine der frühesten Notenhandschriften J.S. Bachs. In seinem handschriftlichen Vermerk am Ende seiner Abschrift gibt uns der junge Bach einen Hinweis auf Zeit und Ort der Abfassung. Da heißt es: „Al...(?) Dom. Georg Böhme descriptum ao.1700 Lunaburgi“ (bei Herrn/im Hause von Georg Böhm abgeschrieben im Jahr 1700 in Lüneburg). Der angesehene Johannesorganist G. Böhm (1661–1733) war nach Bachs ältestem Bruder Johann Christoph in Ohrdruf der zweite Lehrer des Jungen im Cembalo- und Orgelspiel, möglicherweise wohnte Bach damals sogar in dessen Haus.

Die Wirkungsgeschichte dieser Psalmenvertonung reicht von Bachs Zeiten bis in unsere Tage: Heinrich Schütz hatte sie schon 1619 in einem doppelchörigen Chor vertont, 1861 folgten Franz Liszt und 1863 Gabriel Fauré mit einer Komposition für Chor und Orchester, später Antonin Dvorak und Avo Pärt. Selbst Giuseppe Verdi ließ sich von Psalm 137 zu seinem berühmten Sklavenchor *Va, pensiero* in Nabucco inspirieren, am bekanntesten aber wurde der bis heute immer wieder gesungene Discosong *By the rivers of Babylon*, der lange Zeit zu den meistverkauften Produkten der Musikindustrie gehörte.

Dachsteins von gemütvoller und wahrer Frömmigkeit getragene Kirchenlieder verbreiteten sich rasch über Straßburg hinaus und sind im Rahmen des neuen evangelischen Gottesdienstes damals wie heute wichtige Bestandteile des gesungenen Gotteslobs der Gemeinden in Deutschland und im benachbarten Elsass. Für den ökumenischen Choral *Im Frieden dein, o*

Dachsteins Choräle
Im Frieden dein,
o Herre mein



*Die Offenburger
Dachsteinstraße an
der Lindenhöhe*

Herre mein, lass ziehn mich meine Straßen von 1530 hat der Göttinger Theologe Friedrich Spitta 1898 die Musik von Dachstein übernommen, als er 400 Jahre nach Dachstein ebenfalls eine Gottesdienstreform im damals wieder deutschen Straßburg einführte. Dem Text liegt der Lobgesang des Simeon nach Lukas 2,29–32 zugrunde, der oft im Abendmahlgottesdienst angestimmt wird.

Bei dem bekannten Psalmchoral (Bußpsalm 130) *Aus tiefer Not schrei ich zu Dir* von 1524 schließlich konkurriert Dachstein sogar mit seinem ehemaligen Erfurter Studiengefährten und dann zweifellos wichtigsten Mann seiner Zeit, Martin Luther: Luther lieferte den Text und die erste Melodie in A-Moll, Dachstein die zweite Melodie in G-Dur, beide in diesem Jahre 1524 in friedlicher Konkurrenz wie in ihrer gemeinsamen Thüringer Studienzeit vor 20 Jahren vereint. J. S. Bach hat Luthers Melodie später einer Orgelbearbeitung und seiner Kantate BWV 38 zugrunde gelegt. Dachsteins Fassung verwendete Bach in seiner frühen Choralbearbeitung BWV 1099. In den evangelischen Gottesdiensten wird heute meist die Melodie von Dachstein bevorzugt.

Diese drei hier vorgestellten Lieder (EG, Lied 83, 222 und 299; Gotteslob 2013) sind bis heute fester Bestandteil des neuen evangelischen Gesangbuchs für Baden, das Elsass und für Lothringen, das schon bei seiner Einführung 1995 ein Bestseller war und 2018 durch neue Lieder ergänzt wurde (Titel: „*Wo wir Dich loben, wachsen neue Lieder*“).

Der Offenburger Wolfgang Dachstein stirbt nahe seiner Heimatstadt 1553 in Straßburg, sein Grab ist nicht bekannt. Ob er in der Elsassmetropole seinem ebenfalls renommierten Offenburger Zeitgenossen und Mitschüler aus der Jugendzeit, dem



Initiale Ps. 136, St. Albans Psalter

*„Super flumina
Babylonis“ im
St.-Albanspsalter*

Humanisten Paul Volz, je begegnet ist? Dieser lebte seit Jahrzehnten in derselben Stadt, wohnte nicht weit vom Straßburger Münster und der Thomaskirche, den Hauptwirkungsstätten von Dachstein, im nahen Kloster St. Wilhelm auf der gegenüberliegenden Seite der Ill und wirkte als evangelischer Prediger in der benachbarten Kirche St. Nikolai. Er verstarb neun Jahre vor Dachstein 1544. Wahrscheinlich war Dachstein aber bei seiner Beerdigung anwesend, bei der Dachsteins ehemaliger Dominikanerbruder Martin Bucer aus Schlettstadt, inzwischen treibende Kraft der Reformation in Straßburg und im Elsass, auf dem Straßburger Sankt Gallusfriedhof vor einem großen gelehrten Publikum die Leichenrede hielt – auf Deutsch und auf Latein. Martin Bucer gehörte wie Paul Volz zur Schlettstädter „Sodalitas litteraria“ um die oberrheinischen Humanisten Jakob Wimpfeling und Beatus Rhenanus. Sowohl Wolfgang Dachstein als auch Paul Volz waren mit Martin Bucer befreundet.

Die beiden Offenburger Zeitgenossen hatten sich nach ihrem Weggang aus Offenburg um 1500 zunächst für ein Leben im Kloster entschieden: Paul Volz als Benediktiner im Kloster Schuttern, Wolfgang Dachstein als Dominikaner in Erfurt und Straßburg, beide hatten sich später der Straßburger Reformation angeschlossen und hier in den Wirren dieser unruhigen Zeit in einer großartigen Stadt ihre Wirkungsmöglichkeiten gefunden.

Die Stadt Offenburg hat die Erschließungsstraße in einem ihrer architektonisch gelungensten Stadtareale 1982 nach Wolfgang Dachstein benannt, allerdings ohne irgendeinen Hinweis auf dessen bedeutende Biografie.

Literatur

- Brischle, Regina: „Von den drey Straßburger Pfaffen un den geüsserten Kirchen güttern“ – und was dieses Ereignis von 1524/25 mit Offenburg zu tun hat, in: Die Ortenau 98, 2018, 305–322, Offenburg 2018
- Daleiden, Gabrielle: 1518, das Tanzfieber, Broschüre zur Ausstellung im Musée de l'Œuvre Notre-Dame, Straßburg 2019
- Erichson, Alfred: Martin Butzer, der elsässische Reformator, Straßburg 1891
- Evangelisches Gesangbuch für die Evangelische Landeskirche Baden, pour l'Eglise de la Confession d'Augsbourg d'Alsace et de Lorraine, pour l'Eglise Reformée d'Alsace et de Lorraine, Karlsruhe 1996, aktuell 2018 ergänzt durch den Anhang zum Gesangbuch der evangelischen Landeskirche: „Wo wir dich loben, wachsen neue Lieder“, München 2018
- Joisten, Hartmut: Der Grenzgänger Martin Bucer. Ein europäischer Reformator, Stuttgart 1991
- Maul, Michael, und Wollny, Peter: Weimarer Tabulaturen. J.S. Bachs früheste Notenhandschriften, Stuttgart 2006
- Merker, Manfred: Die illustrierte Prachtausgabe Vergils aus Straßburg 1502 in den Beständen der Historischen Bibliothek der Stadt Offenburg, in: Die Ortenau 93, 2013, 17–42, Offenburg 2013
- Ders., Ein Offenburger Studienfreund von Martin Luther. Bedeutende Offenburger (56), in der Badischen Zeitung vom 26.3.2007, S. 21, Offenburg 2007
- Simon, Daniel: Stras'Orgues, Straßburg 2018 Strasbourg.eu: Parcours les orgues, Straßburg 2018
- Ders.: la Cathéderdale Notre Dame, Straßburg 2014
- Wikipediarecherche: J.S. Bach; Sebastian Brand; Jean Calvin; Wolfgang Dachstein; By the Rivers of Babylon; Wolfgang Grefinger; Paul Hofhaimer; Otmar Nachtgall; Johann Adam Reincken; Jakob und Johann Sturm
- CD: J.S. Bachs früheste Notenhandschriften. Weimarer Orgeltabulatur. Buxtehude, Reincken, Pachelbel, Bach. Edition Bacharchiv im Carus-Verlag, Stuttgart 2006

Der Ettenheimer Katholische Kirchenchor bis zum Ende des 18. Jahrhunderts

Geschichte des Chors nach den Angaben in den Ettenheimer Stadt- und Kirchenrechnungen

Dieter Weis

Der Ettenheimer Kirchenchor („Chorsänger“) erhielt in der Zeit, um die es hier geht, von verschiedenen Seiten finanzielle Zuwendungen und Sachleistungen in Form von Zehrkosten (Wein und Brot) zu unterschiedlichen Anlässen. Um darüber zu berichten, war es erforderlich, alle noch vorhandenen Rechnungen durchzusehen. Wie zu erwarten, fehlen heute viele Rechnungsjahrgänge samt Beilagen, und es bestehen vor allem bei den Bürgermeisterrechnungen große Lücken.

Der Bürgermeister hatte im 18. Jahrhundert eine andere Funktion als heute und amtierte als Finanz- und Ökonomiebeamter.¹ Jährlich wurde er von der Bürgerschaft neu gewählt, wobei eine Wiederwahl anscheinend möglich war. Die Bürgermeisterrechnung (BR) war die eigentliche Stadtrechnung und in mancherlei Hinsicht die ausführlichste. Daneben gab es noch die Steuermeisterrechnung (StmR). Der Steuermeister hatte für den Einzug der Steuer zu sorgen. Auch die Stadtschaffneirechnungen (StschR) sind für unser Thema wichtig. Dr. J. B. Ferdinand schreibt dazu, er könne bisher nicht feststellen, welche Funktionen der Stadtschaffner neben dem Bürgermeister und dem Steuermeister auszuüben hatte. Als vierte Rechnungsart sind auch die „Hospital-Rechnungen“ des Spitalschaffners zu berücksichtigen. Als letztes mussten noch die ergiebigen Kirchenrechnungen ausgewertet werden. Also stammen die folgenden Angaben aus fünf verschiedenen Rechnungsarten!

Die Auswertung der Rechnungen ergab, dass die Namen der Chorsänger nur in den ersten und vor allem in den letzten Jahren des maßgeblichen Zeitraums angegeben wurden. Ähnliches gilt für die Instrumentalisten. Sie erscheinen erst ab 1773 und nur unregelmäßig. Wenn der Begriff „Musicanten“ verwendet wurde, was häufig geschah, ist nicht sicher, ob Chorsänger oder Instrumentalisten oder beide gemeint waren.

Oft wird in den Rechnungen über den Ankauf von „Musicalien“ berichtet, leider ohne Angabe, um welche Musikwerke es sich genau handelte. Eine Ausnahme bilden die namentlich erwähnten bayerischen Komponisten Marianus Königspurger (1708–1769) und Johann Anton Kobrich (1714–1791).

Geldzahlungen erfolgten grundsätzlich an die jeweiligen Leiter des Kirchenchors, z. B. an die damaligen Schullehrer Johann Sebastian Klängenmeyer (1748–1779 in Ettenheim tätig), Joseph Häfele (Schullehrer in Ettenheim ab 1783, gestorben am 11.3.1797) und Xaver Müller (getauft am 21.11.1776 in Ettenheim, gestorben am 19.2.1851).²

Die Chorleiter mussten auch für die entstandenen Zehrkosten (Wein und Brot) quittieren. Da bei der schriftlichen Überlieferung wegen verlorener Rechnungen größere Lücken bestehen, lässt sich nicht nachweisen, wie lange auf bestimmte Art und Weise verfahren wurde. Man kann aber vermuten, dass es im Verlauf des 18. Jahrhunderts wenige Veränderungen gab, d. h. dass die Zahl der „Chorsingeren“ und die Form der kirchlichen Veranstaltungen in etwa gleich blieben. Namenslisten der Chorsänger sind in den Rechnungen nur selten beigefügt. Sie wurden in der ersten Zeit eventuell auch nicht verlangt. Soweit feststellbar, waren Frauen erst ab 1786 zeitweise Mitglieder im Kirchenchor, zunächst nur eine oder zwei Personen. Es zeigt sich auch, dass die Rechnungen regelmäßig abgehört (geprüft) wurden. Wegen der besseren Übersicht wird nachfolgend nach den Rechnungsarten berichtet. Wie bereits erwähnt, fehlen viele Jahrgänge, und so kann man nur einen begrenzten Einblick in die früheren Verhältnisse erhalten.

1) Bürgermeisterrechnungen (BR)

BR 1722 Nr. 70 (Bürgermeister Johann Georg Müller)

„Item vermög beyliegender attestation [Beilage] habe in festo Corporis Christi [Fronleichnam] den Corsingeren, fähnen – und bilder trägeren zu verzöhren verrechnet 4R [Gulden], 4ß [Schilling], 6d [Pfennig]“

BR 1729 Nr. 52 (Bürgermeister Joh. Michael Hog)

Ostermontag „den fahnenträgern und singeren vor wein und brodt bezahlt 2R 3ß“

BR 1730 (Bürgermeister Joh. Michael Riß),

wie Ostermontag 1729, bezahlt 2f (Gulden) 4ß

„Item damahlen [in festo Corporis Christi] denen Chorsingeren, bildter- und Fahnenträgern, leitheren und bannwarthen vor brod und wein bezahlt 3f 6d“

BR 1733 Nr. 40 (Bürgermeister Hanß Jacob Meyenberg)

„Item als man am ostermontag mit dem Venerabili [Allerheiligsten] umb den bann geritten ist, auff dem Rathaus verzehrt [und] von mir lt. Quittung bezahlt wordten 9f 7ß 10d“, aus demselben Anlass „für musicanten, kreutz- und fahnenträger 5f 7ß“

Da bei Prozessionen oft „Musikanten“ genannt werden, ist nicht sicher, ob es sich dabei um Sänger oder Instrumentalisten, möglicherweise auch beides, handelte. So wurde z. B. ab 1762 lt. Kirchenrechnungen Geld für „Musicanten“ bezahlt, die „den Chor das Jahr hindurch zu bedienen“ hatten. Prozessionen wurden – soweit erkennbar – regelmäßig am Ostermontag nach Ettenheimweiler durchgeführt, wobei Zehrkosten in Form von Wein und Brot gezahlt wurden. Immer wieder werden dabei auch „Musicanten“ als Teilnehmer erwähnt. Dasselbe gilt für die regelmäßig durchgeführten Fronleichnamsprozessionen. In der BR 1789 heißt es „Chor-Musicanten“. Bei der „St. Urbans-Prozession“ (25.5.) lt. BR 1751 „als man um den Bann gegangen“ und „in festo Cecilia“ (22.11.) lt. BR 1789, nahmen Chor-Musikanten teil. Auch aus diesen Anlässen wurden Zehrkosten für Wein und Brot ausbezahlt.

2) Steuermeisterrechnungen (StmR)

In den vorliegenden Steuermeisterrechnungen im Zeitraum 1792 bis 1799 sind ebenfalls Ausgaben für „Zehrungen“ enthalten. Man zahlte an die Chormusikanten „in festo St. Sebastiani“ (20.1.) jeweils für Zehrung 2 f 5 ß. Es handelt sich um das Hauptfest der Sebastiansbruderschaft (Pestpatron). Gezahlt wurde für die Jahre 1792, 1793, 1796, 1797 und 1799. Möglicherweise gingen einzelne Rechnungen verloren.

3) Stadtschaffnei-Rechnungen

Aus den Stadtschaffnei-Rechnungen wurde „die gewöhnliche Besoldung der Chormusikanten“ bezahlt. Sie betrug ab 1767 bis 1782 jährlich 8 f, danach ab 1783 bis 1789 9 f und erhöhte sich zeitweise auf 10 f. Da jeder Teilnehmer jährlich 1 f erhielt, lässt sich auf diese Weise die Personenzahl der Chormitglieder ablesen. Demnach bewegte sie sich zwischen acht und zehn Mitgliedern. Im Jahr 1781 wurde „denen Chormusikanten in festo Cecilia 2 f“ bezahlt, was lt. Randvermerk beanstandet wurde („in Zukunft auszulassen“). Im Jahr 1799 hat man die Jahresbesoldung je Chormusikant auf 1 f 5 ß erhöht, was bei zehn Sängern eine Summe von 15 f ergab. Aus heutiger Sicht handelte es sich um einen kleinen Chor.

Aber im Vergleich zur Zahl der Freiburger Münstermusikanten in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts waren es dort zunächst nur wenige Personen mehr:

In der Regel seien es nur 16 Sänger und Musiker gewesen, die dem Freiburger Münster-Kapellmeister (Kaspar Müller) zur Verfügung standen und mit denen er die sonn- und feiertäglichen Hochämter mit Figuralmusik bestreiten musste, schreibt Dr. Christoph Schmider.³

Im Jahr 1806 wurden dem Schullehrer (und Chorleiter) Xaver Müller anl. des St.-Barbara-Festes für Wein und Brot 6 f 4 ß 8 d und für die Chormusikanten (weitere?) 5 Gulden nebst einer Mass Wein und vier Schilling für Brot durch Schaffner Xaver Laible (am 4.12.1806) ausbezahlt. Auch später wurde an dieser Tradition festgehalten: z. B. in den Jahren 1846 erhielt Schulverwalter S. Ulbrich 5 Gulden „für das musikalische Barbaamt, nebst vier Mass Wein und 24 Kreuzer für Brot“, und ebensoviel bekam im folgenden Jahr 1847 Hauptlehrer Falk aus dem gleichen Anlass.

5) Kirchenrechnungen

Wegen der ziemlich vielen Angaben in den Rechnungen des kath. Kirchenfonds erscheint es zweckmäßig, diese in vier Abschnitte aufzuteilen.

a) Angaben zu den Chorsängern und Instrumentalisten

Diese Angaben sind – wie in der Einleitung zum Bericht schon erwähnt – leider nicht so ausführlich wie man es wünschen könnte. Für viele Jahre fehlen die Namen der Sänger, und ihre Zahl allein lässt nicht auf die Zusammensetzung des Chores schließen. Soweit nachweisbar wurde der Chor von den jeweiligen Schulleitern betreut. Das Notenmaterial ist mit Ausnahme der Komponisten Königsperger und Kobrich nicht näher bezeichnet, sodass nicht überliefert ist, welche Musik aufgeführt wurde. Es findet sich für das 18. Jahrhundert auch kein Inventar über die Notenbestände und die Musikinstrumente. Es gibt in den Rechnungen nur Angaben über den Erwerb einzelner Instrumente oder über deren Reparatur. Ein genaues Bild kann man sich daher nicht machen. Es erscheint mir daher sinnvoll, am Schluss dieses Berichts zu Vergleichszwecken auf die Rechnungen der Geistlichen Verwaltung („Heiligenfond“) des damaligen altbadischen Oberamts Mahlberg zurückzugreifen. Man kann davon ausgehen, dass in Ettenheim gleiche oder ähnliche Werke der dort genannten Komponisten verwendet wurden.

Zu den einzelnen Angaben in den Ettenheimer Kirchenrechnungen:

Die noch erhaltenen Rechnungen beginnen mit dem Jahr 1669. Hier sind nur die drei Sänger Josef Stachen (Stach), Hannß Jerg Minder, Bastian Merrodten (Merrod) genannt, die jeweils 1 R (Gulden Rheinisch) und 5 ß (Schilling) erhielten.

Im Jahr 1670 erhielten die drei Sänger ebenfalls 4 R 5 ß und für eine Jahrzeit zusätzlich 4 ß.

Zum Jahr 1672 ist vermerkt: „Item denen 3 Singeren oder Choralisten alß Geörg Mindter, Josef Stach [gest. 1703] und mir dem Pfleger [?] durch das Jahr hindurch zu singen jedem geben 1 f 5 ß, thuet 4 R 5 ß“. In den Jahren 1682, 1684, 1701 und 1707 wird nur ein „Choralist“ erwähnt, der 1 R 5 ß erhielt. [Hans Georg Mindter, gest. 1694; danach Hans Adam Meroth, gest. 1719]. Ab 1729 erscheinen bis 1761 wieder drei Choralisten, für die zusammen jährlich 4 f 5 ß gezahlt wurden.

Die geringe Zahl der Sänger erscheint seltsam. Vermutlich haben – wenigstens zeitweise – noch weitere Personen gesungen, die anderweitig bezahlt wurden. Nachweisbar zahlte zumindest ab 1767 die Stadtschaffnei „die gewöhnliche Besoldung der Chormusikanten“. Da die Rechnungen nur lückenhaft vorhanden sind, ist keine genaue Kenntnis der Sachlage möglich. Zu erwähnen ist außerdem, dass Schullehrer Sebastian Klängenmeyer anlässlich der gehaltenen Jahrzeiten (für sein Orgelspiel) eine regelmäßige jährliche Besoldung in unterschiedlicher Höhe erhielt (z. B. 1761 36 f).

Ab 1761 wurde „denen Musicanten dem Chor daß Jahr hindurch zue bedienen“ wie früher 1 f 5 ß pro Person und Jahr bezahlt (bis 1764). Die drei „Musicanten“ waren Frantz Josef Berger, Sebastian Blanck und Baptist Zürn. Ab 1765 waren es fünf Personen, ab 1773 sieben Personen (namentlich genannt) und ab 1779 neun Personen und später ab 1790 zehn Personen. Zeitweise ist den Rechnungen nun eine Namensliste als Beilage beigefügt. Die Bezahlung blieb bis zum Jahr 1801 gleich. In diesem Zusammenhang stellt sich auch die Frage, was mit „Musicanten“ gemeint war, die „dem Chor zu bedienen“ hatten. Ab 1778 wird aber von Chormusikanten geschrieben, sodass ich annehme, dass nun die Chorsänger gemeint waren. Wer aber hat dann die Musikinstrumente „bedient“ und die Spieler bezahlt?

Die jährlichen Zahlungen gingen an das Chormitglied Franz Joseph Berger.⁵ Alle Chormitglieder mussten auf der Rechnungsbeilage unterschreiben. Der Auszahlungsbetrag richtete sich nach der Zahl der das Jahr über am Gesang teilgenommenen Chormitglieder. Im Jahr 1773 waren es Franz Joseph und Antoni Berger, Martin und Franz Müller, Sebast. [?] Blanck, Zürn und Feeß, 1779 Chyurgus Frantz Josef Berger, Ignatz Fääß [der „Ochsenwirt“], Xaveri Disch, Frantz und Joseph Müller, Frantz Anton Berger, Joh. Bapt. Zürn, Franz Joseph Weiß und Frantz Xaveri Berger.

Im Jahr 1786 werden erstmals zwei Frauen als Mitglieder genannt: Richardis Blanckin (Blank) und Maria Anna Schawarin (Chavoen). Auch 1787 nahmen beide Frauen teil. Bei den

Männern gab es namentlich fast keine Veränderungen, soweit es sich aufgrund vorhandener Rechnungsbeilagen feststellen lässt. Im Jahr 1797 erscheint wieder Maria Anna Chavan als einzige Frau, 1798 zusammen mit Maria Anna Häfele und 1799 als Frau nur Maria Anna Häfele. Die Gründe, warum im Chor nur so wenige Frauen Mitglieder waren, sind nirgends genannt und man kann nur vermuten, dass sie nicht notwendig oder vielleicht auch nicht erwünscht waren.

Die Frage, wer welche Musikinstrumente spielte, muss mit Ausnahme der Orgel unbeantwortet bleiben.

Ergänzung: Im 19. Jahrhundert zahlte die Stadt ausweislich der Stadtrechnungen weiterhin die gewöhnliche jährliche Besoldung für die Chormusikanten. Es wurde nun nur noch eine Stadtrechnung geführt! Die Anlässe waren die Feste Fronleichnam (Corporis Christi), St. Cäcilia und St. Sebastian. Je teilnehmender Sänger zahlte man jährlich 1 f 30 x. Die Namen der Sänger sind in den Rechnungsbeilagen für die Jahre 1815, 1820 und 1823 einzeln aufgeführt. Die Auszahlungsbelege wurden von dem Schullehrer Xaver Müller (auch als Oberlehrer oder Musikdirektor bezeichnet) unterschrieben. Im Jahr 1815 werden als Sänger bzw. als Sängerin folgende Personen angegeben: Josef Berger, Franz Müller, Landelin Speck, Joseph Pfisterer, Anton Meroth, Michael Disch, Joh. Bapt. Machleid, Johann Krampfert, Johann Mayer, Sebastian Greif, Maria Anna und Josepha Häfele und Josef Albert, wofür insgesamt 19 f 5 ß auszu zahlen waren (13 Personen). Im Jahr 1820 nahmen drei Frauen namens Maria Anna, Cäcilia und Josepha Häfele teil, und im Jahr 1823 anstelle der M. Anna Häfele die Sängerin Euphrosina Müller. Bei den Männern gab es Wechsel durch Zu- und Abgang. Neu genannt werden Josef Müller (Aktuar), Riesterer (Maler) Jakob Blank und Xaver Blank (Schneider). In den angegebenen Jahren waren es 13 bis 15 Chormitglieder. Demnach hat sich an der Chorgröße im Vergleich zu den letzten Jahren des 18. Jahrhunderts nicht viel geändert.

b) Angaben zu den Musikinstrumenten

In den Kirchenrechnungen sind Angaben über den Ankauf einzelner Musikinstrumente enthalten sowie über häufige Reparaturen. Auffällig ist der jährliche Kauf von Geigensaiten durch den Chorleiter, den Schulmeister Sebastian Klingemeyer. Im Jahr 1761 zahlte man ihm dafür 1 f 5 ß. Anscheinend wurde dies bei einer Rechnungsprüfung beanstandet, worauf ein Randvermerk umständlich hinweist: „Es werden diese auff Musicanten ergangene Kösten diesmal zwar passiert [genehmigt], jedoch mag die Music fühohien mit Pfarrers Gutachten

Frachtkosten von 2 f 7 ß kamen. 1773 wurde ein „Violon oder Bratsche“ für 3 f 5 ß erworben [oder repariert?]. Auch die Blechblasinstrumente wie Trompeten und Waldhörner mussten wiederholt repariert werden.

Aus diesen Angaben lässt sich leider nicht genau erkennen, aus welchen Instrumenten sich „das Ettenheimer Kirchenorchester“ insgesamt zusammensetzte.

Auch aus den Stadtrechnungen ergeben sich Hinweise auf Musikinstrumente. So zahlte man lt. StschR 1763 „für zwei geigen auff die Orgel“ 2 f 4 ß und in demselben Jahr 1 f für die Renovation der „Stadttrommel“. Der Weißgerber Johannes Kollorath lieferte dafür ein Fell und außerdem (Leder?) zur Orgel für insges. 3 f 6 ß.

Am 21.1.1831 erklärte Oberlehrer Xaver Müller vor dem Bürgermeisteramt, „Er habe bekanntlich von unserm ehemaligen Landesfürsten dem verstorbenen Hrn. Kardinal von Rohan wegen demselben geleisteten Diensten einen Conter Baß als Belohnung erhalten. Dieser Conterbaß seye von ihm bisher zur Kirchenmusik hergegeben und benutzt worden. Gegenwärtig habe er aber Gelegenheit, solchen vorteilhaft zu verkaufen; ziehe jedoch vor und wolle ihn der Stadt daher zum ferneren Gebrauch für die Kirchenmusik für eigen überlassen, wenn man ihm einen billigen Preiß dafür bezahlen werde.“ Das Instrument sei vorzüglich, zur Musik unentbehrlich und ihm 100 f wert. Er würde sich aber mit 88 f begnügen, wenn es die Stadt übernimmt. Man einigte sich schließlich auf einen Preis von 77 f „unter Vorbehalt Höherer Genehmigung“ (durch das Bezirksamt). Das Bezirksamt Ettenheim fragte zurück, ob die Stadt von jeher die Instrumente für die Kirchenmusik ganz oder teilweise aus der Stadtkasse beschafft habe. Bürgermeister Laible erklärte daraufhin, dass die Instrumente von jeher von der Stadtkasse angeschafft und bezahlt worden seien, was nur zum Teil stimmte. Nun gab das Bezirksamt seine „amtliche Genehmigung“ zu diesem Handel.⁶ Am 9.11.1835 erhielt Musikdirektor Xaver Müller von der Stadt 2 f 24 x erstattet. Er hatte „für eine auf den Contro-Baßo angeschafften g-Seite diese mit Silber-Draht übersponnen“ [oder überspinnen lassen?]⁷

Über die früheren Orgeln und deren Reparaturen muss hier nicht berichtet werden, obwohl Angaben über Reparaturen und Wartung in den Rechnungen enthalten sind. Bernd Sulzmann hat darüber ausführlich geschrieben.⁸

Aus einem Verzeichnis der „Musikalien“ des Hauptlehrers Rottengatter vom 19. Juni 1861 geht hervor, dass nur zwei Musikinstrumente (ein Violon und eine Viola) Eigentum der Kir-

che waren. „Die übrigen Instrumente gehörten sowohl der Kirche als der Gemeinde“ (PfaE, Akte XIIIb). Vermutlich war es im 18. Jahrhundert ähnlich, und so ist es heute schwierig auseinanderzuhalten, welche Verpflichtungen seitens der politischen bzw. der kirchlichen Gemeinde in alter Zeit bestanden haben. Nur die noch vorhandenen Rechnungen geben Hinweise.

c) Angaben zu den Zehrkosten (für Wein und Brot)

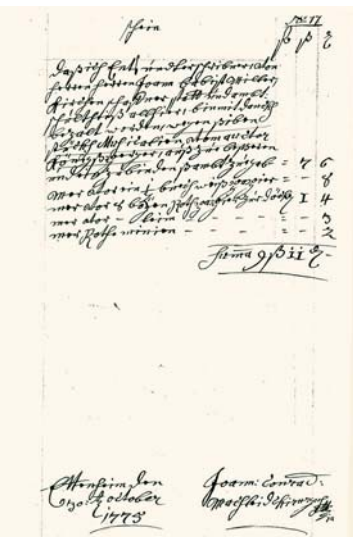
Anlässlich von Prozessionen und Kirchenfesten zahlte die Pfarrei regelmäßig sogenannte Zehrkosten in verschiedenem Umfang. Es hing natürlich auch von der Zahl der Teilnehmer ab und wie viele Prozessionen aufgrund der Wetterlage möglich waren. Regelmäßige Prozessionen fanden am Ostermontag, in der Kreuzwoche (Bittwoche), Christi Himmelfahrt und Fronleichnam („in festo Corporis Christi“) statt.

An der Prozession am Ostermontag nach Ettenheimweiler nahmen Sänger und Fahnenträger teil, die regelmäßig Wein und Brot erhielten, wofür unterschiedliche Kosten entstanden, z. B. im Jahr 1694 1 R 1 ß 6 d und bei der Rückkehr in Ettenheim 3 ß für Brot und für 10 Mass Wein. Auch für die folgenden Jahre fielen Kosten an: 1695 8 ß 4 d und 4 R 2 ß usw. Auch in der Kreuzwoche (drei Tage vor Christi Himmelfahrt) wurde für die als Kreuz- und Fahnenträger teilgenommenen Fremden Wein und Brot ausgegeben, ebenso an Christi Himmelfahrt. Diese Prozessionen waren alle sogenannte Bannprozessionen.

Am jährlichen Fronleichnamsfest nahmen ebenfalls Chorsänger und Fahnenträger teil, die gepflegt wurden, wie folgende Beispiele zeigen:

Im Jahr 1696 erhielten Schülerbuben und Sänger Brot für 4 ß, 4 d, und 1731 wurden den Chorsängern und Fahnenträgern Wein und Brot für 6 ß 10 d gewährt. 1748/49 erhielten Chorsänger und „Engel“ Brot für 5 ß. 1751 gab es auch Brot für die Sängerbuben für 6 ß 6 d. Von nun an waren immer auch „Engel“ dabei, später zusätzlich noch „Schäfer“ und 1790 auch elf Ministranten, die alle gepflegt wurden.

Besonders gefeiert wurde der Gregori-Tag, ein altes Schulfest zu Ehren des Schulpatrons Gregorius, das erst um das Jahr 1800 eingestellt wurde (vermutlich aus Kostengründen). Die Kinder erhielten an diesem Tag Geschenke in Form von Rosenkränzen, Kreuzlein, Bildchen, Federn und Papier und vieles mehr, dazu Weißbrot, Brezeln und Wecken, wie die Kirchenrechnungen belegen. Im Jahr 1790 wirkten auch Chormusikanten mit, die mit Wein und Brot versorgt wurden.⁹



d) Angaben zu den „Musicalien“

Wie bereits erwähnt, sind die Angaben zu dem vom Kirchenchor verwendeten Notenmaterial in den Kirchenrechnungen nicht genau. Es lässt sich daraus kaum feststellen, was der Chor gesungen hat bzw. welche Kompositionen verwendet wurden. Immer wieder wird von Ankauf von „Musicalien“ ohne nähere Angaben berichtet. Im Jahr 1751 erwarb man vom Krämer Johann Martin Laible drei Vespéralien und drei Responsorien-Bücher [Wechselgesänge] für 4 f und 1756 Chorbücher für 3 f 4 ß. Von 1751 bis 1761 kaufte man „Musicalien“ für 1 f 8 ß (1751) und jeweils 1 f 5 ß (1760/61). 1762 erwarb man einen „Chorrock“ und Choral-Bücher für 16 f 5 ß. 1765 ließ man neun Bücher „Musicalien“ bei Buchbinder Geiger in Lahr binden für 1 f 2 ß und kaufte weitere „Musicalien“ bei Mathis Barthler in Bayern für 9 f. 1767 zahlte man an „Mathis Barthler dem Bilder Krämer auff eingetauschte Musikalische Vesperen“ 2 f 5 ß. 1769 wurden weitere „Musicalien“ für 5 f 9 ß 8 d erworben. Schließlich kaufte man 1773 „Musikalische Messen“ [welche?] für 3 f 5 ß und ließ sie für 1 f 2 ß einbinden.

Neu eingebunden wurden von Joann Conrad Machleidt im Jahr 1775 sieben Stück „Musicalien vom auctor [Autor] Königspurger“. Die Beilage Nr. 17 mit dem Namen Königspurger ist derzeit leider nicht auffindbar. Ihr Text wird aber von Hubert Kewitz überliefert. Der Eintrag in der Rechnung lautet wie folgt: „Item Conrad Machleyd für Musicalien einzubinden lauth Conto et quitth. Nr. 17 bezahlt 9 ß 11 d.“

In demselben Jahr erhielt Machleidt weitere 6 ß 8 d für das Einbinden von „Musicalien“ ausbezahlt.

Im Jahr 1777 erwarb man bei Simon Rauch zwei „Musikalische Messen“ vom „Auctor [Autor] Kobrich“ für 5 f. Hier erscheint nun der Name eines zweiten Komponisten, dessen Noten der Ettenheimer Kirchenchor verwendete.

1779 erwarb der Kirchenfond zwei Stück Manuale Cori bei Decker in Colmar für 7 Livres, 4 Sols (am 17.4.1780 bez.).

1782 ist vermerkt: „Item Mathias Rieger zu Augsburg für „Musicalien“ und Fracht bezahlt lt. Schein Nr. 14 8 f 1 ß“. *Dazu Beil. 13:* „Joann Conrad Machleidt für 26 Stück *Goberische* [Koberische] *Musicalien* ad 6 xr = 2 f 6 ß und Papier 1 f 3 ß = 3 f 9 ß“ *Beil. 14:* Augsburg, den 19.10.1782

„Nach dero Verlangen senden [wir]

1. *Kobrich Missae* [solemnnes] op 31, accordiert 7 f 5 ß
2. *Kobrich Vespere* op. 32, Fracht ersetzt 6 ß = 8 f 1 ß“

1798: Die Witwe des Schulmeisters Joseph Häfele, Theresia Häfelein, verkaufte nach dem Tod ihres Mannes Instrumente und „Musicalien“ an den Kirchenfond für 33 fl. (In der Beilage sind keine Einzelheiten angegeben.)

1800: „Item zahlte Xaver Müller dem Schullehrer für 6 gedruckte Messen lt. Schein sub. Nr. 13 6f“ (Rechnungsbeilagen fehlen).

Ergebnis:

Nach Durchsicht sämtlicher Kirchenrechnungen der maßgeblichen Zeit fanden sich wie geschildert bezgl. der Noten nur zwei namentlich erwähnte Komponisten, nämlich *Marianus Königspurger* und *Johann Anton Kobrich*.

Die Komponisten aller anderen verwendeten „Musicalien“ konnten nicht festgestellt werden. Es ist aus dem Zusammenhang und durch Vergleiche mit anderen katholischen Pfarreien der Umgebung erkennbar, dass sehr wahrscheinlich vor allem Notenmaterial von Komponisten aus den katholischen Ländern im süddeutschen bzw. österreichischen Raum (Mittel- und Osteuropa) verwendet wurde.

6) *Angaben aus den Rechnungen der Geistlichen Verwaltung („Heiligenfond“) Mahlberg über das Notenmaterial und den Erwerb einzelner Musikinstrumente.*

Im Oberamt Mahlberg bestand für die katholischen Pfarrgemeinden eine zentrale Verwaltung des Kirchenvermögens (auch als „Heiligenfond“ bezeichnet). Es haben sich zum Glück noch relativ viele Rechnungen (meistens aber ohne Beilagen) aus dem 17. bis 19. Jahrhundert erhalten (zum Teil im GLA oder im EAF).

Zu Vergleichszwecken folgt nun eine Übersicht über das Notenmaterial einiger katholischer Gemeinden des Oberamts Mahlberg. Man kann annehmen, dass Ähnliches oder Gleiches auch in Ettenheim verwendet wurde.

1764

6 Stück *Koberische Ruralmessen, 1. Band, (Kippenheim)*

1765

5 Geißlerisch gedruckte Ruralmessen nebst 2 Requiens, 1. Band aus Murnau (Kippenheim)

1766

Musikalische Vespers von (Valentin) Rathgeber und von einem Geigenhändler von Füssen 2 Tyroler Geigen à 2 fl 7 ß (Kippenheim)

1767

Kobrich-Messen aus Augsburg gekauft (Friesenheim).

2 Geigen nebst dazugehörigen Bögen von Geigenmacher Johannes Seiler aus Mittenwald und 40 Stück gedruckte Musikalische Deutsche Arien (geistl. Arien) von Pater Pirmin Hahn aus Gengenbach und Pater Ildefons Haas aus Ettenheimmünster, 1. Bd. für 2 f

sowie *Rural-Messe von Kobrich (alles für Oberschopfheim) gekauft.*

1769

„Johannes Seiler, einem Geigenmacher in Mittenwald, habe zu Behuff des Kippenheimer Music Chors eine höchstbenötigte Bratsche oder Alt Viola abgekauftt [...] dafür bezahlt 4f 5ß“

1770

Messen von Schreyer und *Responsorien von Kobrich* gekauft (*Friesenheim*)

1771

1 Paar Trompeten gekauft (Oberschopfheim)

1779 *Kobrichs 6 Rural-Messen op. 30 nebst 6 Offertorien, 1. Band, angeschafft für 5 fl (Kippenheim)*

Dasselbe für Friesenheim,

von Schulmeister Merzinger aus dem Kloster Schuttern für *Friesenheim* erworben:

3 gedruckte Messen *di Requiem op. 29 von Kobrich für 1 fl 5ß.*

1781

Johannes Seiler, Geigenmacher von Mittenwald in Tyrol repariert einige Geigenbögen und eine Geige für 1 fl (Kippenheim)

1782

6 *Rural-Messen* von Lederer op. 12 gekauft (Kippenheim)

1791

Missale Musicum op. 14 von Kobrich (Wagenstadt)

Verzeichnis der Kippenheimer Instrumente und „Musicalien“ von 1781

Außer den obengenannten Noten und Musikinstrumenten ist im Kippenheimer Inventar noch Folgendes verzeichnet:¹⁰

- 1) *Instrumente:* 1 Paar messingene Waldhörner ex dis, samt 2 Bögle ins D, 1 Paar sehr alte Cello ex F, samt Krum-Bögen ins D, 3 alte Geigen und 1 Bassetle.
- 2) *Noten:* 8 Messen und 2 Requien von Rathgeber, 1. Band
6 *Rural-Messen* nebst 2 Requien von demselben
6 Solenne Messen op. 12 (1. Band) von demselben.

- 6 Solenne Messen von Kayser, 1. Band
- 6 Ordinari Messen nebst Arien von Hahn, 1. Band
- 7 geschriebene Messen de Amando, Zach, Schmid, Alexei, und 2 von Starck
- 3) *Bücher*: 1 großes Choral-Buch, 1 kleines geschriebenes Choral-Buch,
- 3 Deutsche Straßburger Gesangbüchlein, 4 Responsorien,
- 1 Buch Metten, 4 ganze Vespéralien, 8 alte Vespéralien.

Es zeigt sich bei diesem Vergleich, dass Musikwerke von Kobrich nachweisbar auch im näheren Umfeld von Ettenheim, nämlich in Kippenheim, Friesenheim, Oberschopfheim und Wagenstadt verbreitet waren.

In einem Verzeichnis des 2. Hauptlehrers Brecht vom 31.10.1846 sind zu diesem Zeitpunkt in der Ettenheimer Pfarrkirche u. a. noch folgende „Musikalien“ von Joh. Anton Kobrich enthalten:¹¹

- 7 Vespern und Psalmen op. 32
- 6 Messen und 6 Offertorien op. 30

Ob es sich dabei um die im Jahr 1782 erworbenen „Musicalien“ von Kobrich handelte, ist nicht sicher. Es kann auch nicht mehr genau festgestellt werden, wie lange sie noch verwendet bzw. wann sie „entsorgt“ wurden.

Im vorgenannten Verzeichnis vom 31.10.1846 erscheint nochmals der Name des Komponisten Königsperger (Königsberger) mit 6 Messen op. 21, 6 Messen op. 23 und 2 Messen op. 25. Es kann sich wohl nur um den Benediktinerfrater Marianus Königsberger vom bayerischen Kloster Prüfening handeln (get. 4.12.1708, gest. 9.10.1769). Es ist ziemlich sicher, dass der Ettenheimer Kirchenchor diese „Musikalien“ im 18. Jahrhundert besaß und verwendete. Über Königsberger folgen einige Angaben am Schluss dieses Berichtes. Sowohl die Kompositionen von Kobrich als auch von Königsperger sind in einem späteren Verzeichnis vom 19.7.1861 nicht mehr zu finden. Der Musikstil hatte sich im 19. Jahrhundert sehr stark gewandelt.

In einem weiteren nicht datierten Verzeichnis der „wirklichen Chormitglieder“ sind 16 Instrumentalisten und 12 Sänger aufgeführt. Es stammt vermutlich aus derselben Zeit.¹²

Der sogenannte Musikbaron Böcklin von Böcklinsau aus Rust erwähnt in seinen Beiträgen zur Geschichte der Musik,¹³ dass in den ortenausschen Städten, u. a. Ettenheim, es „verschiedene gute Musiker“ hat, teilt aber keine Einzelheiten mit. Im Gegensatz dazu schreibt er aber ausführlich über die Musik

im Kloster Ettenheimmünster.¹⁴ Sie sei in die erste Klasse der Klostermusiken zu setzen. Von den vielen von ihm mit Bezug auf Ettenheimmünster genannten Komponisten fehlt seltsamerweise Johann Anton Kobrich. Man kann vermuten, dass in Ettenheim im 18. Jahrhundert auch Musik der „Münstertäler Komponisten“ aufgeführt wurde.

Zum Komponisten Johann Anton Kobrich

Da der Komponist Kobrich in den Ettenheimer alten Notenbeständen nachgewiesen ist, folgen nun noch einige Angaben über ihn und seine Musik. Kobrich wurde am 30.5.1714 in Landsberg am Lech getauft und verstarb dort am 9.8.1791. Er schrieb viel Vokalmusik, die vor allem bei Lotter in Augsburg veröffentlicht wurde. Es handelt sich um Kirchenmusik für größere und kleinere Ensembles, die auch für den ländlichen Bereich („Ruralmessen“) geeignet war. Hermann Ullrich schreibt, sie habe sich als leicht aufführbare Musik bewährt. „Insbesondere auch in kleineren Klöstern und Stadtpfarrkirchen fanden seine kurzgefassten melodisch eingängigen und harmonisch unkomplizierten Werke, die oft auch eine solenne Orchesterbesetzung einbeziehen, liturgische Verwendung.“ Ullrich weist besonders auf Kobrichs besetzungsmäßig erweiterbare „Missae rurales“ hin, die (in op. 18 und 21) nicht mehr als eine Person erfordern, die zugleich singt und Orgel spielt. Kobrich komponierte aber auch noch viel Instrumentalmusik und verfasste drei Lehrwerke.¹⁵ Es wäre reizvoll, einige seiner Werke nach sehr langer Zeit wieder einmal in Ettenheim zu hören.

Schon in einem früheren Musik-Lexikon von 1811 wurde über Johann Anton Kobrich und seine Kompositionen Ähnliches geschrieben, woraus Folgendes zitiert wird:

„Wenn dieses guten und fleißigen Mannes Werke gleich keine Kunststücke sind, so haben sie doch das Verdienst, daß sie hier und da artige Gedanken und gefällige Melodien haben, und daß, da er vorzüglich für Kirchen auf dem Lande schrieb, wo man weder stark besetzte Orchester noch immer gute Sänger und Musiker antrifft, sie leicht zum singen und spielen sind. Wenn man erwägt zu welchem Zweck, und für wem Kobrich seine vielen Musiken geschrieben habe, so wird man ein günstigeres, ja ihn selbst ehrendes Urtheil fällen. Seine Messen und Litaneien waren sehr vielen Kirchen in Städten willkommen, und wurden zu ihrer Zeit nicht ohne Beifall von Musikern aufgeführt, und eben daher auch ihr großer Abgang [= Absatz]. Eben so ist Kobrich's Klavier-Schule, die er ebenfalls zu Augsburg 1782 herausgegeben hat, nicht ohne Verdienst.“¹⁶


LAUS DEI
IN ECCLESIA SANCTORUM
 IN
LIV. PSALMIS
VESPERTINIS,
 ISQUE BREVISSIMIS, MODERNO, ET SUAVI
NEC DIFFICILI STYLO ELABORATIS.
OPUS XXI.
VIX NON CHORO ACCOMMODATIS,
DIEBUS TAM DOMINICIS,
QUAM
FESTIS DE B. V. MARIA,
ET
SS. APOSTOLIS, &c.
 A
IV. Vocibus ordinariis, & 2 Violinis (teste Indico)
tum necessitatibus, tum ad libitum, II. Clarin. vel
Corn. fonger ad libitum & Organo
harmonico.
 Typisque publicis evulgata
 A
JOANNE ANTONIO KOBRICH,
Ecclesie Parochialis Landsbergensi Organista.
OPUS XXIII.
 VIOLINO I.
AUGUSTA FINELICORDIA.
Suzybois, JOHANNIS JACOBI LOTTERS, Haerlemii, 1766.


VIOLINO I
Kobrich Figeles, Opus XXIII. (A) Flauto I.


VIOLINO I
Missa I. S. Norberti Fundatoris.
K
Kobrich VI. Missae solennes. Opus XXVI. © A Flauto I.

Übersetzung des Textes auf dem Titelblatt „Laus Dei“: Lob Gottes in der Gemeinde, 54 Vesperpsalmen sehr kurz im leichten und modernen Stil, geeignet für jeden Chor, für die Sonntage, Marienfeste, Apostelfeste und weitere Gelegenheiten. Gesetzt für Singstimmen, eine Violine und Orgel (zweite Violine, Violoncello, Trompeten und Hörner ad libitum). Komponiert von Anton Kobrich, Organist an der Pfarrkirche zu Landsberg (op. 23), verlegt 1761 bei Johann Jakob Lotters Erben in Augsburg. (Abbildungen veröffentlicht mit Genehmigung des Neuen Stadtmuseums Landsberg am Lech)

„Violino I. Missa I. S. Norberti Fundatoris“ aus „Kobrichs VI. Missae solennes. Opus XXVI.“. Am Beginn befindet sich eine schöne Gravur mit musizierenden Engeln.


Sechs
Archte und dabey angenehme
CLAVIER-PARTIEN
Denen Liebhabern zum Vergnügen
und denen Anfängern zum Nutzen.
 aufgesetzt/
 von
Herrn Johann Anton Kobrich,
 Stadt-Pfarr-Organist zu Landsberg in Ober-Bayern.
Stor sc.
Sechster Theil
 In Verlag Johann Ulrich Naffners-Lautenisten in Nürnberg.
 N.^o LXV. R. B. A. J. Pag. XXX.

Zum Komponisten Marianus Königsperger OSB

Über Marianus Königsperger wird ebenso wie über seinen Zeitgenossen Johann Anton Kobrich im Bayerischen Musik-Lexikon vom Jahr 1811 berichtet.¹⁷ Zwischen beiden Komponisten besteht viel Gemeinsames. Beide spielten Orgel, viele Musikwerke wurden beim Verlag Lotter in Augsburg gedruckt und seine Kirchenmusik habe sich „bis in die geringsten Dörfer Baierns“ verbreitet. Gerühmt wurden bei seinem Tod seine guten Charaktereigenschaften, „vorzüglich aber eine sanfte, nie unterbrochene Fröhlichkeit, das Zeichen einer harmonischen Seele und wahrer Herzensruhe“.

Am Schluss des Berichts stehen einige bemerkenswerte Äußerungen: „Wenn man heut zu Tage [ca. 1811] den Königsperger nicht mehr singt und spielt, oder wohl gar mit Verachtung lohnt, so hat er dieses Schicksal mit so vielen Künstlern und Gelehrten gemein, bei denen man gemeinlich vergisst, daß sie auf der Stufenleiter der Fortschreitung ein bedeutendes Mitglied gewesen, ohne welches man die gegenwärtige Höhe entweder gar nicht, oder sehr spät, oder mit äußerster Mühe und einem seltenen Sprunge erstiegen hatte. Meistern in der Kunst, welche die Alten studiren, und den innern Gehalt – nicht Facon – suchen, werden dergleichen Männer immer verehrungswürdig bleiben.“ Damit wird zum Ausdruck gebracht, dass die „großen Klassiker“ ihre Kenntnisse zum Teil auch ihren Vorgängern verdanken und nicht alles auf ihren Fähigkeiten oder ihrem Genie beruht, wie man oft behauptet.

Auch im großen Musik-Lexikon von 2003 wird neben Kobrich ausführlich über Marianus Königsperger berichtet und ein sehr umfangreiches Werkverzeichnis aufgeführt, in dem auch die früher in Ettenheim vorhandenen Werke Königspergers enthalten sind.¹⁸ Beim Verlag Lotter in Augsburg seien 32 meist umfangreiche Druckwerke von Königsperger erschienen. Die musikkulturelle Bedeutung seiner figuralen Kirchenmusik in Stadt und Land beziehe sich nach heutiger Kenntnis auf den gesamten mittel- und osteuropäischen Raum. Das Werk Königspergers reiche von der klein besetzten und erweiterbaren Ruralkomposition zur solennen Messe in polyphon-homophonem Mischstil, von chromatisch angereicherten Praeambeln und sauber gearbeiteten Orgelfugen zu (Kirchen-)Sonaten und (Epistel-)Sinfonien sowie von der liturgisch freien Soloarie zum fugierten und figurativ umspielten Chorsatz als Träger des liturgischen Wortes. Königsperger würde einen der bedeutendsten

ten Plätze in der Reihe der süddeutschen Klosterkompositionen einnehmen.

Die Angaben aus den beiden Lexika von 1811 und 2003 über die Komponisten Kobrich und Königsperger sollen einen Eindruck von der im 18. Jahrhundert in Ettenheim praktizierten Kirchenmusik vermitteln, soweit es im Nachhinein überhaupt noch möglich ist. Zumindest kann man vermuten, dass hier eine vergleichbare Musik zu hören war.

Anmerkungen

- 1 Ferdinand, Dr. Joh. Bapt.: Aus der Verwaltungsgeschichte von Stadt und Bezirk Ettenheim, In: Ettenheimer Heimatbote 9.6.1962 – Juni 1963. Hieraus die Angaben über die städtischen Funktionsträger.
- 2 Hecht, Dr. Franz Michael: Das Schulwesen in Ettenheim von seinen Anfängen bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, Festgabe für Bernhard Uttenweiler zum 75. Geburtstag am 26. Februar 2011.
- 3 Schmider, Christoph: Mozart im Münster – Mozarts Kirchenmusik in der Freiburger Aufführungstradition – In: Jahrbuch für Musikgeschichte in BW, 2016 (zum 250. Geburtstag von W.A. Mozart).
- 4 Hecht, Dr. Franz Michael: Gesundheitswesen in Ettenheim zur Zeit des Kardinals Rohan. In: Die Ortenau, 86, 2006, 43–84, zu Franz Josef Berger 52–54. Franz Josef Berger, geb. 12.2.1737 (Ettenheim), Tod am 9.6.1816 (Ettenheim), Chyrurgus (Wundarzt), Ehe mit Maria Anna Hiller am 8.2.1762 (Ettenheim).
- 5 Wie Anm. 4
- 6 Stadtrechnung 1830, Beil. 152.
- 7 Stadtrechnung 1835, Beil. 259.
- 8 Sulzmann, Bernd: Die Orgel der Kathol. Stadtpfarrkirche St. Bartholomäus zu Ettenheim, Ettenheim 1973.
- 9 Kewitz, Hubert: Religiöses Leben im Tages- und Jahresablauf. In: St. Bartholomäus Ettenheim, S. 132–139, München-Zürich 1982 (hier weitere Angaben auch zu den Prozessionen).
- 10 EAF – Rechnungsarchiv Abt. 30/3, Rechnungen der Mahlberger Geistl. Verwaltung, Anlage zur Heiligen-Rechnung 1781.
- 11 Kath. Pfa. Ettenheim, Akte XIII b (Inventargegenstände 1846–1941).
- 12 Die Namen der „Chormitglieder“ werden nachfolgend noch angegeben (ältestes vollständiges Verzeichnis!)
 - a) *Instrumentalisten*
Orgel: Riegg, Ludwig Meier, Unterlehrer Walch. 1. Violine: Falk, Unterlehrer, Pleiner 2. Violine: Krampfert, August Löffler, Viola: Walch, Contrebaß: Spengler, 1. Klarinette: Dees, 2. Klarinette: Weis, 1. Horn: Götz, 2. Horn: Sylv. Speck, 1. Clarino: Mai, 2. Clarino: Stehle, Flöte: Th. Blank.
 - b) *Sänger*
Sopranistinnen: Karolina Vögele, Hedwig Linker (Lynker), Cornelia Kopp, Theres Strickler, Emilie Blank
Altstimmen: Franziska Broßmer, Anna Kienzler, Karolina Osner
Tenorstimmen: K. Blank, Osner
Bassstimmen: Klotz, Mengis.

Dazu wurde noch bemerkt, „dass die Anstellung eines zweiten Violinisten, 2ten Clarinettisten und 2ten Flötisten und eines weiteren Tenoristen und Bassisten sehr wünschenswert wäre“ und weiter: „Das Gehalt sämtlicher Chormitglieder bestand bisher in den folgenden Bezügen“:

aus der Stadtkasse 28 fl, aus dem Kirchenfond 22 fl, für das Fronleichnamfest 15 fl, für den Cäcilientag 8 fl, für den Barbaratag 5 fl und aus der Bruderschaft 2 fl 30 x, was 80 fl 30 x ergibt. Davon gingen 8 fl 30 x für die „Blechmusik“ ab, sodass noch 72 fl verteilt werden konnten. Offensichtlich haben sich die Stadt und die Kirchengemeinde damals die Kosten geteilt, wie es schon in früherer Zeit gehalten wurde. (Kath. PfA. Ettenheim, Akte XVe – Kirchengesang, 1851–1942 –)

- 13 Böcklin von Böcklinsau, Franz Friedrich: Beyträge zur Geschichte der Musik, besonders in Deutschland, Freiburg 1790.
- 14 wie Anm. 13, S. 123–130.
- 15 Ullrich, Hermann: Kobrich. In: Allgemeine Enzyklopädie „Die Musik in Geschichte und Gegenwart“, MGG 2, Personenteil Bd. 10, Kassel u. a. 2003, S. 364–366.
- 16 Lipowsky, Felix Joseph: Baierisches Musik-Lexikon, München 1811, S. 152.
- 17 Wie Anm. 16, S. 152–155. Der Bericht im Baierischen-Musik-Lexikon über Königsberger wurde von Rupert Kornmann, dem letzten Abt des im Jahr 1803 aufgehobenen Benediktinerklosters Prüfening, verfasst.
- 18 wie Anm. 15, S. 498–499.

Die Musica Sacra in der Offenburger Mutterkirche Heilig Kreuz

Werner Scheurer

*In der irdischen Liturgie singen wir dem Herrn
mit der ganzen Schar des himmlischen Heeres
den Lobgesang der Herrlichkeit.*

[Vat. II., Liturgiekonstitution SC 8]

Unter den vielen Künsten, welcher sich die Kirche zur Verherrlichung Gottes bedient, nimmt die Musica Sacra eine Sonderstellung ein. Schon im Schlüsselerlebnis des auserwählten Volkes, der Errettung aus der Knechtschaft in Ägypten, ist von ihr die Rede: „*Damals sang Mose mit den Israeliten dem Herrn dieses Lied; sie sagten: Ich singe dem Herrn ein Lied, denn er ist hoch und erhaben*“ (Ex 15,1). Die Beschreibung des Gottesdienstes im Heiligen Zelt und die Psalmen bieten zahlreiche Belegstellen für den begleitenden Einsatz von Instrumenten beim Gesang zum Lobe Gottes. Die Liturgie des neuen Gottesvolkes ist ohne Musik nicht vorstellbar. „*Jesus und die frühen Gemeinden verstehen sich in allererster Linie als Beter und lobsingende Gemeinde*“ (Klaus Berger). Ihre missionarische Kraft schöpft die Kirche nicht zuletzt aus jenen Harmonien, die imstande sind, Herz und Sinne der Menschen zu Gott hin zu bewegen. Kirchenmusikpflege einer Gemeinde ist darum so alt wie die Gemeinde selbst. Sie beginnt in Offenburg spätestens 1182 mit der Ersterwähnung eines Geistlichen, des „*Fridericus sacerdos*“, in jenem Kirchenbau, der 1221 als „*ecclesie in Offenburc*“ wohl an der Stelle der heutigen Pfarrkirche Heilig Kreuz bezeugt ist.

„1424 wird berichtet, dass der Schulrektor und die Studenten der Stadt Offenburg in der Kirche das Amt singen“ (O. Kähni, Offenburg).

Melchior Schramm (um 1553–1619)

Dem langjährigen Organisten und Chorleiter Josef M. Fasbender (1911–1995) ist die Wiederentdeckung des über Jahrhunderte hin vergessenen Komponisten Melchior Schramm zu verdanken. In seinem Aufsatz „Kirchenmusikpflege in Hl. Kreuz“ schrieb er 1955:

„Es ist ein reiner Zufall, dass zum 540. Jahrestag der Konsekration der alten Kreuzkirche zugleich ein Jahrtag bekannt

wird, der uns den frühesten, bisher bekannten Zeitpunkt der kirchlichen Musikpflege in Offenburg angibt. Es sind im März 1955 genau 350 Jahre vergangen, seit der durch die Forschungsarbeit von Dr. Ernst Fr. Schmid (Gersthofen b. Augsburg) wieder bekannt gewordene Komponist, Organist und Kapellmeister *Melchior Schramm* als „Stadtorganist“ nach Offenburg an die alte Hl. Kreuzkirche kam. Wir finden den Namen dieses Komponisten zwar schon in Riemanns „*Musiklexikon*“ (1929) und auch in anderen Nachschlagewerken aus dem Anfang unseres Jahrhunderts verzeichnet, eine umfassende Kenntnis seines Lebens und seiner Werke aber legte erst Dr. Schmid in seinem Referat über „Gestalten und Begebenheiten aus der Sigmaringer Musikgeschichte des 16. und 17. Jahrhunderts“ dar, das anlässlich der Generalversammlung des Hohenzollerischen Geschichtsvereins am 19. Oktober 1953 in Sigmaringen gehalten wurde und das uns als Sonderdruck aus den „*Hohenzollerischen Jahreshften*“ (14. Band, 1954) vorliegt.

Der in Münsterberg in Schlesien um 1553 geborene Komponist wirkte als Sängerknabe in Prag und Innsbruck, ehe er 1574 das Amt eines Kapellmeisters und Organisten am Sigmaringer Hof erhielt. Hier entstanden seine ersten Werke, die unter dem Titel „*Sacrae cantiones*“ 1576 in Nürnberg gedruckt erschienen. „*Neue weltliche Lieder*“ folgten 1579, mit denen Meister Schramm „einen ehrenden Platz in der Reihe der deutschen Matrigalkomponisten“ errang. Weitere Werke erschienen in verschiedenen Sammlungen, andere – u. a. zwei 6-stimmige Messen – sind verloren gegangen. Melchior Schramm begleitete seinen Herrn, Graf Karl II., auf mehreren Reisen zu Fuggerhochzeiten und zur „Großen Zollerischen Hochzeit“ nach Hechingen, wo er mit Musikern seiner Zeit, u. a. Gregor Aichinger, Hans Leo Hassler und Ferdinand Lasso, dem Sohn des großen Orlando die Lasso, bekannt wurde. Er war also schon eine angesehene und geformte Musikpersönlichkeit, als er 1605 dem Ruf nach Offenburg folgte, nachdem Streitigkeiten und Widerwärtigkeiten ihm das Sigmaringer Amt verleidet hatten. In Offenburg griff er wieder zur Feder, die anscheinend um die 20 Jahre geruht hatte, denn die „*Cantiones selectae*“ die 1606 in Frankfurt erschienen sind, dürfen wohl mit Fug und Recht als Werke angesehen werden, die hier entstanden sind, bezeichnet sie doch der Autor mit einem gewissen Stolz als „*Melchior Schrammius Munsterbergensis Silesius, Organista Offenburgensis*“. Sein Werk widmete er dem Kardinal Karl, Herzog von Lothringen, Bischof von Straßburg und Metz. Diesem neuen Werk Schramms, das 5- bis 8-stimmige Vertonungen von Texten aus dem Psalter Davids, dem Hohen Lied und der Liturgie der

kirchlichen Feste enthält, das bisher aber nur im Fragment gefunden wurde, ist ein Loblied auf den damaligen Stadtpfarrer Hieronymus Rapp und seinen Organisten Schramm vorangestellt, das von dem damals berühmten Frankfurter Humanisten Dr. Valentin Leuchtius verfasst worden ist. Ein zweiter Teil des Werkes dürfte um 1612 erschienen sein; ein Exemplar dieses zweiten Teils wurde aber bisher nicht gefunden.

In Dillingen erschien 1604 das „ROSETVM MARIANVM“ mit dem ausführlichen Titel *„Unser lieben Frawen Rosengertlein / Von drey und dreyßig lieblichen schönen Rosen oder Lobgesangen Gott dem Almechtigen / vnd dessen würdigsten Mütter vnd Junckfrawen Marie / durch drey und dreyßig beriembte Musicos vn Componisten / mit sondern fleiß auff ein Subiectum, mit fünff Stimmen Componirt, vnd letztlich zusammen getragen. Durch BERNHARDVM KLINGENSTEIN, hoher Stifft Augspurg / Chori Musici Præfectum.“* Als einer dieser 33 „beriembte Musicos“ ist Melchior Schramm mit der Motette *„Maria schon [schön] aus Himmels Thron“* vertreten. William E. Hettrick, der 1977 die Sammlung in Madison (Wisconsin) neu herausgegeben hat, teilt zum Lebenslauf von Melchior Schramm mit, dieser sei vor seinem Dienstantritt in Sigmaringen für kurze Zeit als Organist im Damenstift von Hall in Tirol angestellt gewesen (Part I, p. XIV). Im Totenbuch der Heilig-Kreuz-Pfarrei ist am 6. September 1619 der Tod von *„Melchior Schramm Organista natione Silesiae [aus Schlesien]“* verzeichnet.

Aus dem Bericht des Kirchherrn Lazarus Rapp (1616)

Aus dieser Zeit stammt der Bericht des Kirchherrn Lazarus Rapp über die *„ganze Pfarr zu Offenburg sampt annectierten capellen“* vom 26. September 1616. Mit diesem für die Geschichte der Stadt Offenburg sehr wichtigen Dokument wehrte sich der damalige Pfarrer erfolgreich gegen die geplante Auflösung des Kirchspiels Offenburg, die dann in der Tat erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts erfolgte. An zwei Stellen geht er auf die Kirchenmusik in den Kirchen der Stadt ein:

1. *Es wird „der Gottesdienst Zu Offenburg also gehalten. Daß Erstlich alle Morgen Zu früher tagZeÿt eine Frühmesse gelesen [wird]. Dero volget nach die gelesene tägliche Meß in dem Spittal. Nach dieser würdt in dem Closter der Herren Franciscaner, neben den horis auch ein gesungenes ampt gehalten und nebens messen Zu Zeiten gelesen. Darauff wiederumb in der Pfarrkirchen Zu dem gesungenen Fronampt gelitten, und werden so Anniversarien seindt (deren wier wochentlich, ohne andere einfallender dies fu-*

nerales, dreÿ, vier Zu Zeÿten auch mehr haben), vor dem gesungenen Hohenampt die Vigiliae mortuorum... Darauff folget das gesungene Hochampt. Und werden die privatae oder votivae Messen inmittelst ausser dem Chor in unser Frawen Chörlin oder anderen Altären in der Pfarrkirchen gelesen (fol. 3).“

2. Der Pfarrherr muss alle Feiertage und an etlichen besonderen Tagen im Jahr „die Atzung Ordinarie geben den beiden Herren Caplanen, Predigern; Schuolmeister; Organisten und Mösner. Darzu wegen der Music jezo auch kommen (Doch nicht Dorzu schuldig sondern gratis und damit der Cultus divinus löbl. Gehalten werde) Provisor, Zinckenist oder Busaunbläser und viol Zieher (fol 7).“

Figuralmusik im 19. Jahrhundert

Reiche Zeugnisse über die Pflege der Kirchenmusik finden sich im Quellenmaterial des 19. Jahrhunderts. Beliebt war die Figuralmusik, eine im Gegensatz zum einstimmigen Choralgesang kontrapunktisch mehrstimmig ausgestaltete Musik. Nach ihr wurde in den gedruckten Visitationsfragen des Erzbischöflichen Ordinariats Freiburg vom 24. Februar 1837 gefragt: „Welche Musik das Hochamt begleite, ob Figural-Musik oder allgemeiner Volks- oder Chorgesang.“ – Antwort: „Das Hochamt wird immer von Figural-Musik begleitet.“ – In der Gottesdienstordnung von 1845 ist zu lesen: „Das Amt wird [...] begleitet von Figural-Musik der Chorkapelle; nur in der Advents- und Fastenzeit als Choral-Amt. Am Schlusse des Amtes ist das ‚Domine salvum fac‘.“ An anderer Stelle – etwa um 1835 – erfahren wir: „Alle Gesänge während des h. Meßopfers sind das ganze Jahr hindurch lateinisch, entweder mit Figuralmusik, oder werden von etwa 6 Chorknaben und dem Chorregent gesungen. Nur allein am weißen Sonntag bei der ersten Communion der Kinder wird von diesen ein Meßlied gesungen, und zwar zur allgemeinen Erbauung [...]“ – Die Qualität ließ manchmal zu wünschen übrig: „Aller Gottesdienst bey Begräbnissen oder Jahreszeiten ist lateinisch und wird nur von den Chorknaben gesungen. Sämtlicher Gesang ist aber so unharmonisch, widerlich falsch, dass durch die Beleidigung des Gehörs das Gemüth in der Andacht gestört werden muß [...]“

Von Freiburg wurde immer mehr der Volksgesang propagiert, so in einem Schreiben vom Juni 1848: „Wünschen wir allmählig den Volksgesang bei dem Hauptgottesdienst an Sonntagen mehr eingeführt, und die Figural-Musik nur für besondere Feste angewendet werde, was jetzt, wo in den Volksschulen viel für den Gesang geschieht, leicht durchgeführt werden kann als früher [...]“ Stadtpfarrer Dr. J. N. Müller hielt dem entgegen: „[...] die Ein-

führung des allgemeinen Volksgesanges ist hier unmöglich“, es sei ein eigener Chorregent und Musiklehrer angestellt. Daraufhin äußerte die Kirchenbehörde: „Daß die Einführung eines allgemeinen Volksgesanges in Offenburg unmöglich sei, davon können wir uns nicht überzeugen, wollen jedoch solche dem Eifer und Bemühen unseres Stadtpfarramtes überlassen. Ungern sehen wir es aber, wenn die Gesangsvereine, die in dermaliger Zeit zu ganz andern Tendenzen als zur Verherrlichung des katholischen Gottesdienstes gestiftet sind, hiefür beigezogen werden [...]“

Über die aufgeführten Musikwerke geben die Akten der Pfarrei wenige Auskünfte. So ist in der ersten Jahrhunderthälfte (1828) einmal die Rede von einer *„als ein Meisterstück angerühmte[n] Messe von Musikdirektor Marx“*, bei dem es sich möglicherweise um Adolf Bernhard Marx (*1795 in Halle) handelt.

„Salierung des Musikkohrs“

Viel häufiger finden sich immer wieder Schreiben von Musikern, meist im Zusammenhang mit dem ihnen zustehenden Honorar. So erfahren wir im Januar 1825 von Xaver Michel: *„Schon seit beinahe 16 Jahren mache ich auf dem hießigen Chor als Hornist u Trompeter jede Gottesdienstliche Feierlichkeit mit, endlich fühle ich mich berufen auf eine kleine Belohnung /: welch sonst den Meisten zu Theil wird :/ Anspruch zu machen.*

Ich sehe umsomehr der gütigen Willfahung entgegen, da ich zum bedeutenden Vortheile der Kirchenschaffnei eigene Instrumente besitze, u bitte daher einen Wohlloblichen Stadtrath um gütige Ausweisung zu meiner jährlichen Belohnung für meine zu leistenden Dienste.“ Mit seiner Eingabe überzeugte der Musiker den Bürgermeister Lihl: *„Wir finden die Bitte des Michels nicht unbillig, und glauben, bei Einem Wohlh. Stiftungs-Vorstande um so mehr auf eine jährliche Belohnung von 8 f aus hiesigem Kirchenfond antragen zu dürfen, als ein jeweiliger Hornist schon in Reichsstädtischer Zeit sich dieser Remuneration zu erfreuen hatte.“*

Schon Jahrzehnte vor der Gründung der Stadtkapelle gab es in Offenburg ein Orchester, welches auch bei Gottesdiensten zum Einsatz kam. Auf einen Antrag von Stadtrat Gönner, *„Major des hiesigen Bürgermilitairs“*, beschloss eine Kommission am 27. November 1826: *„Zum bessern Emprobringen der Militair Musik soll zur Salierung eines Musikdirectors oder Kapellmeisters, der zugleich den Unterricht der Spielleute übernimmt, provisorisch auf Ein Jahr bewilligt werden: Aus der Stadtkasse 20 f nebst 2 Klafter Holz., Aus der Kirchenschaffney, da diese Musik auch zur Verherrlichung des Gottesdienstes dient, 20f. – Beides als Belohnung des vorgeschlagenen*

Musiklehrers u. Kapellmeisters Schmutz.“ Im Jahr darauf schreibt Nikolaus Rapp, er habe „beÿ der hiesigen Bürgermilitär-Musik schon 14 Jahre gedient. Ebenso auch hat derselbe 12 Jahre auf dem hiesigen Pfarrkirchen Musikkohr unentgeltlich Aushilfe geleistet“ und hält ein Honorar von 8 Gulden für angemessen.

Die sechs Choral-Knaben, die bei den häufigen Seelenämtern der Werkstage sangen, erhielten wöchentlich 60 Pfund Schwarzbrot.

Zwei Ohmen Wein zum Cälienfest

Der Gedenktag der hl. Cäcilia wurde stets auch mit einer weltlichen Feier begangen. Dazu gab es Wein aus dem St. Andreas Hospital, worauf sich der Chorleiter Anton Mayer in seinem Schreiben an die Stadtverwaltung berief:

Löbliche Verwaltung!

Der Kirchen Musikchorverein ist gesonnen sein ihm ausgewiesenes Honorar am 22ten d.M. auf der Pfalz in einem freundschaftlichen Mahle zu verzehren. Hinzu wurden von jeher aus dem St. Andreas Hospital 2 Ohmen guter trinkbarer Wein abgegeben. In frühern Jahren ohnentgeltlich, später gegen Zahlung. Da wir auch dieses Jahr zweier Ohmen benöthigt sind, so ersuchen wir die Löbl. Verwaltung uns diese auf 22t. d. M. gegen Zahlung gefälligst verabfolgen zu lassen.

Namens des Vereins

Der Chorregent

Mayer

Offenburg 15ten 9ber 1831

„Salbungsvolle Worte“ für einen verdienten Kirchenmusiker

„Beschreibung des Bürgerfestes, welches zu Ehren des in den Ruhestand tretenden Herrn Oberlehrers Anton Mayer in Offenburg am 23. April 1835 veranstaltet wurde“ – titelte das „Offenburger Wochenblatt“ Nro. 18 einen vierseitigen Bericht. 260 Einwohner mit dem Bürgermeister und dem Gemeinderat an der Spitze waren „in dem prächtigen Saale des Gasthauses zum Salmen“ zum Festmahl versammelt, in dessen Verlauf Oberforstmeister Freiherr von Neveu die „Übermachung der fürstlichen Spende“, der Goldenen Civil-Verdienst-Medaille mit Schreiben des Großherzogs Leopold, vornahm. Nach genau 45 Jahren Dienstzeit als Lehrer und Chorregent durfte Mayer seinen wohlverdienten Ruhestand antreten. Die Bürgerschaft überreichte zur Erinnerung an den Tag einen silbernen Ehrenpokal. In Vertretung des

erkrankten Stadtpfarrers Mersy verlas der Prädikant und Gymnasial-Professor Kuhn dessen Ansprache. „Die salbungsvollen Worte hatten ein lebhaftes Vivat für den sehr verehrten Urheber derselben zur Folge. Darauf wurden vom Orchester herab unter Leitung und Theilnahme des auch als Musiker ausgezeichneten Lehrers Mößners (des provisorischen Amtsnachfolgers des Herrn Mayer) einige vierstimmige Lieder gesungen, die einen wahren Genuß dem Ohre gewährten.“ Acht Jahre später gründete Mößner einen gemischten Singkreis, die „Liedertafel“, aus der die heutige Chorvereinigung Concordia hervorgegangen ist. Über lange Jahre hinweg lag also die Leitung der Kirchenmusik und des weltlichen Chorgesanges in den Händen ein und desselben Chorleiters. Die Praxis hat sich bewährt und sollte sich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wiederholen.

Fidel Mößners „Statuten für die Chorkapelle“

Am „8ten Jenner 1834“ genehmigte die Regierung des Mittelrheinkreises in Rastatt, „daß man [...] bei dem sehr guten Zustand des KirchenFonds zur Belohnung des Musik Lehrers für die dortige Kirchenmusik im Gesang und in der Instrumental=Musik einweilen auf die Dauer von drey Jahren ein jährliches Honorar von 40f aus dem Kirchenfond dortselbst bewillige“.

Im November 1846 wurden an Honoraren für Kirchenmusik und Unterricht jährlich bezahlt: Oberlehrer Mößner für sich und den Unterlehrer 90f, Oberlehrer Kohler 50f, Musikus Xaver Michel und Musikus Nikolaus Rupp je 8f. „Dann hat noch der Oberlehrer Mößner für den Unterricht zur Fortbildung der Kirchenmusik – jedoch nur für seine Person und widerruflich – eine jährliche Renumeration von 50f zu beziehen. Ebenso wird demselben für den Singunterricht an der Mädchenschule per Jahr 30f bezahlt.“

Oberlehrer Fidel Mößner machte sich sehr verdient um die Ordnung auf dem Chor und legte dem Stiftungsrat am 8. Juni 1847 den Entwurf der „Statuten für die Chorkapelle an der Stadtpfarrkirche zu Offenburg“ vor:

§ 1

Die Chorkapelle besteht aus dem freien Zusammentritte hiesiger Musikfreunde zum Zwecke der Beförderung ernster Kirchenmusik [...]

§ 3

Kein Mitglied der Kapelle wird ohne hinreichenden Grund entlassen, es erfolgt aber die Entlassung,

- a. wenn ein Mitglied den gerechten Anforderungen in technischer Hinsicht nicht entspricht oder untauglich wird;
- b. wenn ungeachtet wiederholter Warnungen ein Mitglied seinen Verbindlichkeiten nicht entspricht; oder
- c. einen unordentlichen Wandel führt, welcher der Ehre der Kapelle zuwider läuft.

§ 4

Der Austritt aus der Kapelle steht jedem Mitgliede frei, wenn die vier Accord-Jahre verflossen sind; für einen neuen Accord hat er sich bei der Commission zu melden.

§ 6

Jedes Kapell-Mitglied, welches an Sonn- u. Feiertagen ständig mitwirkt, erhält ein jährliches Honorar von 12 fl (zwölf Gulden) –; wer aber nur an Festtagen mitwirkt, ein jährliches Honorar von 6 fl (sechs Gulden) [...].

§ 8

Die Kapellmitglieder haben bei allen Proben, welche vom Direktor angeordnet werden, an allen Sonn- und Festtagen, so wie auch bei sonstigen kirchlichen Musik-Produktionen pünktlich zu erscheinen, und zwar immer vor festgesetzter Zeit vor dem Beginn der Musik, unter Vermeidung der im § 10 festgesetzten Versäumnisstrafe [...].

§ 10

Jedes Kapell-Mitglied, welches eine musikalische Aufführung oder Probe ohne genügende und rechtzeitige Entschuldigung, wie sie im § 9 angegeben ist, ganz versäumt, verfällt für jedes einzelne Versäumnis in die Strafe von zwölf Kreuzern; wer aber zu spät kommt, hat eine Strafgebühr von sechs Kreuzern für jedes einzelne Zuspätkommen zu entrichten [...].

§ 13

Es ist keinem Mitgliede gestattet, ohne Anfrage beim Direktor und dessen Bewilligung vor oder während einer musikalischen Aufführung das ihm übertragene Instrument, oder die ihm übertragene Gesangspartie einer anderen Person zu überlassen, oder seine Stelle mit jener eines Andern zu vertauschen. Für alle Fälle ist dies strenge untersagt, ob die Überlassung oder Vertauschung mit einem Kapell-Mitgliede, mit einem Dilettanten oder mit einem zufällig anwesenden Gaste beabsichtigt wird.

§ 14

Um die würdige u. anständige Haltung der Chorkapelle sowohl, als die Ehre derselben und eine musterhafte Ordnung festzuhalten, und zur allgemeinen religiösen Erbauung der Kirchspielsgemeinde Alles beizutragen, ist alles der Würde des Tempels widerstrebende ge-

räuschvolle Stimmen der Instrumente, das störende laute Reden auf dem Chor streng untersagt. Von dem Ehrgefühle und der Bildung der Kapellmitglieder erwartet man nur Anstand und feine Sitte. Wer aber sich auch einer Mahnung durch den Direktor es nach begeben ließe, Störung auf was immer für eine Art zu verursachen, bezahlt die in § 10 festgesetzte Strafe von 12 Kreuzern, und nach der zweiten Mahnung wird an die Commission zur Abstellung solcher Missstände Anzeige erstattet.

§ 15

Alle Instrumente u. Musikalien werden für die Kapelle vom Kirchenfonds durch die Commission anzuschaffen beantragt; auch die Ausbesserung der vorhandenen geschieht nach vorhergegangener Anordnung des Direktors auf Kosten des Kirchenfonds. Ohne besondere Erlaubnis des Kapell-Direktors dürfen sie niemals vom Chor entfernt werden, und jeder anderweitige Gebrauch derselben ohne Wissen und Willen des Direktors bleibt streng untersagt.

Emporbringung der Kirchenmusik

Am 14. November 1847 versammelten sich die Mitglieder der neu ins Leben gerufenen Kirchenmusik-Commission. Ihr gehörten an: Pfarr-Rektor Dr. J. N. Müller, Gemeinderat Geck, Stiftungsvorstands-Mitglied B. Scheible, Oberlehrer Fidel Mößner und Hauptlehrer Joseph Kohler. „Zur Emporbringung der Kirchenmusik“ hatte sie sich als Ziel gesetzt, „die geeigneten Mittel zu besprechen und anzuwenden, um die Musik in unserer Stadtpfarrkirche empor zu bringen, und ihr jene Kräfte zuzuwenden, durch welche sie in den Stand gesetzt würde, würdevolle Tonstücke in neuerem Styl und Geschmack als Kirchenmusik, so wie auch Cantaten, Oratorien, Symphonien und edlere Tonstücke sowohl zur Erbauung, als zur Bildung zu geben [...] Es wurde die Nothwendigkeit ausgesprochen, zur gründlichen Bildung der Zöglinge sowohl als zur Ausführung der Musikstücke die erforderlichen Musikalien und Instrumente anzuschaffen. Oberlehrer Mößner beantragte die Anschaffung von 2 Geigen und 2 C-Klarinetten, worüber dem Stiftungsvorstande Anzeige zu machen ist.

Man brachte der Commission zur Kenntniß, dass ein Musik-Verein in Gengenbach sich aufgelöst habe, und bey demselben eine werthvolle Sammlung vieler Musikalien, Ouvertüren und dgl. Zu beziehen wäre, nebst vielen Noten=Pulten; ein Paar Pauken geht mit in den Kauf. / Die Commission erkannte, dass der Ankauf dieser Musikalien für uns sehr erwünscht wäre, und beschloß, von den Musikalien in Gengenbach Einsicht zu nehmen und sie geeigneten

Falles anzukaufen; die Pauken sodann wären zu verschiedenen Veranlassungen zu benützen, unsere alten Pauken aber zu verkaufen, und die erlöste Summe zum Ankauf jener Musikalien zu verwenden, wodurch wir sodann auf die billigste Weise zu einer guten Sammlung von Musikalien und zu den so nothwendigen Noten=Pulten gelangen würden. Das Ergebniß der Einsichtnahme ist der Commission wieder zur Kenntniß zu bringen.

Oberlehrer Mößner beantragte die Anschaffung einer Sammlung von Symphonien von Konradin Keuzer; eine Parthie sey schon erschienen, und koste mit ausgeschriebener Summe 2 fl 42 x, in Partitur 1 fl 30 x. Es wurde beschlossen, den Ankauf der Stimmen und Partitur zu besorgen. Anzeige hievon dem Stiftungsvorstande unter Vorlage der Rechnung nach dem Ankauf [...].

Endlich wurde noch angeregt, daß in nächster Woche das Cäcilienfest gefeiert werden solle; allein da vor den früher zur Bestreitung der Kosten für diesen Zweck bestimmten 22 fl zu dem Honorar für die Chorkapell=Mitglieder geschlagen worden seyen, so sey entweder die bisherige Zusammenkunft an jenem Tage bey einem frugalen Mahle aufzuheben, oder von den Kapellmitgliedern das Mangelnde aufzubringen.

Der Pfarr=Rector wünschte aus vielen Gründen weder die Aufhebung dieses freundlichen Festes, noch das Auflegen der Kapellmitglieder, und erklärte sich bereit, für die Bezahlung der 22 fl bey'm löblichen Stiftungsvorstande nach vorgelegter Rechnung Sorge tragen zu wollen.“

... ruhiges und anständiges Betragen auf der Orgel

Das Verhalten der Sänger und Musiker im Gotteshaus war nicht immer einwandfrei. Im September 1852 wurde darüber Klage geführt: „Das Präsidium trägt vor: es seie schon öfters die Wahrnehmung gemacht worden, daß die Mitglieder der Chorkapelle durch ihr Benehmen während des Gottesdienstes Störungen verursachen, diesem müsse abgeholfen werden, und seie dem Kapelldirektor aufzugeben:

Den Mitgliedern zu eröffnen, daß sie ein ruhiges und anständiges Betragen zu beobachten haben.

Ebenso soll in Hinkunft den Nichtmitgliedern der Besuch auf der Orgel untersagt werden, weil dadurch die Musiker in Ausführung der Musik verhindert und Störung hervorgebracht wird.

Ist der Kapelldirektor zu beauftragen, einem Kirchenrüger aufzustellen, der den Nichtmitgliedern den Eintritt verweigert, und ist demselben zu diesem Behufe eine Liste der Chormitglieder einzuhändigen. Für die erste Zeit wird ein Polizeidiener hiezu verwendet werden.“

Carl Isenmann (1837 – 1889)

Im Jahr 1860 wurde der weltliche Chorgesang in Offenburg neu organisiert. Die „Liedertafel“ von 1843 heißt seither „Concordia“. Ihr Chorleiter wurde Carl Isenmann aus Gengenbach, Komponist und Chordirigent am Hoftheater von Sachsen-Meiningen. Not und Elend im Elternhaus hatten den 23-jährigen Künstler zur Rückkehr in die Ortenau gezwungen. Am 1. Oktober 1860 kam es zu einem Vertrag über Isenmanns Mitwirkung bei der Kirchenmusik: *„Musiklehrer Karl Isenmann von hier, welcher bereits seit 1. Mai l. J. als städtischer Musiklehrer in Funktion ist, wird in dieser Eigenschaft durch gegenwärtigen Vertrag bestätigt. Karl Isenmann hat hiernach die Verpflichtung, hiesigen jungen Bürgersöhnen, welche in der Musik sich auszubilden wünschen, wöchentlich vier Mal je zwei bis drei Stunden unentgeltlich Unterricht zu ertheilen. Derselbe verpflichtet sich ferner, als ausübendes Mitglied bei der Kirchenmusik sich zu betheiligen, und ist hinsichtlich der Proben und Produktionen an die für die Chorcapelle bestehenden besonderen Vorschriften gebunden. In dieser Eigenschaft untersteht er dem betreffenden Chorregenten. Insbesondere ist derselbe verbunden, bei sonstigen stattfindenden kirchlichen und weltlichen Feierlichkeiten z.B. bei der Frohnleichnamsp procession, bei dem Geburtsfeste Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs u. s. w. auf Anordnung der Commission mit der von ihm gegründeten Kapelle musikalische Aufführungen zu geben [...] Für die vorbemerkten Leistungen erhält Musiklehrer Isenmann einen vom 1. Mai d. J. laufenden Jahresgehalt von 250 f, und zwar a. aus der Stadtkasse 125 f, b. aus der Kirchenfondskasse 125 f.“* Bereits 1865 folgte Isenmann einem Ruf zur Leitung der „Concordia“ in Freiburg – zum Leidwesen der Offenburger Concordianer und der Freunde der „Musica sacra“.

Die älteste Namensliste von 1868

Für das Jahr 1868 ist erstmals eine vollständige Namensliste der Sängerinnen, Sänger und Mitglieder des Orchesters vorhanden. Anlass war die Frage, „ob sie ihre künftige Mitwirkung von einem, wie solches früher üblich war, zu bewilligenden Gehalt abhängig machen, oder ob Sie aus Liebe zur Kunst und zum ferneren Gedeihen des Unternehmens, ihre Kräfte künftig unentgeltlich der schönen Sache zu widmen geneigt sind. Zum Zeichen des Dankes, und in Anerkennung für die geopferte Mühe und Zeit, würde dagegen die verehrliche Stiftungscommission, künftig, das Cäcilien-Fest, jährlich, wie in früheren Jahren, in fröhlicher Weise für die Theilnehmer an der Kirchenmusik abhalten“.

Die Liste lässt offen, welcher Stimme die Sängerinnen und Sänger angehörten:

Frau Jüllich	Herr Berberich
Fräulein Kohler	Herr Bühler
Fräulein Mößner	Herr Bühler
Fräulein Händel	Herr Dillinger
Fräulein Elise Barth	Herr Kaiser
Fräulein Mina Barth	Herr Kohler
Fräulein A. F. Hölzlin	Herr Muser
Fräulein L. Nussbaum	Herr Rubi
Fräulein B. Nussbaum	Herr Simmler
Frau Vittali	Herr Vittali
Fräulein J. Schmidt	Herr Ries
	Herr Stöckle
	Herr Schwarz

Orchester ohne Angabe des Instruments:

Herr C. Battianö	Herr Pezzold
Herr F. Battianö	Herr H. Sachs
Herr D. Blum	Herr A. Sachs
Herr Hambrecht	Herr Schell
Herr Hessel	Herr Tonoli
Herr Jüllig	Herr Tritschler

Fast alle Genannten waren „mit Vergnügen“ o. ä. Kommentaren bereit, ihr Können gratis in den Dienst der Kirchenmusik zu stellen. Einer allerdings gab für seine Ablehnung die folgende einleuchtende Begründung ab: *„Durch kräftige Unterstützung der Kirchenmusik, in 3 theuern Instrumenten bestehend, die ich ein Jahr lang der Kirche überlassen und ihre Kosten trug, für Bezug und Reparaturen, glaube ich mit Recht und Gewissen das bescheidene Honorar von 15 fl noch für Mühe und Zeitaufwand für Proben hinnehmen zu dürfen, mit dem Wunsche auch allen früheren Mitwirkenden das ihrige zu belassen, um die Theilnahme des Orchesters nicht noch geringer zu machen als sie schon geworden ist. In der Stadt, wo die Großherzogliche Oberstiftungs-Behörde ihren Sitz hat, bezieht ein Chorist 80 fl, und in Freiburg ein Violinist 100 fl. Hochachtungsvoll Offenburg, 19. November 1868 Chormusik-Mitglied Jüllig.“* In ähnlicher Weise äußerte sich ein namentlich nicht bekannter Schreiber: *„Nach des Unterzeichneten unmaßgeblicher Meinung ist das Hauptmittel, den Kirchenchor fester zu kitten, die Gewährung einer der Zahl der Mitglieder entsprechenden höheren Summe zur Vertheilung unter dieselben. Verläugne man sich's nicht: Unsere Zeit ist nicht diejenige, in der die Dome von Freiburg, Straßburg Köln etc erbaut worden sind.“*

Probeklokal: Bei Pfalzwirt Hessel

Im Jahr 1869 verweigerte der Katholische Oberstiftungsrat in Karlsruhe die Genehmigung des Etats für „*Unterhaltung der Kirchenmusik u. den Organistendienst als den Kirchenfond zu sehr belastend*“. Dies führte zu Überlegungen, wie die Arbeit „*ohne Anwendung des bisherigen Aufwandes zu thun*“ sei. Das sei aber nur dann möglich, „*wenn die Proben in einem Locale – etwa in einer Knabenklasse – abgehalten werden, wo man, wie früher, die in der Kirche abgängigen Wachskerzen zur Beleuchtung verwendet.*“

Da es wohl nicht leicht sein dürfte, mit Dilettanten etwa eine Kirchenmusik, wie in Freiburg etc, wo meistens Fachmusiker thätig sind, ins Leben rufen zu können, so glaubt der Unterzeichnete, wird man billig einen bescheidenen Maßstab anzugeben die Güte haben, und dürften darum die Proben nicht gerade in auffallend großer Anzahl vorgenommen werden müssen. Die Sopransängerinnen u. Altisten hätten zudem jede Woche eine 1½ stündige Specialprobe. Ein weiterer Kostenaufwand würde durch die Übung, die Proben durch Knaben, wie in frühern Zeiten ansagen zu lassen, wegfallen; auch die Bedienung würde durch dieselben besorgt. Die Entfernung der Kirche u. Schule dürfte für den Transport der Pulte, der Instrumente, Saiten etc nur vorthellhaft sein. –“ Bei dieser Gelegenheit erfahren wir Näheres über die Ausgaben für die Kirchenmusik in Hl. Kreuz:

Verzeichnis

**Der Ausgaben für den Musikchor
der Stadtpfarrkirche, seit der Trennung dieses Dienstes
von dem Organistendienste bis heut.**

[...]

dem J. Schweitzer in Freiburg

für eine Pastoralmesse von Horak

6f 43

[...]

dem Pfalzwirth Hessel hier für Saalmieth.und Beleuchtung zu den Proben:

den 27t Oktober 1868

18 f 54

lt. Rechnung vom 30. Dezember 1868

11 f 54

30 f 48

dem Jos. Rintersknecht hier

als Diener des Musikchors

16 f –

an Pfalzwirth Hessel, Beitrag des

Kirchenfonds zum Cäcilienessen

34 f 37

121 f 23

Hiezu wird noch kommen:

1. Die Belohnung des Directors Pfeifer hier ad 200f jährlich vom 1t Mai 1868 bis 1t Januar 1869 für 8 Monat	133 f 20
2. Belohnung des Gewerbelehrers Jüllig und seiner Ehefrau pro 1868 ad 15 f	30 f
3. Belohnung für die Musikanten, welche Bezahlung erhalten etc	<u>60 f</u>
zusammen	344 f 43

Offenburg den 19ten Januar 1869
kath. Kirchenfondverrechnung
[...] König

Bei der genannten Pastoralmesse, die über den Freiburger Domkapellmeister Schweitzer besorgt wurde, handelt es sich um ein Werk des böhmischen Komponisten Vaclav (Wenzel) Emanuel Horak (1800–1871). Der Chor des Freiburger Münsters besaß von diesem Meister vier Messen, jedoch nicht die in Offenburg aufgeführte Pastoralmesse.

Im Jahr 1869 war die Zahl der Sängerinnen, Sänger und Musikanten auf 33 angewachsen und zählte 5 Violinen: Jüllig, Maurer, Pezold, Anton Tonoli, Bischler, 1 Flöte: Kleindienst, 2 Kontrabässe: Stigler und Werner, 1 Violoncello: Tonoli, 5 Trompeten: Michel, Mandel, Scheurer, Gailer, Stigler, 1 Pauke: Rintersknecht, 8 Sängerinnen: Md. [Madame] Jüllig, Frl. Lehmann, Händel, Hölzlin, Haas, Stöhr, Bühlmann, Ganter, 3 Tenöre: Rubi, Berberich, Isemann, 4 Bässe: Kunz, Kopf, Kern, Kaiser, 3 Alt (vermutlich Knaben): Mesner Mandel Sohn, 2 weitere Personen, ebenfalls mit Namen Mandel. Das ausbezahlte Honorar schwankte zwischen 1 und 15 f und betrug insgesamt 200 f.

Kirchengesang in der Schule

Im Dezember 1883 trug sich der Lehrer J. A. Steiger an „*behufs Pflege des kath. Kirchengesanges [...] mit den kath. Schülern der Bürgerschule jeweils an Sonntagen nach dem Hauptgottesdienste eine Unterrichtsstunde in Kirchengesang abzuhalten, vorausgesetzt, daß die Mehrzahl derselben von ihren Eltern die Erlaubnis zur Beteiligung erhält; denn ein Zwang könnte bekanntermaßen hierin nicht geübt werden und würde auch unwürdig.*

Es wäre bei einem solchen Gesangsunterrichte zugleich Gelegenheit geboten, nach und nach einige Knaben für die Altstimmen des Kirchenchores heranzubilden.

Mit dem Organisten, Hr. Schmied habe ich mich hierüber besprochen und begrüßt er meine Absicht aufs wärmste und verspricht meine Bestrebungen nach Kräften zu unterstützen.

Aus geeigneten Musikalien habe ich unter Zurateziehung des Hr. Schmied folgendes Werk ausgewählt, das mir am besten für vorliegenden Zweck geeignet schien:

Messgesänge für den Chor= Volks= und Schulgesang, gesammelt und harmonisiert von Johann Diebold zu St. Martin in Freiburg. Verlag bei Anton Böhm und Sohn in Augsburg. Preis 5 Mark Netto [...] Da ich bereits von einer beträchtlichen Anzahl kath. Schüler die Mitteilung habe, daß ihre Eltern die besprochene Erlaubnis gegeben haben und da ferner zu erwarten steht, daß noch mehrere folgen, so könnte der besprochene Gesangunterricht am Sonntag den 13. Januar 1884 seinen Anfang nehmen.“ Der Stiftungsrat genehmigte erwartungsgemäß die Anschaffung der Messgesänge. Wieviele Knaben dann am Ende dem Kirchenchor beitraten, ist nicht überliefert.

Tanzkränzchen und Weinrechnung für den Cäcilien-Verein

1868 wurde auf dem Bamberger Katholikentag der Allgemeine Cäcilienverein (ACV) zur Reform der Kirchenmusik gegründet. In Offenburg fand die Gründung des Pfarrvereins am 14. Oktober 1886 statt. *„Die 31 Chormitglieder werden mit 342 M honoriert, der Chorregent mit 600 M, der Blasbalgzieher mit 80 M. Mit den Chormitgliedern werden wöchentlich 2, mit den Choralknaben ebenfalls 2 Gesangsproben gehalten, die im allgemeinen gut besucht werden.“* Doch schon im Gründungsjahr gab der junge Cäcilienverein Anlass zur Klage. So berichtete Josef Schulz, stellvertretender Diözesanpräses und Pfarrer in Oberweier, dem Erzbischöflichen Ordinariat Freiburg über eine nicht satzungsgemäße Veranstaltung: *„Der Pfarrverein Offenburg hat im Jahre 1888 ein Tanzkränzchen veranstaltet unter Anwesenheit der beiden Pfarrgeistlichen, was durch die Generalstatuten Titel II., Ziffer V. Nr. 14 streng untersagt ist.“* Was hätte der Geistliche wohl zu der folgenden Rechnung gesagt, welche für die Cäcilienfeier des Jahres 1887 – also noch vor dem Beitritt des Offenburger Kirchenchores zum ACV von einer Offenburger Wirtin ausgestellt wurde:

Offenburg 20. Januar 1886
Rechnung

Für Tit: Cäcilien Verein Offenburg
von Frau Dathe Wwe. Offenburg

42 Couvert	à 2	84 M
2 “	für die Herren Kapläne	4 M

73 Fl. Tischwein	à 50 Pf	36 M 50
64 Fl. Klevner	1 M 50	96 M
61 fl. Rothwein	1 M 70	103 M 70
Wein und Getränk für ...		3 M
		<hr/>
	Sa	327 M 20

*Im Einverständniß sämtlicher
Mitglieder des Kirchenchores
als richtig anerkannt
Offg 4/3 86
(gez) O. Schmidt
Chorregent*

[Randbemerkung des damaligen Rechners:] *Wenn man bedenkt, daß mehr als die Hälfte der Mitglieder Frauenzimmer sind, so ist wahrhaft gesoffen worden.*

An der Wende zum 20. Jahrhundert

Zwei Schulmänner haben sich im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts um die Kirchenmusik von Heilig Kreuz verdient gemacht: der bereits genannte Josef Alfons Steiger († 1906) und der Organist und Chordirigent Otto Schmid (1870–1903). Letzterer war 1847 in Inneringen/Hohenzollern geboren. „*Unter sehr schwierigen Verhältnissen waltete Schmid mit großer Liebe seines Amtes; er war ein vorzüglicher Orgelspieler. Auch als Komponist war er fruchtbar und einige seiner Kompositionen sind von hervorragenden Kirchenmusikern sehr gut recensiert worden und finden auch bei den Zuhörern viel Anklang.*“ Von Steiger stammt die erste Chronik des Kirchenchores (begonnen 1895). Seine Berichte handeln von geselligen Veranstaltungen: Ausflügen, Cäcilienfeiern, Darbietungen für die Gönner der Kirchenmusik in der „Alten Pfalz“ und im Saal des Katholischen Vereinshauses „Union“, der späteren Stadthalle. Ihm verdanken wir auch wiederholt Mitgliederlisten: „*Der Kirchenchor zählt zur Zeit [1895] 28 aktive Mitglieder: Sopran: Frau Zachmann Sophie, Fräulein Wittmann, Lina, Hesch, Luise, Kraus Luise, Schirrmann Emma, Stöhr Anna, Siefert Sophie, Schilli Ida. Alt: Schmidt Luise, Stritt Emilie, Hoch Anna, Schilli Amalie, Schmidt Bertha, Schirrmann Bertha, Handloser Elise. Tenor: Herr Nahm Adam, Rektor, Adrion August, Bürgermeister, Dosch Franz, Professor, Hesch Robert, Hauptlehrer, Buchholz Theodor. Baß: Wohlschlegel Karl, Neuburger Peter, Martin Paul, Hauptlehrer, Wohlfahrt Josef, Hauptlehrer, Wehrle Emil, Hauptlehrer, Scheurer August, Brecht Julius, Hauptlehrer, Herrmann Julius, Hauptlehrer.*“

„Zwei Mal: Hugle in Offenburg“

Unter diesem Titel gab 1970 Stadtpfarrer i. R. Hermann Hugle eine Schrift zur Erinnerung an seinen Vater Theodor Hugle heraus. Von 1903 bis 1924 versah dieser an der Stadtpfarrkirche Heilig Kreuz den Dienst als Organist und Chorleiter. *„Am Donnerstag den 24. Mai (Christi Himmelfahrt 1906) hatte die hiesige kath. Gemeinde ein Doppelfest, nämlich morgens Firmung und nachmittags 3 Uhr feierliche Grundsteinlegung der II. kath. Stadtkirche (Dreifaltigkeitskirche) durch S. Excell. den Hochwürdigsten Herrn Erzbischof Dr. Thomas Nörber. Zum Einzug in die Kirche wurde gesungen: ‚Ecce Sacerdos‘ von [Pancratius] Rampis mit Hornbegleitung. Bei der Grundsteinlegung sang der Chor ‚Hoch tut euch auf ihr Thore der Welt‘ v. Ch. W. Gluck.“* Abends bei der Festversammlung im Unionsaal trug der Chor „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes“ aus „Die Schöpfung“ von J. Haydn vor. Frl. Schwarz (Sopran) und Herr Boulanger (Tenor) sangen „Ave Maria“, ein Duett von Theodor Hugle. *„Die Gesänge wurden sehr beifällig aufgenommen, besonders das „Ave Maria“, das stürmischen Beifall erntete und nochmals wiederholt werden musste.“* Besondere Beachtung fand bei der Pfarrgemeinde die St.-Josephs-Messe von Schweizer mit Instrumentalmusik. *„Die Herren des Orchesters haben in uneigennütziger Weise ihre Kunst in den Dienst der hl. Sache gestellt und sich dadurch ein großes Verdienst erworben. Die Aufführung am Ostertag [1906] war rein, präcis und schwungvoll, und die sehr große Zahl der Kirchenbesucher war hierüber sehr erbaut.“* Am 1. April 1906 fand im Unionsaal ein geistliches Konzert statt. Auf dem Programm standen u. a. „Ave verum“ von Mozart, die Arien „Ich weiß, dass mein Erlöser lebt“ und „Doch du ließest ihn im Grabe nicht“ aus dem „Messias“ von Händel und das Oratorium „Die hl. Cäcilia“ von Haller, *„das auf Wunsch wiederholt wurde“*. – Aus dem Überschuss des Konzerterlöses wurde die St.-Cassianus-Messe des Brixener Domorganisten Josef Gregor Zangl angeschafft.

Wenige Wochen vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs sang der Kirchenchor anlässlich seines Jahresausflugs in der neuen Karl-Borromäus-Kirche von Neusatz die Festmesse von Gruber und ein achtstimmiges „Veni creator“. Nach dem Gottesdienste wurde das an hervorragenden Kunstwerken der Plastik und Ornamentik (Valentin, Sutor und Henselmann in Offenburg u. a.) reiche Gotteshaus besichtigt. *„Der Krieg verhinderte [...] eine kirchenmusikalische Veranstaltung“*; denn *„nicht weniger als 10 Sänger stehen im Felde. Es sind die Herren Böninger Friedrich, Burg Wilhelm, Dold Leo, Gabel Philipp, Klein Albert, Ott Paul, Schmidt Benedikt, Schmidt Emil (liegt verwundet in einem französi-*

schen Lazarett), *Schöner Georg und Stoll Friedrich*“. Leo Doll, „*ein geschätztes Mitglied des Kirchenchors zum Hl. Kreuz*“ erhielt die Hessische Tapferkeitsmedaille, weil er „*seinen Kameraden Göppert von hier aus dem schwersten Minenfeuer getragen und verbunden*“ hatte. Im April 1918 waren 12 Tenöre und 14 Bässe zum Kriegsdienst eingezogen, unter ihnen Hermann Hugle, der spätere Stadtpfarrer von hl. Kreuz. Sechs Kirchenchorsänger waren im Krieg gefallen.

Kirchen-Gesangfest an Kreuzerhöhung 1922

Im September 1922 wurde die Feier des Titularfestes der Offenburger Mutterkirche als „Kirchen-Gesangfest“ begangen. Am Morgen führte der Kirchenchor mit seinen 70 Sängern die „Missa festiva i. h. Carol. Borrom.“ mit Streichorchester und Orgel von Mitterer auf. Die Festpredigt hielt P. Fidelis Böser OSB aus Beuron. Am Nachmittag waren 454 Sängerinnen und Sänger aus elf Kirchenchören von Offenburg und Umgebung in der Kreuzkirche zum Lobe Gottes versammelt. Die 80 Mitglieder des Kirchenchors S. Trinit. Offenburg sangen unter der Leitung von Hauptlehrer Eidel gregorianische Weisen nach der Vaticana und ein mehrstimmiges „Jubilate Deo“. Der Kirchenchor Hofweier trug unter der Leitung von Oberlehrer Kähni „Sanctus“ und „Agnus Die“ aus der Zäzilienmesse von Schulz vor. Der gastgebende Chor gab das „Gloria“ aus der „Missa brevis“ von Palestrina zu Gehör. Nach der Gesangsaufführung war eine Festversammlung im Dreikönigssaal.

Beethovens „C-Dur-Messe“ und das „Requiem“ von Mozart

Auf Theodor Hugle folgte von 1924 bis 1926 Theodor Lipp als Organist und Chorleiter. Den Organistendienst hielt er auch unter Joseph Martin bei, der den Kirchenchor von 1926 bis 1941 mit kurzen Unterbrechungen leitete. Unter ihm wurde die große „C-Dur-Messe“ von Beethoven einstudiert, die er erstmals im Herbst 1927 aufführte. Über die Wiederholung an Ostern 1928 berichtete das „Offenburger Tageblatt“: „*Dicht gedrängt standen die Gläubigen in den Gängen und auf den Emporen des Kirchenschiffes [...] Herr Chordirektor J. Martin [...] verstand es mit gewandter Stabführung, die wundervollen Sätze aufs feinste herauszustellen und dem Ganzen den echten würdigen und hochfeierlichen Charakter seiner liturgischen Bestimmung im Sinne Beethovens abzurufen.*“

In der Fastenzeit 1938 trübte sich das ursprünglich gute Verhältnis zwischen den beiden katholischen Stadtpfarreien.

Der Kirchenchor Heilig Kreuz hatte das „Requiem“ von Mozart einstudiert und zu zwei Aufführungen am Nachmittag des Sonntags „Reminiscere“ in Gengenbach und Offenburg eingeladen. Dabei fanden Tumbagebete für die gefallenen Krieger statt. Stadtpfarrer Augenstein von der Dreifaltigkeitskirche zeigte sich besorgt, *„ob nicht der Besuch der Fastenpredigten stark notleidet und wir daran mitschuld hätten“*, schlug zwar die Programme *„trotz dieser starken Bedenken“* an, konnte sich aber *„zur Einladung von der Kanzel [...] aus besagten Gründen nicht entschließen“*. Er bat dringend, *„noch einmal zu prüfen, ob die Andacht nicht, sowohl aus pastorellen Gründen wie in gegenseitigem Interesse auf mindestens 5 Uhr vorverlegt werden könnte“*. – Karl Eidel, Chorleiter der Dreifaltigkeitskirche, dagegen schrieb dem betagten Pfarrherrn von Hl. Kreuz, Dekan Adam Lipp: *„Ich habe [...] unseren Chormitgliedern den Besuch der kirchenmusikalischen Aufführung warm empfohlen.“* Im Nachhinein zeigte sich: *„Die Befürchtung des Herrn A., dass der Besuch seiner Fastenpredigt stark notleiden würde, war jetzt ganz unbegründet; nach der Aussage des Fastenpredigers, Herrn Prof. Höfler, waren an jenem Sonntag nicht weniger Zuhörer in der Dreifaltigkeitskirche als an den anderen Sonntagen.“* – notierte Dekan Lipp in den Pfarrakten.

„Missa Brevis in B-Dur“ KV 275 von W. A. Mozart

Noch zu Beginn des Zweiten Weltkrieges konnte der Chor mit der Einstudierung der „Missa Brevis in B-Dur“ von Mozart beginnen. Bald schon musste diese Arbeit kriegsbedingt eingestellt werden. Auf einer undatierten Liste notierte der damalige Vorsitzende Ludwig Schneider die Namen der folgenden Sänger, die zum Krieg eingezogen waren: Matrose Hermann Spinner, Soldat Bruno Bayer, Obergefr. Hermann Huber, Soldat Adolf Hochadel, Uffz. Adolf Münzer, Schütze Roman Vallendor und Soldat Alfred Neff. In kleiner Besetzung konnte der Kirchenchorgesang während des Krieges gepflegt werden, auch dann noch, als die Pfarrkirche 1944 durch Artilleriebeschuss beschädigt war und die Messfeiern im Keller des Vinzentiushauses stattfinden mussten. Bei der Wiedereröffnung der Pfarrkirche am 15. Juli 1945 erklang zum ersten Mal die neu einstudierte „Missa Brevis in B-Dur“ unter der Leitung von Otto Kolb. In bewegten Worten dankte Stadtpfarrer Hugle dem Chor in einem kleinen Schreiben: *Es war „ein einmaliges, einzigartiges Erlebnis und ein unvergessliches religiöses Erlebnis. Sie haben durch die ausgezeichnete Aufführung der Mozart-Messe den musikalisch wesentlichsten Beitrag geleistet. Ich kann Ihnen allen, den Solisten, dem Orchester, meiner Schwester Marie und Herrn Chordirektor*

Kolb, dem Inspirator am Dirigentenpult und Künstler an der Orgel, nur aus ganzem Herzen danken; der Chor hat sich selbst übertroffen. Sie haben darüber hinaus Tausenden von leiderfüllten Menschen den Trost des Glaubens und der religiösen Kunst geschenkt. Das mag Ihnen allen eine innere Freude sein und ein Ansporn zu weiterer opferbereiter Arbeit.“

Die Ära Josef M. Fasbender

An der Dreifaltigkeitskirche wirkte in den 1940er Jahren Kaplan Josef Hall. Dieser meldete sich nach dem Krieg freiwillig als Theologiedozent für das „Seminar hinter Stacheldraht“ des Abbé Franz Stock in Chartres. Dort kam es zu der für Offenburg so wichtigen Begegnung mit dem Kriegsgefangenen Josef M. Fasbender aus Gelsenkirchen-Buer. Nach dem Musikstudium in Köln war diesem von Prof. Dr. H. Lemacher das Zeugnis ausgestellt worden, er sei einer seiner aufgeschlossensten und eifrigsten Schüler gewesen. Vor Einberufung zur Wehrmacht war er in Regensburg als städtischer Musiklehrer tätig. Nach Ende des Zweiten Weltkriegs übernahm Fasbender im Priesterseminar der kriegsgefangenen Theologiestudenten die Stelle eines Dozenten für Musik. Abbé Johner und Regens Abbé Stock stellten Fasbender ein äußerst günstiges Zeugnis aus: *„Bei hochfesttäglichen Gottesdiensten und Besuchen hoher Gäste führten Chor und Orchester unter seiner Stabführung unter anderem eigene Kompositionen auf. Die Christkönigs- und Michaelskantate, ferner die Adventsmotette hinterließen einen besonders starken Eindruck durch das neuartige Zusammenwirken von Chor und Gemeinde. Das Seminar verdankt Herrn Fasbender ein gut Teil seiner Musikkultur [...]“* Zu den „hohen Gästen“ im Priesterseminar hinter Stacheldraht zählten der Kardinal-Erzbischof von Paris und Nuntius Roncalli, der spätere hl. Papst Johannes XXIII. Kaplan Hall machte den Stadtpfarrer von hl. Kreuz auf Fasbender aufmerksam, der am 1. September 1947 sein Amt als Chorleiter und zunächst auch als Organist antrat und schon am Kreuzfest die erste Orchestermesse leitete. Die Ära Fasbender war für Heilig Kreuz und darüber hinaus für die Stadt Offenburg und Umgebung eine äußerst fruchtbare Zeit. Gewaltige Chorwerke wurden wieder aufgelegt: Beethovens C-Dur-Messe, Mozarts „Requiem“ und „Die Schöpfung“ von Haydn.

Am 8. Mai 1949 erklang in der Stadtpfarrkirche Heilig Kreuz zum ersten Mal die e-Moll-Messe von Anton Bruckner. Der Kirchenchor wurde von einer Bläservereinigung des Südwestrundfunks, Studio Freiburg, verstärkt durch Offenburger Musikfreunde, begleitet. Das Programmblatt zum Preis von

1,50 DM berechnete zum Eintritt. Fasbender begründete die Auswahl des Werkes mit einem Wort das auf einer Tagung der „Internationalen Brucknergesellschaft“ gefallen war: *„Wenn je einer musizierend wirklich den Himmel offen gesehen hat, dann ist es Bruckner gewesen. Was für die anderen großen Musiker seiner Zeit Dichtung, Philosophie, Wissen, kurz Kultur, im umfassendsten Sinne war, das war für ihn Gott, und so spüren wir in Bruckners Schaffen den Zusammenhang mit dem Schöpfer und seiner Schöpfung.“* Diese Worte waren in den nächsten Jahrzehnten ein Leitwort für die Kirchenmusik in der Kreuzkirche: Es folgten Bruckners f-Moll-Messe, sein Te Deum und die Motetten „Locus iste“, „Virga Jesse“ sowie das fünfstimmige „Ave Maria“ – letzteres erklang viele Male in den Maiandachten. Bruckners „Te Deum“ sang der Chor zum letzten Mal im Jahre 1958 in der Stadthalle aus Anlass des Mittelbadischen Katholikentages zum 500. Todestag des seligen Markgrafen Bernhard von Baden.

Aus der Fülle der von Fasbender einstudierten großen Werke sind zu nennen: Das Weihnachtsoratorium von J.S. Bach, die C-Dur-Messe von Beethoven, die große Messe in As-Dur von Franz Schubert, die Nicolai-Messe und die Heiligmesse von Haydn sowie das „Dettinger Te Deum“ von Händel. Von großem Gewinn erwies es sich, dass Fasbender neben seinem kirchlichen Dienst auch die Leitung des Orchestervereins in Händen hatte.

Zu Fasbenders 20-jährigem Wirken in Offenburg schrieb die Presse: *„Der Wahl-Offenburger Josef Maria Fasbender gehört zu den glücklichen Menschen, denen der Beruf zugleich auch Berufung und Hobby ist [...] Es ist nicht übertrieben zu sagen, dass er dem Musikleben in Offenburg neue Impulse gegeben hat und dass in Sonderheit der Kirchenchor von Hl. Kreuz in erster Linie J.M. Fasbender zu danken hat, dass der Chor heute einen so guten Namen hat.“*

Agnes Perras, Organistin der Spitzenklasse

Anfang der 1960er Jahre gab Fasbender den Dienst als hauptamtlicher Organist ab. Zum letzten Mal stellte der Stiftungsrat in Agnes Perras eine hauptamtliche Organistin an der Kreuzkirche ein. Sie trat ihren Dienst zu Ostern 1965 an. Über ihr meisterhaftes Spiel urteilte die Presse anlässlich eines Konzerts in Freiburg: *„Agnes Perras, Absolventin der Freiburger Musikhochschule und bewährte Meisterorganistin, erspielte sich nachhaltige Erfolge mit Werken der Barockzeit, der Klassik, Romantik und Moderne auf den vier Orgeln mit den drei separaten Spieltischen im Freiburger Münster.“* Der Rezensent hob die *„eminente Manual- und Pedaltechnik, das reife Stilempfinden und Gestaltungsvermögen*

der Organistin“ hervor. Das Konzert habe die Künstlerin „auf der Höhe reifer Meisterschaft, die sie in die Spitzenklasse heute maßgebender Organisten“ stelle, gezeigt.

Der Kirchenchor Heilig Kreuz vor dem „Aus“?

Bis zur Einführung der Liturgiereform nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil wurde an jedem Sonn- und Feiertag ein lateinisches Hochamt einschließlich dem Predigtlied „Veni Creator Spiritus“ und an den Hochfesten zur Aussetzung noch das „Tantum ergo“ gesungen. Hinzu kamen die sonntäglichen Messen und das Fest der Stadtpatronin St. Ursula. Mit der Zurückdrängung der lateinischen Sprache aus der Liturgie entfielen zahlreiche Aufgaben des Kirchenchores. Hinzu kam der Umstand, dass viele Chormitglieder im Laufe der Zeit aus der Mutterpfarrei in andere Wohngegenden umzogen. Als Fasbender 1975 seinen wohlverdienten Ruhestand antrat, wurde für kurze Zeit Berthold Zolg als Chorleiter gewonnen. Im Jahre 1980 war der Mitgliederstand soweit zurückgegangen, dass der Chor sich die Frage der Selbstauflösung stellen musste.

Kirchenchor Heilig Geist/Heilig Kreuz

In dieser misslichen Lage wurde der Gedanke einer Kooperation mit dem Kirchenchor Heilig Geist geboren. In Offenburg-Süd hatte Stadtpfarrer Lipp kurz vor dem Krieg die Josefskirche erbauen lassen. An ihr wirkte seit 1955 der junge Kirchenmusiker Konrad Seckinger (1935–2015). Das Anwachsen der beiden Stadtteile Hildboltsweier und Albersbösch erforderte den Bau einer größeren modernen Kirche, die dem Heiligen Geist geweiht ist. In ihr führte Konrad Seckinger die in der Josefskirche begonnene kirchenmusikalische Tradition fort und formte den Kirchenchor Heilig Geist zu einer lebendigen Gemeinschaft. Seine Aufführungen fanden weit über die Pfarrgrenzen hinaus Anklang. Viele Jahrzehnte hindurch fand regelmäßig das „Nachweihnachtliche Konzert“ statt. Dies waren Gründe genug zur Kooperation der beiden Kirchenchöre, die seit 1980 unter dem Namen „Kirchenchor Heilig Geist/Heilig Kreuz“ zusammenarbeiteten. Am ersten Tag der Hochfeste Weihnachten und Ostern sang der Chor Orchestermessen in Heilig Geist, an den zweiten Tagen fand das gleiche musikalische Programm in der Mutterkirche Heilig Kreuz statt. Hinzu kamen die Gestaltung von Eucharistiefeiern an gewöhnlichen Sonntagen des Jahres und Maian-

dachten in beiden Kirchen. In den letzten Jahren hatten auch einige der „Nachweihnachtlichen Konzerte“ in Heilig Kreuz stattgefunden. Daran beteiligte sich wie schon bei zahlreichen anderen Gelegenheiten die Chorvereinigung Concordia. Deren Leitung lag seit 1967 ebenfalls in den bewährten Händen von Konrad Seckinger.

Kirchenmusik in der neuen Seelsorgeeinheit Offenburg St. Ursula

Der Priestermangel brachte seit der Jahrtausendwende Veränderungen, die sich auch auf die Pflege der Kirchenmusik auswirkten. Zur Aufrechterhaltung der Seelsorgearbeit wurden die katholischen Pfarreien innerhalb der Stadt Offenburg zunächst in drei Seelsorgeeinheiten zusammengefasst. Seit dem 1. Januar 2015 bilden alle 14 Pfarrgemeinden die „Seelsorgeeinheit Offenburg St. Ursula“. Namensgebend für sie ist die Stadtpatronin gemäß dem Votum des Rates der Stadt Offenburg vom 3. September 1632: „*S. Vrsulae auch Gangolfi Vndt Apri Festtag uff ein tag Ewig Zue feiren*“.

Die Mitwirkung des Kirchenchores Heilig Geist/Heilig Kreuz an den liturgischen Feiern der Mutterkirche war nicht mehr gefragt. Er strich daher den zweiten Namensbestandteil und singt in sehr kleiner Besetzung nur noch in der Pfarrkirche Heilig Geist und der Josefskirche Hildboltweier unter der Leitung von Torsten Schwarz.

Die chorischen Einsätze in Heilig Kreuz übernahm unter der Leitung des Kirchenmusikers Felix Ketterer der Kirchenchor St. Sixtus Zunsweier. Er bildet auch den Kern des Projektchores, mit welchem Felix Ketterer große Kirchenkonzerte gestaltet, so im Dezember 2018 Psalmvertonungen von Felix Mendelssohn-Bartholdy. Im Oktober 2020 steht mit finanzieller Unterstützung der Offenburger Bürgerstiftung St. Andreas die Aufführung der großen „Messa di Gloria“ von Giacomo Puccini in der Mutterkirche Heilig Kreuz auf dem Programm.

Quellen:

- Pfarrarchiv Heilig Kreuz (Die Archivalien befinden sich als Depositum im Stadtarchiv Offenburg.):
Ao 1616 Ein Völliger und wahrhafter Bericht der ganzen Pfarr zu Offenburg und annectirter Kapellen [...] von dem Hochw. Herrn Lazarus Rapp damaligen Kirchherrn zu Offenburg, in: Rubrik: XVII. Kirchenvisitationen und Statistik. Betreff: d. Pfarrurbarium und Ortschronik. Jahr 1616 ff.
XII Kirchen- und Stiftungsdienste, h) Diverse Kirchendienste, hier: Musiker und Sänger, 1825 f.; XII. Kirchen- und Stiftungsdienste. e) Organistendienst.; XVII Kirchenvisitation und Statistik. a) Kirchenvisitationen 1837 ff.

Literatur

Walter, Kasimir: Bericht des Kirchherrn Lazarus Rapp über die Pfarrei zu Offenburg vom 26. September 1616, Offenburg, Druck von A. Reiff & Cie. 1892.

Recent researches in the music of the renaissance. Volume XXIV. ROSETUM MARIANUM(1604). Collected by Bernhard Klingenstein, Part I and II, Edited by William E. Hettrick, Madison, Wisconsin, 1977.

Scheurer, Werner: 150 Jahre Chorvereinigung „Concordia“ e. V. 1843–1993.

Schmider, Christoph: „Gotteslob mit Hörnerschall“ oder „Gräuel an heiliger Stätte“? – Untersuchung zur kirchenmusikalischen Praxis im Erzbistum Freiburg usw. (1821/27 – 1878), Freiburg 1994.

Kloidt, Karl Heinz: Chartres 1945. Seminar hinter Stacheldraht, Freiburg, 1988.

Währungsangaben. Bis zum Jahr 1873 galt im Deutschen Reich als Währung der Gulden = 60 Kreuzer = $\frac{1}{2}$ Taler. Der Gulden kam im 13. Jahrhundert in Florenz auf und hieß darum zunächst Florin und wurde mit fl oder f abgekürzt. Nach Einführung der Mark war der Gulden = 1,73 Mark noch eine Zeitlang in Umlauf. Die Mark (Goldmark) wird noch heute im Zusammenhang mit dem Versicherungswert von Gebäuden als Rechnungseinheit verwendet. Umgerechnet in die heutige Währung kann als Gleichung gelten: 1 Gulden = 17,30 Euro, 1 Mark (Goldmark) = 10 Euro.

Musik im Kloster Wittichen

Franz-Dieter Sauerborn

Das ehemalige Klarissinnenkloster Wittichen ist eine Gründung der seligen Luitgard, die um 1290 im Schenkenzeller Tal geboren wurde. 1302 fand sie Aufnahme im Kloster der Tertiärinnen in Oberwolfach. 1324 gründete sie mit zwei Ordensschwestern das Kloster Wittichen; 1325 folgten weitere 34 Schwestern von Oberwolfach.¹ Im Laufe der Jahrhunderte kam das Kloster durch Schenkungen zu einem gewissen Reichtum. Auch Frauen aus gehobenen Schichten, die oft eine musikalische Ausbildung hatten, traten ein. So wird Musik auch in diesem Kloster eine Rolle gespielt haben.

„Was aber will die alte kupferne Pauke, die heute vergessen und verlassen unter dem Klosterdach träumt, uns erzählen? Betrachtet mich nicht so verächtlich! Auch ich hatte einmal eine Glanzzeit. Damals, als dieses Haus noch von den flinken Tritten der frommen Schwestern belebt wurde und ihre weichen Stimmen in seinen Räumen schwangen; damals hatte ich eine gleichgesinnte Schwester. Ihr Stimmchen klang etwas heller als das meinige, der Glanz ihres Kupfers suchte mich an hohen Festtagen zu übertreffen. Wenn uns ein eifriges Nönnchen mit langgestielten weißen Lederbällen die schönsten Wirbel entlockte, waren wir nicht weniger stolz als jedes Mitglied unseres Künstlerkreises. Wohin mein frohes Schwesterchen geriet? Es steht unten in der Kirche und dient als Weihwasserbecken. Während ich kaum gesehen unterm Dach liege, tut es wenig geachtet und wenig betrachtet immer noch Dienst, geringen zwar, aber unentbehrlichen. Es hat es doch immer noch besser als ich. Rauhe Hände müssen es von meiner Seite gerissen haben. Schlimme Zeiten waren es für uns wie für das ganze Kloster. Ich rettete damals kaum das nackte Leben und meine einst so glatte Haut trägt Narben der Zeit. Auch meine anderen Kameraden habe ich lange nicht gesehen und ich fürchte, sie nie wieder zu finden. Oder könnte am Ende doch einmal wieder die Zeit kommen, wo die mächtigen Klänge eines gut besetzten Blasorchesters wie ehemals die Klosterräume durchrauschen?“²

*Pauke.
Klostermuseum
Wittichen*



Die im Klostermuseum erhaltene Pauke (fälschlich als Trommel bezeichnet) hat außen am Kessel folgende punzierte Inschrift: *Ad majorem Dei gloriam et Maria*, ein deutlicher Hinweis auf die klösterliche Herkunft des Instruments. Die „kleine Schwester“ war leider nicht mehr auffindbar.

Ob im Kloster Wittichen einst die Klänge eines gut besetzten Blasorchesters die Klosterräume durchrauschten, sei dahingestellt. Jedoch standen deutsche und österreichische Frauenklöster in der Musikausübung und ihrer Instrumentenbesetzung den Männerklöstern in nichts nach. Neben Streichinstrumenten wurden auch Blasinstrumente bis hin zur Trompete verwendet, auch Pauke, Harfe und Orgel waren vertreten. Häufig wurde in Frauenklöstern das Trumscheit als Trompetenersatz gespielt. Hierzu weiter unten.

Über die Musikausübung in deutschen Frauenklöstern der Frühen Neuzeit enthält die Arbeit von Linda Maria Koldau umfangreiches Material.³ Das Zisterziensnerinnenkloster Wonnental (bei Emmendingen) [richtig: Kenzingen] wird als einziges Frauenkloster in der Ortenau [richtig: Breisgau] genannt; es wurde 1806 aufgehoben und ausgeplündert.⁴ Das Kloster Wittichen wird nicht erwähnt. Durch Kriege, Raub, Reformation, Säkularisation, Plünderung, Brand und Zerstörung war kaum etwas übrig geblieben. Nach der Säkularisation war das verbliebene Hausinventar „rasch losgeschlagen“.⁵ Bücher oder Instrumente wurden nicht erwähnt. Im Katalog der Handschriften der Hofbibliothek Donaueschingen von K. A. Barack sind außer der Biographie der seligen Luitgart keine Bücher aus Wittichen

a) Stimmwirbel
der Pauke;
b) Inschrift auf
dem Kessel



aufgenommen.⁶ Das *Leben der seligen Luitgart, von dem Pfarrer Berthold von Bombach* aufgeschrieben, enthält auf den Blättern 91^b 92^a ein Lied mit 13 Strophen der seligen Luitgart: „*Diss gesang hat sant ligartten unser muotter und stifterin dises gots huss und closters wickhtenstein gemacht*“.⁷ Ob hierzu eine Melodie gehörte, muss offen bleiben. Eine Durchsicht der erhaltenen Akten im Fürstlich Fürstenbergischen Archiv in Donaueschingen brachte kein Ergebnis.

In Klöstern wurde hauptsächlich liturgischer Gesang gepflegt, also gregorianischer Choral. In den Witticher Satzungen vom 11. Sept. 1571 bis 10. Sept. 1577 wurde festgeschrieben, dass *Mette, Prim, Terz Sext, Non, Vesper und Complet täglich mit Fleiß, Ernst und Andacht zu sprechen seien*. An den Hochfesten sollen Prim, Messe, Vesper und das Salve zur Complet gesungen werden; ebenso und an Sonntagen soll ein Amt gesungen werden, am Montag ein Requiem für die Stifter und Guttäter, auch am Mittwoch und Freitag, am Samstag soll ein Liebfrauenamt gesungen werden.⁸ Vermutlich wurde der Gesang mit der Orgel begleitet. Wann eine Orgel angeschafft wurde, war nicht zu ermitteln. Eine Durchsicht der erhaltenen Akten im Fürstlich Fürstenbergischen Archiv in Donaueschingen brachte kein Ergebnis.⁹ Da am 27. Juli 1565 nur noch zwei Klosterfrauen im Kloster lebten, wollte man Kinder frommer Leute aufnehmen, die dann möglicherweise im Kloster bleiben sollten. Die Klosterfrauen unterrichteten sie im Lesen und Singen, damit der Gottesdienst wieder gebühlich vonstatten gehen konnte.¹⁰

Die Klosterordnung von 1583 lässt den Wiederaufschwung im Kloster Wittichen erkennen. Es gibt einen Chor und eine Meisterin, die für die musikalische Ausbildung der Schwestern verantwortlich war. Auch auf die Disziplin im Chor hatte sie zu achten. Da die Schwestern oft noch sehr jung waren, ist es leicht vorstellbar, dass sie mit der strengen Ordnung nicht immer einverstanden waren. Wunderlichkeiten und Trägheit im Singen und Lesen, aber auch falsches Singen wurden bestraft. Eine Schwester, die falsch sang, musste *vor Tisch* singen, lesen, beten oder sonst schwere Buße tun. Unerlaubtes Verlassen des Chors führte zu Weinenzug. Die Gesangbücher waren sorgsam aufzubewahren, weniger gebrauchte sollten eingeschlossen werden.¹¹

Bei der Aufnahme in das Kloster waren musikalische Fähigkeiten von Nutzen. Vorwiegend adlige Frauen waren auch im Spielen von Instrumenten bewandert. So konnte der Abt von Gengenbach am 12. Oktober 1589 den Frauen von Wittichen eine Tochter des Markgrafen von Baden empfehlen, die in den Orden eintreten wolle und eine Orgel oder ein Positiv mit-

bringe und die Orgel gut *schlagen* könne. Die Aufnahme wurde bewilligt, kam aber zu spät, da die Tochter des Markgrafen in Straßburg im Kloster zu St. Margarethen Aufnahme gefunden hatte. Sie habe aber noch eine Schwester, die ebenfalls Orgel spiele und in Wittichen eintreten wolle.¹² Das Straßburger Klarissenkloster St. Klara am Roßmarkt, das von ca. 1300 bis 1525 bestand, war für das Orgelspiel bekannt.¹³

Eine Orgel ist im Kloster Wittichen 1777 nachweisbar. Wann und von wem sie gebaut wurde, ist bislang unbekannt. Im Schreiben Wittichen 8. Dez. 1822 geht es um die Reparaturkosten, die vom Haus Fürstenberg übernommen werden sollten. Als Orgelbauer werden genannt Herb (1852) und Scharfenberger (1853) in Offenburg sowie Jakob Forell, der im Freiburger Adresskalender von 1850–1882 in der Kirchstraße 11 eingetragen ist.¹⁴ Forell war Schwiegersohn und Nachfolger des Freiburger Orgelbauers Josef Merklin, dessen Orgeln als solid und elegant verarbeitet galten.¹⁵ 1908 bzw. 1909 erhielt die Klosterkirche Wittichen, inzwischen zur Pfarrkirche geworden, eine neue Orgel der Firma Wilhelm Schwarz & Sohn in Überlingen. Dieses Werk ist erhalten und wurde 2007 restauriert. Die Firma Schwarz & Sohn, gegründet 1873, war neben der Durlacher Orgelbaufirma Voit der bedeutendste Orgelbauer in Baden. Zahlreiche Werke wurden im Laufe von mehr als 100 Jahren gebaut, u. a. in St. Roman 1895, Gengenbach 1899, Salem 1901 und Schenkenzell 1913.¹⁶



Orgel der Firma
Schwarz & Sohn 1909

Ob im Kloster Wittichen mehrstimmig (figural) gesungen wurde, wie es im Freiburger Kloster St. Clara zu Freiburg der Fall war, ist nicht bekannt. Dort hatten die Schwestern des Basler Klosters Gnadenthal Aufnahme gefunden. Sie waren durch die Reformation aus Basel vertrieben worden. Auch das Basler Domkapitel, Erasmus von Rotterdam und der schweizerische Humanist und Musiktheoretiker Glarean kamen nach Freiburg i. Br. Es ist daher nicht verwunderlich, daß sich Glarean um die musikalische Ausbildung der Schwestern kümmerte. In einem Tagebuch des Klosters wird über die musikalische Betätigung dreier Nonnen berichtet. Unter Glareans Anleitung übten sie sich im Figuralgesang und führten diese Musik im Gottesdienst auf:

Anno 1556 hat der edel und hochgelehrt Herr Glareanus, ein gekrönter Poet, mit Erlaubnis der geistlichen Oberkeit des Claraklosters angefangen, die jungen Schwestern daselbst im Figuralgesange auf drei Stimmen zu unterrichten.

Zuvor sangen sie zwar auch Figural, aber dasselbige war gar nichtig. Herr Glarean componierte ihnen die Gesänge selber, wie er auch etliche Musikbüchlein in Druck gehen ließ. Zu solchem Gesang setzte er drei Meisterinnen, für den Baß die Schwester Dorothea, für den Tenor die Schwester Maria, für den Discant die Schwester Barbara. Diese dirigierte den Gesang ganz wol und zierlich, daß dem Gotteshaus ein großer Ruhm daraus erwuchs.

Als Kaiser Ferdinand im Jahre 1562 nach Freiburg kam, beehrte er besonders auch nach dem Clarakloster, um den schönen Figuralgesang zu hören. Seine Majestät und die Kaiserin, so von vier Männern auf einem Sessel in den Chor getragen worden, wohnten der Vesper bei, welche die Schwestern ganz ausfigurierten, während der kaiserliche Caplan officierte. Das Kloster erhielt hierfür eine Verehrung.

Ebenso besuchte Erzherzog Ferdinand bei seiner Anwesenheit zu Freiburg im Jahre 1567 das Kloster huldreichst heim, um solchen Vespergesang anzuhören. Auch andere vornehme Personen hörten und belobten ihn. Diesen Gesang hatten die Schwestern in steter Übung bis ins Jahr 1598, wo zum letzten Male das ganze Amt figurirt wurde; denn der Lehrer war gestorben und die Meisterschwestern gingen ab, ohne daß man neue Stimmen nachziehen konnte.¹⁷

Mehrstimmige Musik war in Männerklöstern problemlos ausführbar, da man die hohen Stimmen mit Knaben besetzen konnte. In Frauenklöstern war die Besetzung der tiefen Stimmen schwieriger; teilweise wurde die Bass-Stimme oktaviert



Historisches Museum
Basel – Musikinstru-
mentenmuseum:
Bassgeige



Historisches Museum
Basel – Musikinstru-
mentenmuseum:
Viola d'amore.
Inv.-Nr. 1876.22

des Klosters St. Clara in Freiburg i.Br. *mellissime* gesungen hätten.²⁰

Neuerdings konnte Klaus Graf im Historischen Museum Basel – Musikinstrumentenmuseum – Instrumente nachweisen, die aus dem Kloster Wittichen stammen.²¹ Es handelt sich um eine Viola d'amore (Inv. 1876.22) und zwei Trumscheits (Inv. 1876.21.a und 1876.21.b), zusätzlich ein Bassbogen (1876.23), ursprünglich einer 5-saitigen *Baszgeige* zugehörig, die verschollen ist. Die Instrumente wurden von den Basler Bankiers und Handelsleuten Passavant angekauft, die in Schiltach tätig waren und 1849 als Hauptgläubiger die Nähfadefabrik (Spinnerei) am Hohenstein übernahmen. Lepold Mozart schreibt zum Bass:

*Die siebente Art heußt das Bassel oder Bassete, welches man, nach dem italiaenischen Violoncello, das Violoncell nennet. Vor Zeiten hatte es 5 Seyten; itzt geigt man es nur mit vieren [...]*²²

Eine Viola d'amore ist ein Saiteninstrument, das überwiegend in der Barockzeit gespielt wurde. Es unterscheidet sich von der Viola (Bratsche) in der Bauart und der Stimmung. Sie hat sechs gestimmte Darmsaiten und zusätzlich und weitere sechs mitklingende Resonanzsaiten aus Stahl. Die Stimmung des Instruments richtete sich oft nach dem gespielten Werk; meistens war es aber in D-dur gestimmt. Der Korpus ähnelt eher einer Violdagamba als einer Bratsche: c-Löcher statt f-Löcher, hängende Schultern und überwiegend einen glatten Boden. Ihre Blütezeit geht vom 17. Jahrhundert bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Werke für die Viola d'amore schrieben u. a. J.S. Bach, Georg Philipp Telemann, Antonio Vivaldi, Carl Stamitz. In neuerer Zeit komponierten für das Instrument Paul Hindemith, Frank Martin u. a.²³ Die Viola d'amore aus Wittichen wurde 1714 von dem Lauten- und Geigenmacher Christoph Enzensperger in Füssen gebaut. Christoph Enzensperger wurde am 21. Aug. 1670 in Füssen geboren und starb dort am 3. Febr. 1748.²⁴

Zur Viola d'amore ist bei Leopold Mozart zu lesen:

*Es ist eine besondere Art der Geigen, die, sonderlich bey der Abendstille, recht lieblich klinget. Oben ist sie mit 6. Darmseyten, davon die tieferen übersponnen sind, und unter dem Griffe mit 6. stähleren Seyten bezogen, welche die letztere weder gegriffen noch geigt werden, sondern nur, den Klang der oberen Seyten zu verdoppeln und fortzupflanzen sind erdacht worden. Dieses Instrument leidet viele Verstimmung [gemeint Stimmungen].*²⁵

Wenige Zeilen später schreibt Leopold Mozart über das Trumscheit:

Eine alte Art der Geiginstrumente ist die aus dem Trumscheid entstandene Trompete marine. Es hat nur eine grosse Darmseyte; hat einen dreyeckichten Körper; einen langen Hals u. s. w. Die Seyte liegt auf einem Stege, welcher auf einer Seite den Sangboden kaum berühret, und folglich verursacht, daß die Seyte, wenn sie gezeigt wird, einen schnarrenden Ton, gleich einer Trompete, von sich giebt.

Das Instrument wird beim Spielen gegen die Brust gedrückt. Der Bogen bewegt sich über der greifenden Hand. Der bereits genannte schweizerische Humanist Glarean beschreibt das Trumscheit folgendermaßen:

Ferner bedienen sich die am Rheine wohnenden Germanen und Gallier Instrumente [...] aus drei in der Form einer dreiseitigen Pyramide [sic!] der Länge nach allmählig zugespitzter zusammengeleimter Latten, welches Instrument sie Trummescheit (Tympani Schyzae) nennen. Eine über einer Fläche zwischen den beiden Magaden [Steg und Sattel] gespannte Saite wird durch einen mit Harz bestrichenen Bogen in Bewegung gesetzt oder vielmehr geschabt [...] Manche fügen dieser Saite eine halbsolange Saite hinzu, damit jene andere in den Enden die Oktave stärker ertönen lässt. [...] Das erwähnte Instrument halte ich für sehr alt. Die Spieler tragen es auf den Straßen umher, indem sie die Spitze, worin die Schlüssel [Stimmwirbel] sind, durch welche die Saiten gespannt werden, auf die Brust setzen, auf der anderen weiterhin breiten Seite [...] halten sie mit der Linken das Instrument, [...] die Rechte führt den Bogen. [...] Jenes Geräusch [ein Mitschwirren] hatten sie durch einen bogenförmigen Steg ausgedacht, dessen breiterer und dickerer Fuß die Saite gegen die Basis hin unterstützte, und dessen anderer verstümmelter Fuß, dem sie einen festen Boden aus Elfenbein oder aus einer anderen harten und glänzenden Materie gaben, diesen tremulierenden Ton bewirkte. Ich mußte lachen über die Erfindung dieser Leute [...] Zuweilen befestigen sie in der äußersten Ferse des vorgestreckten Fußes einen ganz dünnen Nagel, damit das Zittern auf der Unterlage stärker erklingt.²⁶



Memling:
Hans Memling:
Musizierende Engel.
Königliches Museum
für Schöne Künste
Antwerpen

Das Spielen von Trompeten in Frauenklöstern war zwar möglich, teilweise aber auch verboten. Als Ersatz diente das Trum-



*Trumscheit. Historisches Museum Basel – Musikinstrumentenmuseum:
2 Trumscheits.
Inv.-Nr. 1876.21a u.
21b*

scheit, auch Nonnentrompete oder Tromba marina (Marien-trompete) genannt. Das Instrument mit der Seefahrt in Verbindung zu bringen, ist nicht richtig, auch wenn auf einem Festumzug in München 1662 Trombe marine auf einem Schiff des Charon (dem Fährmann der [griechischen] Unterwelt) gezeigt wurden. In der bildenden Kunst wird das Instrument oft mit der Musik der Engel in Verbindung gebracht.²⁷

Glareans Mitteilung, er halte das Instrument für sehr alt, kann nur bestätigt werden. Vom 12. bis ins 18. Jahrhundert wurde es eingesetzt. Später wurde das Instrument größer gebaut und dann mit seinem Ende auf dem Boden aufgesetzt. Mit dem Daumen der linken Hand wird die Saite nur leicht berührt, man spielt also Flageolett-Töne. Kompositionen stammen von Jean-Baptiste Lully oder Alessandro Scarlatti. Jean-Baptiste Prin (1669–1742) war als Virtuose für das Trumscheit bekannt und schrieb zahlreiche Kompositionen hierfür. Ab Mitte des 18. Jahrhunderts begann der Niedergang des Instruments; es diente noch weiter als Straßeninstrument.

Auch Glocken gehören zu den Musikinstrumenten. Bereits 1699 hatte das Kloster eine Glocke aus der Straßburger Gießerei Edel erhalten.²⁸ 1789 wurden zwei Bronze-Glocken für die Klosterkirche Wittichen in der Gießerei des Matthaues Edel in Straßburg gegossen. Sie sind auf a^{'''} bzw. c^{'''} gestimmt und haben einen Durchmesser von 480 bzw. 390 mm.²⁹ An den Kartagen durften keine Glocken läuten; sie wurden durch eine Ratsche ersetzt. Im Gottesdienst wurden Schellen eingesetzt, die sich – ebenso wie die Ratsche – im Klostermuseum erhalten haben.



*Klostermuseum
Wittichen: Ratsche*



*Klostermuseum
Wittichen: Schellen*

Danksagung

Ich danke meinem Freund und Kollegen Hans Harter für die Anregung zu diesem Artikel und seine Hilfe bei den Besuchen im Klostermuseum Wittichen.

Anmerkungen

- 1 Heizmann, Ludwig: Das Frauenklösterlein Wittichen, Amt Wolfach im Kinzigtal. Zum 600jährigen Gründungsjubiläum. Bühl 1925.
- 2 Beil, Otto: Führer für Wittichen und Umgebung. Alpirsbach (1923). Hier S. 41 f.
- 3 Koldau, Linda Maria: Frauen – Musik – Kultur. Ein Handbuch zur deutschen Sprachgebiet der Frühen Neuzeit. Köln u. a. 2005.
- 4 ebda. S. 734
- 5 Schmid, Hermann: Die Säkularisation der Klöster in Baden (1802–1811) 2. Teil. In FDA 99.1979. Hier S. 310f.
- 6 Barack, K. A.: Die Handschriften der Fürstlich Fürstenbergischen Hofbibliothek zu Donaueschingen. Tübingen 1865. Unter der Nr. 118: Papierhandschrift des XIV. Jh. 92 Blätter in 4^o: Leben der seligen Luitgart, von dem Pfarrer Berthold von Bombach. Blatt 91^b / 92^a „Diss gesang hat sant ligarten unser muotter und stifterin dises gots huss und closters wickhtenstein gemacht.“ Folgt das Lied mit 13 Strophen. Abdruck bei Mone Quellensammlung Bd. 3 S. 438 ff. – Irmtraut Just: „Vita Luitgarts von Wittichen“. Text des Donaueschinger Codex 118 mit Einleitung, Kommentar und frömmigkeitsgeschichtlicher Einordnung. Bern, Berlin u. a. 1998.
- 7 wie Anm. 6, Nr. 118.
- 8 wie Anm. 1, hier S. 42
- 9 Wittichen Schaffney Protthocolle 1754–1781; Prothocollium conferentiale vom 20. May 1760–1808 (Klosterprotokolle); Schaffneyrechnungen Offenburg 1781–1800.
- 10 ebda. S. 44
- 11 Gatz, Johannes: Wittichen/Schwarzwald. Terziarinnen-Klarissen. In: Alemania Franciscana antiqua 18.1973, S. 126–242. Hier S. 190 ff.

- 12 wie Anm. 1, S. 44.
- 13 wie Anm. 3. Hier S. 823 f.
- 14 StAA FR B 751/4 Nr. 61
- 15 Sulzmann, Bernd: Freiburger Orgelmacher des 17., 18. und 19. Jahrhunderts. In: Jahresheft des Breisgau-Geschichtsvereins „Schau-ins-Land“ 98, 1979, 81–120. Hier 98 u. 102 f.
- 16 Wikipedia Art. Wilhelm Schwarz & Sohn
- 17 Harter-Böhm, Antonia E.: Zur Musikgeschichte der Stadt Freiburg im Breisgau um 1500. Freiburg 1968, S. 45 f. – Zitiert nach J. Bader: Geschichte der Stadt Freiburg II. Freiburg 1883, S. 49. GLA Hs. 217 (782): Gedenkbuch der Clarissen 14.–17. Jh., 291 Bl. 2.
- 18 Graf, Klaus: Frühneuzeitliche Instrumente aus Kloster Wittichen im Historischen Museum Basel. Archivalia 15. Okt. 2018. – Musikinstrumentenmuseum Basel, Inv.-Nr. 1876.23.
- 19 Zur Entstehungsgeschichte des *Dodekachordon*: Sauerborn, Franz-Dieter: Michael Rubellus von Rottweil als Lehrer von Glarean und anderen Humanisten. Zur Entstehung von Glareans *Dodekachordon*. In: Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte 54, 1995, 61–75.
- 20 Sauerborn, Franz-Dieter: Homer Herpol (ca. 1510–1573). Leben und Werk. Pfaffenweiler 1991
- 21 wie Anm. 19
- 22 Mozart, Leopold: Versuch einer gründlichen Violinschule, entworfen und mit 4. Kupfertafeln sammet einer Tabelle versehen von Leopold Mozart, Hochfürstl. Salzburgerischen Cammermusicus. Augspurg 1756, S. 4. Nachdruck Frankfurt/M. 1976, hier S. 3.
- 23 Wikipedia Art. Viola d'amore
- 24 Layer, Adolf: Die Allgäuer Lauten- und Geigenmacher: ein Kapitel schwäbischer Kulturleistung für Europa. Augsburg 1978, S. 122. – Bayer. Musiker-Lexikon online
- 25 wie Anm. 23, hier S. 4.
- 26 Glareanus (Henricus Loritus): *Dodekachordon*. Basel 1547. Nachdruck Hildesheim – New York 1969, S. 48 ff. – *Glareani Dodekachordon*. Übersetzung Peter Bohn. Leipzig 1888, S. 36 f.
- 27 Lemm, Ina: Das Trumscheit. Ein kleiner Exkurs über ein fast vergessenes Instrument. Internet Artikel Trumscheit.
- 28 Muller, Christine: Die durch Edel in Straßburg nach Baden verkauften Glocken (1670–1715). In: Die Ortenau 93, 2013, 491–508. Hier 501.
- 29 Glockensuche Kath. Pfarrkirche Allerheiligen in Schenkzell-Wittichen; www.ebfr-glocken.de/html/liste/glockensuche.html

Über die Entstehung des katholischen Kirchenchors in Honau

Michael Rudloff

Auf den ersten Blick sieht es so aus, als ob es keine Unterlagen gibt, denen man belastbare Hinweise oder gar Fakten über die Entstehung und Gründung des Honauer Kirchenchors entnehmen kann. Im Pfarrarchiv gibt es weder das Protokoll einer Gründungsversammlung noch den Entwurf oder gar die Reinschrift einer Satzung, die sich die Gründungsmitglieder des Kirchenchores dereinst selbst gegeben hätten. Daher steht zu befürchten, dass das Jahr und die Umstände der Gründung des Honauer Kirchenchors für immer im Nebel der Geschichte verborgen bleiben. Ein Ergebnis, das nicht befriedigen kann.

Wer weiter überlegt kommt jedoch zur Erkenntnis, dass es vermessen wäre, nach derartigen Unterlagen wie einem Gründungsprotokoll oder einer Satzung Ausschau zu halten, da Kirchenchöre in früheren Jahrhunderten ja wohl kaum durch einen bewusst herbeigeführten Rechtsakt gegründet wurden, sondern deren Entstehung eher als das Ergebnis eines sich letztendlich positiv entwickelnden Prozesses anzusehen ist. Oder kann man erwarten, dass man in Zeiten, in denen es das Bürgerliche Gesetzbuch noch lange nicht gab, einen Chor mit vereinsähnlichen Strukturen, also mit eigener Satzung, Vorstand, Mitgliederversammlung und Rechner aus der Taufe hob? Sicherlich nicht. Was man in einer Pfarrei wollte, war, den Kirchengesang auf ein höheres Niveau zu heben und dafür zu sorgen, dass in den Alltag der Sängerinnen und Sänger durch den Spaß am gemeinsamen Gesang etwas Freude und Abwechslung einzogen. Um diesen Gedanken nachvollziehen zu können, muss man sich schlicht vergegenwärtigen, dass es früher im dörflichen Alltag an allen Ecken und Enden nur Arbeit und Armut gab. Und gerade Honau, um das es hier geht, war ein Ort, in dem die materielle Armut zur Lebenswirklichkeit so gut wie aller Bewohner gehörte. Vor der Gründung bzw. Entstehung des Kirchenchores bestand die einzige Möglichkeit einer Art von Freizeitgestaltung aus dem Besuch einer der beiden Gasthäuser im Dorf.¹ Eine Freizeitgestaltung, die durchaus Nebenwirkungen haben konnte.

Wer der Entstehungsgeschichte des Honauer Kirchenchores nachforschen möchte, muss sich zuerst einmal fragen, welchen Personen es denn überhaupt zuzutrauen ist, einen Chor aus der Taufe zu heben. Diese Frage lässt sich einfach beantworten, da hierfür schon allein aufgrund der dafür notwendigen Fähigkeiten und Kenntnisse nur zwei Personen im Dorf infrage kamen. Nämlich der Pfarrer und der Lehrer. Und da es gilt, einem Kirchenchor nachzuspüren, wird auch ganz schnell klar, dass bei einem solchen das Zusammenspiel beider Personen erforderlich ist. Keiner von beiden könnte einen solchen Chor ohne die Mitwirkung des anderen erfolgreich aufbauen.

Wenn man diese Erkenntnis mit der Tatsache verknüpft, dass bei der Einweihung der Filialkirche der Pfarrei Honau in Rheinbischofsheim² am 16. Februar 1863 der Honauer Pfarrer Ludwig Weiser³ bekanntermaßen nicht nur von fünf Honauer Ministranten unterstützt wurde, sondern dass an diesem Festgottesdienst auch 14 Sänger des Honauer „Kirchengesangsverein[s]“ mitwirkten, kommt man recht schnell auf die richtige Spur.

Ludwig Weiser war vom 18. Mai 1851 bis zu seinem Tod am 27. Februar 1867 Pfarrer in Honau. In dieser Zeit wurde die Honauer Volksschule von drei Lehrern betreut. Als Pfarrer Weiser 1851 nach Honau kam, fand er dort Hauptlehrer Joseph Schirmann⁴ vor, der bereits seit Beginn des Schuljahres 1843/44 in Honau unterrichtete und erst zum Jahresende 1861 in den Ruhestand versetzt wurde. Zum 01. September 1860 wurde Hauptlehrer Schirmann mit Stephan Kirchgeßner⁵ ein Hilfslehrer zur Seite gestellt, der aufgrund der Pensionierung von Hauptlehrer Schirmann dann ab dem 01. Januar 1862 Schulverwalter in Honau war. Obwohl sich Pfarrer Weiser intensiv dafür einsetzte, dass Stephan Kirchgeßner die durch die Pensionierung freigewordene Hauptlehrerstelle bekam, wurde diese dann zum 01. Mai 1862 doch anderweitig, und zwar mit Hauptlehrer Heinrich Leist⁶ besetzt, der bis 1867 in Honau blieb.

Wenn nun der Honauer „Kirchengesangsverein“ am 16. Februar 1863 bei der Einweihung der Kirche in Rheinbischofsheim einen großen Auftritt hatte, ist somit zu klären, ob dies auf die erfolgreiche Zusammenarbeit der Herren Pfarrer Weiser und Lehrer Schirmann oder des Duos Pfarrer Weiser und Lehrer Kirchgeßner oder des Gespanns Pfarrer Weiser und Lehrer Leist zurückzuführen ist.

Da zu jener Zeit⁷ der Mesner- und Organistendienst noch mit dem Schuldienst vereinigt war, ist klar, dass es Hauptleh-

rer Leist war, der die Sänger im Februar 1863 anleitete. Fraglich ist jedoch, ob er den Kirchenchor in seiner Amtszeit ab dem 01. Mai 1862 aufgebaut hatte oder ob er schon einen solchen vorfand. Glücklicherweise lässt sich diese Frage eindeutig beantworten, da den Akten⁸ zu entnehmen ist, dass Hauptlehrer Leist nicht besonders befähigt war. Pfarrer Weiser vertrat im Jahre 1865 sogar die Ansicht, dass *„dieser Mann bei Ergreifung des Lehrerberufes einen argen Mißgriff gethan“* habe. Als die Großherzogliche Bezirksschulvisitation Kork zu Großweier im Mai 1863 eine Visitation vornahm, teilte der Visitator dem Honauer Pfarrer auf vertraulichem Wege mit, dass er die Schule *„überhaupt nicht im erwünschten Zustande fand“*. Zu einer ähnlichen Einschätzung kam im Mai 1863 der Religionsprüfer, der die unbefriedigenden Prüfungsnoten damit begründete, dass der Wechsel des Lehrers, der Kirchenbau in Rheinbischofsheim und die Kränklichkeit des Pfarrers sich nachteilig auf das Gedeihen des Religionsunterrichts ausgewirkt hätten.

Er bedauerte *„den Abgang des Schulverwalters Kirchgeßner, der sich so eifrig um den Religionsunterricht und den Kirchengesang angenommen hat, während sich der gegenwärtige Hauptlehrer Leist zu jener Partie von Lehrern hinzuneigen scheint, die da glauben: der Religionsunterricht sei ausschließlich Sache des Geistlichen, während doch der Religionsunterricht die Basis allen Unterrichtes in der Volksschule ist“*.

Hauptlehrer Leist war weder fähig noch willens, den Pfarrer über das Unabdingbare hinaus zu unterstützen. Pfarrer Weiser vermerkte über Hauptlehrer Leist unter anderem: *„Begab mit schönen Kenntnissen in der Musik sind doch seine Leistungen im Kirchengesange denselben nicht entsprechend.“* Bei all dem ist nicht davon auszugehen, dass Hauptlehrer Leist das Verdienst zuzurechnen ist, den Honauer Kirchenchor gegründet zu haben.

Schaut man sich zur Abrundung des Bildes nun an, was über das Wirken von Hauptlehrer Schirrmann bekannt ist, der schon Jahre vor Pfarrer Weiser in Honau tätig war, kommt man zu keinem anderen Ergebnis. Auch diesem war es nicht gegeben, gemeinsam mit dem Pfarrer etwas Konstruktives zu schaffen. Über Hauptlehrer Schirrmann ist den Akten⁹ unter anderem zu entnehmen, dass er ständig Streit mit Pfarrer Hammer,¹⁰ einem der Vorgänger von Pfarrer Weiser, hatte, da er sich von diesem nichts sagen lassen wollte. Hauptlehrer Schirrmann ging an den Sonn- und Feiertagen nicht in die Christenlehre, sondern fand es besser, während dieser Zeit am Fenster stehend eine Pfeife zu rauchen und sich mit den Vorbeigehenden zu

unterhalten. Auch besuchte er die Werktaggottesdienste nicht, obwohl er dort die Kinder zu beaufsichtigen hatte.

Im Jahr 1844 teilte Pfarrer Hammer dem Bezirksamt unter anderem auch folgendes über Hauptlehrer Schirrmann mit:

Schlußlich kann man nicht unterlassen, noch bemerken zu müssen, daß man dem Lehrer Schirrmann aufgegeben, das Aufspielen gemeiner Gassen- u. Wirtshauslieder, die doch nicht in die Kirche gehören, u. nichts weniger, als zur Erbauung beytragen, unterlasse. Und dennoch fährt derselbe eigensinnig fort, während des Gottesdienstes in seinen Vor- Zwischen- u. Nachspielen z.B. folgendes zum Besten zu geben: Wenn ich in der Früh aufsteh, Hier winden wir den Jungfernkranz, Heil unserm Bunde Heil, Guter Mond, Märsche u. dgl. mehr. Das Urtheil hierüber will man Gr. Bez. Amt überlassen.

Für das Jahr 1851 ist nachgewiesen, dass sich die Honauer Schule in einem „unbefriedigenden Stand“ befand und die Behörde dem „neu ernannten Pfarrer Weiser das Vertrauen [aussprach], daß er durch rege Theilnahme am Unterrichte die Schule in besseren Stand bringen werde“. Im Klartext heißt das, dass der Pfarrer die Defizite des Lehrers bei der Vermittlung des Unterrichtsstoffes ausgleichen sollte. Pfarrer Weiser versuchte dies und Hauptlehrer Schirrmann arbeitete offensichtlich auch nicht mehr gegen den Pfarrer, sondern nahm dessen Unterstützung an. Dennoch gelang es in den folgenden Jahren weder, den Kindern eine angemessene Schulbildung zukommen zu lassen, noch war es möglich, gar an so etwas wie den Aufbau eines Kirchenchores zu denken.

Dies lenkt nun den Blick auf Hilfslehrer Kirchgeßner, der den Übergang von Hauptlehrer Schirrmann zu Hauptlehrer Leist begleitete. Über ihn ist den Akten¹¹ zu entnehmen, dass er sich der Honauer Schule mit einem derartigen Eifer und Geschick annahm, dass sie ein gutes halbes Jahr später fast nicht mehr zu erkennen war. Ihm gelang es auch innerhalb kürzester Zeit, Junge und Erwachsene derart für den Kirchengesang zu begeistern, dass ein Kirchenchor entstand.

Sieben Monate nach seinem Dienstantritt nahm die Großherzogliche Bezirksschulvisitatur Kork zu Ottersweier am 30. April 1861 eine Schulprüfung in Honau vor und hielt in ihrem Bericht unter anderem folgendes fest:

Wir haben mit Wohlgefallen ersehen, daß die Fortschritte der dortigen Schüler in den Lehrgegenständen der Elementarschule dieses Jahr größeren Theils mit der Note „gut“ bezeichnet werden

konnten, somit sich die Schule in der kurzen Zeit der Wirksamkeit des Hilfslehrers Stephan Kirchgeßner seit 4. Septbr. L.J. sichtbar gehoben. Wir sprechen dem genannten Lehrer, der nicht bloß bemüht ist, die intellektuelle Bildung der ihm anvertrauten Jugend zu bewirken, sondern solche auch zur wahren christlichen Frömmigkeit, zu einem allseitig gesitteten und anständigen Verhalten durch Lehre und Beispiel zu erziehen, zu seiner Aufmunterung unsere Zufriedenheit aus [...]

Diese Anerkennung war sicherlich verdient, denn Hilfslehrer Kirchgeßner leistete mehr, als man billigerweise von ihm verlangen konnte. Aus Unterlagen, die Pfarrer Weiser zur Vorbereitung der im gleichen Jahr (1861) durchgeführten Religionsprüfung erstellt hatte, ergibt sich, dass die Schulkinder nicht nur den Morgengottesdienst täglich besuchten, sondern auch regelmäßig den Abendandachten beiwohnten. Pfarrer Weiser ergänzte diese erfreuliche Feststellung, die nicht zuletzt auch mit der Dienstauffassung des neuen Lehrers zusammenhing, wie folgt: *„An allen Tagen an welchen keine Ämter gehalten werden, singen die Kinder ihre Meßgesänge nach dem Auszug aus dem Freiburger Gesangbuche (demnach hatten die Kinder keine eigenen Gesangbücher, ihnen wurden „Auszüge“, wohl handschriftliche Abschriften, an die Hand gegeben) unter Orgelbegleitung von Seiten des Lehrers abwechselnd mit Gebet, wobei immer ein Schüler vorbetet unter Überwachung des Lehrers, der seinen Schulkindern mit einem wirklich rühmenswerthen Beispiele vorangeht. Benutzt wird zu dieser Andacht neben dem Gesangbuche das mit Erzb. Approbation erschienene Büchlein: ‚Der Tag des frommen Kindes, Wechselgebete bei der hl. Messe‘. Am Samstag Abend wird nach dem Rosenkranze von den Kindern ein marianisches Lied gesungen, wie auch am Morgen dieses Tages.*

[...]

10. Seit Anwesenheit des neuen Lehrers hat sowohl der Schul- u. Kirchen-Gesang bei der Schuljugend, als insbesondere auch der Kirchengesang bei den Erwachsenen die erfreulichsten Fortschritte gemacht. Die Kinder singen nicht nur ihre eintoenigen Meßgesänge, sondern auch drei u. vierstimmige kirchliche u. religiöse Lieder mit großer Uebung, u. ebenso tragen auch die Erwachsenen durch fleißig eingeübte Meßgesänge zur Hebung des Gottesdienstes in sehr lobenswerther Weise bei, was nur durch täglich vorgenommenen Unterricht des Lehrers, in dessen Musestunde ermöglicht werden konnte.“

Der letzte Satz zeigt, dass einerseits – auch wenn man dies wohl noch nicht so bezeichnete – regelmäßige (Chor-)Proben stattfanden und andererseits das Eingübte im Gottesdienst

gesungen wurde. Zur Erreichung des gemeinsamen Zieles, den Kirchengesang zu fördern, hatten sich hier verschiedene Personen in einer sogenannten Gelegenheitsgesellschaft zusammengefunden. Ob sie es wollten oder nicht, ob es ihnen bewusst war oder nicht, es war somit das gegeben, was wir heute als eine Gesellschaft bürgerlichen Rechts bezeichnen. Da bleibt nur noch die Frage zu klären, ob man erst dann von einem Kirchenchor sprechen kann, wenn dieser Messen, Kantaten, Motetten oder andere Chorliteratur singt bzw. aufführt. Dem ist wohl nicht so. Das Hauptaufgabengebiet der Kirchenchöre ist die musikalische Gestaltung der Gemeindegottesdienste, und da reicht die einfache Mitgestaltung der Gottesdienste durch das Singen von zuvor gemeinsam geübten Kirchenliedern aus. Aus diesem Grund sind die von Hilfslehrer Kirchgeßner angeleiteten Kinder und Erwachsenen, die sich zu regelmäßigen Proben trafen und im Gottesdienst den Gemeindegesang bereicherten, als Mitglieder des Honauer Kirchenchores anzusehen. An dieser Einschätzung ändert auch die Annahme nichts, dass diesen Sängern in der Anfangsphase eventuell noch nicht einmal bewusst war, dass sie einen Chor bildeten, den man heutzutage als eine rechtlich unselbstständige Einrichtung der Kirchengemeinde bezeichnen würde. Da davon auszugehen ist, dass Hilfslehrer Kirchgeßner, der seit dem 01. September 1860 in Honau tätig war, noch im gleichen Jahr mit den Gesangsproben begann, ist das Jahr 1860 als Gründungsjahr des Honauer „Kirchengesangsverein[s]“ anzusehen. Für einen Beginn noch im Laufe des Jahres 1860 spricht, dass es einerseits auf den Winter zu einfacher gewesen sein dürfte, Interessierte zu einem Probetermin zu versammeln, und es andererseits unwahrscheinlich ist, dass bei einem Probenbeginn erst im Jahr 1861 schon wie geschehen bei der in diesem Jahr durchgeführten Religionsprüfung über die erzielten Erfolge hätte berichtet werden können.

Es kann nicht verwundern, dass Pfarrer Weiser den jungen Lehrer gerne in Honau behalten hätte. Daher unterstützte er, als der bisherige Hauptlehrer Schirrmann im Sommer 1861 um seine Versetzung in den Ruhestand bat und deshalb die Honauer Schulstelle neu zu besetzen war, die Bewerbung des Hilfslehrers und stellte als Vertreter der Ortsschulinspektion am 30. September 1861 das nachfolgende Zeugnis aus:

Zugleich wird dem Herrn Stephan Kirchgeßner, der seit 1. September 1860 als Hilfslehrer den hiesigen Schul- und Organistendienst besorgt behufs seiner Beförderung auf vorstehende Schulstelle sehr gerne bezeugt, daß derselbe ausgerüstet mit schönen Fach-

kenntnissen, deren Erweiterung er sich eifrig angelegen sein läßt, in hiesiger Schule bis heute sehr ersprieslich gewirkt, u. dadurch dieselbe, die in einem verwahrlosten Zustand sich befand, in erfreulicher Weise gehoben habe. Nebst diesem müssen noch als besonders lobenswert dessen Leistungen im Organistendienst, in Honau, u. Bildung der Jugend zu einem guten Kirchengesang sowie die Hebung des Kirchengesangs auch bei den Erwachsenen, hervorgehoben werden.^[12] Ebenso erfreulich läßt sich derselbe auch die Pflege eines wahrhaft religiös-sittlichen Wandels bei der ihm anvertrauten Jugend in Kirche u. Schule angelegen sein und geht derselben wie der Gemeinde überhaupt selbst mit einem religiös-sittlichen Wandel in schönster Weise als nachahmungswerthes Beispiel voran.

Der Bewerbung des mittlerweile zum Schulverwalter ernannten Stephan Kirchgeßner war zwar bekanntermaßen kein Erfolg beschieden, dennoch hat er sich in der kurzen Zeit, in der er in Honau tätig war, mit der Gründung des „Kirchengesangsverein[s]“ einen bleibenden Verdienst erworben. Dies allerdings nur dann, wenn nachgewiesen werden kann, dass der jetzt noch existierende Kirchenchor der Pfarrei Honau ohne Unterbrechung mit dem von Hilfslehrer Kirchgeßner gegründeten „Kirchengesangsverein“ verbunden ist.

Für die Jahre 1861 und 1863 ist die Existenz des Kirchenchores durch die obenstehenden Berichte und die Tatsache, dass dieser an der Kircheneinweihung in Rheinbischofsheim mitwirkte, hinlänglich bewiesen. So werden denn auch im Revisionsbericht des Katholischen Oberstiftungsrates für die Rechnungsperiode 1860/63 unter § 8 erstmals gesonderte Stipendienanteile „für die Sänger“ erwähnt (15 Kreuzer). Und für 1865 ist aufgrund der Kirchenfondsrechnung für 1863/65 belegt, dass die Stipendienanteile für den Mesner-, Ministranten-, Organisten-, Sänger- und Blasbalgzieherdienst in einer Summe an Hauptlehrer Leist (als Mesner und Organist) ausbezahlt wurden.

Nachdem die Honauer Schule seit 1864 (Einführung des Ortschaftsrates) nicht mehr der Aufsicht des Pfarrers unterstand und seit 1876 auch gar nicht mehr als konfessionelle Schule galt, enthält das Pfarrarchiv aus diesen Jahren keine Protokolle über die durchgeführten Schulprüfungen. Lediglich Protokolle der weiterhin von der Kirche durchgeführten Religionsprüfungen sind vorhanden, doch enthalten diese hin und wieder Aussagen zum kirchenmusikalischen Bereich. Immerhin war der Lehrer ja auch als Organist tätig und über diese Tätigkeit nicht

nur für die Kirchenmusik, sondern auch für den Kirchengesang verantwortlich.

Bezüglich des Kirchengesanges enthält der Bescheid über die Religionsprüfung des Jahres 1872 lediglich die knappe Anmerkung „*Gesang ist gut.*“, während dem Bericht über die Religionsprüfung vom 22. April 1873 folgendes zu entnehmen ist: „*Das Benehmen der Kinder ist im allgemeinen gut; auch wohnt die Schuljugend fleißig dem Gottesdienste an Werktagen bei, in welchem sie wöchentlich zweimal unter Leitung des Lehrers singt u. an den übrigen Tagen den Rosenkranz betet.*“

Im Bericht über die Religionsprüfung vom 21. April 1874 wurde bezüglich des Kirchengesanges zwar nur ein „*der Gesang hat befriedigt*“ festgestellt, immerhin fand diese Prüfung aber statt, „*nachdem zuvor ein Schülergottesdienst mit Gesang abgehalten wurde*“. Frischer Wind zog mit einem neuen Lehrer ein und so wurde der Kirchengesang anlässlich der Religionsprüfung vom 12. April 1875 bereits wieder als gut bewertet. Und die Prüfungsberichte der Jahre 1876 und 1880 enthielten die Feststellungen „*Was uns besonders erfreute, das war der herrliche Kirchengesang, wie man ihn noch nirgends getroffen*“ bzw. „*[...] Gesang ist sehr gut.*“

Der leider nur mit Textverlust erhalten gebliebene Prüfbericht des Jahres 1883, in dem der Kirchengesang als sehr gut beurteilt wurde, enthält auch die folgenden Aussagen: „*[...] ist geradezu ausgezeichnet, und können wir demuptlehrer nicht genug für die Pflege des Gesangesnicht bloß darum, weil dadurch Gott verherrlichtarum, weil den armen Kindern in jenerGegend ein geistiger Genuß bereitet wird und haben wir den Einen Wunsch, Herr Hauptlehrer möge in diesem Eifer nicht ermüden.*“¹³

Im Jahr 1881 bescheinigte der Honauer Lehrer, „*[...] aus dem Kirchenfond Honau, die für den Organisten bestimmten Gebühren für das Jahr 1881 in Betrage von 2,74 M u. Namens des Sängerkhores die bestimmten Gebühren für das Jahr 1881 mit 1,03 M [...] erhalten zu haben.*“ Wiederum ein Beweis, dass es einen Sängerkhor gab. Die Kirchenfondsrechnungen weisen dann in den Jahren von 1882 bis 1920 sogar die Namen einzelner Mitglieder des Honauer Kirchenchores aus, und zwar die Namen jener Sänger, die mehr oder weniger zufälligerweise anlässlich eines der wenigen gestifteten Ämter gesungen und deshalb den für die Sänger vorgesehenen Anteil am Stipendium ausgezahlt erhielten. In diesen Quittungen wurde teilweise eigens vermerkt, dass die Zahlungen an Mitglieder des Sängerkhore, Kirchensängerkhore bzw. Kirchenchores geleistet wurden.

Anfang des Jahres 1882 wurde sogar für ein Jahr die vom deutschen Kirchenmusiker Franz Xaver Witt herausgegebene Zeitschrift „*Musica Sacra*“ bestellt, die Beiträge zur Reform und Förderung der katholischen Kirchenmusik enthielt. Seit den 1880er Jahren lässt sich anhand der Kirchenfondsrechnungen auch nachweisen, dass regelmäßig Notenmaterial für den Kirchenchor gekauft wurde. Dies legt die kritische Frage nahe, weshalb sich derartige Anschaffungen nicht auch in den beiden vorhergehenden Jahrzehnten finden lassen. Die Antwort ergibt sich aus dem Revisionsbericht des Katholischen Oberstiftungsrates für die Rechnungsperiode 1884/86. In § 9 d des Prüfberichts verlangte die Revision Aufschluss über bestimmte Inventargegenstände, die in das Inventarverzeichnis aufgenommen worden waren, ohne dass sich aus den Rechnungsunterlagen eine entsprechende Anschaffung ergab. Unter anderem wurde wegen „*Acht Messen und zwar: 1 von J. Wagner, 1 v. G. Pichler, 2 v. Reiser, 1 v. Ad. Kaim und 3 v. Schweitzer*“ sowie „*Drei Messen v. Pfr. Lorenz in Heften (10 Stück)*“ angefragt.

Die Beantwortung dieser Revisionsnotiz lautete: „*8 + 3 Singmessen sind schon lange zum Theil 30 Jahre im Besitze der Kirche, ohne daß sie ins Inventar aufgenommen worden waren (zum Theil sehr abgenützt [...])*“. Auch wenn die Zeitangabe mit „*zum Theil 30 Jahre*“ etwas großzügig erscheint, zeigt der Vorgang aber doch, dass in Honau in den 1860er und 1870er Jahren Notenmaterial für einen Chor vorhanden war. Es kann gut sein, dass wir hier einen Hinweis auf das Notenmaterial haben, das 1863 bei der Einweihung der Filialkirche in Rheinbischofsheim verwendet wurde.

Aus dem Jahr 1885 ist nachgewiesen, dass ein Streit zwischen dem damaligen Honauer Pfarrer Alois Schneider¹⁴ und dem Honauer Hauptlehrer Karl Otto Riesterer¹⁵ derart eskalierte, dass der Pfarrer den Sängerkhor am Fest St. Peter und Paul des Jahres 1885, an dem in Rheinbischofsheim Patrozinium¹⁶ gefeiert werden sollte, nicht singen ließ.

An dieser Stelle kann davon abgesehen werden, die Anschaffungen, die über die Jahrzehnte hinweg für den Chor getätigt wurden, aufzulisten. Erwähnt werden kann jedoch, dass die politische Gemeinde Honau aufgrund der Abhaltung der Kirchenchorproben das Organistengehalt ab dem Jahr 1902 um jährlich 50 Mark erhöhte.¹⁷ Und seit 1905 ist auch nachweisbar, dass die Kirchengemeinde die vom Cäcilienverein für die Erzdiözese Freiburg herausgegebene Zeitschrift „*Der katholische Kirchensänger*“ abonniert hatte. Nachdem diese Zeitschrift ab 1912 nicht mehr erschien, lässt sich für

1912, 1913 und 1919 jeweils ein Jahresabonnement des in Regensburg herausgegebenen *„Cäcilienvereinsorgan: amtliches Organ des Allgemeinen Cäcilienvereins zur Förderung der Katholischen Kirchenmusik auf Grund der Päpstlichen Breve vom 16. Dez. 1870“* nachweisen. Ab dem Jahrgang 1927/28 folgte dann ein Abonnement der Zeitschrift *„Der Kirchensänger“*, die wiederum vom Cäcilienverein für die Erzdiözese Freiburg herausgegeben wurde.

Sowohl für die Zeit des 1. Weltkriegs als auch für die Zeit der Inflation lässt sich nachweisen, dass der Kirchenchor in Honau existierte. Gleiches gilt für die Zeit des sogenannten Dritten Reiches. Hier ist besonders zu erwähnen, dass Friedrich Freimüller im Jahr 1934 eine Herrenuhr mit Gravur als Geschenk zum 40-jährigen Jubiläum als Kirchensänger erhielt.¹⁸ Dieses Sängerjubiläum wurde auch in der Bistumszeitung, dem Konradsblatt, erwähnt.

Abschließend sei vermerkt, dass 1936 im Protokoll der Kirchenvisitation festgehalten wurde, dass der Kirchenchor fünf männliche und 14 weibliche Mitglieder hatte. Und 1941 waren es laut Visitationsprotokoll acht männliche und 16 weibliche Mitglieder.

Wenn der Honauer Kirchenchor in den Jahrzehnten seit 1860 Höhen und Tiefen erlebte, hing dies in erster Linie mit den menschlichen und musikalischen Qualitäten des jeweiligen Chorleiters, der immer mit der Person des Honauer Lehrers identisch war, zusammen. Auch wenn man mit den Chorleitern Pech hatte, eine Konstante war immer gegeben. Lehrer und Schüler wirkten immer musikalisch an der Gestaltung der Gottesdienste mit. Und wenn es der Lehrer verstand, auch die Erwachsenen zur Teilnahme an den Chorproben zu bringen, war das umso besser.

Um das Bild abzurunden soll mit diesem Artikel nicht nur dem Gründer und ersten Dirigenten des Honauer Kirchenchores, sondern auch einem seiner Nachfolger ein kleines Denkmal gesetzt werden. Es ist dies der ehemalige Honauer Hauptlehrer Edmund Weber, der den Honauer Kirchenchor von 1953 bis Ende 2006, also 53 Jahre lang, als Dirigent leitete. Ferner stand er dem Honauer Gesangsverein in gleicher Eigenschaft 43 Jahre vor. Ein Blick auf diese beiden Chorleiter zeigt, dass es nicht nur die großen Komponisten, sondern Menschen wie Hilfslehrer Stephan Kirchgeßner und Hauptlehrer Edmund Weber sind, die Musikgeschichte schreiben. Auch wenn es sich hier vielleicht nur um eine kleine Geschichte handelt, für ein Dorf wie Honau ist sie ganz, ganz groß.

Anmerkungen

- 1 In Honau lassen sich seit mindestens 1714 Wirte nachweisen, die als Vorläufer der seit 1784 als „Krone“ bezeichneten Wirtschaft anzusehen sind. Seit 1818 gab es eine weitere „Straußwirtschaft“, deren Wirt 1831 erstmals als Lindenwirt bezeichnet wurde.
- 2 Zur Baugeschichte der katholischen Kirche in Rheinbischofsheim siehe: Rudloff Michael: Eine katholische Kirche in evangelischen Landen. In: Die Ortenau, 80, 2000, 281–304.
- 3 Ludwig Weiser: Geb. 06. August 1821 Offenburg, geweiht 31. August 1844, gest. 27. Februar 1867 Honau. Auf dem Grabstein des Priestergrabs auf dem Honauer Friedhof wird noch heute an ihn erinnert.
- 4 Joseph Schirrmann: Geb. um 1795 Offenburg als Sohn des Offenburger Bürgers und Schustermeisters Georg (Franz Georg) Schirrmann und dessen Ehefrau Maria Anna Wörter. Hauptlehrer Joseph Schirrmann war ein Bruder von Franz Xaver Schirrmann (1786–1856), der von 1823 bis 1825 als Pfarrverweser in Honau tätig war. Im Jahr 1824 war Joseph Schirrmann nachgewiesenermaßen Schullehrer in Neusatzek. 1833 wurde er als Lehrer nach Sulzbach (bei Gaggenau) und 1843 nach Honau versetzt. Er verstarb am 16. Oktober 1873 in Honau.
- 5 Stephan Kirchgeßner: Geb. 03. August 1832 als Sohn des Bürgers und Landwirts Michael Kirchgeßner und dessen Ehefrau Katharina Hauk aus Hettingen im Bezirksamt Buchen. Er verheiratete sich am 05. Januar 1865 in Au am Rhein mit Sophia Busch (geboren am 22. Mai 1829), einer Tochter des dortigen Landwirts und Bürgers Eugen Busch und dessen Ehefrau Antonia Weisenburger. Zum Zeitpunkt der Eheschließung war Stephan Kirchgeßner Hauptlehrer in Hamberg, Bezirksamt Pforzheim. Vor seinem Einsatz in Honau war Stephan Kirchgeßner in Iffezheim tätig. In Honau wurde er Hauptlehrer Schirrmann als Hilfslehrer zur Seite gestellt. Hauptlehrer Schirrmann musste ihm Wohnung, Kost, Wäsche, Licht und Heizung stellen. Von seinem Jahresgehalt in Höhe von 240 Gulden erhielt Hauptlehrer Schirrmann nach eigenen Angaben 172 Gulden abgezogen, die an seinen Hilfslehrer ausbezahlt wurden.
- 6 Bezüglich Hauptlehrer Heinrich Leist konnten keine weiteren persönlichen Daten ermittelt werden.
- 7 Dies galt bis zum Gesetz über den Elementarunterricht vom 08. März 1868, vgl. Großherzoglich Badisches Regierungs-Blatt Nr. 15 vom 12. März 1868.
- 8 Pfarrarchiv Honau: Faszikel 23. Schulsachen, g. Konfessionsverhältnisse der Lehrer und Schüler, 1833–1930; Faszikel 23. Schulsachen, b. Religionsprüfungen an der Volksschule, 1824–1927.
- 9 Pfarrarchiv Honau: Faszikel 23. Schulsachen, g. Konfessionsverhältnisse der Lehrer und Schüler, 1833–1930; Faszikel 23. Schulsachen, b. Religionsprüfungen an der Volksschule, 1824–1927.
- 10 Philipp Hammer: Geb. 28. August 1805 Grünsfeld, geweiht 06. August 1830, gest. 05. April 1880 Heiligenzell, von 1840 bis 1845 Pfarrer in Honau.
- 11 Pfarrarchiv Honau: Faszikel 28. Zeugnisse und Auskünfte, a. Anfragen und Auskünfte, 1811–1874; Faszikel 23. Schulsachen, b. Religionsprüfungen an der Volksschule, 1824–1927.
- 12 In einer weiteren, am 31. Januar 1862 abgefassten Beurteilung heißt es bezüglich des Kirchengesanges: *„Gleiches Lob verdienen dessen Leistungen im Organistendienst, in Heranbildung der Jugend für einen guten Kirchengesange, wie in sehr erwähnenswerther Hebung eines ächt kirchlichen Gesanges auch bei den Erwachsenen.“*
- 13 In den Akten sind zwei „Prüfungsbescheide“ enthalten, die die Religionsprüfung vom 09. April 1883 betreffen. Der erste Bescheid enthält fast sechs Prüfungsfelder und deren Benotung, der zweite Bescheid ist mehr textlich ausgerichtet. Durch das Wegschneiden des Siegels enthält der Brief ein Loch. Der entsprechende Textverlust wurde durch Pünktchen (....) markiert.
- 14 Alois Schneider: Geb. 25. April 1835 Rittersbach, Pfarrei Kappelwindeck, geweiht 1. August 1866, gest. 30. Dezember 1896 Le Havre/Frankreich, beerd. 31. Dezember 1896 Le Havre. Von Juli 1882 bis 18. Februar 1886 Pfarrer in Honau.
- 15 Karl Otto Riesterer war vom 23. Januar 1885 bis zum 23. April 1889 als Hauptlehrer in Honau tätig.
- 16 Das Patrozinium der Rheinbischofsheimer Kirche fällt eigentlich auf den 24. Juni (Johannitag), wurde aber am darauffolgenden Wochenende, am Festtag Peter und Paul (29. Juni) begangen.

- 17 Erzb. Archiv Freiburg: Bestand Kath. Oberstiftungsrat, Nr. 10957, Kirchendienste vol. I., 1836–1944 und Angaben in den Kirchenfondrechnungen.
- 18 Belege 72 und 77 der Kirchenfondrechnung 1933/36.

200 Jahre Stadtmusik Hausach

Lokalgeschichtliche Spuren und Erinnerungen

Bernhard Schmid

*Schläft ein Lied in allen Dingen, die da träumen fort und fort,
und die Welt hebt an zu singen, triffst du nur das Zauberwort.*

Melodie und Wortklang dieses schönen Verses von Joseph Eichendorff beschreiben das Lebensgefühl der Menschen jener Jahrzehnte, in der sich junge Leute trafen und ihre Freude am Musizieren mit Blech-, Holz- und rhythmischen Instrumenten entdeckten, bis dann, mit der Autorität des Schullehrers Joseph Knupfer, ein Geburtstag für die Hausacher Stadtmusik „gefunden“ wurde. Es ist kein Zufall, dass die Stadtmusik und ihre neue große Trommel gleichzeitig Geburtstag feiern: „Diese Trommel ist gefertigt worden durch Sebastian Zederle, Sieb- und Trommelmachermeister in Freyburg am 28. März 1818.“

Und feierliche Anlässe gab es in der Blütezeit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nach den Revolutionskriegen reichlich: Kirchliche Festtage, Prozessionen mit festgelegten Ordnungen, Hochzeiten, Ehrungen und wichtige lokalpolitische Ereignisse wurden auch vor 200 Jahren durch Singen und Musizieren gewürdigt. In einem Schriftsatz von 1774 ist nach-

Im Jahre 1927 erhielt die alte Trommel ein neues Kleid mit neuen Fellen. Anlässlich dieses denkwürdigen und feierlichen Ereignisses stellten sich die Stadtmusiker dem Fotografen.



Ursprünglich standen die beiden Steinfiguren Rücken an Rücken auf einem hohen Sockel neben der Landstraße und der Einmündung des Hauserbacher Talweges. Bleibt zu klären, warum gerade die Mutter Gottes, als Friedenskönigin, mit dem Hl. Nepomuk „verzürnt“ sein sollte.



Maria, die Friedenskönigin zu den verängstigten Menschen in der neu gestalteten Dorfkirche, der Hl. Nepomuk zur Hauserbach-Brücke, die während der Kriegshandlungen, beim Rückzug der militärischen Einheiten, fast immer zerstört wurde.

Die Revolutionsjahre, das Ausbluten der Stadt durch die elend zerlumpte Revolutionshorden und Nationalgarden, die kaiserlichen „Rotmäntel“, die Gefangenentransporte, endlose Einquartierungen mit Verpflegung, die Durchmärsche zu den Kriegsfrenten belasteten die wenigen Häuser unter der Burg ebenso wie die entlegensten Höfe der Einbacher und Sulzbacher Gemeinde.

Die stolze Posthalterei zur „goldenen Krone“ des Philipp Jakob Glück und seiner Ehefrau Maria Anna Bürkle, Tochter des reichen Ochsenwirts aus Schutterwald, überstand bei aller Not auch diese Zeit. Anlässlich eines Besuchs im Ochsen entdeckte Maria Catharina Glück, die Mutter des Bräutigams, eine Kreuzigungsgruppe, die sie auch in Hausach erstellen ließ, womit den Brauteltern wohl der gleiche Reichtum gezeigt werden sollte.

*Beide Steinfiguren
blicken wohlwollend
auf die jeweiligen
Schutzbefohlenen.*

Die steinerne Kreuzigungsgruppe erfüllte die Erwartungen aller Beteiligten: Frau Catharina wurde als edle Stifterin eingraviert: „Gott zu Ehren, Maria Catharina Glickin dies Creuz ließ machen als geborene Moserin 1744 – Dein Creuz o Gott helf aus der Noth – Frid, gute Zeit, die Seligkeit Gieb – Amen.“ – Wohltätigkeit gehörte aber auch zur guten Absicht der Familie Glück. Der „Kreuzberg-Kapellen-Fonds“, mit dem Kranke und Alte unterstützt und Hilfe in Notfällen geleistet werden konnte, wurde durch die reichen Einnahmen der Posthalterei aufgestockt.

Glücks Schwester Anna Maria, Ehefrau des reichen Freiburger „Handelmannes“ Werra, erweiterte die Stiftung des „Kreuzberg-Kapellen Fonds“ durch die Kaplanei-





*Der noch erhaltene
Grabstein des Phillip
Jakob Glück*

Stiftung, mit der 1782 das Rokoko-Denkmal „Kaplanei“ östlich des Obertores erbaut werden konnte.

Täglich waren in der Krone fast 50 Pferde mit ihren Lenkern untergebracht. Doch wo in schlechten Zeiten Reichtum herrschte, da gab es immer auch reichlich Missgunst und Neid.

So wurde im Hausflur der Krone dem Bürgermeister und Posthalter Phillip Jakob Glück das rechte Auge ausgeschnitten. Er starb im August 1787. Sein Grabstein steht östlich der Dorfkirche mit der Inschrift: „Sollte meine Sinte greeser sein, als Schmerzen die ich litt, da man mit kaum erherter Pein mirs rechte Auge auschnitten o Wanderer so sei so menschlich, bitt mich frei.“

1836, zum 18. Geburtstag unserer Stadtmusik, kaufte der junge Bauernsohn Anton Armbruster aus Schapbach die damalige Krone. Das Haus hatte ursprünglich nur ein Erdgeschoss und einen ersten Stock. Durch ein Tor fuhren die Postwagen ein und aus.

Armbruster ließ das Anwesen kosten- aufwendig umbauen und ein weiteres Stockwerk aufsetzen. Eine breite Steintreppe führte in das Gasthaus, helle Gästezimmer wurden eingerichtet, um den Innenhof gruppierten sich Stallungen, Wagenremisen und ein Ökonomiegebäude. Die westlich gelegene Hufschmiede ließ er abbrechen und erstellte eine Postwagenhalle mit großem romanischen Eingangstor für die an- und ausfahrenden Postkutschen.

Darüber richtete er einen großen Tanzsaal ein, der mit der Gastwirtschaft verbunden war. Seine „Krone“ nannte er von nun an stolz „Hotel de la couronne d'or“. Armbruster war großzügig gegen Wallfahrer, Gaukler und Musikanten, die bei ihm musizierten und immer gegen ein „Vergelt's Gott“ eine Suppe oder eine Unterkunft erhielten.

Wenige Jahre vor dem Bau der Badischen Eisenbahn nach Hausach endeten 1854 Reichtum und Wohlstand der „goldenen“ Krone. Übrig blieb bis heute das große Gebäude als Zeuge einer fast 50-jährigen Hausacher Blütezeit, in deren Mitte 1818 die Geburtsstunde der Hausacher Stadtmusik lag.

Auch die Brüder Simon und Louis Görger hatten als Besitzer des Eisenwerkes zu dieser wirtschaftlichen und kulturellen Blüte beigetragen.

Trotz großer Schwierigkeiten der Erz- und Holzbeschaffung gelang den beiden Brüdern die Erweiterung und der Fortbestand des Hausacher Eisenwerkes. Louis kaufte 1801 das markgrafliche Eisenwerk in Gaggenau. Simon konzentrierte sich bis zu seinem Tode 1807 auf das Hausacher Werk, dessen Betrieb und Bestand er durch einen 50-jährigen Pachtvertrag absicherte. 1846 wurde der Vertrag vorzeitig gegen Entschädigung zugunsten der Stadt aufgelöst. Die beiden Töchter des Simon spendeten in Erinnerung an ihre schöne Hausacher Zeit im Herrenhaus dem Spitalfond 250 Gulden und für den zu erwartenden Bau der neuen Stadtkirche 50 Gulden.

Aus dem Jahr 1847 stammt die Fahne der Stadtmusik. Sie war mit den gelb-roten badischen Farben gestaltet. Auf ihrer Vorderseite war der Lorbeerkranz mit dem Stadtwappen und der Bezeichnung „Stadtmusik Hausach 1847“ aufgemalt. Die Rückseite war mit einem Notenblatt, Musikabzeichen und gekreuzten Klarinetten geschmückt.

Zur 50-jährigen Blütezeit der Stadt zählte der Übergang von der Fürstenbergischen zur Badischen Herrschaft. Ein letztes Mal huldigten die Hausacher 1806 dem kindlichen (8 Jahre)



Die „goldene Krone“ nach ihrer Erneuerung um das Jahr 1840

Bis zum Jahre 1906 kann die Fahne nachgewiesen werden. Danach verloren sich ihre Spuren.



Fürstenberger Fürsten Karl Egon. Der Knabe Fidel Knupfer durfte anlässlich des hohen Besuchs einige Verse vortragen, die Vater Joseph Knupfer geschrieben hatte. Der Schullehrer und erste Dirigent der Stadtmusik erweist sich vor allem in den folgenden beiden Zeilen als bescheidene, einfühlsame Persönlichkeit:

*Zwar kannten wir Thalbewohner nie der Dichter Sprache, nur
was uns die Herzen sagen, stammeln wir*

Und heute ? – Nein, Hausach hat sich in seiner jüngeren kulturellen Blütezeit selbstbewusst mit dem Lesenz des Lyrikers José Agüera Oliver zur „Literaturhauptstadt des ländlichen Raumes“ entwickelt. Durch großartige musikalische Aufführungen von Carl Orffs Carmina Burana über die Oper Porgy und Bess sowie die zahlreichen Musical- und Operetten-Produktionen bis hin zum letzten Peter-Lohmann-Gedenkkonzert im Jahre 2017 genießt Hausach als „Stadt unter der Burg“ das Privileg, einen „wohlklingenden und bekannten Namen“ zu tragen.

Seit 200 Jahren unterstützt die Stadtmusik die solide musikalische Grundbildung junger Menschen und förderte und fördert dadurch ungezählte junge Talente. Sie hat großen Anteil an der beispielgebenden musikalisch-kulturellen Entwicklung unserer Stadtgemeinde. Ein Grund zum Mitfeiern und zum Danken! Herzlichen Glückwunsch zum 200. Geburtstag!

Quellen

Städt. Museum, Emil Bischoff-Chronik, www.hausach-chronik-online.de

Karl Schmider

Begegnungen mit dem Ortenauer Komponisten und seiner Musik

Roland Uhl

Es war im Herbst des Jahres 1993, als ich mich als 15-jähriger, schüchterner Bub auf den Weg von meinem Elternhaus über die Kinzig auf die andere Seite meiner Heimatstadt Hausach machte. Ich stand kurz vor Beginn meiner kirchenmusikalischen C-Ausbildung und mein zukünftiger Lehrer, Bezirkskantor Matthias Degott in Gengenbach, hatte mir geraten, Kontakt mit einem gewissen Karl Schmider aufzunehmen, seinerzeit Kirchenmusiker an der Kirche St. Arbogast in Haslach. Während der dreijährigen Ausbildung zum nebenberuflichen Kirchenmusiker wird den Absolventen nämlich empfohlen, aktiv an einem Kirchenchor teilzunehmen, um dessen Aufgabenbereiche innerhalb der Liturgie und die wöchentliche Arbeitsweise mit solch einem Chor kennenzulernen.

Da die Kirchenmusikerstelle in Hausach zu jener Zeit gerade nicht besetzt war, der Hausacher Kirchenchor für diese Anliegen daher nicht infrage kam, lag es nahe, bei Karl Schmider anzufragen. Er könne ja auch eine Mitfahrgelegenheit zu den Proben nach Haslach sein, so die Idee von Matthias Degott.

Ich kann mich noch gut an diese erste Begegnung erinnern, obwohl sie schon mehr als zweieinhalb Jahrzehnte zurückliegt.



Karl Schmider und Roland Uhl während den Proben zum Portraitkonzert zum 75. Geburtstag 2010. (Bild: Bernhard Frindt)

Mir öffnete ein damals 58-jähriger Mann mit bedächtig ruhigem und zurückhaltendem Auftreten, aber auch mit einer freundlichen und offenen Kommunikation.

Karl Schmider war sehr erfreut über meinen Wunsch, bei ihm im Kirchenchor singen zu wollen und schnell hatten wir einen Treffpunkt vereinbart, an dem ich immer dienstags abends zu einer bestimmten Uhrzeit bereitstehen sollte, um zur Probe mitgenommen zu werden.

Was wir damals selbstverständlich noch nicht ahnen konnten, ist die Tatsache, dass diese Begegnung der Beginn eines bis heute andauernden, intensiven persönlichen und musikalischen Kontaktes war.

So traf ich Karl Schmider in den nächsten zwei Jahren bis zu seinem Rücktritt vom Kirchendienst im Jahre 1995 nahezu wöchentlich zu den Proben und den Aufführungen, meist zusammen mit seiner Frau Mechthild, die auch im Chor sang, und lernte dabei schnell, dass Karl Schmider Wert auf Pünktlichkeit legt. Bereits 40 Minuten vor Beginn der Probe fuhren wir in Hausach los, um spätestens 25 Minuten vor Probenbeginn vor Ort zu sein. Ich spürte, dass meine gelegentlichen kleinen Verspätungen ihn nicht erfreuten.

Disziplin forderte er auch von den Chorsängerinnen und Chorsängern ein, ich kann mich aber nicht daran erinnern, dass Karl Schmider je laut geworden wäre. Er führte die Proben ruhig, aber bestimmt, was eine sehr angenehme Probenatmosphäre erzeugte.

Was mir zunächst nicht bewusst war: mit Karl Schmider hatte ich auch einen Komponisten kennengelernt! Eine völlig neue Erfahrung für einen musikbegeisterten Jugendlichen. Da sangen wir Messen und Lieder nicht nur von Mozart, Bach oder Bruckner, sondern auch Werke, die vom Komponisten selbst einstudiert wurden. Und auch wenn ich damals bestimmt noch nicht alles verstand, so war es doch spannend, ihm während der Autofahrten zuzuhören, wenn er mir manches Weitere über seine Kompositionen erzählte. Da wurde aus dem sonst so zurückhaltenden Mann schon auch mal einer, der von der Qualität seiner Werke überzeugt war, der selbstbewusst versuchte, seine Kompositionen „unters Volk“ zu bringen, aber auch ein Künstler, dem man die Enttäuschung anmerkte, dass seine Kompositionen nicht die gewünschte Verbreitung gefunden haben.

Dabei waren vor allem die 1970er Jahre durchaus erfolgreich: Nachdem er zunächst Autodidakt war und seinen Kompositionsstil an seinen praktischen Erfahrungen mit Kirchenmusik orientierte, die er vor allem während seiner Schulzeit am

Erzbischöflichen Gymnasialkonvikt („Konradihaus“) in Konstanz und während seiner Studienzeit an der Pädagogischen Akademie in Freiburg (er sang dort u. a. im Domchor und im Bachchor) sammelte, reifte in ihm schon bald der Wunsch, seine Kompositionen auf eine fundierte Ausbildung zu stellen. So absolvierte Karl Schmider in den Jahren 1965 bis 1970 ein privates Kompositionsstudium bei Ernst Pfiffner in Basel.

Seine Lehrerausbildung in Freiburg hatte er inzwischen beendet, seine erste Stelle als Lehrer und Kirchenmusiker in Hornberg (1956–1963) war schon Geschichte, er war inzwischen verheiratet und Vater von vier kleinen Kindern und hatte seine zweite Stelle, ebenfalls als Lehrer und Kirchenmusiker in Laufenburg/Baden angetreten, als er sich wöchentlich, später vierzehntägig auf den Weg ins ca. 40 km entfernte Basel machte, um von Ernst Pfiffner von Grund auf in die Regeln von Harmonielehre und Kontrapunkt eingeführt zu werden. Erste Erfolge als Komponist konnte er bereits vorweisen, wurden doch im Jahre 1964 erstmals zwei seiner Kompositionen beim Verlag Anton Böhm & Sohn in Augsburg gedruckt.

Dieses Kompositionsstudium in Basel brachte ihm einen großen Schub in seiner kompositorischen Entwicklung. Basierten seine Werke bis dahin ausschließlich auf den traditionellen Kirchentönen, erhielt er im Studium durch die analytische Auseinandersetzung mit Komponisten wie Paul Hindemith oder Anton Webern auch Einblicke in moderne Kompositionstechniken. Mit viel Motivation und Fleiß erledigte er auch seine praktischen Aufgaben, seine Kompositionen wurden farben- und spannungsreicher, bekamen stilistisch eine größere Bandbreite und gewannen auch satztechnisch an Qualität. Und der Erfolg blieb nicht aus: Viele seiner Kompositionen, teilweise sogar seine „Hausaufgaben“ aus dem Studium wurden bei verschiedenen Verlagen gedruckt, Rundfunkanstalten in Deutschland und der Schweiz produzierten und sendeten schmidersche Kompositionen, verschiedene Kirchenchöre und auch einige professionelle Musiker nahmen seine Kompositionen in ihr Repertoire auf.

Doch an diesen Erfolg konnte er nach seiner Rückkehr in die Heimat, als er 1975 als Lehrer und Kirchenmusiker nach Haslach kam, nicht mehr anknüpfen. Immer mehr Werke blieben unveröffentlicht und auch die bereits gedruckten Werke verbreiteten sich im Kinzigtal nicht wie gewünscht. Karl Schmider wurde immer mehr zum Gelegenheitskomponisten.

Als ich Karl Schmider 1993 kennenlernen durfte, war seine erfolgreichste und produktivste Zeit also leider schon vorbei, aber ich hatte das Glück, in diesen zwei Jahren einige seiner



*Die katholische Kirche
St. Arbogast Haslach
(Bild: Roland Uhl)*

Chorwerke – von einfachen Liedsätzen bis hin zu Messen – mit ihm zu erarbeiten. Und ich mochte seine Kompositionen.

Im Jahre 1995 kam es dann zu einem Konzertprojekt, das mich nachhaltig beeindruckt haben sollte: Der Kammerchor Kinzigtal (in dem Karl Schmider selbst mitsang) sowie das Kammerorchester Kinzigtal, die damals beide unter der Leitung von Friedhelm Bals standen, planten zum 60. Geburtstag von Karl Schmider ein Konzert, in dem ausschließlich Kompositionen aus dessen Feder zum Erklingen kommen sollten. Ich selbst durfte dabei den Orgelpart bei zwei größeren Chorwerken übernehmen und als Trompeter in einem Blechbläserensemble mitwirken. Was ich bei diesem Konzert, das am 12. November 1995 in der Kirche St. Arbogast in Haslach mit den beiden Ensembles und einigen zusätzlichen regionalen Amateur- wie auch Profimusikern realisiert wurde, zu hören bekam, prägte mich. Erstmals hörte ich schmidersche Instrumentalkompositionen und besonders sein „Konzert für Trompete und Streicher“ (mit Bernhard Münchbach als Solist), sein „Psalm für Flöte solo“ mit seinen Zungenpizzicati (gespielt von Peter Stöhr) sowie die Wucht und Dynamik seiner „Festlichen Bläsermusik“ beeindruckten mich auf tiefe Weise. Der Komponist Karl Schmider gewann in meiner persönlichen Wahrnehmung mehr und mehr an Bedeutung.

So fand ich es schön, dass ich auch nach meinen zwei Jahren im Haslacher Kirchenchor immer wieder Kontakt mit Karl Schmider und auch mit dessen Werken hatte. Insbesondere ist da die gemeinsame Zeit beim Kammerchor Kinzigtal zu nennen, bei dem ich ab 1997 bis 2008 mit studiumsbedingten Unterbrechungen dann auch selbst mitsang. Recht regelmäßig nahm Friedhelm Bals, später auch sein Nachfolger Markus Uhl Kompositionen seines Sängers in die Konzertprogramme des Chores auf. So hatte ich das Vergnügen, auch bei zwei Uraufführungen mitzuwirken. Auffallend dabei war, dass Karl Schmider, obwohl in den Proben als Sänger anwesend, dem jeweiligen Chorleiter nie in dessen Interpretationen hineingeredet hat. Vielmehr schien er sich gerne selbst überraschen zu lassen, was andere Musiker mit seinen Werken anzufangen wussten. Und er freute sich immer und war sehr dankbar, wenn seine Werke zur Aufführung kamen.

Diese Erfahrungen machte ich auch selbst, als ich im Jahre 2001, inzwischen Leiter des Kirchenchores in Waldbronn-Busenbach bei Karlsruhe, mich erstmals selbst als Dirigent an die Erarbeitung eines Werkes von Karl Schmider wagte. Ich entschied mich für die Deutsche Messe „Der Herr ist mein Hirte“, die ich bereits im Haslacher Kirchenchor kennengelernt hatte

und die im Konzert 1995 ebenfalls auf dem Programm stand, mit mir als Organisten. Mit Johanna Paulus an der Orgel führten wir die Messe mit großem Erfolg am Ostersonntag in Busenbach und am Ostermontag in Hausach jeweils im Gottesdienst auf. Auch die „Vier eucharistischen Gesänge“ erarbeitete ich mit dem Busenbacher Kirchenchor. Sie erklangen sowohl in Gottesdiensten als auch in einem Gemeinschaftskonzert mit den Harmonikafreunden Busenbach.

Es war für mich eine spannende Erfahrung, wie Chorsänger, die ihn nicht persönlich kannten, auf seine Musik reagierten. Bisher hatte es in meinen Begegnungen mit seiner Musik immer eine mehr oder weniger enge persönliche Verbindung zwischen Musikern und Komponist gegeben.

Sowohl in Busenbach als auch später mit anderen Chören habe ich zuerst eine gewisse Skepsis verspürt. Die Sängerinnen und Sänger hatten zunächst Schwierigkeiten, sich mit der Tonsprache und dem Stil der schmiderschen Kompositionen anzufreunden. Karl Schmider schreibt zwar sehr praxisorientiert, er vermeidet große stimmführerische Schwierigkeiten, aber seine harmonischen Wendungen sind für Laiensänger oftmals ungewohnt und zunächst schwer zu erfassen.

Aber ich beobachtete in allen Chören auch ein anderes Phänomen: Nach den anfänglichen Schwierigkeiten entdeckten die Sängerinnen und Sänger, dass hinter den Kompositionen mehr steckt als ungewohnte Klänge. Da ist Musik, die den Text widerspiegelt, und offenbar ein Komponist, der aus einem tiefen Glauben heraus seine Religiosität und Spiritualität in Töne umsetzt. Auch wenn die Musik vielleicht trotzdem nicht jedermanns Sache war, so wurden die Kompositionen von allen als ehrlich, authentisch, fundiert und nie effekthascherisch wahrgenommen. Und mir war es immer wichtig, dass meine Chöre auch die Gelegenheit bekamen, Karl Schmider persönlich kennenzulernen. Viele Rückmeldungen haben mir gezeigt, dass die Musiker spürten, dass die Musik zum Komponisten passt und umgekehrt.

Inzwischen stand ich kurz vor dem Abschluss meines Schulmusikstudiums in Karlsruhe und ich musste mir Gedanken machen, zu welchem Thema ich meine wissenschaftliche Arbeit verfassen wollte. Mehr und mehr reifte in mir die Überlegung, ob ich mich nicht auch wissenschaftlich näher mit Karl Schmider und seiner Musik befassen möchte. Ein persönliches Gespräch mit Karl Schmider während einer Chorreise des Kammerchores Kinzigtal nach Ungarn im Sommer 2001, bei dem wir intensiv über seine Kompositionsweise sprachen, bestätigte mich in diesem Wunsch. Ich war froh, dass mein Vorhaben

auch bei Prof. Dr. Ulrich Michels von der Musikhochschule Karlsruhe auf offene Ohren stieß. Er wurde fortan mein beratender Dozent.

Der Kontakt zu Karl Schmider wurde dadurch natürlich noch enger, traf ich mich doch in den nächsten Monaten des Öfteren mit ihm, um mit ihm intensiv über sein Leben und sein musikalisches Werk zu sprechen. Es machte ihm sichtlich Freude, mich mit allen möglichen Informationen zu versorgen, aus seinem Leben zu erzählen, Erfolge und Misserfolge mit mir zu erörtern. Und ich profitierte dabei sehr von der unglaublichen Ordnung und Systematik in seinen Regalen und Schränken. Ich habe es noch vor Augen, wie er während eines Gespräches vom Schreibtisch seines Arbeitszimmers aufstand, zu einem Schrank ging, mit einem schnellen Griff einen Stapel Zeitschriften aus dem Schrank nahm und mir mit den Worten überreichte: „Das ist alles, was bisher über mich geschrieben wurde.“ Ein Glücksfall für mich, so unkompliziert und umfassend an Quellen zu kommen, ganz abgesehen davon, dass ich seither eine weitestgehend lückenlose Karl-Schmider-Notenbibliothek besitze.

Die wissenschaftliche Arbeit, die gleichzeitig auch die Diplomarbeit für mein Klavierstudium war, bekam den Titel „Karl Schmider – Leben und Werk“ und ich befasste mich in ihr neben einem biographischen Kapitel, der Erstellung eines Werkverzeichnisses und eines Literaturverzeichnisses vor allem mit drei Kompositionen: der Liedkantate „Nun lobet Gott“ für Tenor und Streichquartett (1974), der „Fantasie“ für Orgel (1979) und dem „Divertimento“ für Holzbläserquintett (1971/72).

Diese drei Werke stehen exemplarisch für die drei wichtigsten Kompositionstechniken im Schaffen Karl Schmiders: für die Arbeit mit Kirchentonarten, mit der Zwölftontechnik sowie der Verwendung eigener Modi als Grundmaterial.

Ausgangspunkt seiner kompositorischen Tätigkeit waren zunächst die Kirchentonarten (oder „Modi“), eine Tonordnung von ursprünglich acht Skalen, Grundlage für die Kompositionen bis ins späte 16. Jahrhundert, teilweise auch noch bis ins 18. Jahrhundert.

In der Spätrenaissance- und Frühbarockzeit wurde diese Ordnung immer mehr vom Dur-Moll-System, das die Musik bis ins 20. Jahrhundert hinein bestimmt hat und auch heute noch dem überwiegenden Teil der Unterhaltungsmusik zugrunde liegt, abgelöst.

Schmider kopiert allerdings nicht den Stil der „alten Meister“, sondern versieht seine Kompositionen mit harmonischen Schärfen, wodurch seine Kompositionen eine eigene Handschrift erhalten.

Bis in die 1960er Jahre hinein war diese Kompositionsweise stilprägend für Karl Schmider, ausgehend von ersten Kompositionsversuchen während seiner Konstanzer Schulzeit und ersten „ernsthaften“ Werken während seiner Zeit als Lehrer und Kirchenmusiker in Hornberg. Bis zur heutigen Zeit greift er (v. a. in Chorkompositionen) häufig auf diese Technik zurück.

Im Studium bei Erst Pfiffner in Basel lernte er dann die Komposition mit eigenen Modi kennen. Diese Technik basiert auf selbst erfundenen Tonleitern, aus deren Tonmaterial die Werke ähnlich wie bei traditionellen Tonleitern konzipiert werden. Schmider fand Gefallen an dieser Art des Komponierens, ist sie doch eine logische Weiterentwicklung der Komposition mit Kirchentonarten, bietet aber dennoch auch die Möglichkeit, modernere und schärfere Klänge zu erzeugen. Viele Werke entstanden mit dieser Kompositionstechnik, teilweise griff er dabei seine Basler Studien auf und entwickelte aus ihnen neue Werke.

Ein weiterer wichtiger Punkt im Studium war die Auseinandersetzung mit der Zwölftontechnik. In dieser, in der Schule um Arnold Schönberg um 1920 begründeten Kompositionsweise, ist die jahrhundertealte Tradition eines Grundtones, auf den sich die ganze harmonische Struktur eines Werkes bezieht, aufgehoben.

Von alters her gab es immer einen Zentralton, im späteren Komponieren mit Tonarten einen Grundton (c bei C-Dur, f bei f-Moll usw.). Auf diesen Ton bezog sich das ganze Musikstück. Im Laufe des 19. Jahrhunderts wurde diese Vormachtstellung eines Tones immer mehr eingeschränkt. Es fällt bisweilen schwer (z. B. bei Kompositionen von Richard Wagner oder Hugo Wolf), das harmonische Geschehen auf diesen einen Grundton zu beziehen.

Schönberg führt diese Entwicklung konsequent weiter, indem er den Grundton vollständig auflöst. Alle zwölf Töne der Halbtonskala sind jetzt gleichberechtigt. Interessanterweise verläuft diese Entwicklung zeitlich parallel zu ersten Emanzipationsbewegungen von Frauen. Die Einführung des Frauenwahlrechts in Deutschland und die ersten Kompositionen in Zwölftontechnik fallen zeitlich nahezu zusammen.

Grundlage dieser Kompositionen ist eine Zwölftonreihe, in der jeder Ton einmal vorkommt. Die Reihenfolge wird bei jedem Werk vom Komponisten neu festgelegt. Diese Reihe wird gespiegelt (Umkehrung), rückwärts gelesen (Krebs) bzw. beides zusammen (Umkehrungskrebs). Außerdem ist es möglich, alles noch in andere Tonlagen zu transponieren. Somit ergeben sich eine große Anzahl verschiedener Tonfolgen, die in der Struktur

aber alle miteinander verwandt sind. Mit diesem Ausgangsmaterial arbeitet der Komponist. Die Werke sind also keineswegs ein willkürliches Zusammenstellen schiefer und schräger Klänge (auch wenn es für einen ungeübten Hörer so klingen mag), sondern – allerdings in einer vollkommen anderen Weise als bei traditioneller klassischer Musik – höchst strukturierte, nach sehr strengen Regeln konzipierte Musik.

Karl Schmider lehnt diese strenge Technik für sich zwar ab, da sie einerseits seinem Traditionsbewusstsein widerspricht, andererseits seinem praxisorientierten Schaffen für Laienchöre entgegensteht, dennoch greift er – vor allem in Instrumentalmusik – immer wieder auf diese Kompositionsweise zurück, vermischt sie aber mit traditionellen Elementen.

Gerade diese Mischung aus Tradition und Moderne – egal in welcher Kompositionsweise – macht für mich den Stil Karl Schmiders aus. Es war für mich faszinierend zu entdecken, dass auch in einer seiner strengsten Zwölftonkompositionen, der „Fantasie“ für Orgel, viele traditionelle Bausteine erkennbar sind, andererseits aber auch in der barock konzipierten und auf dem dorischen Kirchenton basierenden Choralkantate „Nun lobet Gott“ das Rezitativ in Zwölftontechnik komponiert wurde. Auch wenn diese Fakten widersprüchlich erscheinen, so gelingt es Schmider, diese verschiedenen kompositorischen Elemente zu einem stimmigen Ganzen zu vereinen. Wenn Karl Schmider moderne Techniken und Klänge verwendet, dann geht es ihm nicht darum zu provozieren, erst recht nicht, sich von „alt Hergebrachtem“ zu lösen und zu distanzieren, sondern vielmehr darum, eine zeitgenössische und zeitgemäße, aber trotzdem traditionelle Sprache zu finden, in der er sich seinem Wesen entsprechend musikalisch ausdrücken kann.

Dass er dabei Johann Sebastian Bach als sein großes Vorbild sieht, unterstreicht sein Traditionsbewusstsein. In vielen Details nimmt er Bezug auf den großen Barockkomponisten, sei es in der architektonischen Anlage einiger seiner Werke, im Wiederaufgreifen früherer eigener Werke in neuen Kompositionen (dem sogenannten Parodieverfahren), oder auch in der bewussten Verwendung von Tonfolgen, denen Buchstaben zuzuordnen sind. So wird aus der berühmt gewordenen Tonfolge b-a-c-h bei Schmider h-f für seinen Freund Henri-Francois Vellut, c-es-c-h für seinen ältesten Sohn Christoph Schmider oder auch h-a-es-a-c-h für Has(l)ach, um nur Beispiele zu nennen.

Wie sehr er Bach bewundert, zeigt eine kleine Anekdote, die mir in Bezug auf ein Konzert des Kammerchores Kinzigtal zu Ohren kam: Im Jahre 2000 konzipierten der Chor und ihr Leiter Markus Uhl ein Konzertprogramm, das einerseits dem 250.

Todestag Johann Sebastian Bachs, andererseits dem 65. Geburtstag von Karl Schmider gewidmet werden sollte. Werke beider Komponisten wurden dabei einander gegenübergestellt. Eine große Ehre für Karl Schmider! Dass aber auf dem Konzertplakat sein eigenes Bild jenes von J.S. Bach an einer Ecke überlagerte, empfand er als Unverschämtheit!

Im Sommer des Jahres 2002 war es dann soweit: Nach Monaten der intensiven Auseinandersetzung mit Leben und Werk Karl Schmiders war meine wissenschaftliche Diplomarbeit, wie ich sie nun zusammenfassend nennen möchte, abgeschlossen und ich fertigte natürlich auch ein Exemplar für Karl Schmider an.

The image shows the first page of a handwritten musical score. At the top, it is dedicated to 'Für Roland Uhl zum Dank für seine Diplomarbeit'. The title is 'MIXTUR aus Rehen und Palmschreien für Klavier' by Karl Schmider (2002). The score is written on yellowed paper and includes several systems of music with various markings and dynamics.

Die erste Seite der Komposition „Mixtur“ in der Originalhandschrift

Dieser hatte Tränen in den Augen, als ich ihm die Arbeit überreichte. „Jetzt gibt’s e Buech über de Schmider“ waren seine Worte. Er war stolz, gerührt und dankbar zugleich. Auch für mich war es ein tief bewegender Moment.

Sein musikalischer Dank ließ nicht lange auf sich warten: Wenige Monate nach Abschluss der wissenschaftlichen Arbeit bekam ich einen Anruf von Karl Schmider mit der Bitte, doch kurz bei ihm vorbeizukommen. Er überreichte mir die Partitur eines Klavierstückes, das er „MIXTUR aus Reihen und Psalmzitate“ betitelte. Darüber stand: „Für Roland Uhl – zum Dank für seine Diplomarbeit“. Jetzt war es wiederum ich, der gerührt war. Widmungsträger eines musikalischen Werkes zu sein, diese Ehre wurde mir weder zuvor noch danach zuteil. Und die Originalhandschrift einer Komposition zu besitzen, ist für einen Musiker ein ganz besonderes Gefühl.

Bemerkenswert ist, wie akkurat und exakt Karl Schmiders Handschrift gestaltet ist. Im Gegensatz zu Manuskripten vieler anderer Komponisten ist sie problemlos lesbar und unterscheidet sich nicht wesentlich von gedruckten Noten. Für mich ist die Handschrift Ausdruck seines Charakters: Unaufgeregt, strukturiert, korrekt – Attribute, die man durchaus auf die Person Karl Schmider übertragen kann.

Karl Schmider setzte dieses Klavierstück aus musikalischen Materialien zusammen, die in meiner Auseinandersetzung mit seiner Musik von Bedeutung waren. So liegt dem Werk als Ausgangsmaterial dieselbe Zwölftonreihe zugrunde, die er bereits im oben erwähnten Rezitativ der Choralkantate „Nun lobet Gott“ verwendet hatte. Außerdem zitiert er den Dankgesang aus der Deutschen Messe „Der Herr ist mein Hirte“, ein Werk, das ich schon als Chorsänger, als Organist und auch als Dirigent zur Aufführung brachte. Allen Quellen gemeinsam ist die Tatsache, dass Karl Schmider mit ihnen in deren Erstverwendung Psalmen vertonte. Den Titel „Mixture“ wählte er bestimmt auch bewusst als Anspielung auf das gleichnamige Orgelregister und damit bezugnehmend auf meine Tätigkeit als Organist. Es gelang ihm also, in diesem Werk ein Stück meiner Geschichte mit seinem kompositorischen Schaffen auf Papier zu bringen, und ich suchte natürlich nach einer Möglichkeit, diese Komposition baldmöglichst auch zum Klingen zu bringen.

Bereits im Herbst 2002 hatte ich die Idee, in Hausach eine neue Konzertreihe, die „Konzerte zum Mauritiusfest“ ins Leben zu rufen, mit denen das Patrozinium der beiden katholischen Kirchen meiner Heimatstadt einen musikalischen Ausklang finden sollte.

Am 21. September 2003 wurde die Reihe, die bis zum Jahr 2017 unter meiner Leitung stand und inzwischen vom Chor Astrágalos übernommen wurde, mit dem ersten Konzert eröffnet.

Zusammen mit Daniel Roos gestaltete ich einen Klavierabend mit zweihändiger und vierhändiger Literatur und es war mir ein Anliegen, Karl Schmiders „Mixtur“ ins Programm zu integrieren. So fand die Uraufführung dieses Werkes am Entstehungsort und am Wohnort des Komponisten statt, erhielt großen Beifall und wurde ausgiebig in der Presse besprochen.

Nun war ich also sozusagen Karl Schmiders Biograph geworden, hatte mir umfassende Kenntnisse über seine Kompositionen erworben und der Wunsch, mich nicht nur wissenschaftlich, sondern weiterhin auch künstlerisch mit seinem Werk zu beschäftigen und es zur Aufführung zu bringen, verstärkte sich durch die intensive Auseinandersetzung mit seiner Musik noch mehr. Leider bot mir der musikalische Alltag mit dem Aufbaustudium in Liedgestaltung an der Musikhochschule in Trossingen (2004–2008) kaum Gelegenheiten, zumal ich in diesem Zeitraum zunächst keinen Chor leitete. Einzig in den Hausacher Gottesdiensten führte ich immer mal wieder ein schmidersches Stück auf.

Als aber im Jahre 2005 Karl Schmiders 70. Geburtstag anstand, reifte in mir die Idee, zehn Jahre nach dem für mich so prägenden Konzertprojekt von Kammerchor und Kammerorchester Kinzigtal nun selbst ein Konzert zu veranstalten, das ausschließlich Schmider-Werke im Programm aufweisen sollte.

Das „Konzert zum Mauritiusfest“ bot sich dafür an, lag doch der Termin des Hausacher Patroziniums mit dem 25. September 2005 gerade eine Woche nach Karl Schmiders rundem Geburtstag.

Bei der Programmauswahl fiel mein Blick auf Schmiders Kammermusik für Streicher. Diese entstand zum allergrößten Teil in der ersten Hälfte der 1970er Jahre durch die Verbindung von Karl Schmider zur Familie Rabus, einer Musikerfamilie aus dem zu seinem damaligen Wohnort Laufenburg nahe gelegenen Hasel bei Wehr am Hochrhein. Der Vater Fritz Rabus war Lehrer und Kirchenmusiker in Hasel und spielte Cello unter anderem in einem Streichquartett in Basel, seine beiden Kinder Hans (Cello) und Kathrin (Violine) waren mehrfache (Bundes-) Preisträger im Wettbewerb „Jugend musiziert“. Alle drei Familienmitglieder spielten regelmäßig bei Karl Schmider in Laufenburg, wenn er für die Aufführungen mit seinem dortigen Kirchenchor Streicher benötigte. Die kammermusikalischen Werke, die Schmider in dieser Zeit schrieb, waren allesamt für

diese Familie bzw. auch für das Basler Streichquartett von Fritz Rabus bestimmt.

Leider ließ sich meine ursprüngliche Idee, die Familie Rabus für dieses Konzertprojekt zu gewinnen, aus organisatorischen Gründen nicht realisieren, aber ich engagierte ein Streichquartett, bestehend aus Studenten der Musikhochschulen in Trossingen und Mannheim, dazu den Tenor Klaus Haas aus Oberwolfach. Ich selbst beteiligte mich als Organist. Sämtliche Kammermusik für Streicher aus der Feder von Karl Schmider (bis auf die nicht zur Jahreszeit passende Weihnachtsmusik „In dulci jubilo“) kamen in diesem Konzert zur Aufführung, auch das erst im Jahre 1998 entstandene Choralvorspiel „Nun bitten wir den Heiligen Geist“ für Violine und Orgel, das in diesem Konzert seine Uraufführung erlebte.

Für mich war es wunderbar, in diesem Konzert die Choralcantate „Nun lobet Gott“, mit der ich mich so intensiv beschäftigt hatte, erstmals auch zu hören, und auch die „Fantasie“ für Orgel, die ebenfalls einen großen Raum in meiner wissenschaftlichen Arbeit einnahm, nahm ich ins Programm auf. Diese hatte ich zwar schon einmal gehört, als sie Karl Schmiders Nachfolger als Kirchenmusiker in Haslach, Klaus Krämer, in einem seiner Konzerte aufführte und ich ihm dabei registrieren durfte. Erstmals interpretierte ich die „Fantasie“ in diesem Konzert aber selbst.

Das Konzertprojekt bot auch den Anlass, Karl Schmider den Auftrag für eine Neukomposition zu erteilen. Da es bisher nur zwei Werke für Streichquartett (das „Präludium“ für Orgel und Streichquartett und die bereits mehrfach erwähnte Choralcantate „Nun lobet Gott“ für Tenor und Streichquartett) gab, bat ich ihn, für das Konzert noch ein weiteres, reines Streichquartett zu schreiben. So entstand die „Kleine Suite“, die ich mit den vier Musikern erarbeitete. Das Konzertprogramm bekam also noch eine zweite Uraufführung.

In der „Kleinen Suite“ verarbeitet Schmider einige seiner früheren Werke ganz unterschiedlicher Herkunft. Als Quellen dienen dabei Orgelwerke, Kammermusik und Chorwerke. Er schafft aber auch verbindende, immer wiederkehrende Elemente, sodass Schmider trotz der unterschiedlichen Herkunft der Teile ein einheitliches Werk gelingt.

Dass Karl Schmider kein komplett neues Werk komponierte, sondern ältere Kompositionen verwendet hat, sagt Einiges über seine damalige Verfassung als Komponist aus. Des Öfteren hat er mit mir darüber geredet, dass er unzufrieden damit ist, dass seine Werke so selten aufgeführt werden und viele seiner Kompositionen seit Jahrzehnten nicht mehr erklingen sind. Ihm

Hausach

Dienstag, 27. September 2005

Hommage an Schmiders Lebenswerk

Roland Uhl widmete Mauritiuskonzert mit jungen Musikern dem Komponisten Karl Schmider

Einen kleinen, erlesenen Auszug der kirchenmusikalischen Kunst Karl Schmiders war in der Stadtkirche Hausach am vergangenen Sonntag zu hören. Das bereits dritte Mauritiuskonzert zum Patroziniumsfest war eine Hommage an den Hausacher Komponisten, der kürzlich seinen 70. Geburtstag feierte.

VON GEORG BRÜDER

Hausach. Es gibt wohl kaum jemand, der die rund 150 Werke des Hausacher Komponisten Karl Schmider besser kennt als Roland Uhl. Der diplomierte Musiker befasste sich während seines Studiums intensiv mit den modern anmutenden kirchenmusikalischen Tuschbüchern Schmiders, der kürzlich seinen 70. Geburtstag feierte. Ein willkommener Anlass für Uhl, die dritte Auflage der Mauritiuskonzerte seinem väterlichen Freund zu widmen.

Das rund 90-minütige Konzertprogramm war dann auch ein kleiner, erlesener Auszug nicht nur aus dem umfassenden Werkeverzeichnis Schmiders, die dazugehörigen Kantaten und Instrumentalkompositionen geben auch einen kleinen Einblick in das Leben des kreativen, bodenständigen Lehrers und Kirchenmusikers mit Sinn für Familie und Freunde.

Zu Beginn des Konzerts erinnerten das »Präludium für Orgel und Streicher«, das »Intermezzo für Cello und Orgel« und die »Minutaren für Streichtrio« aus den Jahren 1970 bis 1973 an Schmiders Zeit im hochberühmten Laufenburg und seine Freundschaft zum Basler Fritz Rabus und dessen Familie.

Bei den Zwölftontechnik



Johanna Durczok, Johanna Walesch, Felix Weischedel und Delphine Cheney bei der Uraufführung von Karl Schmiders »Kleine Suite für Streichquartett«.

Foto: Georg Bruder

komponierten Miniaturen wird die intensive Auseinandersetzung Schmiders mit dem zeitgenössischen musikalischen Gedankengut Arnold Schönbergs deutlich. Schmider befasste sich besonders in seinem Kompositionsunterricht bei Ernst Pfister in Basel mit Schönberg als einem der Begründer der Neuen Musik.

Schmider selbst beschreibt seine Musik als »gemäßigt modern«, er »versucht, Atonalität und Dissonanzen in einem erträglichen Maß zu halten«.

Besonders deutlich wurde diese Intension in der »Kleinen Suite«, die er speziell für dieses Mauritiuskonzert komponiert hat, mit harmonischer Grundstruktur und leicht atonalen Passagen in einzelnen Stimmen des Streichquartetts. Das Werk enthält Elemente älterer Kompo-

sitionen Schmiders, der hier unterschiedliche musikalische Teile zu einer interessanten Klammer einheit verflocht. Nicht zuletzt die feinfühlige Interpretation der Streicher, junge Musikstudenten der Musikhochschulen in Trossingen und Mannheim, ließen die »Kleine Suite« zu einem ersten großen Höhepunkt des Konzerts werden.

Musikalisches Können

Überhaupt bewiesen die Ausführenden in der Stadtkirche großes musikalisches Können. Neben Roland Uhl, musikalischer Leiter und Organist, musizierten Johanna Durczok (Violine), Johanna Walesch (Violine), Felix Weischedel (Viola), Delphine Cheney stellte ihr Talent als Solistin am Violoncello gleich zweimal unter Beweis, besonders eindrucksvoll in der

musikalischen Ausföhrung der Meditation über den Choral »Wor nur den lieben Gott lässt walten« für Cello und Tasteninstrument aus dem Jahr 1978. Nach der dissonant geprägten »Fantasia für Orgel« wirkte die Choralverarbeitung wie ein harmonisches Versöhnungsangebot an die rund 150 Zuhörer.

Bisot mit Klaus Hans noch ein Akteur des Konzerts zu nennen. Der erfahrene Tenor aus Oberschwabach überlegte mit seiner Interpretation der Schmider-Kantate »Nun lobet Gott«. Das Werk mit dem Vorbild barocke Solokantaten war würdevoller Schlusspunkt einer gelungenen Hommage an Karl Schmider. Ein schöneres Geschenk als eine Reflektion seines Lebenswerks hätte sich der Komponist zu seinem 70. Geburtstag kaum wünschen können.

Der Zeitungsartikel des Offenburger Tageblatts über das Kammerkonzert zum Mauritiusfest anlässlich Karl Schmiders 70. Geburtstages

war es offensichtlich wichtiger, dass seine früheren Kompositionen nicht in Vergessenheit geraten, als sich vollkommen neu auf das Komponieren eines Streichquartetts einzulassen. Eine aus meiner Sicht nachvollziehbare und verständliche Einstellung. Er offenbarte mir auch, dass er manchmal wenig Sinn sehe, noch zu komponieren, wenn seine Werke sowieso so gut wie nicht aufgeführt würden. Wenn man sein Werkeverzeichnis betrachtet, so sieht man wirklich deutlich, dass die kompositorische Produktivität von Karl Schmider immer mehr abnahm. Entstanden in den 1970er Jahren noch mehrere, auch größere Werke jährlich, so verstreichen in den letzten 20 Jahren bisweilen mehrere Jahre von der einen bis zur nächsten Komposition.

Vor diesem Hintergrund war es für Karl Schmider erst recht erfreulich, dass das Konzert zu seinem 70. Geburtstag großen Anklang fand. Die Stadtkirche Hausach war gut gefüllt, und ich konnte den Stolz und die Dankbarkeit bei Karl Schmider spüren, als er zusammen mit uns Musikern den langanhaltenden Applaus entgegennahm.

Auch den Festgottesdienst zum Patrozinium an diesem Tag gestaltete der Hausacher Kirchenchor unter der Leitung von Ina Paulus mit mir als Organisten ausschließlich mit Werken von Karl Schmider. Die Stadtkirche St. Mauritius in Hausach war an diesem Tag also erfüllt von Schmider-Klängen.

Dass auch der Haslacher Kirchenchor an Schmiders Geburtstag eine Messe aus dessen Feder im Gottesdienst aufführte, unterstreicht die gebührende Würdigung des runden Geburtstages des Komponisten.

Als ich nach Beendigung meines Studiums im Jahre 2008 Münsterkantor auf der Insel Reichenau im Bodensee wurde, brachte diese Stelle mit sich, dass sich meine Konzerttätigkeit vom Klavier immer mehr auf die Orgel verlagerte. In diese Orgelkonzerte brachte ich auch regelmäßig Werke von Karl Schmider ein, weil es mir am Herzen lag, seine Musik zu verbreiten und ihn immer mehr bekannt zu machen, auch über Hausach und Umgebung hinaus. Getrieben wurde ich dabei immer von dem Gedanken, dass seine Kompositionen qualitativ zu gut sind, um nicht aufgeführt zu werden. Und natürlich auch davon, meinen Freund in seinem kompositorischen Schaffen zu unterstützen. So erklangen schmidersche Orgelkompositionen unter anderem bei den „Klangwelten“ Bochum, beim „Orgelsommer Kinzigtal“ (Diözese Fulda), auf der Kanareninsel Teneriffa und beim Jubiläumskonzert „1200 Jahre Münster Reichenau“.

Auch mit dem Münsterchor Reichenau war es mir ein Anliegen, schmidersche Kompositionen zu erarbeiten und ich nutzte dafür das Jahr 2010, um zu Karl Schmiders 75. Geburtstag ein Portraitkonzert zu veranstalten, das dann nicht „nur“ zum Mauritiusfest in Hausach, sondern auch im Reichenauer Münster erklingen sollte. Ich studierte dafür drei größere Werke für Chor, Bläser und Orgel ein, die teils auch die Gemeinde mit einbeziehen. Dazu fanden zwei Werke für Bläser und Orgel sowie verschiedene Orgelwerke den Weg ins Programm. Das Bläserquartett wurde von Mitgliedern des Münsterorchesters Reichenau zusammengestellt, den Orgelpart übernahm der in Offenburg-Bohlsbach aufgewachsene und inzwischen auf der Insel Reichenau lebende Alexander Bürkle.

Karl Schmider reiste im Vorfeld der Konzerte zwei Mal zu Probetagen zum Bodensee an. Die Musiker erlebten es als große Bereicherung, den Komponisten kennenzulernen und mit ihm zu arbeiten.

In diesen Portraitkonzerten erklang aber nicht nur die Musik Karl Schmiders, sondern ich führte mit Hintergrundinformationen und biographischen Bezügen durchs Programm,



um auch den Menschen Karl Schmider dem Publikum näherzubringen.

Die Konzerte wurden am 26. September 2010 in der Stadtkirche Hausach und am 14. November 2010 im Münster Reichenau realisiert und bekamen abermals großen Zuspruch.

Die erarbeiteten Werke flossen in den folgenden Jahren auch immer wieder in die Festgottesdienste im romanischen Münster der Reichenau ein. Die klaren Strukturen der schmiderschen Werke, die Bläserklänge und die praxisorientierte, den liturgischen Anforderungen angepasste Schreibweise boten dabei immer ein passendes Zusammenspiel zwischen Liturgie, Architektur und Musik. Dieses Empfinden hatte nicht nur ich, sondern ich bekam diese Rückmeldung auch von Gottesdienstbesuchern.

Die Reihe der Schmider-Konzerte jeweils zu seinen runden Geburtstagen setzte sich auch zum 80. Geburtstag des Komponisten im Jahre 2015 fort, dieses Mal in einer Zusammenarbeit des in Hausach ansässigen Chores „Astrágalos“ mit einigen Gastsängern aus dem Münsterchor Reichenau, einem Bläserensemble aus Musikern des Münsterorchesters Reichenau, dem Tenor Klaus Haas sowie dem Organisten Alexander Bürkle. Die Gesamtleitung für dieses Projekt wurde mir übertragen. Für mich war es sehr bewegend, dass sich Musiker als meiner „alten Heimat“ Kinzigtal mit Musikern meiner „neuen Heimat“ Bodensee für ein Schmider-Projekt zusammengefunden haben. Dass die gemeinsamen Proben teils in Gutach, teils auf der Reichenau stattfanden, zeugte von dieser schönen Verbindung.

*Karl Schmider und Roland Uhl inmitten von Münsterchor und Bläsern des Münsterorchesters Reichenau nach dem Portraitkonzert 2010 im Reichenauer Münster
(Bild: Bernhardt Frindt)*

Unter dem Titel „Jubelt dem Herrn“ erklangen in diesen Konzerten ausschließlich Psalmvertonungen aus der Feder des Hausacher Komponisten, neben zwei mehrsätzigen Kompositionen für Chor, Bläser und Orgel auch einige A-cappella-Werke sowie zwei Psalmvertonungen für Singstimme und Tasteninstrument, die jeweils aus Anlass von runden Geburtstagen von Schmiders ältestem Sohn Christoph entstanden waren („Psalm 40“ zum 40. Geburtstag und das 50-taktige Werk „Ich will dem Herrn singen“ zum 50. Geburtstag). Für mich bot dieses Konzertprojekt den Anlass, die mir gewidmete „Mixtur“ wieder aus dem Notenschrank hervorzuholen, basiert sie doch ausschließlich auf Psalmvertonungen, konnte sich also gut ins Konzertprogramm integrieren. Schon länger hatte ich damit geliebäugelt, die Klavierkomposition für Orgel einzurichten, empfand ich sie doch von Anfang an auch für dieses Tasteninstrument als sehr geeignet. Da für die Einrichtung keinerlei Eingriff in das Tonmaterial vonnöten war, nahm ich sie in Absprache mit Karl Schmider selbst vor und führte das Werk in diesen Konzerten erstmals in seinem neuen Gewand auf. Glücklicherweise konnten wir die Konzerte direkt auf das Wochenende nach Karl Schmiders Geburtstag, der auf einen Freitag fiel, terminieren, so dass es auch für Schmiders Geburtstagsgesellschaft möglich war, das Konzert in Hausach am Sonntag, 20. September 2015 zu besuchen. Tags zuvor erklang dasselbe Programm im Reichenauer Münster.

Am selben Wochenende sang auch der Freiburger Domchor Schmidersche Kompositionen im Gottesdienst. Der Kontakt zu diesem Chor, in dem er während seines Studiums selbst mitsang, hielt sich über viele Jahre hinweg, zunächst über seinen Schulkameraden Raimund Hug, der nach seinem Theologiestudium zunächst als Kaplan in Hausach tätig war, später noch ein Kirchenmusikstudium anschloss und von 1969 bis 2002 als Domkapellmeister in Freiburg wirkte. Einige von Schmiders Kompositionen sind dem Freiburger Domchor zugedacht, teils waren es sogar Auftragswerke. Inzwischen besteht der Kontakt hauptsächlich über Karl Schmiders ältesten Sohn Christoph, der in Freiburg als Erzbischöflicher Oberarchivdirektor arbeitet und auch im Domchor singt.

Es war für Karl Schmider natürlich eine große Freude, dass an diesem Wochenende seine Kompositionen in Freiburg, auf der Reichenau und in Hausach erklangen.

Allgemein lässt sich feststellen, dass in den letzten Jahren Karl Schmider wieder mehr als Komponist wahrgenommen wird, seine Werke wieder verstärkter verlegt werden und sein Wirken

auch öffentlich geschätzt wird. So existiert seit einigen Jahren eine Wikipediaseite über Karl Schmider, auf der Wikipediaseite von Hausach wird er als „Sohn der Stadt“ geehrt und in Hausachs Chronik online als „Persönlichkeit“ mit eigenem Artikel gewürdigt.

In der Tat hat sich Karl Schmider insbesondere im Kinzigtal sehr verdient um die Kirchenmusik gemacht, nicht nur in seinen 20 Jahren als Kirchenmusiker an der Kirche St. Arbogast in Haslach. Er engagierte sich auch als Dekanatschorleiter im damaligen Dekanat Kinzigtal. Die beliebten Dekanatschortage, die ab 1976 regelmäßig stattfanden, wurden von ihm maßgeblich ins Leben gerufen.

Auch nach seinem Rücktritt vom Kirchendienst im Jahre 1995 übernahm er in verschiedenen Gemeinden des Kinzig-, Wolf- und Gutachtals unzählige Organistendienste, half des Öfteren auch als Chorleiter aus, wenn irgendwo Not am Mann war. Erst in den letzten Monaten hat er sich aus gesundheitlichen Gründen von seiner kirchenmusikalischen Tätigkeit zurückgezogen, die er über viele Jahrzehnte mit viel Engagement und Einsatz ausgeübt hat, und das immer neben seiner jeweiligen Tätigkeit als Lehrer bzw. im Ruhestand.

Erfreut und positiv überrascht war ich auch, als vor einiger Zeit Carson Cooman, ein amerikanischer Komponist und Organist, Kontakt zu mir aufnahm, von seiner Beschäftigung mit der Musik Karl Schmiders berichtete und mich fragte, ob ich ihm sagen könne, wie er an weitere, auch unveröffentlichte Orgelkompositionen gelangen könne, da er gerne sämtliche schmiderschen Werke für Orgel kennenlernen würde. Dass er sich wirklich mit den Kompositionen, die ich ihm daraufhin zugesendet habe, beschäftigt, zeigt eine Konzertaufnahme von Schmiders „Toccata“ für Orgel, die auch auf Youtube abrufbar ist.

In diesem Jahr stand nun Karl Schmiders 85. Geburtstag an, der von verschiedenen Seiten auch musikalisch gewürdigt werden sollte.

Leider mussten aufgrund der Corona-Pandemie einige Veranstaltungen abgesagt werden, doch zumindest konnte ich in meinem internen Antrittskonzert als neuer Kirchenmusiker des Klosters Hegne am 13. September seine frühen „Sechs Orgelstücke“ (1970) ins Programm aufnehmen. Am Geburtstag selbst, dem 18. September, gestalteten der Kammerchor Offenburg unter der Leitung von Reinhardt Bäder sowie drei aus der Gegend stammende und dem Komponisten verbundene Organisten (Niklas Schmider, Markus Uhl und ich) den Gottes-

dienst mit anschließender Abendmusik in der Stadtkirche Hausach mit Schmider-Werken.

Mögen diese Veranstaltungen dazu beigetragen haben, darauf aufmerksam zu machen, welchen besonderen Musiker wir mit dem Komponisten Karl Schmider im Kinzigtal und in der Ortenau haben.

Ich kann aus meiner Erfahrung nur sagen, dass ich die Beschäftigung mit seiner Musik nur empfehlen kann. Es lohnt sich!

Joseph Schulz – Geistlicher, Kirchenmusikkomponist, Musiker, Herausgeber der Zeitschrift „Der Katholische Kirchensänger“ und überzeugter Cäcilianer

Gebhard Roth

Anlässlich des 100. Todestages von Pfarrer Joseph Schulz, der am 4. März 2019 gefeiert wurde, fanden in der Pfarrkirche zu Friesenheim-Heiligenzell zwei Veranstaltungen zu Ehren des Heiligenzeller Ehrenbürgers und Kirchenmusikkomponisten, Geistlicher Rat, Pfarrer Joseph Schulz, statt.¹

Pfarrer Joseph Schulz, der mit seinen umfangreichen Stiftungen die Errichtung der selbstständigen Pfarrei Heiligenzell ermöglichte, war zu seiner Zeit als Kirchenmusikkomponist und Herausgeber des kirchenmusikalischen Blattes „Der katholische Kirchensänger“ überregional bekannt und bedeutend. Zahlreiche musikalische Werke, darunter acht liturgische Messen, sind es wert, das Leben des Pfarrers Joseph Schulz zu betrachten und zu würdigen.

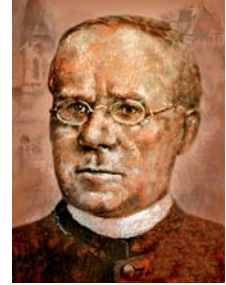
Jugend und Studium

Joseph Schulz wurde am 24. Januar 1836 in Heiligenzell als jüngstes von sechs Kindern des Gastwirts und Bäckermeisters Karl Schulz und dessen Ehefrau Helena geb. Saal geboren. Nach dem frühen Tod seiner Eltern wuchs er in Heiligenzell im Haushalt seiner Schwester Ottilie auf, die mit dem Bäckermeister und Bürgermeister Josef Eisenbeis verheiratet war. Auf Wunsch seines Schwagers Eisenbeis und des Vormunds Benedikt Roth sollte Joseph den Willen seiner verstorbenen Mutter erfüllen und Pfarrer werden.

Von 1849 bis 1855 besuchte Joseph Schulz das Gymnasium in Lahr. 1857 legte er am Großherzoglichen Lyzeum zu Freiburg seine Reifeprüfung ab. Von 1857 bis 1860 studierte er an der Universität Freiburg Theologie.

Wirken als Geistlicher und Lehrer

Am 6. August 1861 erhielt Joseph Schulz durch Erzbischof Hermann von Vicari² in Freiburg die Priesterweihe. Bis zu seiner Berufung als Münsterpfarrer in Konstanz, die 1861 erfolgte, war Schulz für kurze Zeit als Neupriester in den Gemeinden Friesenheim, Oberweier und Heiligenzell tätig.



Portrait des Kirchenmusikkomponisten Joseph Schulz, 2019 (Eigentum Wilfried Seitz, Heiligenzell, Aufn. Wilfried Seitz)

Als zweiter Kooperator an der Münsterpfarre in Konstanz umfasste seine priesterliche Tätigkeit auch das Unterrichten im Zoffinger Kloster, im Paderborner Lehrinstitut, in der Knabenschule zu St. Stephan und im Wessenbergischen Mädchenwaisenhaus.

Im Frühjahr 1864 folgte Pfarrer Schulz einem Ruf nach Alt-Breisach. Dort hatte der aus Kürzell stammende Pfarrer Andreas Leuthner auf Veranlassung der Erzbischöflichen Kirchenbehörde eine Lehr- und Erziehungsanstalt (Privatgymnasium) errichtet. Schulz unterrichtete hier die Fächer Französisch, Latein und Griechisch. Nach der Abberufung Pfarrer Leuthners als Anstaltsleiter wurde Schulz für kurze Zeit sein Nachfolger. Auf Anordnung des großherzoglichen Ministers Jolly³ wurde die Schule jedoch schon am 4. Dezember 1869 geschlossen.

Nächster Wirkungskreis von Pfarrer Schulz war ab September 1870 Riegel am Kaiserstuhl, wo er Leiter der Erzbischöflichen Knabenanstalt war.

1872 wurde Joseph Schulz als Verwalter der „Erzbischöflichen Erziehungsanstalt St. Joseph für arme Kinder“ nach Blumenfeld versetzt. Diese wurde dann 1874 infolge des Kulturkampfes aufgehoben und nach Riegel bei Freiburg verlegt.

Eine Berufung nach Chile zur Ordnung des dortigen Schulwesens realisierte sich nicht. Das Erzbischöfliche Ordinariat versagte die Reise mit der Begründung, dass Schulz hier dringender gebraucht werde.

1876 wurde Joseph Schulz als Pfarrer von Jechtingen am Kaiserstuhl in sein Amt eingeführt.

Um seinen Lebensstraum zu verwirklichen, in seinem Geburtsort Heiligenzell eine Kirche zu erbauen und damit die Grundlage für eine eigenständige Pfarrei zu schaffen, bewarb sich Schulz 1879 um die Pfarrei Oberweier. Dieser Wunsch sollte sich erst vier Jahre später erfüllen. 1883 wurde Joseph Schulz in Oberweier feierlich investiert. Hier gründete Pfarrer Schulz den Kranken- und Kinderschulverein, er initiierte den Ausbau der Kirche und ließ das Pfarrhaus renovieren.

Als Altersruhesitz baute Joseph Schulz das Pfarrhaus in Heiligenzell, das er mit seiner Schwester Magdalena 1906 bezog. Er stiftete aus seinem Vermögen die Grundlage zu einem hochdotierten Pfarrpfünde- und Kirchenbaufonds Heiligenzell, der den Bau der Pfarrkirche zu Heiligenzell erst ermöglichte.

Erste musikalische Betätigungen

Mit 16 Jahren erhielt der musikbegeisterte Joseph Schulz ersten Klavierunterricht bei Lehrer Herzog aus Friesenheim, der jedoch nach elf Übungsstunden beendet wurde, da Schulz nach



Das von Pfarrer Joseph Schulz als Altersruhesitz erbaute Pfarrhaus in Heiligenzell (im Bild links); rechts im Bild die Kirche „Zum göttlichen Herzen Jesu“ zu Heiligenzell (Foto: Ekkehard Klem)

Aussage seines Lehrers alles gelernt habe, was dieser ihm beibringen könne.

Im Eigenunterricht brachte sich Joseph Schulz das musikalische Fachwissen und die notwendigen Klavierkenntnisse bei, die ihn befähigten, schon fünf Jahre später am Theologischen Konvikt in Freiburg den Organistendienst zu übernehmen und die Theologiestudenten in gottesdienstlichen Gesängen zu unterrichten. Zahlreiche Konviktskonzerte wurden von Joseph Schulz dirigiert. Nach seinem Einzug in das Priesterseminar St. Peter (1859) setzte er den Organistendienst und die Musikerziehung fort.

Seine musikalischen Aktivitäten entfaltete Pfarrer Schulz auch als zweiter Kooperator an der Münsterpfarre Konstanz. Sowohl im Zoffinger Kloster, im Paderborner Lehrinstitut, in der Knabenschule St. Stephan und im Wessenbergischen Mädchenwaisenhaus pflegte Schulz den Kirchengesang und gab Musikunterricht.⁴

Pfarrer Joseph Schulz: ein überzeugter „Cäcilianer“

Nach seiner Ernennung als Pfarrer an der Kirche St. Cosmas und Damian in Jechtingen am Kaiserstuhl 1876 widmete sich Joseph Schulz mit glühendem Eifer der Reform der Kirchenmusik.

Er fand sich hier in der Tradition des Cäcilianismus, einer *„Bewegung, die sich in bewusster Rückorientierung auf historische Vorbilder, die Reform der katholischen Kirchenmusik zur Aufgabe*

stellte⁵ und von der Organisation des Allgemeinen Cäcilienvereins (ACV) getragen wurde.

Im Selbstverständnis des Cäcilianismus kommt der Kirchenmusik lediglich eine der Liturgie, das heißt auch der Andacht, der Erbauung und der Verehrung Gottes im Sakrament dienende Funktion zu. Ein künstlerischer Autonomieanspruch wird ihr weitgehend abgesprochen.⁶

„Die Kirchenmusik soll keine künstlerische Angelegenheit, sondern eine liturgische Verpflichtung sein. Der hat sich die Kirchenmusik unterzuordnen. Sie soll keine satztechnischen ‚Künsteleien‘, verwickelte Modulationen, tänzerische Rhythmen, leidenschaftliche, opernhafte Affekte oder profane und triviale Melodien haben. Die Instrumente sollen den Chor lediglich begleiten.“⁷

Die Ideen und Initiativen für die Erneuerung der Kirchenmusik von der Liturgie aus fanden in der Person des in Walderbach (Landkreis Cham) geborenen Theologen und Kirchenmusikers Franz Xaver Witt (1834–1888) einen ihrer bedeutendsten Repräsentanten. Der Gründer und erste Präsident des Allgemeinen Deutschen Cäcilienvereins (Bamberg 1868) forderte schon früh eine kritische Bestandsaufnahme der kirchenmusikalischen Verhältnisse. Zu den wichtigsten Punkten gehörten für ihn die Pflege des Gregorianischen Chorals als eigentlichen kirchlichen Gesang, die Gründung eines Reformvereins, von Ausbildungsstätten für Chorleiter und Sänger sowie die Herausgabe eigener kirchenmusikalischer Zeitschriften.⁸

Bei Pfarrer Joseph Schulz stießen diese Reformideen auf fruchtbaren Boden. Er wurde zu einem glühenden Anhänger und Mitstreiter. Schulz wurde 1877 zum Mitbegründer und Präses des ersten Breisgauer Cäcilienvereins gewählt und setzte sich mit ganzer Kraft und voller Enthusiasmus für die cäcilianische Kirchenmusikreform ein.

Mitgründer und Redakteur der Zeitschrift „Der katholische Kirchensänger“

Um die cäcilianischen Grundsätze und Ideen zu verbreiten, spielten Zeitschriften und Verlage eine wichtige Rolle. Hier fanden Diskussionen über kontroverse kirchenmusikalische Fragen statt, Vokal- und Orgelkompositionen wurden dem Leser bekanntgemacht.

Unter den in deutscher Sprache herausgegebenen kirchenmusikalischen Zeitschriften gehörte das von Joseph Schulz und Sylvester Bürgenmaier 1888 gegründete und redigierte Blatt „Der katholische Kirchensänger“ zu den profiliertesten.⁹



*Titelblatt der kirchen-
 musikalischen
 Monatsschrift „Der
 katholische Kirchen-
 sänger“ von 1889
 (Foto nach Original
 aus dem Erzbischöflichen
 Archiv Freiburg)*

„Der katholische Kirchensänger‘ will in unserer Erzdiözese die kirchenmusikalische Reform, da, wo sie noch nicht vorhanden ist, anregen, und da, wo sie sich bereits im Flusse befindet, fördern und unterstützen, sowie da, wo sie schon hervorragende Erfolge erzielt hat, vor möglichem Rückfalle bewahren¹⁰“, benennen Schulz und Bürgermaier die Intentionen des Blattes.

Streng an die reformistischen Grundsätze des Cäcilianismus angelehnt, begründen die Herausgeber die Namensnennung für ihr Blatt:

Unsere Monatsschrift heißt auch deswegen „Kirchensänger“, weil der Gesang die Hauptaufgabe des Kirchenchores ist. Nicht die

*Orgel, nicht die Instrumentalmusik soll die kirchliche Tonkunst beherrschen: der menschlichen Stimme gebührt dieser Vorrang.*¹¹

Ein wichtiger Bestandteil des Kirchenblattes war die musikalische Beilage, die die neuesten Kompositionen und das Liedgut der „Cäcilianer“ beinhaltete.

Dass es nicht einfach war, das Blatt unter den Geistlichen der Erzdiözese Freiburg zu etablieren, beklagten die Redakteure des „Katholischen Kirchensängers“. Sie sorgten sich um die Finanzierung ihrer Zeitschrift, da trotz der Tatsache, dass die Diözese Freiburg über 1000 Geistliche hatte, immer noch etwa ein Drittel der Geistlichen das Blatt nicht abonnierte.

*„Es wäre gewiss zu beklagen, wenn der ‚Kirchensänger‘ in unserer ausgedehnten Erzdiözese [...] unter der katholischen Geistlichkeit nicht so viele Abonnenten fände, dass er sich ohne anderweitige Subsistenzmittel über Wasser halten könne.“*¹²

Nach dem redaktionellen Ausscheiden von Pfarrer Sylvester Bürgermaier gab Joseph Schulz den „Katholischen Kirchensänger“ lange Jahre als Alleinredakteur heraus. Aufgrund gesundheitlicher Beschwerden übergab er dann das Blatt, das inzwischen offizielles Organ des Diözesan-Cäcilienvereins geworden war, 1909 in das Eigentum der kirchenmusikalischen Gesellschaft St. Gregor zu Beuron.

Das Ordinariat Freiburg würdigte in einem Dankesbrief die Arbeit des langjährigen Redakteurs und Herausgebers Pfarrer Schulz: *„Es ist uns wohlbekannt, welch‘ großen Anteil der ‚Kirchensänger‘ seit seinem 22jährigen Bestand an dem Gelingen und den Fortschritten der Reform der Kirchenmusik im Gebiete unserer Erzdiözese hat.“*¹³

Dass Schulz über eine gehörige Portion Humor und Tiefsinn verfügte, lässt sich am „Kaufpreis“ ablesen, den er der Erzabtei Beuron für sein Blatt „abhandelte“.

Folgende Präliminarien finden sich im Vertrag:

- Joseph Schulz erhält von der Druckerei L. Schwann, Düsseldorf, jeden Monat zwei Exemplare des Blattes;
- der neue Redakteur (Pater Gregor Molitor, Anmerkung Roth) liest auf Lebensdauer jeden Monat eine Messe für Schulz.
- nach seinem Ableben ist für Pfarrer Schulz im Kloster Beuron ein feierliches Seelenamt zu lesen.¹⁴

Leider musste Gregor Molitor (1867–1926) Organist, Kantor und Prior der Erzabtei Beuron, die Redaktion des von Joseph Schulz übernommenen Blattes schon im folgenden Jahr infolge einer schweren Erkrankung niederlegen.¹⁵

Schulz als Leiter einer Kirchenmusikschule

Um das kirchenmusikalische Reformwerk voranzubringen, war es notwendig, die Kirchenmusik in der Schule intensiv zu pflegen. Ebenso musste die Organisation von Gesangsschulen in den Gemeinden vorangebracht werden. Die Ausbildung der Kirchenmusiker und der Lehrer-Chordirigenten war dringend zu verbessern.

In einem Artikel des „Katholischen Kirchensängers“ wurden die „heilsamen Folgen“ der Gesangsschulen in drastischen Worten verdeutlicht:

Es giebt [sic] keine Chorhonoratioren, keine eifersüchtige, sich zierende, zerrende und sträubende Sänger-Elite mehr, der Dirigent ist nicht mehr Fußschemel einer aufgebauchten Primadonna. Alles, auch jede Probe bei reger Teilnahme, verläuft in musterhafter Ordnung [...].¹⁶

Dass es bisher beim Gottesdienst mit der geziemenden Haltung nicht gestimmt hatte, kommt in den weiteren Ausführungen der Redakteure zum Ausdruck, die, im Gegensatz zu früher, heute bei Gottesdiensten eine „würdevolle Haltung“ feststellen. Es gelten Regeln wie:

*Man bittet, aus Ehrfurcht vor dem Allerheiligsten nicht auf den Boden zu spucken.
Alles Schwätzen und Lachen sei hier verpönt.
Es wird dringend gebeten, den Organisten mit keinem unnötigen Worte zu stören.¹⁷*

In diesem Sinne gab Joseph Schulz nach dem Erscheinen des neuen Magnifikats der Erzdiözese Freiburg, zu dessen Vorarbeiten er in den Jahren 1890–92 beigezogen wurde, in allen Landesteilen Kurse für Geistliche und Organisten.

Dass es bei der Durchführung der kirchenmusikalischen Reformen und der Schulung der Kirchenmusiker nicht immer reibungslos klappte, klagt Schulz in einem Brief an den Generalpräses des Allgemeinen Deutschen Cäcilienvereins, Franz Xaver Witt, vom 2. März 1883, dem er unter dem Siegel der Verschwiegenheit seine „traurigen Erfahrungen“, mit einem „unfähigen Organisten“ bei einem Konzert eines von Schulz geleiteten Kirchenchores mitteilte.

Schulz setzte kurzerhand den Organisten ab, wohingegen dieser beim Bischof und beim Ministerium Klage erhob. Wie

Cäcilianismus waren diese mehrstimmig und überwiegend im A-cappella-Stil komponiert. Sie sollten in erster Linie der inneren Teilnahme der Gemeinde an der Liturgie dienen und möglichst gemeinverständlich und auch für kleinere Verhältnisse der kirchenmusikalischen Praxis geeignet sein.¹⁹

Schulz selbst schreibt in seinen Anmerkungen zur von ihm komponierten Schutzengelmesse, dass sie kaum Schwierigkeiten biete, da sie vorwiegend für Chöre bestimmt ist, die noch in ihren Anfängen stehen.²⁰

Schulz-Kompositionen wurden bis Mitte des 20. Jahrhunderts in hunderten von Kirchen aufgeführt.

Zu seinen bekanntesten Kompositionen gehören die Messen „Sancta-Maria“, „Sanct-Michael“, „Sanct-Joseph“, „Herz-Jesu“ und die Schutzengel-Messe, ferner mehrere Segensgesänge und Predigtlieder.²¹

Verlegt wurden die Kompositionen bei renommierten Verlagen wie L. Schwann Kirchenmusik-Verlag, Düsseldorf, und der Literarischen Anstalt zu Freiburg (später Herder-Verlag).

Die Erlöse aus dem Rechteverkauf erbrachten Schulz ein ansehnliches Vermögen, das später in die Stiftung eines kirchenmusikalischen Fonds (St. Josephfonds) für die Erzdiözese Freiburg floss, aber hauptsächlich für den Bau des Pfarrhauses und der Kirche zu Heiligenzell verwendet wurde.

Würdigungen

Für sein Lebenswerk erhielt Joseph Schulz vom Großherzogtum Baden 1906 die Würde eines Ritters des Zähringer Löwenordens Erster Klasse.

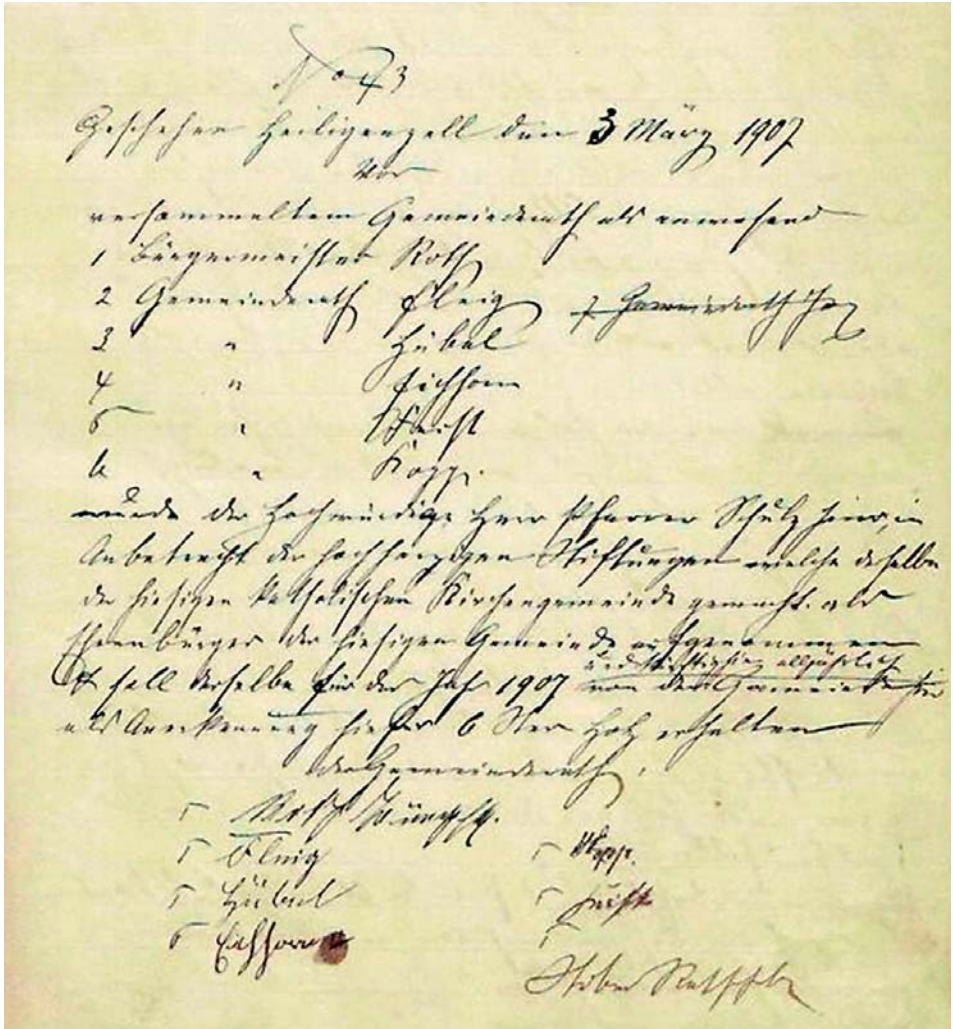
Seine Heimatgemeinde Heiligenzell verlieh ihm in „Anbetracht der hochherzigen Stiftungen, welche derselbe der hiesigen Kirchengemeinde gemacht“, mit Gemeinderatsbeschluss vom 3. März 1907 die Ehrenbürgerwürde.²²

Im gleichen Jahr wurde er vom damaligen Freiburger Erzbischof Thomas Nörber zum Geistlichen Rat ernannt.

Zum Gedenken an den am 4. März 1919 in seinem Heimatdorf Heiligenzell verstorbenen Kirchenmusikkomponisten,



*Titelblatt; Partitur
der von Schulz
komponierten Missa
Sancta Maria*



Verleihung der Ehrenbürgerwürde der Gemeinde Heiligenzell an Pfarrer Joseph Schulz vom 3. März 1907 Foto: Klem, Ekkehard

Musiklehrer, Zeitschriftenverleger, Stifter und Wohltäter erhielt im Jahre 1961 eine Straße in Heiligenzell den Namen „Josef-Schulz-Straße“.

Anlässlich des 100. Todestages wurde am zweiten Weihnachtstag 2019 vom Kirchenchor Heiligenzell (verstärkt mit Projektsängern) die von Pfarrer Joseph Schulz komponierte Herz-Jesu-Messe aufgeführt und auf CD dokumentiert.²³

Sein Lebenswerk als Kirchenmusikkomponist, kirchenmusikalischer Reformator und Stifter der Kirchengemeinde Heiligenzell verdient es, ihn als bis heute bedeutendsten Sohn der Gemeinde Heiligenzell zu bezeichnen und in Erinnerung zu halten.

Anmerkungen

- 1 Am 10. März 2019 fand anlässlich des 100. Todestages von Pfarrer Joseph Schulz in der Pfarrkirche in Heiligenzell eine Gedenkveranstaltung der katholischen Pfarrgemeinde und der Gemeinde Friesenheim statt, in der das Wirken des Kirchenmusikkomponisten und Ehrenbürgers gewürdigt wurde. Am zweiten Weihnachtstag 2019 führte der durch Projektsänger verstärkte Kirchenchor Heiligenzell, unter Leitung von Dirigent Georg Eichner, die von Joseph Schulz komponierte Herz-Jesu-Messe auf.
- 2 Von Vicari, Hermann (1773–1868), 1842–1868 Erzbischof von Freiburg im Breisgau.
- 3 Jolly, Julius (1823–1891), badischer Politiker, Staatsminister und Regierungschef.
- 4 Biografische Daten zu Pfarrer Joseph Schulz beruhen auf folgenden Quellen:
 Personalakte Pfarrer Joseph Schulz, Erzbischöfliches Archiv Freiburg
 Ortsfamilienbuch Heiligenzell, Band 130 der Badischen Ortssippenbücher. Bearbeitet von Klaus Siefert, 2007
 Ell, Emil: Zum göttlichen Herzen Jesu. Kirche und kirchliches Leben in Heiligenzell, 1983 (*Ell beruft sich in seiner Dokumentation auf die von Pfarrer Joseph Schulz verfasste Familienchronik, die heute leider nicht mehr auffindbar ist*)
 Schleicher, Fritz: Pfarrkirche und Pfarrei St. Michael in Oberweier, Dekanat Lahr. Hrsg. Katholisches Pfarramt Friesenheim 2, Oberweier. Lahr 1977
- 5 Hirscher, Erhard: Caecilianismus als wissenschaftliche Aufgabe. In: Der Caecilianismus: Anfänge – Grundlagen – Wirkungen. Internationales Symposium zur Kirchenmusik d. 19. Jh. Hrsg. von Hubert Unverricht. Tutzing: Schneider, 1988, S. 11.
- 6 Kirsch, Winfried: Caecilianismus. In: Ludwig Finscher (Hrsg.): Die Musik in Geschichte und Gegenwart. Band 2. 2., neubearbeitete Auflage. Bärenreiter/Metzler, Kassel u. a. 2003, S. 317.
- 7 Kirsch, Winfried: Kirchenmusikreform, Cäcilianismus und Palestrina-Renaissance. in: Hochstein, Wolfgang (Hrsg.)/Krummacher, Christoph (Hrsg.): Geschichte der Kirchenmusik in 4 Bänden. Das 19. und frühe 20. Jahrhundert, Bd. 3, Laaber 2013, S. 57.
- 8 Witts Forderungen finden sich in vielen Beiträgen unter anderem in seiner 1865 verfassten Broschüre: „Der Zustand der katholischen Kirchenmusik, zunächst in Altbayern“ und in der von ihm ab 1866 herausgegebenen Monatszeitschrift „Fliegende Blätter für katholische Kirchenmusik“.
- 9 Das von Joseph Schulz herausgegebene Blatt „Der katholische Kirchensänger“ wird beim „Internationalen Symposium zur Kirchenmusik im 19. Jahrhundert“ (1985) zu den zwölf im deutschsprachigen Raum redigierten und gedruckten Zeitschriften gezählt.
- 10 Der katholische Kirchensänger, Monatszeitschrift des Cäcilien-Vereins der Erzdiözese Freiburg. Hrsg. von den Vorständen. Nr. 1, Probenummer, Januar 1888, S. 1.
- 11 Ebd. S. 2.
- 12 Der katholische Kirchensänger, Monatszeitschrift des Cäcilien-Vereins der Erzdiözese Freiburg. Hrsg. von den Vorständen. Nr. 12, Dezember 1888, S. 1.



Grabstein von Pfarrer Joseph Schulz auf dem Heiligenzeller Friedhof (Aufnahme: Roth, Franz)

- 13 Brief Ordinariat Freiburg an Joseph Schulz, datiert 1909, Nr. 1308. Fundstelle: Personalakte Pfarrer Joseph Schulz.
- 14 Ell, Emil: Zum göttlichen Herzen Jesu. Kirche und religiöses Leben in Heiligenzell, S. 26.
- 15 Molitor, Gregor, in: Biographia Benedictina (Benedictine Biography), Version vom 29.4.2018, URL: http://www.benediktinerlexikon.de/wiki/Molitor,_Gregor
- 16 Der katholische Kirchensänger, Monatszeitschrift des Cäcilien-Vereins der Erzdiözese Freiburg. Hrsg. von den Vorständen. Nr. 12, Dezember 1988, S. 22.
- 17 Der katholische Kirchensänger, ebd.
- 18 Briefe aus dem Nachlass von Pfarrer Franz Xaver Witt, Bischöfliches Zentralarchiv Regensburg, Sign. Schulz 1883.03.02.
- 19 Kirsch, Winfried: Caecilianismus. In: Ludwig Finscher(Hrsg.): Die Musik in Geschichte und Gegenwart. Band 2. ., neubearbeitete Auflage, a. a. O., S. 317.
- 20 Vgl. Der katholische Kirchensänger Nr. 12, 8. Jahrgang, Dezember 1895, S. 95.
- 21 Eine Auflistung der Werke von Kirchenmusikkomponist Joseph Schulz mit den entsprechenden Partituren findet sich im Erzbischöflichen Archiv in Freiburg.
- 22 Beschluss zur Verleihung der Ehrenbürgerurkunde der Gemeinde Heiligenzell, vom 3. März 1907, zur Verfügung gestellt von Ekkehard Klem, Friesenheim.
- 23 Näheres zur Idee und Durchführung der Herz-Jesu-Messe von Joseph Schulz, siehe Lahrer Zeitung, 24.09.2019, Offenburger Tageblatt, 16.09.2019, und Badische Zeitung vom 12.09.2019.

„Bald fahr ih zue Wasser ...“ – Ein Flößerlied aus dem Schiltachtal

Hans Harter

Text und Interpretation

Im Besitz des Schiltacher Heimatforschers Julius Hauth (1899–1988)¹ befand sich die Fotokopie eines handschriftlichen Blattes, überschrieben mit „Flößer-Schnadahüpfel“, über dessen Herkunft er keine Angaben hatte.² Auf seiner maschinenschriftlichen Transkription vermerkte Hauth „Verfasser unbekannt“, auch zur Datierung machte er keine Angaben.³

Flößer = Schnadahüpfel.

*Bald fahr ih zue Wasser bald fahr ih zue Land,
Wer wurd au noh laufe dehs wär jo a Schand,
Holderih, holderah, holderih
Vom laufe do schnabbet eim d’Knie.*

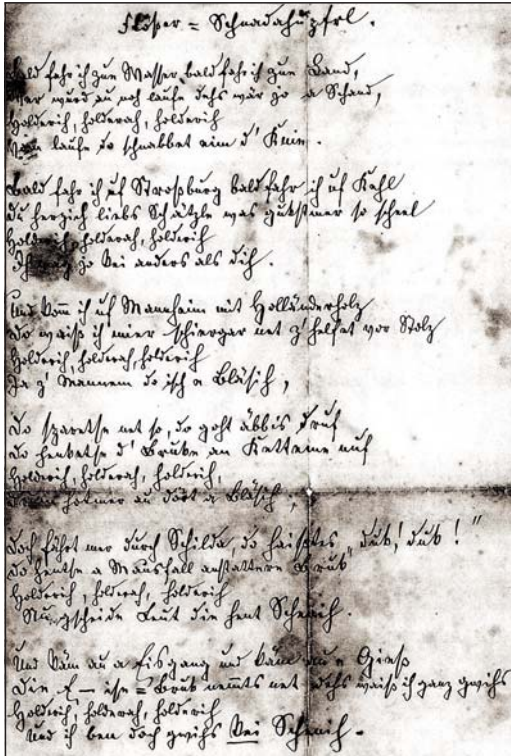
*Bald fahr ih uf Stroßburg bald fahr ih uf Kehl
Du herzlich liebs Schätzle was gukst mer so scheel
Holderih, holderah, holderih
Ich mag jo kei anders als dih.*

*Und komm ih uf Mannheim mit Holländerholz
Do waiß ih mier schiergar net z’helfet vor Stolz
Holderih, holderah, holderih
Ja z’Mannem do isch a Bläsih,*

*Do sparetse net so, do goht äbbis druf
Do henketse d’Bruke an Kette me nuf
Holderih, holderah, holderih
Drum hotmer au dört a Bläsih,*

*Doch fährt mer durch Schilda, do heißtes „duk! duk!“
Do hentse a Mausfall anstatte Bruk
Holderih, holderah, holderih,
Nu gscheide Leut die hent Schenih.*

*Und käm au a Eisgang und käm au e Gieß
Die E-ise=Bruk nemmts net dehs waiß ih ganz gwihs
Holderih, holderah, holderih
Und ih ben doch gwihs kei Schenih.*



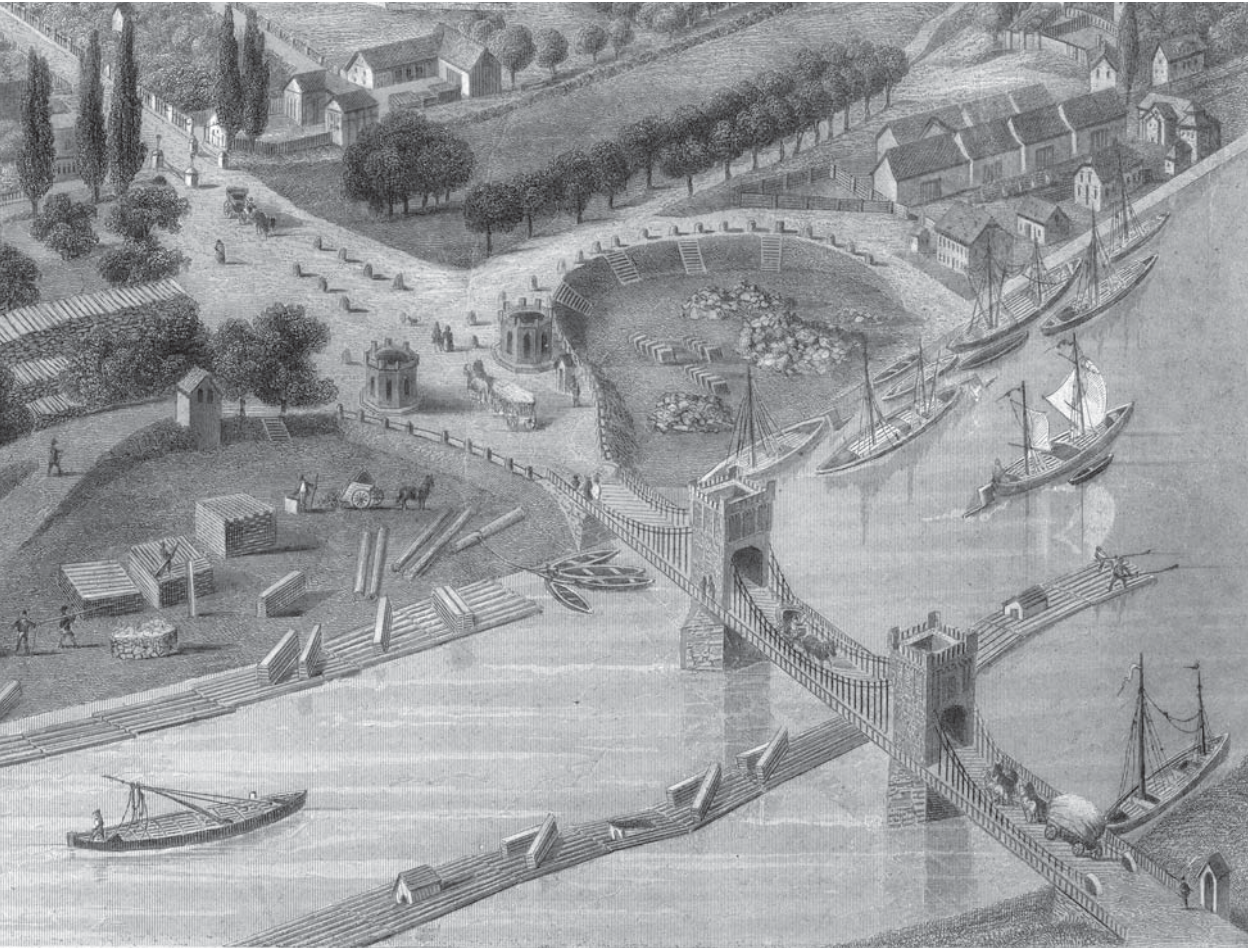
Blatt mit dem „Flößer-Schmadahüpfel“, undatiert (StA Schiltach [AS-2423])

zeigt die eiserne Kettenbrücke über den Neckar: Sie ist ein Geniewerk und hält, dessen ist er sicher, auch entfesselten Wassern stand, Eisgängen und „Gieß“⁵. Gegenstück ist die heimische „Bruck“ über die Schiltach: Unter ihr müssen die Flößer sich ducken, wenn sie nicht gar zur „Mausfall“ wird, wo sie stecken bleiben. Die alte hölzerne Schiltacher „Stadtbruck“⁶ war recht niedrig, sie so zu bauen war nicht „gescheit“, von „Genie“ keine Spur.

Flößerei auf der Schiltach

Dass die bei Schiltach in die Kinzig mündende Schiltach ein Floßgewässer war, ist seit 1398 belegt.⁷ Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts war der zehn Kilometer flussaufwärts gelegene Marktflecken Schramberg (seit 1867 „Stadt“) ein Mittelpunkt des Holztransports: Das in den Gräflisch-Bissingen'schen Waldungen in Dunningen, Fluorn, Waldmössingen und Seedorf geschlagene Langholz wurde per Fuhrwerk zum Stauweiher beim „Rappen“ unterhalb des Orts gebracht und fürs Verflößen „gerüstet“. Den Wassertransport übernahmen

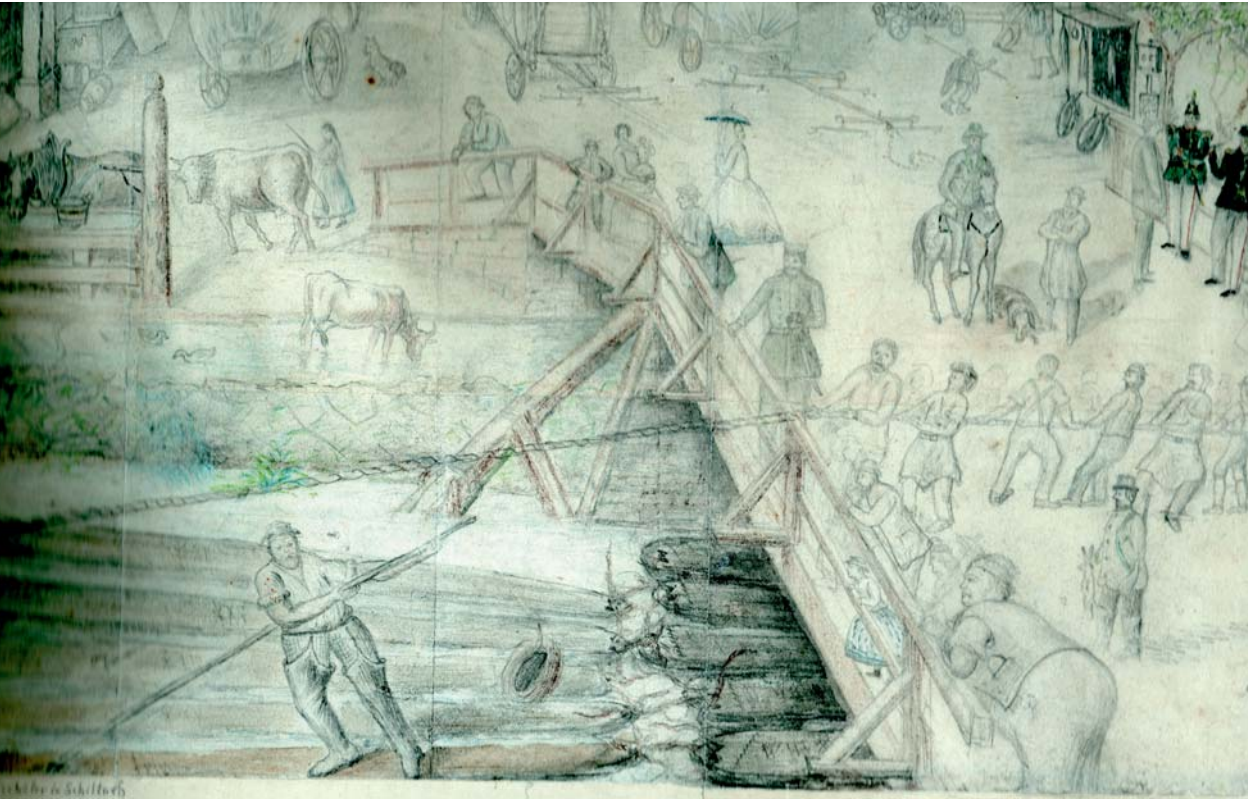
Der in Ich-Form auftretende Flößer oder Schiffer (Holzhändler) besingt eine Art „lustiges Flößerleben“: Das Fahren „zue Wasser und zue Land“, auf dem Floß bzw. (beim Rückweg) per Wagen oder Bahn. Dies im Gegensatz zum ordinären „Laufen“ mit der Gefahr des „Knieschnappers“. Auch rühmt er seinen Aktionsradius: Straßburg und Kehl, die Zielorte der Kinzigflößerei,⁴ sowie rheinabwärts Mannheim, wohin er die stärksten und begehrtesten Stämme, die „Holländer“, bringt. Das „Holländerholz“ ist sein ganzer Stolz, und damit in „Manem“ anzukommen, bedeutet ihm das Höchste: Dort ist „ein Pläsier“, es wird „nicht so gespart“, man leistet sich was („do goht äbbis druf“), man hat Freude und Vergnügen, weshalb er auch sein „scheel guckendes, herzlich liebs Schätzle“ daheim beruhigen muss. Wie großzügig und modern Mannheim ist,



Frachtflößer aus Schiltach. Der Schramberger Fridolin Schinle (1855–1936) hatte sie noch vor Augen, „lauter stämmige Männer“, wie sie in ihren hohen Wasserstiefeln ausgerüstet mit Floßhaken, Krepfen, Äxten, Wendingen und Wieden, amarschiert kamen.⁸

Die schwierigste Stelle der Floßfahrt auf der Schiltach war das Mühlenwehr oberhalb der Schiltacher Stadtbrücke. Da waren die Flößer an den „Sperren“ gefordert: Sie mussten rechtzeitig „abschlagen“, damit das Floß nicht im Mühlegumpen hängen blieb, was offenbar öfters passierte, wie der Schiltacher Kronenwirt Karl Trautwein (1862–1948) berichtet: „Da freuten wir Buben uns; es wurde ein Seil am Floß befestigt, auf die Holzbrücke geworfen, und was da war, musste ziehen, bis es wieder ging.“⁹

Holzstapelplatz, Kettenbrücke und Floß auf dem Neckar bei Mannheim. Detail aus: Mannheim aus der Vogelschau, Stich von Johann Poppel nach einer Zeichnung von Christoph Heckel, 1850 (MARCHIVUM Mannheim, GF00593)



„Das Vorstädtle in Schiltach vom Bruckwirth aus gesehen, nach der Natur gezeichnet von Heinrich Eyth. Real-schüler in Schiltach.“ 1865 (Ausschnitt) (Flößermuseum Wolfach)

Genau diese Situation hat das 14-jährige Zeichentalent Heinrich Eyth¹⁰ 1865 „nach der Natur“ festgehalten¹¹: Auf der alten Stadtbrücke herrscht ein emsiges Leben und Treiben, während sich unter ihr ein Floß festgefahren hat. Um es zur Weiterfahrt zu bewegen, ziehen Männer am Seil, ein bärtiger Flößer drückt mit der Stange, während von der Brücke ein beliebter Mann auf ihn einredet.

Ihr Wortwechsel ist ebenfalls überliefert: Der Zuschauer war der legendäre, 320 Pfund schwere Bruckwirth Abraham Trautwein (1810–1880), dessen Lokal damals direkt an der Stadtbrücke stand und der den sich abmühenden Flößer anging: „So, Rauter, hosch’s wieder kenna?“¹² Dessen Antwort war eine Schimpfkanonade, mit der „der rote Joos“,¹³ wie er überall hieß, den Ruf der Flößer als grober Menschenschlag bestätigte. Auch der Schriftsteller Heinrich Hansjakob kannte den „Roten“: Er nennt ihn den „derbsten“ der Schiltacher, „seine Haare leuchteten schon weither, wenn er auf dem Floß daher fuhr“.¹⁴

So haben die Verse, wonach in Schiltach es sich gehörig „ducken“ hieß, einen realen Hintergrund. Die Flößerei auf der

Schiltach hörte 1880 auf, nach jährlichen Floßzahlen von 15 bis 20 (vor 1850), 17 (1858–1865) und zuletzt (1871–1876) unter zehn bzw. (1878–1880) drei.¹⁵

Zur Datierung und Einordnung

Die beiden im „Schnadahüpfel“ genannten Brücken lassen seine Entstehung eingrenzen: Die 185,60 Meter lange Mannheimer Kettenbrücke war 1845 fertiggestellt,¹⁶ während die alte hölzerne Schiltacher „Stadtbruck“ 1864 durch eine stabile Eisenkonstruktion ersetzt wurde.¹⁷ Diese Daten erschließen seine Entstehungszeit zwischen 1845 und 1864, wofür auch die Schrift des Textblatts spricht. Damit ist das „Flößer-Schnadahüpfel“, wohl mit einer Melodie der in den Alpenländern beheimateten Scherz- und Spottlieder, eines der ältesten Flößerlieder überhaupt. Andere sind jünger: Das in Schiltach und im oberen Kinzigtal bis heute gesungene „Ihr lustige Brüeder“ ist erstmals 1905 belegt,¹⁸ und das bekannte fränkische Flößerlied aus Kronach „Des Morgens, wenn es sechs schlägt“ wurde erst in den 1930er Jahren bekannt.¹⁹

Aktionsradius der Flößer und Schiffer

Wie weit das Aktionsfeld der Oberkinzigtäler Flößer und Schiffer im 19. Jahrhundert reichte, zeigt das Beispiel des Schiltacher Holzhändlers Christian Wilhelm Trautwein (1782–1859)²⁰: Noch 1858 machte er „Geschäftsreisen nach Kehl und Mannheim“, wie sein Sohn Adolf Christoph zu berichten weiß.²¹ Für den südwestdeutschen Floßholzhandel, besonders mit Holländerholz, war Mannheim damals „Hauptmarkt und Stapelstadt“,²² was sich im „Flößer-Schnadahüpfel“ ebenfalls spiegelt.

Damals fuhren auch Lehengerichter Waldbauern, die seit 1831 zum Selbstverflößen ihres Holzes berechtigt waren, „ins Land“²³. Dies zeigt eine 1863 verbreitete Anekdote über den „wohlhabenden Deisenbauern“ aus Hinterlehengericht: Er „hatte ein Floß in Kehl liegen



„Flötzter Schildach 1885“, Aquarell von Victor Roman und Heinrich Eyth (Sammlung Harter)



Der Schiltacher Schiffer Christian Wilhelm Trautwein (1782–1859) machte 1858 in Mannheim Holzgeschäfte (Foto: Sammlung Harter)

und wollte sich auch die Stadt Straßburg besehen“.²⁴ „Um Nummer sicher zu gehen“, schickte er einen seiner Flößer in einen Gasthof, für ihn ein Essen zu bestellen. Dort verstand man statt „Essen für den Deisenbauer“ ein solches „für dreißig Bauern“ – ein teures Missverständnis: „Der Bauer musste zwölf Gulden Entschädigung zahlen.“²⁵

Die Suche nach der Herkunft

Hinweise auf die Herkunft des „Flößer-Schnadahüpfl“ sind sprachliche Merkmale sowie die Perspektive des Ich-Autors. Schiltach selber kommt als Entstehungsort weniger in Frage: Dort fährt er durch, den Schiltachern spricht er „Genie“ ab und redet von ihnen distanziert in der 3. Person Plural („do hentse“). Da er mit dem Floß die Schiltach herabkommt, bleiben noch Schramberg und Hinterlehengericht, unter denen das Sprachliche entscheiden kann: Das „Schnadahüpfl“ ist ganz Schwäbisch: 1. auf Grund der Diphthonge, etwa bei „Eisgang“ (statt Alemannisch „Isgang“), „Leut“ (statt „Lütt“), „Mausfall“ (statt „Musfalle“). 2. wegen des Plurals der Verben auf „-et“: „schnabb-et“, „spar-et“, „henk-et“ (statt: „schnabb-e“, „spar-e“, „henk-e“).²⁶ So kann Schramberg, das dem Alemannischen zugeordnet ist,²⁷ ausgeschlossen werden. Dagegen scheint im Schnadahüpfl das schwäbische Hinterlehengericht²⁸ auf, sogar mit seinen, auch im Hinblick auf Schiltach, sprachlichen Besonderheiten: „net“ für „nicht“, „ih be(n)“ für „ich bin“.²⁹ So wird man bevorzugt Hinterlehengericht ins Auge fassen können, das den aufgestellten Kriterien am besten entspricht.



Hauschild am Rohrbachhof in Hinterlehengericht: In der Mitte das Hofzeichen, flankiert von den Floßkegeln und der Axt, darunter die Pflugschar und die Initialen M und A für Mathis Arnold – um 1604 (Foto: Harter)

Holzhandel und Flößerei in Lehengericht

Floßberechtigt waren hier die Waldbauern, deren Waldrechte schon vor 1500 den Holzhandel einschlossen, wozu der Abtransport durch Flößerei gehörte.³⁰ 1523 heißt es, dass sie ihr Holz „fürab selbst zu Markt führen“, „auf die Rheinbrücke zu Straßburg und auf den Rhein“.³¹ Um 1570 ist von den „Schiffern in Lehengericht“ die Rede.³² Der Höfen- und der Rohrbachbauer in Hinterlehengericht markierten dies um 1604 in ihren Hauschildern mit dem Schifferzeichen, den gekreuzten Floßkegeln.³³ Als Württemberg 1766 die neue Ord-

nung für das „Schifferthum zu Schiltach an der Künzig“ erließ und nur noch zwei Lehengerichter als Schiffer zugelassen wurden, kam es zu erheblichem Protest und Widerstand: 1769 hielt die Obrigkeit drei Hinterlehengerichter davon ab, ohne Erlaubnis „mit einem Flotz abzufahren“, von Vorderlehengericht verflöste der Simonsbauer sein Holz eigenmächtig nach Kehl.³⁴

Nachdem 1831 die Schifferprivilegien abgeschafft wurden und die Waldbesitzer die Freiheit bekamen, ihr Holz selber zu

Bald fahr i zue Wasser

Bald fahr ih zue Was - ser, bald fahr ih zue

Land, wer wurd au noh lau fe, des wär jo e

Schand. Hol- de-rih, hol- de-rah, hol - de - rih, vom Lau - fe do schnab-bet ei - m d'Knie

Eingerichtet für Zupfinstrumente, vertont von Beatrix Beck 2020, Text ca.1850

verflößen, nahmen auch Lehengerichter dies wahr, wie die Anekdote um den Deisenbauer zeigt. Das nötige Können und Selbstbewusstsein waren bei ihnen seit Jahrhunderten gespeichert, auch verfügten sie über eigene „Bauern-Gespanne“ zum Floßbau und Flößen. Nicht zufällig vermehrte sich damals die jährliche Zahl der Kinzigflöße auf über 250. „Es kamen die Jahre, in denen der Reichtum unserer Waldbauern eine zuvor nie gekannte Höhe erreichte, denn draußen im Land brachten sie ihre Flöße an schweres Geld.“³⁵

Dies war der wirtschaftliche und soziale Hintergrund für die Entstehung des Flößer-Schnadahüpfels, das eine gewisse Weltläufigkeit mit dem Stolz auf die eigenen Fähigkeiten verbindet: Über „Holländerholz“ zu verfügen, es auf der Schiltach und Kinzig zum Rhein zu transportieren und auf dem großen Mannheimer Holzmarkt zum Kauf anzubieten. Nebenher ergehen – der Gattung des Schnadahüpfel als Scherz- und Spottliedchen gemäß – Seitenhiebe gegen die beengten Verhältnisse im heimischen Tal, so der Schiltacher „Bruck“. Derjenige, der hier singt, kennt sein Holz- und Floßgeschäft, sodass man ihn als Waldbauern oder auch als Floßführer („Obmann“) eines solchen mit Lehengerichter Hintergrund ansprechen möchte; die Obleute hatten nicht nur floßtechnisch das Sagen, sondern vertraten die Schiffer auch geschäftlich.³⁶ Die Nachricht über Christian Wilhelm Trautwein zeigt, dass hiesige Holzhändler mit ihren Geschäften tatsächlich bis Mannheim kamen, auch der Radius der Lehengerichter, so des Deisenbauers, reichte zumindest bis Kehl und Straßburg. Die Schiltacher Künstlerin und Musikerin Beatrix Beck hat dem tonlos überlieferten „Flößer-Schnadahüpfel“ auch wieder eine Melodie nach alter Überlieferung gegeben.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Hans Harter: Julius Hauth zum 85. Geburtstag, in: Die Ortenau 65 (1985), S. 17f.; Hans Harter: Julius Hauth (1899–1988), in: Die Ortenau 68 (1988), S. 52.
- 2 Erstmals publiziert: Hans Harter/Rolf Rombach: Schiltach. Lieder und Gedichte, Schiltach 2010, S. 32, 108. – Das Original scheint verloren, im Stadtarchiv Schiltach befinden sich nur Kopien (AS-2423).
- 3 Überschrift: „Alte Flößer = Schnadahüpfel“ (Stadtarchiv Schiltach: AS-2423), die hier gegebene Transkription mit geringen Verbesserungen.
- 4 Vgl. Hans Harter: Schiltach. Die Flößerstadt, Schiltach 2004, S. 8–10, 38f. – Laut Statistischem Jahrbuch für das Großherzogthum Baden Jg. 1. (1868), Karlsruhe 1869, S. 168, fuhren im Jahr 1868 von der oberen Kinzig 140 Flöße ab. Von ihnen gingen vier bis Offenburg, eines bis Willstätt und drei nach Neumühl, die übrigen 132 landeten an der Marktstätte in Kehl. In der Kinzigmündung bei Auenheim wurden 219 Rheinflöße ausgerüstet, von denen 207 rheinabwärts und zwölf nach Straßburg gingen.

- 5 „Brausend herabstürzendes Wasser“, vgl. Hermann Fischer: Schwäbisches Wörterbuch, Bd. 3, Tübingen 1911, Sp. 651f.
- 6 1864 durch eine eiserne Brücke ersetzt, vgl. Hermann Fautz: Die Flurnamen von Schiltach im Amt Wolfach, Heidelberg 1941, Nr. 271.
- 7 Harter, Flößerstadt [Anm. 4], S. 6. – Vgl. Ferdinand Graner: Der Streit um den Floßzoll zwischen Württemberg und Schramberg im 16. Jahrhundert, in: Württembergische Vierteljahreshefte für Landesgeschichte 40 (1934), S. 79–96. – Lothar Späth: Die Schramberger Flößerei vom ausgehenden Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert, in: D’Kräz 20 (2000), S. 2–8; D’Kräz 22 (2002), S. 12–27.
- 8 Fridolin Schinle: Die Holzflößerei auf der Schiltach, in: Schwarzwälder Postillion vom 17.4.1921 (Stadtarchiv Schramberg). – Vgl. Hans Harter: Daten, Ereignisse, Episoden, Berichte, in: Lehengericht Bd. 1: Aus der Geschichte, hg. von der Stadt Schiltach, Schiltach 2017, S. 8–223, hier S. 83.
- 9 Karl Trautwein: Erinnerungen eines alten Schiltachers, in: Aus dem Schwarzwald 71 (1934), S. 62–64, hier S. 62.
- 10 Vgl. zu Heinrich Eyth, Künstler und Zeicheninspektor (1851–1925): Harter/Rombach [Anm. 2], S. 42–49, 114–116.
- 11 Datiert 1865, im Jahr nach dem Abbruch der alten Brücke. Das Bild befindet sich im Flößermuseum Wolfach, ebd. auch eine Vorzeichnung „Zur Erinnerung an Deine Heimath von Deinem Bruder Heinrich“.
- 12 Vgl. Harter/Rombach [Anm. 2], S. 29f., 105.
- 13 Ebd.
- 14 Heinrich Hansjakob: Theodor, der Seifensieder, in: Waldleute. Erzählungen, Freiburg i. Br. ¹²1991, S. 122–215, hier S. 128f., 186f.
- 15 Vgl. Harter, Daten [Anm. 8], S. 83. – Vgl. die Floßzahlen von 1871 bis 1880, zusammengestellt von Reinhard Konzen, als Einlage im Zechbuch der Wirtschaft von Schramberg, StA Schramberg.
- 16 Neubau 1891 als Friedrichsbrücke, 1945 zerstört, heute Kurpfalzbrücke, vgl. Artikel Kurpfalzbrücke, in: Wikipedia [aufgerufen am 24.11.2019].
- 17 Wie Anm. 6.
- 18 Von der Kinzigtäler Volkspoese, in: Der Kinzigtäler vom 1.4.1905 (Stadtarchiv Wolfach), wo erstmals sechs Strophen gedruckt sind. Vgl. Harter/Rombach [Anm. 2], S. 33, 109, wonach Text und Melodie erst in den 1930er Jahren festgehalten wurden.
- 19 Volksmusikarchiv und Volksmusikpflege des Bezirks Oberbayern, Text zu: Die Flößer (<http://www.volksmusik-archiv.de/vma/node/1638>). – Das Tiroler Flößerlied „Nur einmal noch in meinem Leben“ („Tiroler’s Heimweh“) ist nur unzureichend datiert (<http://www.78erplatten.at/text%20floesser.html>).
- 20 Sippenbuch der Trautwein aus Schiltach, bearb. von Hartmut Hauth/Annegret Trautwein/Hans Trautwein/Rolf Rombach, Schiltach 2009, Nr. 292.
- 21 Chronik oder Lebensbeschreibung des Adolf Christoph Trautwein von Schiltach 1818–1898, hg. von Berndolf Fischer, Privatdruck Stuttgart 2008, S. 71. Die Autobiografie wurde 1896–1898 verfasst, das Original befindet sich im StA Schiltach; vgl. Hans Harter: Schiltacher Schiffer an Wutach, Hochrhein, Bodensee und Kinzig, in: Die Ortenau 91 (2011), S. 31–60, hier S. 38, 51–57.
- 22 Vgl. Sabine Pich: Mannheim und die Flößerei im 18. und 19. Jahrhundert, in: Auf den Spuren der Flößer. Wirtschafts- und Sozialgeschichte eines Gewerbes, hg. von Hans-Walter Keweloh im Auftrag des Deutschen Schifffahrtsmuseums Bremerhaven, Stuttgart 1988, S. 129–135, hier S. 129f. – Laut Statistischem Jahrbuch 1868 [Anm. 4], S. 168, kamen am Neckar in Mannheim 703 Flöße an, 125 Flöße gingen rheinabwärts.
- 23 Vgl. zur „Fahrt ins Land“, nämlich mit dem Floß vom oberen Kinzigtal an den Rhein: Hans-Walter Keweloh: Fachwörterbuch der Flößerei, Remagen ²2018, S. 26.
- 24 Auch der Schiffer Christian Wilhelm Trautwein ging 1827 mit seinem Sohn Adolf Christoph von Kehl hinüber nach Straßburg, verkaufte dort sein Floß, um dann den Münsterturm zu besteigen: Chronik des Adolf Christoph Trautwein [Anm. 21], S. 11.
- 25 Vgl. Harter, Daten [Anm. 8], S. 59.
- 26 Hubert Klausmann: Schwäbisch. Eine süddeutsche Sprachlandschaft, Darmstadt 2014, S. 50.
- 27 Ebd., Karten S. 49 und 101.

- 28 Arno Ruoff: Grundlagen und Methoden der Untersuchung gesprochener Sprache, 1973, S. 338: „Man spricht im ganzen Tal gut über die Badener, aber in reiner schwäbischer Mundart.“
- 29 Mitgeteilt Dr. Helmut Horn, Schiltach. Vgl. Helmut Horn: Die Schiltacher Mundart, Schiltach 2014, S. 22, 27.
- 30 Vgl. Harter, Daten [Anm. 8], S. 16, 18.
- 31 Harter, Daten [Anm. 8], S. 20, 22f.
- 32 Graner, Streit [Anm. 7], S. 82.
- 33 Harter, Daten [Anm. 8], S. 28.
- 34 Harter, Daten [Anm. 8], S. 50–52.
- 35 Hermann Fautz: Die Geschichte der Schiltacher Schiffferschaft, in: Die Ortenau 28 (1941), S. 150–212, hier S. 187.
- 36 Keweloh: Fachwörterbuch [Anm. 23], S. 32 („Floßführer“). – Der Schiltacher Buchbinder und „Volksdichter“ Gustav Eyth (1818–1889) berichtet in einem handschriftlichen Manuskript „Flößerei und Holzhandel im Schwarzwald von N.N.“ (StA Wolfach) vom Heimmarsch eines zwölfköpfigen „Flößergespans“ unter Führung ihres Obmanns, von denen einer im Zwerchsack „5000 bare Gulden“ schleppt: „Dieses Geld hat ihm sein Schiffer aufgeladen, es ist der Erlös aus einem Kinzigfloß, das er auf dem Kehler Markt verkaufte.“ – Zu Gustav Eyth: Harter/Rombach [Anm. 2], S. 26–31, 34–39, 103–108.

„Muss i denn zum Städtele hinaus ...“

Volkslied zwischen Idylle und Pogrom in Offenburg

Martin Ruch

Es ist ein äußerst populäres und bekanntes „Volkslied“, das bis in die Gegenwart gesungen wird. Bekannte Schlagersänger haben es auf ihre jeweils individuelle Weise interpretiert, so etwa Roy Black, Heino, Mireille Mathieu, Nana Mouskouri, Freddy Quinn und sogar Elvis Presley. Komponiert und publiziert hat das Lied Friedrich Silcher (1789–1860), wobei er wohl auf eine traditionelle Melodie zurückgegriffen hat. Erstmals erschienen ist es 1827 in Silchers zweitem Heft der „Volkslieder, gesammelt und für vier Männerstimmen gesetzt“.



Friedrich Silcher.
Lithographie von
Heinrich Bodmer um
1840 (aus: Meyers
Enzyklopädisches
Lexikon, 9. Auflage,
1979, Bd. 21, 727)

Idylle

Der sentimentale Grundton als Abschiedslied ließ das Lied als Soldaten-, aber auch als Wanderlied sehr populär werden. Schon vor Mitte des 19. Jahrhunderts wurde es in eine Reihe von Gebrauchsliederbüchern aufgenommen, auch in das Kommerliederbuch der Studenten. 1892 bezeichnete August Holder

Mäßig. 513. Abschiedslied. (III. 69.) Schwäbisch.

1. { *mf* *p* *mf*
 Muss i denn, muß i denn zum Städ-te-le naus,
 Wenn i komm, wenn i komm, wenn i wie-drum komm,
 Städ-te-le naus, und du, mein Schatz, bleibst hier?
 wie-drum komm, fehr i ein, mein Schatz, bei dir!
 etwas zögernd
 gleich net all-weil bei dir sein, han i doch mein Freund an
mf im Zeitmaß.
 dir; wenn i komm, wenn i komm, wenn i wie-drum komm,

Aus: Friedrich Silcher/
Friedrich Erk:
Allgemeines Deutsches
Kommerbuch, Lahr:
Schauenburg, 1857,
461



Liederbuch Blau-Weiss. Berlin 1914

„Muss i denn ...“ als „das beste, wirksamste und beliebteste Volkslied des schwäbischen Stammes. Auf Flügeln des Gesanges hat es sich längst über den ganzen Erdball verbreitet“. Als Wanderlied fand „Muss i denn, muss i denn zum Städtele naus“ in vielen Liederbüchern des Wandervogel und der Jugendbewegung Aufnahme, beispielsweise 1914 auch im „Liederbuch des Jüdischen Wanderbundes Blau Weiss.“ In dem Abschiednehmenden des Liedes wurde häufig auch ein Wanderbursche gesehen, der auf der Walz unterwegs ist. Eine andere Interpretation sieht in dem lyrischen Ich des Liedes einen einberufenen Soldaten, meint also einen Rekrutenabschied, was auch ein häufiges Bildmotiv von Liedpostkarten mit Strophen „Muss i denn ...“ geworden ist.

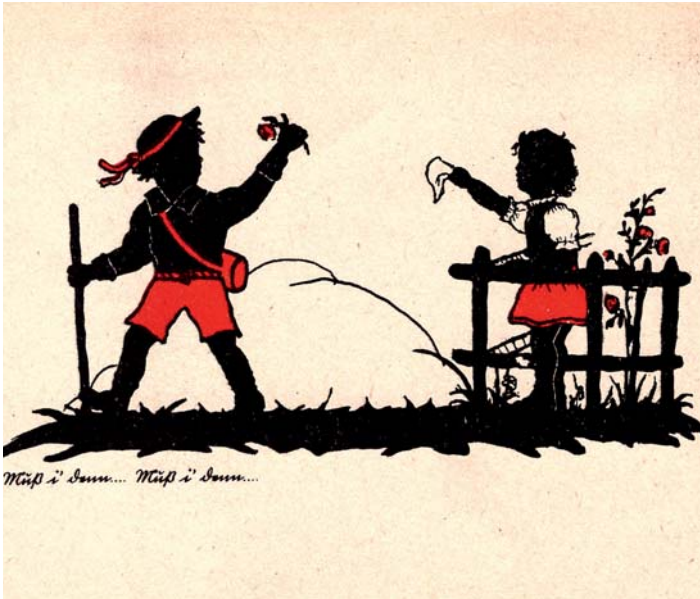


Grufskarte (Slg. Ruch)



Grufskarte (Slg. Ruch)

Bis in die Gegenwart gehört jedenfalls „Muss i denn ...“ in Deutschland zu den meist publizierten traditionellen Liedern. Selbst bei der Abfahrt von Kreuzfahrtschiffen aus dem Hamburger Hafen wird an der uberseebrucke von Musikanten, die die Reederei oder der Veranstalter bezahlt, „Muss i denn ...“ gespielt.¹ Und das bekannte Karikaturisten-Duo Greser & Lenz erfand sogar eine fiktive Taliban-Version des Liedes.



Grufskarte (Slg. Ruch)



Die Taliban bereiten sich auf den Abzug der Bundeswehr vor

Karikatur: Greser & Lenz, aus: Stern 2011

Pogrom

Die Nationalsozialisten haben das Lied dann missbraucht als Teil der Verhöhnung der Juden und von Regimegegnern. So titelte das „Rastatter Tageblatt“ am 29. Mai 1933 zur Überstellung von acht Kommunisten aus dem örtlichen Bezirksgefängnis in das Lager Heuberg: „Muß i denn zum Städt'le hinaus!“. Von einer Judendeportation 1942 aus Würzburg haben sich Fotos der dortigen Gestapo erhalten, die für die Akten mit zynischen Bildlegenden versehen wurden: „Auszug der Kinder Israels aus dem schönen Würzburg! [...] ... muß i denn, muß i denn zum Städtele hinaus ...“

Am schmutzigen Donnerstag 1938 formierte sich in Nußbach bei Oberkirch im Hof des Gasthauses „Zur Linde“ ein grotesker Zug. In der „Renchtäler Zeitung“ war darüber zu lesen: „[...] Dann kamen originelle Radfahrer und die Juden, die mit Sack und Pack auf der Ausreise nach Palästina waren. Viel Humor hat diese Gruppe ausgelöst. Kuh und Ziege führten die Juden mit, ungeheure Nasen und Plattfüße konnte man sehen. Den Schluss bildeten ein Jazzspieler im Obstwagen und eine große Gruppe Narrensamen. Auf dem Rathausplatz endete der Zug. Dort fand ein Narrenspiel statt: Die Juden versteigerten ihre Ziege, ihre Kuh und sonstige Habseligkeiten. Der Volkshumor [!] kam hier so recht zur Geltung.“ Erhalten gebliebene, etwas unscharfe Fotos zeigen den gespenstischen Umzug: Bucklige, schwarz gekleidete und maskierte Gestalten mit großen Nasen, wie sie das antisemitische Hetzblatt „Der Stürmer“ damals darstellte, ziehen durch die Dorfstraße. Eine Kuh mit der Aufschrift „Nach Jerusalem“ ist vor einen Wagen gespannt, auf dem Koffer und Umzugsgut geladen sind. Wenige Monate vor der Reichspogromnacht am 9./10. November 1938 und zweieinhalb Jahre vor der Deportation nach Gurs am 22. Oktober 1940 wurden in Nußbach Juden auf diese beschämende Art verhöhnt und verspottet.²

Andernorts wurden an Brücken, Häusern oder Beleuchtungsmasten Schilder antisemitischen Inhalts angebracht: „Frauen, Mädchen Hütet euch vor dem Schänder, dem Juden“. Oder: „Rebecca – pack die Koffer“.³

In Offenburg waren die nach der Pogromnacht 1938 nach Dachau transportierten Juden gezwungen worden, auf dem Weg zum Bahnhof das Lied mit der Abwandlung „Wenn i komm, wenn i komm, wenn i nie wieder komm“ zu singen. Im Kontext des „Synagogenprozesses“ von 1948, in dem die Akteure von 1938 verurteilt wurden, wurde die Szene von Zeitzeugen häufig geschildert:



Abb 8: Nationalsozialisten spielen den „Auszug der Juden“ und verspotten ihre jüdischen Mitbürger (1938)

Erich Neu: Sie können sich vorstellen, was für eine Stimmung herrschte. Und wir wurden über nichts benachrichtigt, die Familien auch nicht. Bis abends. Als es ziemlich dunkel schon war, wurde uns gesagt, dass wir durch die Stadt zum Bahnhof marschieren müssen. Und wir wurden beauftragt, dass wir singen müssen, wenn wir marschieren: „Muss i denn, muss i denn zum Städtele hinaus, wenn i komm, wenn i komm, wenn i nie wieder komm ...“ So mussten wir marschieren und singen. Und während wir zum Bahnhof marschierten, war die Bevölkerung in einer solchen Psychose, in einer solch hysterischen Stimmung, dass nicht nur die Bevölkerung, sondern speziell die bewaffneten SS-Leute mit den Gewehrkolben auf uns eingeschlagen haben. Ich habe einen Vorteil gehabt, daß ich nicht groß bin und dadurch bin ich nicht so sehr geschlagen worden. Wir kamen schließlich in Eisenbahnwaggons, ohne zu wissen, wo wir hinkommen. Und dann schließlich, während der Fahrt, wurde uns gesagt, dass wir nach Dachau fahren.⁴

Hans Oden: Am 10. November 1938 kam Hans Oden mit dem Fahrrad von seiner Wohnung in der Hildastrae zum Geschäft. Unterwegs sah er an zwei Stellen Polizisten und Juden zusammenstehen. Obgleich er vermutete, dass Verhaftungen stattfinden würden, ging er (für ihn heute unbegreiflich) zur Arbeit und wurde dort verhaftet. Hans Oden machte den grauenhaften Zug über die Hauptstraße bis zum Bahnhof mit. Er kann noch heute das Lied „Muss i denn zum Städtele hinaus“ nicht hören; seine aus Freiburg geburte Ehefrau, die dieses Lied besonders gern

intonierte, hat sich dies aus Rücksicht auf ihren Mann völlig abgewöhnt.⁵

Sophie Oppenheimer: Am 10. November 1938 kamen morgens zwei SS-Männer und ein Polizeimann zu uns ins Geschäft und fragten nach meinem Gemahl, 67 Jahre. Dann habe ich ihn angerufen und sie sagten zu ihm, er solle sofort mitkommen. Dann sagte ich, mein Mann hat seinen Kaffee noch nicht getrunken, Antwort, Er braucht nichts zu essen. Mein Mann sagte, ich weiß nicht, was Sie von mir wollen, ich habe nichts Unrechtes getan, ich sagte dasselbe. Antwort, wenn ich noch ein Wort spreche, nehmen sie mich auch mit. Von da aus gingen sie in die Weingartenstraße und holten meinen Bruder aus dem Bett im Alter von 67 Jahren. Dann trafen sie meinen ältesten Bruder, welcher vom Metzger kam, 70 Jahre alt. Er wollte gerade nach Hause, Philosophenweg, dann packten sie denselben und schleppten ihn zu den andern, er frug auch, was sie von ihm wollten? Dann mussten alle Schulkinder nebenher laufen und die Männer treten und spucken. Die Männer mussten dann singen „Muss i denn, muss i denn zum Städtele hinaus“. Die nicht gesungen haben, wurden gepeitscht und geschlagen. Dann kamen dieselben nach Dachau und mein Mann sagte mir, als er nach 13 Tagen zurückkam, sie hätten drei Tage nichts zu essen bekommen und dann mussten dieselben ins kalte Wasser, also im November!⁶

Jakob Federgrün: Wir mussten durch die Stadt zum Bahnhof marschieren und singen: Muss i denn, muss i denn zum Städtele hinaus.⁷

Albert Levi: Die Vorgänge sind von dem Schutzpolizeibeamten Reger im allgemeinen richtig geschildert. Beifügen möchte ich noch, dass beim Fußmarsch der Häftlinge vom Gefängnis zur Bahn um den ganzen Zug ein Seil gespannt wurde, angeblich damit uns nichts passiert. Mir ist noch erinnerlich, dass der SS-Führer Volk dem Rechtsanwalt Schleicher oder dessen Nebemann auf dem Marsch einen Fußtritt versetzte. Außerdem hat Volk mir selbst und anderen Verhafteten den Zylinderhut über den Kopf gestülpt, dass einem Hören und Sehen verging. Schwab und der berühmte Brand kamen im Verlauf des Tages wiederholt in das Gefängnis und haben mit uns „Singproben“ abgehalten. Wir mussten das Lied singen – mit verschiedentlich abgeänderten Versen – „Muss i denn zum Städtele hinaus“. Dabei hat Schwab aufgepasst, ob auch jeder Häftling mitsingt und dabei die Leute angebrüllt.⁸

Verhör Georg Schwab, SS-Sturmbannführer, 1.3.1948: Dem Zug habe ich mich nicht angeschlossen. Dass Juden geschlagen wurden, habe ich nicht wahrgenommen, ich hörte lediglich, dass sie Lieder singen. Als der Zug vorüber war, habe ich noch im „Palmengarten“ ein Bier getrunken.⁹

Aus dem Urteil im „Synagogenprozess“ 1948: Es wurden 60 bis 70 Männer eingeliefert. Brand hielt eine Ansprache an die Juden und ließ sie singen „Muss i denn, muss i denn“. Nach Aussagen von Levi beteiligte sich auch Schwab dabei, schrie die Juden an, dass sie singen sollten und rügte ihr angeblich despektierliches Verhalten. Brand ließ einen von ihnen aus dem Buch „Mein Kampf“ vorlesen.¹⁰

Nachdem der SS-Sturmbannführer Brand schon tagsüber mehrmals im Gefängnis war, waren vor dem Abtransport Brand und Volk im Gefängnis. Auf Brands Befehl teilte Volk Zylinderhüte an die Juden aus und setzte sie ihnen selbst „etwas derb“ auf den Kopf. Bald darauf begann der Abmarsch durch die Grabenallee und Hauptstraße zum Bahnhof. Mitunter war es schwer, durch die Masse auf der Straße durchzukommen. Es gab Aufenthalte, sodass der Marsch über eine Stunde dauerte. Brand ließ beim Halten singen „Muss i denn ...“ Schwab horchte bei Einzelnen, ob sie mitsangen. Wiegert bestritt, an der Führung beteiligt gewesen zu sein. Er sei nur als Berichterstatter nebenher gegangen und habe einmal mitgesungen.¹¹

„Was ist denn da los?“, denkt der junge Martin Krapf an jenem Abend im November 1938. Lärm in der Hauptstraße. Der Junge rennt hin: Zwei, drei Marschblöcke bewegen sich über die Straße. Jüdische Männer, am Morgen verhaftet. Vorneweg SS mit Karabinern und Stahlhelmen. Auch an der Seite Männer mit Gewehren. Martin Krapf sieht, dass die Männer Zylinder tragen wie sonst nur an ihren hohen Feiertagen. Sie singen „Muss i denn, muss i denn zum Städtete hinaus ...“ Immer wieder tritt einer von den schwarzen Kerlen nach einem Juden. Kolbenstöße prasseln auf die Wehrlosen ein. „Sing lauter, du Schwein“, brüllt einer der Bewacher und schlägt zu. Wer nicht oder zu leise singt bezieht Prügel. [...] Drüben auf der Straße verharren die Zuschauer in „tödlichem Schweigen“. So empfindet es Martin Krapf. Niemand schreit Hurra, keiner schreit Pfui. Nur die Schritte sind zu hören und der dünne Gesang der Gefangenen [...]¹²

Anmerkungen

- 1 Widmaier, Tobias: Muss i denn, muss i denn zum Städtele naus (2010). In: Populäre und traditionelle Lieder. Historisch-kritisches Liederlexikon. URL: <http://www.liederlexikon.de/lieder/muss_i_denn/>.
- 2 Huber, Heinz G.: Fastnacht im Dorf – das Beispiel Nußbach im Renchtal. In: Die Ortenau, 2010, 307–332, hier: 321–322
- 3 Wiggershausen, Renate: Frauen unter dem Nationalsozialismus. Wuppertal 1984, 33
- 4 Ruch, Martin: Jüdische Stimmen. Interviews, autobiographische Zeugnisse, schriftliche Quellen zur Geschichte der Offenburger Juden in der Zeit von 1933–1945. Offenburg 1995, 128
- 5 Ruch, Jüdische Stimmen, 167 f.
- 6 Ruch, Jüdische Stimmen, 163
- 7 Ruch, Jüdische Stimmern, 47
- 8 Ruch, Martin: Das Novemberpogrom 1938 und der „Synagogenprozess“ 1948 in Offenburg. Verfolgte berichten. Täter stehen vor Gericht. Norderstedt 2008, 85 f.
- 9 Ruch, Novemberpogrom, 90
- 10 Ruch, Novemberpogrom, 101
- 11 Ruch, Novemberpogrom, 108
- 12 Offenburger Tageblatt 9.11.1988

Der Autor dankt Greser & Lenz für die freundliche Genehmigung zum Abdruck der Karikatur auf S. 149.

Der Offenburger Synagogenchor

Martin Ruch

Wie die Protestanten und die Katholiken haben auch die Juden zur Gestaltung der Liturgie im Gottesdienst ihre Chöre. Ursprünglich war es Aufgabe des Vorbeters oder Kantors, auf hebräisch „Chasan“, die traditionellen Gebete, zu sprechen und zu singen. Im Laufe der Zeit entwickelte sich ein Wechselgesang zwischen Kantor und Gemeinde, der allerdings an Schwierigkeit zunahm und von den Gemeindemitgliedern oft mehr an Musikalität verlangte, als die meisten aufbrachten. „Als Teillösung entstanden deshalb die Synagogenchöre, die stellvertretend für die oft überforderte Gesamtgemeinde den respondierenden Part übernahmen.“¹ Die Kantoren waren fest angestellt und speziell ausgebildet, die Synagogenchöre dagegen wurden von Laien gebildet.

Alle ein bis zwei Jahre fanden auf Anregung des Oberrates der Israeliten in Baden Synagogengesangsfeste statt, die viele Chöre des Landes zusammenbrachten und Höhepunkte des musikalischen Lebens in den Gemeinden darstellten. „Wir rechnen dieselben zu den erfreulichsten Erscheinungen unseres kirchlichen Lebens, besonders auch deshalb, weil sie nicht von Behörden ins Leben gerufen und geleitet sind, sondern von freien Vereinigungen. [...] Es ist vorwiegend die jüngere Generation, welche sich mit unverkennbarer Lust und Liebe Pflege und Veredelung des Synagogengesanges widmet.“²

In orthodoxen jüdischen Gemeinden gab es keine Orgeln oder Chöre. Die liturgischen Gesänge waren allein Sache des Kantors. Es gab aber auch Reformgemeinden, die ihre synagogale Liturgie modernisieren wollten. Diese in der Regel städtisch geprägten Gemeinden führten den Chorgesang in ihre Gottesdienste ein, und stellten eine Orgel oder ein Harmonium auf, so auch in Offenburg. Siegfried Schnurmann, geb. 1907, erinnerte sich im Jahr 2001: „Das religiöse Gesetz untersagte auch die Bedienung eines Harmoniums oder Orgel an Schabbat und den hohen Feiertagen. Doch ich dachte, was zur Verschönerung und Vertiefung der Andacht führt, könne doch keine Sünde sein.“³ (Abb. 1)



Abb. 1

Synagogenchor Offenburg.

Abb. 2

Wann der Synagogenchor Offenburg (Abb. 2) entstand, ist nicht gänzlich klar. Im Jahr 1886 muss er aber bereits existiert haben, denn er nahm am Fest zur Einweihung der ersten Thora teil. Rabbiner Rawicz hielt damals die Festpredigt. „Durch den von Herrn Lehrer Baer gesungenen [hebr. Wort] und vom Synagogenchor vorgetragene[n] Psalm 93 wurde die Feier eingeleitet. (...) Samstagmorgen um 9 Uhr wurde das neue [hebr. Wort] in feierlichem Zuge in die herrlich decorirte, geräumige und vollbesetzte Synagoge gebracht, in welcher unter Chorgesang ein Umzug mit sämtlichen [hebr. Wort] stattfand. Sowohl die vom Synagogenchor, als auch von der Schuljugend vorgetragene[n] Gesänge trugen wesentlich zur Erhöhung der Feierlichkeit bei.“⁴

Am 23. Mai 1897 fand das mittlerweile schon dritte Oberbadi-sche Synagogengesangsfest statt, diesmal in der Offenburger Synagoge (Abb. 3, 4). 1895 und 1896 hatten die Vorgängerfeste in Bruchsal und Pforzheim stattgefunden. Als Teilnehmer waren die Chöre von Bühl, Eichstetten, Emmendingen, Freiburg, Kippenheim und Offenburg gekommen, Interesse an einer künftigen Mitwirkung hatten zudem Mannheim, Bruchsal, Pforzheim und Konstanz durch die Entsendung von Abordnungen signalisiert. „Die Aufführung begann um vier Uhr, wozu sich in der freundlich geschmückten Synagoge eine große Anzahl von Zuhörern und Zuhörerinnen eingefunden hatte.“⁵ (Abb. 5)

Zur Aufführung gelangen:

1) Präludium.	
2) Ma tovu (Gesamtmchor)	Lewandowsky.
3) Min hamezar (Spezialchor)	Haley.
„Synagogen-Chor Bähl“.	
4) Lob- und Bittgeang, deutscher Text (Spezialchor)	Boppard.
„Synagogen-Chor Emmendingen“.	
5) Psalm 61, Königspsaln (Spezialchor)	Lewandowsky.
„Synagogen-Chor Freiburg“.	
6) Weschomra (Spezialchor)	Bär.
„Synagogen-Chor Kippenheim“.	
7) Tow Thodos (Spezialchor)	Friedmann.
„Synagogen-Chor Offenburg“.	
8) Psalm 150 (Gesamtmchor)	Lux.
9) Borch habo (Spezialchor)	Japhet.
„Synagogen-Chor Bähl“.	
10) Psalm 122, Vers 7-9 (Spezialchor)	Lewandowsky.
„Synagogen-Chor Emmendingen“.	
11) Schluss-Chor (Spezialchor)	F. X. Hasselbeck.
„Synagogen-Chor Freiburg“.	
a. Adonoi moloch	Bär.
b. Schofarlied, arrangiert für Männerchor	Eichenbaum.
„Synagogen-Chor Kippenheim“.	
13) Su schoorim (Spezialchor)	Haley.
„Synagogen-Chor Offenburg“.	
14) Lobet den Herrn (Gesamtmchor)	Gläser.
15) Poststudium.	

Abb. 3

Synagogenchor Offenburg.

—*—

Fest-Programm

in dem an

Sonntag den 23. Mai 1897

stattfindenden

Synagogen-Gesangsfest

des oberbadischen Synagogenchor-Verbandes.

—*—

Vormittags 9 Uhr: Generalversammlung der dem Verbands angehörigen Vereine im Saale zur „Alten Pfalz“ (Hôtel Weil).

Vormittags 10^{1/2} Uhr: Generalprobe für die Gesamtmchöre in der Synagoge.

Nachmittags 1 Uhr: Festessen im Gasthaus zur „Alten Pfalz“.

Nachmittags 4 Uhr: Aufführung synagogaler Gesänge in der Synagoge (it. andersseiger Aufstellung).

Abends 7 Uhr: Bankett mit darauffolgendem Ball in den Sälen des Gasthauses zur „Alten Pfalz“.

Abb. 4

Anhang (nichtamtlich).

Unter Verantwortlichkeit des Groß. Oberrats Regierungsrat Dr. Mayer.

Synagogen-Gesangsfest des oberbadischen Synagogenchor-Verbandes zu Offenburg.

Den in den Jahren 1895 und 1896 in Bruchsal und Forstheim stattgefundenen Synagogen-Gesangsfesten reihte sich für das laufende Jahr die am 23. Mai in der Synagoge zu Offenburg abgehaltene Aufführung synagogaler Gesänge vonseiten des neugegründeten oberbadischen Synagogenchor-Verbandes würdig an. Es beteiligten sich die Synagogenchöre von Bähl, Eichenstein, Emmendingen, Freiburg, Kippenheim und Offenburg. Ihre Teilnahme an den Verehrungen des Verbandes bezeugten die Synagogenchöre Mannheim, Bruchsal, Forstheim und Konstanz durch Entsendung von Abordnungen, der Synagogenchor von Gailingen durch ein in warmen Ausdrücken gehaltenes Telegramm. Unter dem Vorhabe des Vorstandes des Synagogenchors Offenburg, Herrn Dreysfuß, fand vormittags die Generalversammlung der Vertreter der dem Verbands angehörigen Vereine statt. Es handelte sich vornehmlich um Feststellung der Satzungen des Verbandes. Ohne auf Einzelheiten einzugehen, möchten wir nur hervorheben, daß die Art, wie die Verhandlungen geleitet und gepflogen wurden, den denkbar günstigsten und wohlthuendsten Eindruck gemacht hat. Jede Äußerung legte davon Zeugnis ab, daß es dem Sprecher nur darauf ankomme, die gute Sache der Pflege des Synagogen-Gesanges zu fördern, und alle Anwesenden zeigten sich gleichmäßig bereit, die erforderlichen Schritte zu übernehmen. Man darf zuversichtlich hoffen, daß das aus solchem Geiste des Entgegenkommens, der Einigkeit und des Friedens Geborene auch zu guten Erfolgen führen wird. Alle zwei Jahre wird der Verband ein Synagogen-Gesangsfest abhalten. Für das nächste Mal ist Kippenheim als Festort in Aussicht genommen.

Auf die Generalversammlung folgte die Generalprobe, worauf um ein Uhr im Gasthaus zur „Alten Pfalz“ ein Festessen stattfand, bei welchem Herr Bezirksleiter und Synagogenratsvorsitzer Herr D. Dreysfuß die zahlreich versammelten Teilnehmer in freundlichen und herzlichen Worten seitens des Synagogenrats und der israelitischen Gemeinde Offenburg willkommen hieß.

Die Aufführung begann um vier Uhr, wozu sich in der freundlich geschmückten Synagoge eine große Anzahl von Zuhörern und Zuhörerinnen eingefunden hatte. Als Vertreter des Großherzoglichen Oberrats der Israeliten war außer dem schon vormittags erschienenen Sekretär und Direktor des Israelitischen Landesstifts, Herrn D. Einstein, auch Herr Regierungsrat Dr. Mayer anwesend.

Das Programm umfaßte die nachverzeichneten Nummern: 1. Präludium. — 2. Ma tovu (Gesamtmchor) von Lewandowsky. — 3. a. Min hamezar; b. Borch habo (Spezialchöre des Synagogenchors Bähl. Bariton-Solo: Herr Kantor Bruchsalfer, Sopran-Solo: Frau Dreysfuß von Haley und Japhet. — 4. Lob- und Bittgeang, deutscher Text (Spezialchor des Synagogenchors Emmendingen. Dirigent: Herr Kantor Goldberg von Boppard. — 5. Psalm 61, Königspsaln (Spezialchor des Synagogenchors Freiburg. Dirigent: Herr Kantor Sommer von Lewandowsky. — 6. Weschomra (Spezialchor des Synagogenchors Kippenheim. Dirigent: Herr Kantor Eichenbaum von Bär. — 7. Tow Thodos (Spezialchor des Synagogenchors Offenburg. Dirigent: Herr Rektor Rahm von Friedmann. — 8. Psalm 150 (Gesamtmchor) von Lux. — 9. Hodu und Min hamezar (Spezialchöre des Synagogenchors Eichenstein. Dirigent: Herr Kantor Weil) komponiert vom Dirigenten. — 10. Psalm 122, Vers 7-9 (Spezialchor des Synagogenchors Emmendingen. Dirigent: Herr Kantor Goldberg von Lewandowsky. — 11. Schlusschor (Spezialchor des Synagogenchors Freiburg. Dirigent: Herr Kantor Sommer. Sopran-Solo: Fräulein Betty Günzburger von Fr. X. Hasselbeck. — 12. a. Adonoi moloch; b. Schofarlied, arrangiert für Männerchor (Spezialchöre des Synagogenchors Kippenheim. Dirigent: Herr Kantor Eichenbaum) von Bär und Eichenbaum. 13. Su schoorim (Spezialchor des Synagogenchors Offenburg. Dirigent: Herr Rektor Rahm. Sopran-Solo: Fräulein Flora Bär) von Haley. — 14. Lobet den Herrn (Gesamtmchor) von Gläser. — 15. Poststudium.

Abb. 5



Abb. 6

Einen ausführlichen Bericht über das Gesangsfest von 1906 brachte die Zeitschrift D'r alt Offeburger:

„5. Gesangsfest des Oberbadischen Synagogenchor-Verbandes zu Offenburg.

Der im Jahr 1897 in Offenburg gegründete Verband der oberbadischen Synagogenchöre beging am Pfingstsonntag sein 5. Gesangsfest, das bezüglich seines ganzen Verlaufes, besonders aber hinsichtlich der gesanglichen Darbietungen und auch, trotz strömenden Regens, zahlreicher Beteiligung seitens des Publikums, alle vorausgegangenen Verbandsfeste weit übertraf. Um 10 Uhr morgens fand im Unionsaale die Generalprobe statt. Es war wahrlich für den Leiter derselben, Herrn Kantor Baer, kein leichtes Stück Arbeit, in Takt und Harmonie eine Einheitlichkeit herzustellen, ganz besonders da einige Stücke große Anforderungen an die Leistungsfähigkeit der Chöre gestellt. Um 12 Uhr fand in der alten Pfalz die Generalversammlung statt, unter Vorsitz des derzeitigen Verbandspräsidenten Kantor Baer. [Abb. 6] Aus der ganzen Verhandlung war zu entnehmen, dass es den daran sich Beteiligten darauf ankam, die Sache des Synagogengesanges zu fördern. Die Verbandsfeste finden, wie seither, auch fernerhin alle 2 Jahre statt. Um 2 Uhr begann die Aufführung, zu welcher sich im Unionsaal ein zahlreiches Publikum einfand. Es würde zu weit führen, das Gehörte im Einzelnen hier zu behandeln; wir begnügen uns vielmehr, den Gesamteindruck damit zu bezeichnen, dass die gehegten Erwartungen durch die gebotenen Leistungen übertroffen wurden. Die Gesamtchöre, von Herrn Kantor Baer dirigiert, wurden korrekt, mit gutem Verständnis und Wärme vorgetragen und erzielten dementsprechend eine prächtige Wirkung. Auch den Einzelchören folgte das Publikum mit steigendem Interesse und war von dem Gehörten aufs angenehmste überrascht. Man erkannte sofort, dass Sänger und Sängerinnen, sowie die Dirigenten sich mit großem Fleiße der Pflege des Synagogengesanges hingaben. Ganz besonders war das Publikum enthusiastisch von den vorzüglichen Leistungen des Männerchors Gailingen (alle anderen Vereine sind gemischte Chöre), der als junges Verbandsmitglied bei seiner erstmaligen Beteiligung sich glänzend einführte. Dieser Verein verfügt über ein vorzügliches Stimmenmaterial, gute Schulung und macht seinem Dirigenten, dessen Namen wir leider nicht kennen, alle Ehre. Nach Beendigung der gesanglichen Aufführung begab man sich in den Dreikönigsaal, wo über 400 Personen an dem von Herrn Gastwirt Weil gestellten Festessen teilnahmen. Bald herrschte eine gehobene und lebhaftige Stimmung. Die Begrüßungsrede hielt Herr Kantor Baer, in welcher er sich über die Entwicklung des Verbandes und über dessen Zweck

verbreitete, die Bildung eines Landesverbandes empfahl. Auch regte er an, dass auf den Großherz. Oberrat und die Synodalmitglieder eingewirkt werde, um aus der israelitischen Landeskasse einen Zuschuß zu den Unkosten der Verbandsfeste zu erhalten. Dann huldigte die Jugend dem Tanzvergnügen bis zum Tagesanbruch. So war der Verlauf des ganzen Festes von Anfang bis zu Ende ein glänzender.“⁶

Schutzmarke  „Krone“

Schloss-Brunnen Gerolstein

Natürliche kohlen saure Mineralquelle. Tafelwasser 1. Ranges.



SPEISENKARTE

zum

Festessen

des

5. Oberbadischen Synagogenchor-Verbandes
am 3. Juni zu Offenburg.

Königin-Suppe
Salm à la mayonnaise
Roastbeef mit verschiedenen Beilagen
Junge Gänse mit Salat
Verschiedene Torten.

Weine:	p. Fl.	Champagner:	p. Fl.
Tischwein	1.50	Pfützmayr blau	6.—
Durbacher Weissherbst	2.—	Pfützmayr Kabinet	7.—
Durbacher Klevner	2.20	M. Oppmann Gold	7.—
Durbacher Klingelberger	2.20	Matth. Müller	7.50
Markgräfler	2.—	Kupferberg Gold	7.—
Weisser Bordeaux	3.—	Th. Röderer	10.—
Zeller Roter	2.20	Moët & Chandon	10.—

Wasser :

Sodawasser	25 Pf.
Peterstaler	30 „
Gerolsteiner	35 „

Eigentum des Gastes

Abb. 7

Aus dem „Israelit“ war zudem zu entnehmen:

„In anerkennenswerter Aufmerksamkeit ließ die Stadtverwaltung in der Nähe des Bahnhofes einen Triumphbogen mit der Aufschrift ‚Willkommen‘ anbringen und die Hauptstrasse mit Flaggenmasten flankieren. Um 10 Vormittags begann die Hauptprobe für die Gesamtchöre und um 12 Uhr die Generalversammlung der Vereinsvorstände und Delegierten. Die gesangliche Aufführung, zu der trotz des hässlichen Wetters ein etwa 1200 Köpfe zählendes Publikum sich einfand, nahm mittags zwei Uhr im Unionssaal – die Synagoge erwies sich als zu klein – ihren Anfang (Wir vermerken es mit Befriedigung, daß die Aufführung außerhalb der Synagoge stattfinden mußte. Die Red.) Unter den Ehrengästen erblickte man den Herren Oberbürgermeister, die Stadträte, die Geistlichkeit, Lehrer und Lehrerinnen und viele Delegierte von Synagogenchören des badischen Unterlandes. Verbandsdirigent war Kantor Baer aus Offenburg. [...]“⁴⁷

1925 feierte das Gotteshaus der Offenburger Juden das 50-jährige Bestehen. Bei der Jubiläumsfeier am 18. Oktober 1925 wirkte auch der Synagogenchor mit:

- „ 1 Synagogenchor
- 2 Ausheben der Thora
- 3 Mischeberach
- 4 Gebet für die Obrigkeit
- 5 Einheben
- 6 Arioso von Händel (Fr. Schildklapp)
- 7 Festpredigt
- 8 Lob Gottes, Ph. E. Bach (Synagogenchor)
- 9 Ansprache
- 10 Schlußlied: Gebet, von Hugo Wolff“⁴⁸

Weitere Auftritte des Chores waren etwa die Einführung des jungen Rabbiners Siegfried Ucko:

„In der festlich geschmückten Synagoge fand die feierliche Einführung von Bezirksrabbiner Dr. Ucko in die Bezirkssynagoge Offenburg-Bühl statt. Mit dem Gesang Boruch Haboh leitete der Synagogenchor die Feier ein. Frau Bella Leff sang mit ihrer tragfähigen Altstimme die Elegie von Massenet. Der Vorsteher der israelitischen Gemeinde, Herr Neu, führte den neuen Rabbiner mit herzlichen Begrüßungsworten ein und gedachte wehmutsvoll in Dankbarkeit des abgegangenen Rabbiners Dr. Zlocisti, der durch ein grausames Geschick allzufrüh den Führerstab aus der Hand geben mußte. Kantor Grünfeld, Baden-Baden, verschönte die Feier mit dem tief empfundenen Gesang des Haschkiwenu von Birnbaum. [...] Mit dem Chor ‚Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre‘ schloss die Feier.“⁴⁹

„Zu Rosch Chodesch des Elul fand hier zum ersten Mal eine Andachtsstunde mit Predigt statt. Unter Leitung von W. Walter Wein-

schenk bot der Chor der Chaluzim Diersburg und der Synagogenchor Offenburg hebräische Lieder dar. Weinschenk sang das ‚Lied vom Weinberg‘ aus Jesaias und das ‚Weschorum‘ von Landowsky. Meisterhaft spielte der 13jährige Geiger Alfred Jakobowitz (Karlsruhe) das Kol Nidre von Bruch und ein Kaddisch. Rabbiner Dr. Ucko hielt die Festansprache.“¹⁰

Am 6. Januar 1935 fand in der Offenburger Synagoge dann auch die Abschiedsfeier für den nach Israel auswandernden Rabbiner Dr. Ucko statt. Der Synagogenchor sang dabei das Lied „Ura Israel“. (Abb. 8)

Bezirks-Synagoge
Bühl-Offenburg

Israel. Kultusgemeinde
Offenburg

ABSCHIEDSFEIER

zu Ehren des Herrn Bezirks-Rabbiners Dr. Ucko, Offenburg

Sonntag, den 6. Januar 1935, nachmittags 4 Uhr

in der Synagoge in Offenburg

➤←

PROGRAMM:

<p>1. Matei Jawo, Harmoniumsolo</p> <p>2. Für die Bezirks-Synagoge</p> <p>3. „Ura Israel“</p> <p>4. Für die Gemeinde Offenburg</p> <p>5. „Ma Godlu“ von Heymann</p> <p>6. Für den Oberrat der Israeliten und Rabbinervereinigung</p> <p>7. Doppelquartett</p> <p>8. Für die Freie Lehrervereinigung</p> <p>9. „Arioso“ von Händel</p> <p>10. a) Für den Landeswaisenverein Baden</p> <p style="padding-left: 20px;">b) Für den Israelitischen Wohlfahrtsbund</p> <p style="padding-left: 20px;">c) Für den Landesauschuß der jüdischen Jugendverbände</p> <p>11. „Segen“ von Sulzer</p> <p>12. Für den Synodalbezirk</p> <p>13. „Land so wunderbar“</p> <p>14. Abschiedsansprache</p> <p>15. „Hatikwah“</p>	<p>W. Weinschenk Beth Chaluz Diersburg</p> <p>Bezirksältester R.-A. Lion Restatt</p> <p>Synagogenchor Offenburg</p> <p>Vorsteher E. Neu</p> <p>Lehrer Bruchsaler Bühl</p> <p>Konferenzrabbiner Dr. Schiff Karlsruhe</p> <p>Freie Lehrervereinigung</p> <p>Lehrer Simon Restatt</p> <p>Dr. Hofmann Lehr</p> <p>Bez.-Rabb. Dr. Grzymisch Bruchsal</p> <p>Fr. Strauß Karlsruhe</p> <p>S. Homburger Karlsruhe</p> <p>Lehrer Bruchsaler Bühl</p> <p>Josef Kaufmann Kahl</p> <p>W. Weinschenk</p> <p>Bezirksrabbiner Dr. Ucko</p> <p>Kinderchor Offenburg-Lehr</p>
---	--

Abb. 8

Chorleiter war damals Siegfried Schnurmann. „In der Generalversammlung des Synagogenchors wurde der bisherige Vorstand Ismar Ebstein wieder und Julius Bodenheimer von Durbach als dessen Stellvertreter gewählt. Lotte Hammel wurde als Schriftführerin und Lehrer Ernst Bär als Beisitzer neu gewählt. Es wurde in dieser Versammlung dem bisherigen Chorleiter Siegfried Schnurmann, der zur weiteren Ausbildung in eine Hach-scharah nach Lehrensteinfeld bei Heilbronn beurlaubt ist, für seine bisherige Tätigkeit der Dank ausgesprochen und ihm ein Geschenk überreicht.“¹¹

„Ein seltenes und längst nicht mehr gekanntes Erlebnis war die Barmizwah von Stefan Weil am Schabbat, 26.12. Herr Lehrer Bär ließ einen alten Brauch wieder aufleben. Der Barmizwah las die ganze Sidra und die Haftara und hat diese Aufgabe flott bemeistert. Zur Verschönerung des sehr gut besuchten Gottesdienstes trug in anerkennenswerter Weise der Synagogenchor unter Leitung des zur Zeit auf Besuch weilenden Dirigenten Siegfried Schnurmann bei.“¹²

Hedy Geismar, geboren 1912 in Offenburg, erinnerte sich noch 1992 an ihren Chor: „1934, vor dieser Zeit, hat Schnurmann den Synagogenchor auch geleitet, er war ein guter Organist. Die Noten, die er verwendet hat, die sind zurückgeblieben, sind verschwunden, die Lieder, die ich und viele andere im Synagogenchor gesungen haben. Ein gemischter Chor. Denn in einer sehr orthodoxen Synagoge werden nur Männer für einen Chor verwendet, aber in der Reform war es gemischt.“¹³

Die Auswanderung dezimierte den Chor zunehmend. „Der Synagogenchor veranstaltete zu Ehren seiner beiden Mitglieder Frl. Else Weil, die bereits ausgewandert ist und Frl. Alice Neu, die demnächst nach USA auswandert, eine kleine Abschiedsfeier, bei welcher ihnen für ihr langjähriges Wirken in beredten Worten und durch Überreichung eines Geschenkes als Zeichen steter Verbundenheit der Dank ausgesprochen wurde.“¹⁴

„Zu Ehren des Herrn Moritz Bodenheimer und Frau Rosa, geb. Bloch, Durbach, welche am 12. April ihr goldenes Ehejubiläum feiern konnten, fand am zweiten Pessachtage, morgens nach dem Einheben, in der festlich geschmückten Synagoge eine erhebende Feier statt.(..) Nach einem Predigtlied des Synagogenchors gab der neue Kantor, J. Federgrün, in beredten Worten ein kurzes Lebensbild der Gefeierten, wobei er besonders das jüdische, bekowete Heim im Schwarzwalddorf Durbach hervorhob und am Ende der Ansprache dem Jubelpaar den Segen erteilte.“¹⁵

Erinnerungen an die Musik in der heimatlichen Offenburger Synagoge, wo Siegfried Schnurmann vor seiner Emigration auf

dem Harmonium gespielt hatte, finden sich häufig im Briefwechsel der Familie Schnurmann. Schnurmanns Schwester Bertel und die Eltern schrieben nach Schweden an Siegfried:

„23.2.1938. Mein lieber Siegfried! Bei uns hier ist immer ein wenig Betrieb. Letzten Samstagabend kam der Synagogenchor zusammen und waren wir alle dazu eingeladen, vor allen Dingen zum gemütlichen Teil. [...] Bertel.¹⁶

Diese Woche war große Zusammenkunft des Synagogenchors. Es meldeten sich viele neue Mitglieder an. Du wirst staunen, wieviele neue Kräfte gewonnen wurden. [...] Mutter.¹⁷

Offenburg 26.2.1938

[...] Am Sonntag in acht Tagen ist hier die Hochzeit von Frl. Valfer und Heinerle Wertheimer, Kippenheim; findet die Trauung in der Synagoge statt. Da hättest Du an diesen Tagen Harmonium spielen müssen. [...] Vater.¹⁸

April 1938

Dann schrieb dir Vater weiter darüber, daß zur Goldenen Hochzeit von Bodenheimers sich der Gottesdienst ganz nett gestaltete. Denk Dir, Epstein, der Präsident, sang den Segen so nett, wie ich es ihm nicht zugetraut hätte. Herr Neu führte Herrn Bodenheimer und ich als Vorsteherin des Frauen-Vereins führte Frau Bodenheimer zum Traualtar. Es war eine schöne, der ganzen Gemeinde unvergeßliche Feier. [...] Mutter¹⁸

28.4.1938

Wir waren dieses Jahr ein kleiner Kreis beim Seder und hatten uns so auf Dich gefreut. Frl. Besak spielte nicht so gut Harmonium wie Du; bei ihrem Spiel fehlte das lef. Bertel [*lef = hebr. Herz*]¹⁸

Siegfried Schnurmann reiste zum 70. Geburtstag seines Vaters am 9. Oktober 1938 extra aus dem Exil in Schweden an: „Dann kam der Geburtstag, und ich habe alle Ehemaligen, die in meinem Chor waren, habe denen telefoniert, sie mögen doch kommen, ich sei jetzt drei Wochen hier und dann proben wir. Ich habe mit denen geprobt. Wir waren zu zehnt, von denen sind acht mindestens umgekommen im KZ. Wir waren nur noch der letzte Rest vom Chor, und haben dann den Gottesdienst gestaltet. Und ich habe noch einmal spielen dürfen an der Orgel.

Dann, weiß ich noch, habe ich mir gesagt, das ist das letzte Mal, soll ich die Noten mit heimnehmen? Aber ich bleibe doch nicht daheim. Und in die Emigration? Da gehen sie verloren.

Dummerweise habe ich sie dann an Ort und Stelle gelassen. Und soweit ich weiß, haben die Söhne vom Musiklehrer Weber, der unseren Chor geleitet hatte, die Noten an sich genommen. Das war dann ein wunderbares Erlebnis gewesen. Nur: den Abschied von daheim, den möchte ich nicht noch einmal erleben!“ (aus: Ruch, Jüdische Stimmen, 173)

Jakob Federgrün war vom 1. April 1938 bis zum 15. Mai 1939 in Offenburg als Lehrer und Kantor tätig. Während des Novemberpogroms wurde er nach Dachau deportiert, später entlassen und im Mai 1939 konnte er nach England emigrieren: „Ich habe Religionsunterricht im Gemeindegebäude in einem Schulsaal erteilt. Die Synagoge war am Freitagabend und Samstagmorgen gut besucht, auch an den jüdischen Feiertagen. Als Kantor habe ich die Gebete meistens gesungen und zu den Feiertagen hat ein Harmonium mich und den Synagogenchor begleitet. Der Chor wurde durch die Auswanderung verschiedener Mitglieder immer kleiner, zuletzt waren vor allen Dingen Frau Ruth Schleicher, die Frau des Rechtsanwaltes Dr. Hugo Schleicher, Hedi Geismar, Lotte Hammel, Frau Johanna Lion, Namen, an die ich mich erinnern kann.“¹⁹



Abb. 9: Der Offenburger Synagogenchor 1938. Die Aufnahme entstand nach dem Schabbat-Gottesdienst im Oktober 1938. Am 9. Oktober beging Elias Schnurmann seinen 70. Geburtstag. Von rechts: Ismar Ebstein (1878–1942 Recebedou), Julius Bodenheimer (Durbach), Erich Neu (1912, 1939 nach New York), Siegfried Schnurmann (1907–2004), Julius Weil (1881–1942 Gurs), Kantor Jakob Federgrün (1913, 1938 Dachau, 1939 England), Rosl Moch (1905–1942 Auschwitz), Ruth Schleicher (1904–1940 USA), Hedy Geismar (1912, 1939 England), Johanna Lion (1887, 1938 USA), (unbekannt), Margot Bergheimer (1915–1942 Auschwitz).

Die Eltern von Siegfried Schnurmann flohen nach Luxemburg, wo sie aber am 10. Mai 1940 die Besetzung des Landes durch deutsche Truppen erleben mussten. Bevor sie 1943 nach Theresienstadt deportiert wurden, wo beide bald darauf starben, hatten sie sich noch an einem Chanukka-Fest erfreuen können, wie sie ihrem Sohn schrieben:

Luxemburg 14.12.1939

Wir hielten auf unserem Zimmer richtig Chanuka. Wir holten bei Tante Linas Schreiner ein passendes Brett und kauften Kerzen. Das war ein Flackern und Leuchten. Wir hatten unsere richtige Freude daran und sangen aus voller Kehle das „Maos zur“ dazu. Sogar zündeten wir einige Male unten an und allen gefielen wieder einmal die jüdischen Weisen. Vater ging jeden Tag zur Synagoge.

Das erwähnte „Maos zur“ ist ein traditionelles Chanukka-Lied der deutschen, der aschkenasischen Juden, an das sich die meisten Offenburger und Ortenauer Juden immer gerne erinnerten. Das Lied stammt aus Deutschland und geht wahrscheinlich auf das 13. Jahrhundert zurück. Siegfried Schnurmann hat es noch 1994 in Freiburg auf seinem alten Klavier mit Inbrunst gespielt und dabei gesungen (über die unten dargestellten QR-Codes gelangen Sie zu den damals aufgenommenen Ton-Dokumenten).

Melodien und Texte, die in der Offenburger Synagoge üblich waren. Siegfried Schnurmann (*Offenburg 1907 – †2004) spielte sie 1994 dem Verfasser in Freiburg vor:



- 1 „Zu Beginn des Schabat werden folgende Psalmen gebetet und gesungen: Ps. 95: Kommt, lasst uns dem Ewigen jubeln, jauchzen dem Fels unseres Heils“ (zuerst deutsch gesprochen, danach hebr. gesungen)

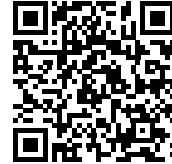
- 2 Schabat-Lied: Auf mein Freund, der Braut entgegen, Königin Schabat wollen wir empfangen (Bemerkung Schnurmann, lachend: „Sie merken, ich bin nicht katholisch!“)





3 Psalm 92 „Zadik“: Der Gerechte blüht gleich der Palme.

4 Beginn und Eingang des Abendgebetes.



5 Beim Ausheben der Thora: „Sch'ma Israel!“ (Höre Israel, Gott, unser Herr, ist ein einziger, einziger Gott!)

6 Das !Achtzehn-Gebet“: Der Himmel und die Erde waren vollendet. Segensprüche.



7 Kiddusch: Segenspruch

8 Jit-Dal: Erhaben ist der lebendige Gott.



9 Kaddisch: Totengebet Siegfried Schnurmanns für seinen 1943 in Theresienstadt verstorbenen Vater Elias Schnurmann.

10 Maos Zur: Lied zum Chanukkafest.



11 Olenu: Lied als Schluss des Gottesdienstes.

12 Schlusspsalm



13 Improvisation zum Beginn einer Hochzeit, während Braut und Bräutigam vom Synagogeneingang nach vorne schreiten.

14 Kol Nidre: Lied vom Vorabend des Versöhnungsfestes.



15 Hallel-Gebet: Pessachfest.

16 Improvisation zum Hallel-Gebet, andere Melodie.





17 Hebräisches Lied aus dem heutigen Israel.

18 Maos Zur, zunächst sephardische, dann in Wiederholung die aschkenasische Melodie.



Anmerkungen

- 1 Frankenstein, Ruben: Das religiöse Leben in der Kippenheimer Synagoge und seine Gestalter. In: Gedächtnis aus Stein. Die Synagoge in Kippenheim 1852–2002. Hg. Uwe Schellinger im Auftrag des Fördervereins Ehemalige Synagoge Kippenheim e.V. Heidelberg 2002, 126
- 2 Verordnungsblatt 5.4.1897, 28
- 3 Brief 9.12.2001 an den Autor
- 4 Der Israelit, 16.2.1886, 212
- 5 Verordnungsblatt des Israelitischen Oberrates, 1897
- 6 D'r alt Offeburger 10.6.1906:
- 7 Der Israelit, 47.Jg., Nr. 25, 21.6.1906, S. 9
- 8 StA OG: Varia
- 9 Israelitisches Familienblatt, 34. Jg., Nr. 25, 23.6.1932, S. 4
- 10 Israelitisches Familienblatt, 36. Jg., Nr. 34, 23.8.1934, S. 15
- 11 Israelitisches Familienblatt, 38. Jg., Nr. 32, 6.8.1936, S. 16
- 12 Israelitisches Gemeindeblatt, Karlsruhe, 15. Jg., Nr. 1, 13.1.1937, S. 10
- 13 Ruch, Martin: Jüdische Stimmen aus Offenburg. Offenburg 1995, 51
- 14 Israelitisches Gemeindeblatt, Karlsruhe, 15. Jg., Nr. 10, 24.5.1937, S. 6
- 15 Jüdisches Gemeindeblatt für Baden, Ludwigshafen, 16. Jg., Nr. 8, 27.4.1938, S. 7
- 16 StA OG Bestand 9 Schnurmann 2
- 17 StA OG 9 Schnurmann 80
- 18 StA OG 9 Schnurmann 14
- 19 Ruch, Jüdische Stimmen, 47–49

Völker, hört die Signale! – Schalmeyenklänge in Offenburg

Mit dem Martinhorn für die Revolution

Martin Ruch

Schalmeyenklang – das assoziiert man mit kultivierter Musik der frühen Neuzeit in meist höfischer Umgebung. Tatsächlich ist die Schalmey ein Musikinstrument mit einem sehr besonderen Klang. Sie klingt ähnlich wie ein Dudelsack, sieht aber aus wie eine Holzflöte. Es handelt sich um ein Holzblasinstrument mit Doppelrohrblatt und konisch gebohrter Röhre. Der Klang ist sehr laut, scharf und vor allem in der tiefen Lage nasal. Das jedenfalls gilt für die historische Schalmey, die durchaus auch heute noch ihren Platz hat bei der Aufführung barocker Musik mit Originalinstrumenten.

Allerdings hat sich seit Beginn des 20. Jahrhunderts eine andere Art der Schalmey verbreitet, die aus Blech ist und meist mehrere Röhren hat, die alle unterschiedliche Töne erzeugen können. Der korrekte Name dieses Blasinstrumentes ist eigentlich „Martintrompete“. Denn sie wurde um das Jahr 1900 vom Erfinder des so genannten Martinhorns, Max B. Martin, als Signalhorn entwickelt (s. <http://www.maxbmartin.de>). Nur der durchdringende Klang hat noch gewisse Ähnlichkeiten mit der hölzernen Vor-Form (Abb. 1–3).

Ab etwa 1920 begannen viele Turn- und Radfahrvereine sowie Freiwillige Feuerwehren sogenannte Martin-Kapellen zu gründen. Auch in der Arbeiterbewegung spielte die Martintrompete als „Schalmey“ eine besondere Rolle. In den Bergmannsrevieren und Industriebalungsgebieten Deutschlands gründeten sich nach dem Ersten Weltkrieg Arbeitermusikvereine, die als „Schalmeyenkapellen“ bei Demonstrationen und Kundgebungen der Arbeiterbewegung Arbeiterlieder spielten. Das Signalhorn, so wird man es interpretieren dürfen, sollte Kraft und Anspruch der proletarischen Bewe-





Abb. 4 (Wikipedia:
Martinhorn.
Abruf 19.3.2020)

gung lautstark zum Ausdruck bringen. „Auch Erich Honecker spielte in seiner Jugend beim Roten Frontkämpferbund Schalmei – 1987 schenkte er dem westdeutschen Rockmusiker Udo Lindenberg ein Instrument als Reaktion auf dessen Geschenk einer Lederjacke.“

Auch in Offenburg fand die Schalmei in der Arbeiterbewegung ihre Anhänger und praktizierende Musikanten. Eine Schalmeienkapelle der hiesigen Ortsgruppe der Kommunistischen Partei Deutschland (KPD) tauchte in der Presse erstmals 1931 auf. Bei einer Tagung der Internationalen Arbeiterhilfe in Freiburg spielte sie auf: „Um ein photographisches Bild aufzunehmen, stellte sich die Gruppe vor der Wirtschaft Zum Martinstor in der Straße auf. Da kam die Polizei auf dem Lastauto daher und gummiknüppelte die Leute aus der Wirtschaft. Etliche sind als Teilnehmer einer „verbotenen Ansammlung unter freiem Himmel“ auf dem Lastauto verstaubt worden. Zu denen, die erst am Montag aus der Haft entlassen wurden, gehörten auch die Offenburger“, schrieb Adolf Geck in seiner Zeitschrift „D'r alt Offeburger“.

Das eigentliche Zentrum der Offenburger Kommunisten waren die damals für Wohnzwecke genutzten Kasernengebäude an der Weingartenstraße (heute Kulturforum) (Abb. 5 und 6). Aber auch die Uhlgrabengegend scheint ein bedeutendes Zentrum der KPD gewesen zu sein, denn eine eigene Zeitschrift wurde hier, wenn auch nur für kurze Zeit, herausgegeben: „Die Sturm- fahne. Organ der Werktätigen vom Uhlgraben und der Vorstadt“ lautete im Dezember 1932 ihr Titel (Abb. 7). In dieser Ausgabe wurde auch die Offenburger Arbeiter-Musikkapelle beschrieben:

*Arbeiter-Musik! Ja, das ist ein Wort, das schon so manchem un-
lieb in den Ohren klang. Noch vor kurzer Zeit konnte man von
mancher Seite den Ausdruck „Kommunistenmusik“ hören. Es ist
anscheinend noch nicht bekannt, daß in Offenburg ein Arbeiter-
Musikverein mit proletarischer Grundlage besteht. Der Arbeiter-
Musikverein wurde vor drei Jahren gegründet, zu dem Zweck,
proletarische Musik zu pflegen. Es ist allerdings ein Irrtum anzu-
nehmen, daß die Mitglieder allein aus Arbeitern bestehen. Ein
großer Prozentsatz gehört dem Mittelstand an. Die Arbeitermusik
spielt nicht nur Kampflieder der Arbeiterschaft, sondern sie ist
auch in der Lage Unterhaltungsmusik zu treiben. Gerade in letz-
terer Hinsicht hat die Kapelle in letzter Zeit erhebliche Fort-
schritte gemacht. Wenn man die Arbeiter-Kapelle beurteilen will,*

muß man berücksichtigen, dass sie in finanzieller Hinsicht ganz auf sich selbst angewiesen ist. Arbeitermusik findet in den Kreisen der Besitzenden keine reichen Gönner, wie das bei anderen Kapellen meistens der Fall ist. Auch erhalten die Spieler nicht die geringste Vergütung für ihre oft anstrengende Tätigkeit. Klassenbewußtsein und strengste proletarische Disziplin sind die Faktoren, die den Bestand der Kapelle garantieren. Dieses Klassenbewußtsein und diese revolutionäre Überzeugung geben auch die Gewähr für einen weiteren Aufstieg der Arbeitermusik. (Abb. 8)

Diese Arbeitermusik begleitete die Aktionen der Offenburger KPD: „Die Kaserne war in diesen Jahren der Ausgangspunkt für die zahlreichen Demonstrationen der Kommunisten. Begleitet von einer Schalmeienkapelle zogen sie ‚mit Kind und Kegel‘ aus der Kaserne in die Stadt, um gegen Hunger und Arbeitslosigkeit zu protestieren.“¹ (Abb. 9)

Auch im Ortenauer Umfeld betätigte sich diese Musikergruppe, etwa im Juli 1931 in Willstätt, wo die dortige Ortsgruppe der KPD zu einer öffentlichen Kundgebung aufgerufen hatte: „Mitwirkende: Schalmeienkapelle Offenburg“. (Abb. 10) Unmittelbar nach Machtantritt der Nationalsozialisten 1933 wurden aber alle Formen der politisch organisierten Arbeiterbewegung verboten und verfolgt, ihr Besitz konfisziert. Im Freiburger Staatsarchiv gibt eine Akte² darüber Auskunft. Denn dem Offenburger Vertreter des NS-Sicherheitsdienstes (SD) Gustav Herd war etwas zugetragen worden (Abb. 11):

Offenburg 17. Oktober 1933: Beschlagnahme der kommunistischen Schalmeien-Musikinstrumente.

Am 16. Oktober 1933 wurde mir vom politischen Nachrichtendienst der NSDAP hier vertraulich mitgeteilt, dass der verheiratete Arbeiter August Steiner, geboren 1900 in Gengenbach, wohnhaft in Offenburg, Angelgasse Nr. 4, die Musik-Instrumente der ehemaligen Schalmeienkapelle der KPD noch in Verwahrung habe.



Abb. 5



Abb. 6



Abb. 7

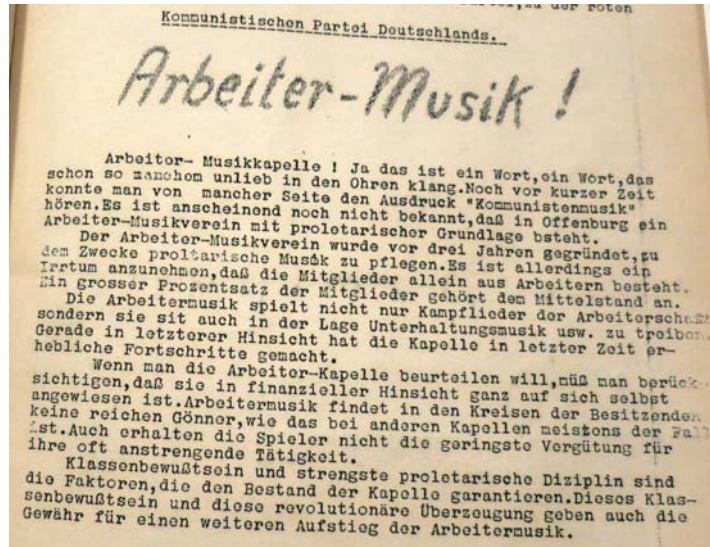


Abb. 8



Abb. 9

Am 17.10.1933 habe ich Steiner in seiner Wohnung hier aufgesucht und ihm auf den Kopf zugesagt, dass er noch die Musik-Instrumente in besitz habe. Steiner gab mir auch sofort zu, dass dies der Richtigkeit entspreche. Er machte jedoch die Preisgabe des Aufbewahrungsortes davon abhängig, dass diese nicht von einem uniformierten Polizeibeamten abgeholt werden dürfen. Nachdem ich Steiner zugesagt habe, dass ich die Musik-Instrumente persönlich abholen werde, erklärte er mir folgendes:

„Die Musik-Instrumente befinden sich in der Wohnung, d. h. auf dem Speicher meiner Mutter in Gengenbach. Die Musik-Instrumente wurden s. Zt. von den Personen, die sie zum Spielen in besitz hatten, einzeln nach Gengenbach verbracht. Es sind dies die Musik-Instrumente der ehem. KPD-Schalmeienkapelle.

Ein Musik-Instrument, Trompete, habe ich noch im Besitz, welches in meinem Schuppen von mir aufbewahrt wird. Diese Instru-

Willstätter den 2. Juli 1931.

Kommunistische Partei
Ortsgruppe Willstätter

Annahme eines öffentlichen Kundgebungs.

Die Kommunistische Partei, Ortsgruppe Willstätter
veranstaltet am Samstag den 4. Juli 1931
Abends 8 Uhr im Willstätter auf dem Marktplatz
eine Kundgebung.

Referent: Landtagsabgeordnete Frau Langendorf.

Leiter der Kundgebung: W. Baumann, Willstätter.

Thema: 1. Was bringt der Herrsplan des Nationalsozialismus
Herrn.
2. Der einzige Weg für Arbeit, Brot und Freiheit

Mitwirkend: Schalmeienkapelle Offenburg.

i. A.
Wilhelm Baumann
Willstätter Landwehr 200.

Abb. 10

mente wurden auch früher von der KPD-Ortsgruppe Offenburg angekauft und waren bei der Auflösung und dem Verbot der Partei auch restlos bezahlt. Weitere Angaben kann ich nicht machen.“
Aufgrund dieser Mitteilung hin fuhr ich sofort nach Gengenbach und habe bei der Mutter des Steiner, auf dem Speicher, die von ihm erwähnten Musik-Instrumente vorgefunden und beschlagnahmt. Die Musik-Instrumente werden auf dem Büro der Landeskriminalpolizeistelle hier aufbewahrt. Ein Verzeichnis der beschlagnahmten Instrumente ist angeschlossen.

Herd, Staatspolizeianwärter, 17. Oktober 1933

Dieses Verzeichnis vom 17. Oktober nennt einen Kontrabass, sechs verschiedene Blas-Instrumente, eine große Trommel, einen Schlaghammer und ein Paar Schlagbecken. Genauer auf-

Angriff! 1

An das Offenburg, den 17. Oktober 1933
 Bad. Bezirksamt,
 in Offenburg,
 Beschlagnahme der kommunistischen
 Schalmaien-Musikinstrumenten.

Am 16. Oktober 1933 wurde mir vom politischen Nachrichtendienst der NSDAP. hier vertraulich mitgeteilt, dass der verh
 Arbeiter
 August Steiner,
 geboren am 3.8.1900 in Gengenbach, wohnhaft in Offenburg,
 Angelgasse Nr. 4., die Musik-Instrumente der ehemaligen
 Schalmaienkapelle der KPD noch in Verwahrung habe.

Am 17.10.1933 habe ich Steiner in seiner Wohnung
 hier aufgesucht und ihm auf den Kopf zugesagt, dass er noch
 die Musik-Instrumente im Besitz habe. Steiner gab
 mir auch sofort zu, dass dies der Richtigkeit entspreche.
 Er machte jedoch die Preisgabe des Aufbewahrungsortes davon
 abhängig, dass diese nicht von einem uniformierten Polizei-
 beamten abgeholt werden dürfen. Nachdem ich Steiner zuge-
 sagt habe, dass ich die Musik-Instrumente persönlich ab-
 holen werde, erklärte er mir folgendes:

Die Musik-Instrumente befinden sich in der Wohnung, d.h.
 auf dem Speicher, meiner Mutter in Gengenbach. Die Musik-
 Instrumente wurden s.Zt. von den Personen, die sie zum
 Spielen im Besitz hatten, einzeln nach Gengenbach verbracht.
 Es sind dies die Musik-Instrumente der ehem. KPD.-Schalm-
 maienkapelle.

Abb. 11

gelistet wurden die Instrumente dann im Dezember 1933 (Abb. 12), denn mittlerweile war ein Streit um sie und ihren Wert entstanden. Die HJ-Formation in Offenburg hatte sich schon um die beschlagnahmten Instrumente bemüht, aber das ortsansässige Musikhaus Pfetscher meldete sich als eigentlicher Besitzer zu Wort. Denn: Die Schalmeyen waren noch nicht vollständig bezahlt gewesen, wie sich aus der Aktenlage ergibt:

Auftragsgemäß habe ich am 13. Dezember 1933 Musikdirektor Pfetscher in Offenburg, Hauptstr. wohnhaft, gebeten, die von der KPD Offenburg beschlagnahmten Instrumente bewerten zu lassen. Musikdirektor Pfetscher kam meiner Aufforderung nach und bezeichnete die bei der Geh. Staatspolizeistelle Offenburg verwahrten Instrumente als sein Eigentum. Pfetscher gibt folgendes an: Die Instrumente wurden am 24. Februar 1931 von der KPD

Verzeichnis
der Instrumente der früheren K.F.D. Offenburg.

	Früheren Wert.	Heutiger Wert.
1. Eine Piccolo - Trompete	₹ 45.--	₹ 20.--
2. " Sopran - " "	" 50.--	" 20.--
3. " Alt - " "	" 62.50	" 25.--
4. " Bariton - " "	" 80.--	" 35.--
5. " Tiefe-Begleitungs Trompete	" 45.--	" 20.--
6. " Kontrabass-Trompete	" 200.--	" 80.--
7. "Accordbegleitungs " "	" 40.--	" 15.--
8. " Kleine Trommel	" 25.--	" 12.--
9. " Grosse Trommel mit Paukenschläger	" 50.--	" 25.--
10. 1 paar Becken	" 20.--	" 8.--
	₹ 618.50	₹ 260.--

Offenburg, den 14. Dezember 1933.

Späth Staatspolizeianwärter.

Späth
Landes-N. T. O. Stelle
20. DEZ 1933
No. *3195*
22.11.33

Abb. 12

Offenburg angekauft. Gleich nach Auflösung der Partei habe ich mich um die Instrumente bekümmert und erfahren, dass dieselben nach Gengenbach gebracht wurden zu einer Frau Steiner. [...] Bei Verkauf waren es 11 Instrumente im Werte von 654,50 RM, heute sind es noch 10 Instrumente, diese sind sehr stark mitgenommen und es bedürfen die einzelnen Instrumente einer Reparatur. Die große Trommel ist überstrichen, so dass von dem alten Anstrich nichts mehr zu sehen ist. Die bei der Polizei vorhandenen Instrumente haben heute noch einen Wert von 260 RM. Ich bitte daher die zuständige Behörde, das nötige zu veranlassen, damit ich wieder in den Besitz der Instrumente komme. Offenburg 18.12.1933, Späth, Staatspolizeianwärter.

Zur Klärung des Sachverhaltes wurde nun der eigentliche Käufer der Instrumente ermittelt und dabei festgehalten:

„Am 21. Dezember 1933 wurde der 1877 in Friesenheim geborene und in Offenburg wohnhafte Frieseur Julius Eberle vernommen. Er gab an:

Ich war bei der KPD Ortsgruppe Offenburg etwa 3 Jahre Mitglied. Im Jahr 1932 trat ich aus der Partei aus, weil mir die Zustände nicht mehr behagten. Da die KPD Offenburg keine geeignete und zuverlässige Person in der Partei hatte, behielt ich auf Zureden des damaligen KPD Führers Bätz mein Amt als Stadtverordneter trotz Austritts aus der Partei inne.

Am Anfang des Jahres 1931, die genaue Zeit ist mir nicht mehr in Erinnerung, gründete die KPD Offenburg eine Schalmeyenkapelle. Nach den Reichstagswahlen im März 1933 habe ich bei der Auflösung der Partei sämtliche auf die KPD lautenden Papiere vernichtet, darunter befand sich auch die Rechnung der Schalmeyenkapelle. Das Musikhaus Pfetscher hatte anfänglich kein Vertrauen zu der KPD und wollte daher die Instrumente auf Ratenzahlung nicht abgeben. Da meine Söhne Kunden von dem Musikhaus Pfetscher sind und Pfetscher mich dadurch kannte, wurde ich von der KPD beauftragt, die Instrumente auf meinen Namen zu kaufen, was ich auch tat. Die Instrumente, welche aus 11 Stück bestanden, wurden auf meinen Namen geschrieben und Richard Bätz, Offenburg, Weingartenstr. 34 wohnhaft, leistete für die Partei KPD Bürgschaft. Beim Verkauf der Instrumente war Pfetscher damit einverstanden, dass wir dieselben ratenweise abzahlen könnten. Pfetscher behielt sich das Eigentumsrecht bis zur entgeltigen Bezahlung der Instrumente vor.

Offenburg 27. Dezember 1933, Späth, Staatspolizeianwärter.“

Und da sie noch nicht völlig bezahlt waren, erhielt Pfetscher die inzwischen recht mitgenommenen Schalmeyen zurück. Über ihren weiteren Verbleib kann leider nichts berichtet werden.

Anmerkungen

Herzlichen Dank den Damen und Herren des Stadtarchivs Offenburg für die freundliche Hilfe und die Nutzung der reichen Archivbestände!

- 1 Schellinger, Uwe: Eine Kaserne und ihre Menschen. Dokumentation zu einem Ort Offenburger Geschichte. Werkstattbericht aus dem Stadtarchiv Offenburg, Bd. 3, 1998, 75
- 2 StaaA FR B 728/1 Nr. 3762 Beschlagnahme der Musikinstrumente der kommunistischen Schalmeyenkapelle Offenburg/1933–1936

„It's been a long time since I rock and rolled“¹

Jugend- und Musikkultur in Offenburg 1967–1976

Leon Pfaff

*It's been a long time since I rock and rolled
It's been a long time since I did the Stroll
Oh let me get it back let me get it back
Let me get it back baby where I come from*²

Diese Zeilen des Liedes „Rock and Roll“ vom Album „Led Zeppelin IV“ der Band „Led Zeppelin“ aus dem Jahr 1971 stehen nicht nur für den Rückblick auf eine vergangene Zeit mit musikalischen Eigenheiten. Zwei Jahre nach Veröffentlichung dieses Albums erschien im Jahr 1973 das Nachfolgealbum „Houses of the Holy“. Zwei Tage vor dessen offizieller Veröffentlichung spielte die Gruppe um Sänger Robert Plant am 24. März 1973 in der Ortenauhalle Offenburg. Erster Song der Setlist auf dieser Tour war „Rock and Roll“ und so begrüßte die Band auch das Offenburger Publikum mit den Worten, die historisierend für die Sehnsucht einer ganzen Generation standen.

1967 traten bereits „The Who“, die im kollektiven Gedächtnis mit ihrem Hit „My Generation“ verankert sind, als erste von vielen überregional erfolgreichen und populären Beat- bzw. Rockmusikbands in der Offenburger Oberrheinhalle auf. Die zu diesem Zeitpunkt neu gebaute Halle bot, zusammen mit der direkt benachbarten Ortenauhalle, die in der Region selten vorhandene Möglichkeit, große Beatkonzerte zu veranstalten. Die Gäste des Konzerts vom 5. April 1967 in Offenburg gehörten den Jugendlichen der Geburtsjahrgänge von 1945 bis Mitte der 1950er Jahre an. Unter ihnen befanden sich viele Musizierende.

Die Musik, die in den Konzerthallen Offenburgs gespielt wurde, lässt sich nicht auf einen Jahrgang an Gästen³ und Musizierenden spezifizieren. Vielmehr lässt sich unter „Generation“ das Zielpublikum einer neuen Musik verstehen, die auch abseits des Arbeiter- oder Mittelschichtmilieus⁴ gespielt wurde. Diese Generation der Geburtsjahrgänge um Kriegsende bis Anfang/Mitte der 1950er Jahre war im in diesem Aufsatz zu untersuchenden Zeitraum von 1967 bis 1976 grob zwischen 15 und 30 Jahren alt. Sie stellte größtenteils die Gäste des Publikums der neuen Rock-, Beat- und Popkonzerte⁵ und war auch in der Ziboldschen Mühle,⁶ einem Offenburger Jugendzentrum

von 1971 bis 1973, stark vertreten. Dabei handelte es sich hier keineswegs um eine homogene gesellschaftliche Gruppe. Neben ihrem Alter unterschieden sich die damaligen Jugendlichen auch in ihrer gesellschaftlichen Herkunft. Abseits der genannten Kreise waren aber auch ältere Gäste bei den zu untersuchenden Ereignissen anwesend. Die personelle wie musikalische Verbindung der Ziboldschen Mühle und des Led-Zeppelin-Konzerts gipfelte in einer mehrtägigen Festivität innerhalb des Mühlengebäudes im Rahmen des Konzertwochenendes. Danach fanden weiterhin große Konzerte in Offenburg statt, als prominentestes und größtes Ereignis in der Stadt bildet das „Sunrise Festival“ den Abschluss des zu betrachtenden Zeitrahmens.

Im Folgenden werden zunächst anhand ausgewählter Beispiele auf Basis eigens geführter Experteninterviews Aussagen regional ansässiger damaliger Musiker dargestellt und historisch kontextualisiert.⁷

In einem zweiten Teil wird die Berichterstattung über die großen Konzerte in der Oberrhein- und Ortenauhalle bis 1976 untersucht. Häufig dienen solche Zeitungsausschnitte bislang als einzige Quelle für die Erforschung der Wahrnehmung solcher Ereignisse.

Zuletzt wird auf die bereits angedeutete Verquickung der Ereignisse in der Ziboldschen Mühle und dem Led-Zeppelin-Konzert 1973 in Offenburg eingegangen.

Insgesamt lässt sich so ein erster tiefgehender Eindruck der Musikgeschichte Offenburgs für die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts gewinnen, wie es bisher aufgrund von kultur- und regionalgeschichtlichen Forschungsdesideraten nicht möglich war.

Jugendliche Musikkultur in Offenburg: Von Beatkellern über Hallenschwoof zum Massenphänomen?

Musikalische Entwicklungen bis in die 1960er

Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges verstärkte sich der Einfluss der amerikanischen Kulturpolitik auf die westeuropäische Gesellschaft. Bei der westlichen Jugend fand diese „Amerikanisierung“⁸ besonders auf gesellschaftskultureller und damit auch auf musikalischer Ebene statt. Ab Mitte der 1960er löste die Musik der „British Invasion“ die Hegemonialstellung der US-amerikanischen Kultur ab. Bands wie „The Beatles“, „The Rolling Stones“ und „The Who“ gaben den Ton auf dem Platten-

markt an. Sie formten das Genre der typischerweise als „Beat“ zu bezeichnenden Musik.⁹ Auf provinzieller, unprofessioneller Ebene entwickelte sich der Beat in Relation und Abhängigkeit vom übergeordneten Musikbusiness, aber auch entsprechend lokaler wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Gegebenheiten, wie David Kurz anhand des Beispiels Freiburg bereits betonen konnte.¹⁰

Die Verbesserung der wirtschaftlichen Lage in den 1950er und 1960er Jahren trug dazu bei, dass neu verfügbare Musik konsumiert, erworben und gehört werden konnte.¹¹ Mit der Anpassung des westeuropäischen, insbesondere des deutschen Marktes ging auch parallel zur gesellschaftlichen Entwicklung eine Ausdifferenzierung und Weiterentwicklung der musikalischen Genres einher.

Hierzu gehörte grundsätzlich eine Mindestanzahl von Akteuren, Trägern und Interessenten, die einen Musikstil zumeist adaptierten, selbst spielten und nicht selten weiterentwickelten. So entstand die Möglichkeit, aus einem einfachen, populären Musikstil durch musikalische und kulturelle Abweichungen neue alternativkulturelle Modelle zu erschaffen. Häufig ist dies der Fall, wenn beispielsweise eine Musikrichtung als zu kommerziell und damit nicht mehr sub- oder gar gegenkulturell genug wirkt. Die Unterscheidungen der auf etwa die Klassik anwendbaren Genres in E- und U-Musik scheint für die Herausbildung neuer musikalischer Genres auf jugendkultureller, nicht-intellektueller Ebene jedoch vernachlässigbar. Ebenso lässt sich die Auswirkung der französischen Besatzungspolitik auf die Offenburgere Jugendmusikszene größtenteils vernachlässigen.¹² Im Folgenden sollen Beispiele musikalischer Gruppen/Bands der Offenburgere Jugend aus verschiedenen gesellschaftlichen Spektren anhand ihrer musikalischen Entwicklung aufgegriffen werden. Der Fokus liegt auf der gesellschaftlichen Herkunft, der beruflichen Bildung, der musikalischen Herangehens-, Rezeptions- bzw. Probe- sowie Auftrittspraxis der jeweiligen Akteure.

Beat, Skiffle und frühe musikalische Betätigungen: *The Thanos* und *The Rippers* (1965–1969)

David Kurz' Arbeit über Beatkultur in Freiburg zeigt für das regionale Beispiel auf, dass die neue Musik der 1960er Jahre von Jugendlichen als Akteuren selbst angeeignet, rezipiert und gespielt wurde.¹³ Der Begriff „Beat“ fasst dabei musikalische Stile des „Rock“ und der als „Pop“ zu bezeichnenden Musik zusammen.¹⁴ In Offenburg gab es personelle und stilistische Kontinu-



The Rippers
(Ausstellungsordner
„When I was young“
aus dem Museum im
Ritterhaus)

itäten zwischen der Entwicklung von den sogenannten „Skiffle“-Bands und denen, die später als „Beat“-Bands bezeichnet wurden. Jess Haberer, selbst musikalisch tätig und später Schullektor, stellte die überregionale musikalische Entwicklung in Zusammenhang mit der lokalen: „Dort waren so die Skiffle-Bands angesagt, in den frühen 60ern. [...] wie die Beatles als Skiffle Band angefangen haben. Mit Waschbrett, mit Zupfbass, mit einer Klampfe und mit einer Tröte. [...] Identisch dazu waren wir auch als Skiffle-Band unterwegs.“¹⁵ Später wurden die Instrumente beim „Musikhaus Pfetscher“ oder über Privatverkäufe von anderen Musizierenden erworben.¹⁶ Man orientierte sich am musikalischen Weltmarkt. Die Aussicht auf kommerziellen Erfolg stellte ein Ziel

junger Beatmusiker dar, war jedoch selten die Hauptmotivation. „Man dachte eigentlich an nichts Großes, das Spielen machte einfach Spaß“, berichtet das Offenburger Tagblatt (OT) 1969 über die frühen Anfänge der Offenburger Beatband „The Thanés“.¹⁷ Die hauptsächlich aus Oberschülern bestehende Band sah ihre berufliche Zukunft jedoch nicht in der Musik. Die Bandmitglieder wollten studieren und etablierte Berufe erlernen, verfolgten also kein gegenkulturelles Lebensmodell. 1969 konnte sich die Gruppe als eine der fünfzehn besten Amateurbands Deutschlands qualifizieren und nahm an den deutschen Beatmeisterschaften teil.

Ein Spezifikum der Beatszene war, wie Kurz herausarbeitete, der Aufenthalt in sogenannten „Beatkellern“.¹⁸ Nachdem The Thanés aufgrund der Lärmbelästigung nicht mehr in der elterlichen Wohnung auf dem Dachboden musizieren konnten, wurde im städtischen Jugendheim geprobt. Als jedoch auch hier Nachbarn Bedenken anmeldeten, mussten die Jungen ihre Instrumente eigenständig mit dem Fahrrad in einen Weinkeller im nahegelegenen Rebort Durbach transportieren. Einen späteren Proberaum stellte ein Keller einer Auto-Vertretung dar, in welchem sich auch eine Bar befand.¹⁹ „Es gab in den ersten Jahren in den 60ern in, ich sag’ mal, mindestens zehn Kellern, Gewölbekellern in Offenburg Proberäume für Bands und da gab es auch so viele Bands.“²⁰ Man sei „von Keller zu Keller, wo Bands gespielt und geprobt haben“,²¹ gezogen, erin-



*The Thanes
(Ausstellungsordner
„When I was young“
aus dem Museum im
Ritterhaus)*

nert sich das spätere Mitglied der Shatmen, Jess Haberer. Diese Keller wurden also nicht nur von den Musizierenden selbst, sondern auch von weiteren Jugendlichen als Gäste bei Konzerten besucht. Dabei stellte der Aufenthalt Jugendlicher in Kellern für die Stadt noch in den 1950ern eine Problematik für die Jugendarbeit dar.²² Doch nicht nur in städtischen Gewölbekellern sei musiziert worden. Proben fanden beispielsweise bei Beziehungspartnern statt, wie der 1951 geborene Bernd Hartmann, von 1973 bis 1975 Schlagzeuger der Offenburger Band „Laugh Ree“, aufzeigt:

Wir haben geprobt, beim Wendy seiner Freundin in Bohlsbach, beim Schuhmacher Weber, die haben ein Haus gehabt [...]. Und [...] im Keller, da haben wir mit [...] Eierkartons alles vollgeklebt, dass es ein bisschen schalldichter ist und haben dann dort geprobt.²³

Die meisten Beatbands spielten eine Mischung aus selbstgeschriebenen und gecoverten Stücken.²⁴ An die einzelnen Songs kamen die Offenburger Jugendlichen entweder über Funk oder Single-Schallplatten bei lokalen Musikgeschäften.²⁵ Eine Praxis des Probens und Erlernens neuer Lieder beschreibt Gitarrist Peter Oehler:

[...] bei mir in der Wirtschaft [meiner Mutter], ich hab' den Kellerraum gekriegt, den hab' ich eingerichtet zum Proben. Das war recht schwierig, auch die Songs rauszuhören. Da sind wir hochgerannt an die Musikbox in der Wirtschaft. Geld reinge-



*Laugh Ree
(Ausstellungsordner
„When I was young“
aus dem Museum im
Ritterhaus)*

schmissen, Song angehört, in den Keller runter, „oh wir müssen nochmal hoch“, drei-, viermal hoch und mussten den Song anhören.“²⁶

Die autodidaktische Aneignung der Musik war spezifisch für die Szene der Beatbands. Aber auch später wurden mit Tanzkapellen, wie den Escorial, Stücke gecouvert.²⁷

Auftrittsorte waren neben den durch massive Steinwände schallisolierten Gewölbekellern in der Stadt vorhandene Lokale wie Wirtschaften. Aber auch das städtische Haus der Jugend²⁸ und große Mehrzweck- und Messehallen wie die Oberrhein-Halle wurden zu Konzertzwecken genutzt. In den 1960ern traten hier bereits „The Who“ auf.²⁹

Das Verhältnis der Musik zur Öffentlichkeit war ein ambivalentes, wie sich infolge des OT-Berichts über die Thanes an einer Leserbriefdiskussion zeigte. Ein Studienrat hinterfragte kritisch den Einfluss, den die musikalische Karriere auf die schulische und berufliche Laufbahn haben konnte.³⁰ In Verteidigung der „Jugend von heute, die wesentlich besser ist, als man dies im allgemeinen zu wissen glaubt“, spricht sich ein 47-Jähriger für das „Streben nach Macht“ aus, wie die Thanes im OT-Artikel zitiert werden. „[D]aß jede Generation ihren eigenen Stil hervorbringt“, sollte der Studienrat „gerade als Pädagoge [...] sich doch darüber im klaren sein, daß dies nicht negativ sein muß.“³¹ Der Generationenkonflikt und die Auseinandersetzung um jugendkulturelle Freizeitaktivitäten werden auch in einem Brief, den die Offenburger „Kapelle“ „the rippers“³² [sic!] an das OT verfasst, deutlich. Die Rippers, „inzwischen alle Studenten an verschiedenen deutschen Hochschu-

len, begannen auch schon während der Schulzeit mit der Ausübung des gleichen Hobbys.“ Mit der Hinterfragung der pädagogischen Anregung des Instrumentenlernens in der Schule wird ebenso gefragt, ob „vielleicht nur die Art der Musik der Stein des Anstoßes“ für die generationelle Auseinandersetzung sein sollte.³³

In der frühen musikalischen Betätigung Jugendlicher bot sich gesellschaftliches und kulturelles Konfliktpotenzial. Zum einen stand die von den englischsprachigen westlichen Besatzungsmächten beeinflusste Musik im Kontrast zu der etablierten klassischen Musik, zum anderen zeigte sich ein zunächst generationeller Konflikt in der frühen Betätigung der Musizierenden. Sich entwickelnde berufliche Perspektiven, Familienleben und mangelnde Rentabilität bedeuteten für viele Bands im Laufe der frühen 1970er das Aus.³⁴

Tanzmusik statt gesellschaftlichem Protest: *Escorial* (1968–1980)

1968 trat die 18-Jährige Monika Gebrecht bei der Weihnachtsfeier des Offenburger Fußballvereins (OFV) als Sängerin auf. Die in der Gemeinde Zunsweier geborene städtische Angestellte stammte „aus einer musikalischen Familie und das wurde mir auch ein bisschen in die Wiege gelegt“,³⁵ resümiert sie. Nach ersten Auftritten im Alter von fünf Jahren und Gitarrenunterricht an der städtischen Musikschule eignete sie sich durch das Heraushören von Harmonien aus dem Radio Stücke selbst an.³⁶ Aus der Idee, mit einer auf der Weihnachtsfeier des OFV ebenfalls auftretenden Band in Zukunft gemeinsam zu musizieren, entstand die Band „Escorial“ in einer erfolgreichen Besetzung – mit Sängerin, was in der Ortenau etwas ganz Neues war.

Vorläufer der lediglich von männlichen Musikern besetzten Musikgruppe Escorial waren dörfliche Musikvereine. Monika Gebrechts späterer Mann und Schlagzeuger der Escorial, Dieter Gebrecht, trat mit Freunden früh in den Rammersweierer Musikverein ein, spielte zunächst Flöte, danach Trompete in der Jugendkapelle. Bis diese in das große Orchester aufgenommen wurden.³⁷ Aufgrund der Beliebtheit des Instruments Trompete wurde ausgewürfelt, wer diese spielen durfte. Bei einem Dorffest spielte eine Abteilung des Musikvereins, die „Tanzmusik“ machte, so Gebrecht. Fasziniert vom Schlagzeugspielen erlernte er dieses Instrument an der Musikschule und überlegte mit weiteren Freunden, ebenfalls eine Band innerhalb des Vereins zu gründen. „Wenn die da spielen beim nächsten Fest, da spielen



*Escorial inklusive
Monika Gebrecht
(Privatbesitz Monika
und Dieter Gebrecht)*

wir dann auch und machen eine andere Musik. Schlagermusik vornehmlich.“³⁸ Nach einer gewissen Zeit wollten sich zwei Bandmitglieder musikalisch verändern und taten sich mit drei Musikern aus dem Nachbarort Zell-Weierbach zusammen.³⁹ In der Wirtschaft „Römischer Kaiser“ in Rammersweier traf man sich 1968 zu einer „konspirative[n] Sitzung“ und gleichzeitigen Probe. Das Zusammenspiel war erfolgreich und der Grundstock zur Gründung der neuen Band „Quintet Escorial“ mit Werner Hauser, Dieter Gebrecht (Rammersweier), Rudolf Basler, Hans Roth und Robert Wacker (Zell-Weierbach) war gelegt.⁴⁰ In Anlehnung an das spanische Getränk wollte man sich von Bands mit „Allerweltnamen“ etwas unterscheiden.⁴¹ Später waren bei den Fans die „Escorial“ nur noch kurz „ESCO“.

Die Konkurrenz zwischen den Bands, die in Festhallen Tanzmusik, „Hallenschwoof“ genannt, spielten, war groß. Dementsprechend war der Leistungsdruck bei den Musizierenden, sodass es bis 1971 weitere Besatzungswechsel gab, etwa „weil der [gemeint ist ein ehemaliges Mitglied] einfach nicht mehr mitkam“.⁴² Über freundschaftliche Bindungen während des Studiums an der Pädagogischen Hochschule Freiburg beispielsweise konnte ein neuer Gitarrist, Otti Sinnemann, geworben werden. Ein ehemaliges Mitglied der bereits erwähnten Rippers, Joachim Gottschalk, die als „richtige Rocker“⁴³ angesehen wurden, stieß ebenfalls zu Escorial. Durch diese beiden Neuzugänge erweiterte sich das musikalische Repertoire der Escorial enorm. Jedes Bandmitglied konnte sowohl Sologesang als auch Chor singen und teils mehrere Instrumente spielen,



Escorial Autogrammkarte (Privatbesitz Monika und Dieter Gebrecht)

was nicht bei jeder Band der Fall war. „Dann kam die richtig große Zeit! Beatles, Stones, das konnten wir alles spielen. [...] Abba, Middle of the Road, Santana, Bee Gees, Chicago, Eagles, Simon & Garfunkel, Joe Cocker, Steve Wonder, Carpenters, Jethro Tull [...] [D]ie Rockbands, die haben uns besucht auf den Veranstaltungen [...] und haben sich immer geärgert, weil die haben das Publikum eben nicht gehabt wie die Tanzbands.“⁴⁴ Die Hallen seien bei Escorial, im Gegensatz zu den anderen Bands, „proppenvoll“ gewesen.

Dies brachte auch finanzielle Vorteile. „Die Musiker haben fast alle studiert.“ Mit dem Geld, „was sie bei uns verdient haben“, konnten sie ihr Studium und teilweise ihren Lebensunterhalt bestreiten.⁴⁵ Dafür wurde jedoch auch „jedes Wochenende, manchmal mittwochs, manchmal montags, Feste und so bespielt“.⁴⁶ Der Mittwoch als Ausgehabend schien zu dieser Zeit üblich zu sein. So fanden regelmäßig in Wirtschaften mit Tanzsälen und Bühnen Tanzabende statt, auf denen Escorial auch auftraten, teilweise ohne ihre sonst übliche Gage zu beziehen.⁴⁷

Geprobt wurde dabei unabhängig voneinander. „[N]ach zwei, drei Jahren [fand] am Dienstag immer eine Hörsitzung“ statt. Hierfür wurden vom lokalen Musikhandel Single-Platten besorgt. Es wurde „entschieden, was denn Hit werden könnte und [wir] haben dann immer zwei Stücke [gewählt]. Jedes Wochenende kamen zwei neue Stücke [zum Repertoire] dazu.“⁴⁸ Die Anzahl richtete sich nach dem Schwierigkeitsgrad. Wenn etwa zum Sologesang noch ein schwieriger Chor und Instrumente zu üben waren, wurden weniger Stücke gewählt. „Wir

haben das runterkopiert“, auf UHER-Report-Tonbandgeräte. „[S]o ein kleines, tragbares hat jeder von uns gehabt.“⁴⁹ Sologebung und gegebenenfalls das Heraushören des Chors wurden an die jeweiligen Bandmitglieder verteilt. So konnten die einzelnen Mitglieder der Band selbstständig und ohne Noten die neuen Lieder proben. Bei der Probe, die immer samstags am jeweiligen Auftrittsort stattfand, wurden dann ausschließlich das instrumentale Zusammenspiel, der Chor und die Feinheiten, auf die es in den jeweiligen Stücken ankam, erarbeitet. Dieses Vorgehen erwies sich als äußerst effizient und erweiterte so kontinuierlich das Repertoire.

Escorial waren so erfolgreich, dass sie sich Roadies und einen Mercedes-Lkw leisten konnten. Diese fuhren zu den Lokalitäten und bauten die Instrumente auf und ab. „[D]ann um acht ging's los. Bis um eins“ spielten Escorial. Die guten Kontakte zu den Musikgeschäften und die strengen Vorgaben des Probens brachten nicht nur finanziellen Erfolg. „Die Leute sind gekommen und haben gewusst, da hören wir jetzt das.“ So kam es, dass Stücke, die in der Woche neu erschienen sind, am Samstagabend, unmittelbar nach der „Hitparade im Radio“, gespielt wurden. Für viele Gäste war es eine positive Überraschung, als beispielsweise „Jeans on“ von David Dundas, welches im Dezember 1976 in der Hitparade Platz eins belegte, von Escorial am gleichen Abend gespielt wurde.⁵⁰ Zu erahnen, welches Lied in der Hitparade erfolgreich und damit für eine breite Hörerschaft ansprechend sein könnte, spricht für die musikalische Erfahrung von Escorial.

Der finanzielle Erfolg bildet die positive gesellschaftliche Wahrnehmung des Konzerts vonseiten der gleichaltrigen Jugendlichen ab. Nicht nur für die Rezeption und Verbreitung neuer Musik dienten solche Konzerte. Sie waren auch „das einzige Kommunikationsmittel, das wir damals hatten in unserem Alter, also in den 70ern, wo man hinkonnte und auch neue Leute kennenlernen konnte.“⁵¹ Dementsprechend überrascht es nicht, dass sich viele spätere Ehepaare „bei den Escorial kennengelernt“ hatten.⁵²

Die Tanzmusik, die Escorial beim „Hallenschwoof“ spielten, war keine, die sich als von der Band initiierte Entwicklung der späten 1960er und frühen 1970er Jahre beschreiben lässt. Jedoch wurde wöchentlich aktuelle Musik erfolgreicher und bekannter Musikgruppen nachgespielt. Die gesellschaftliche Wahrnehmung sowie die genreübergreifende Musikszene sorgten dafür, dass ein finanzieller Erfolg nicht ausblieb. Dabei stand hinter der Idee der Band eine ideelle Ablehnung der traditionellen, weitverbreiteten Volksmusik als Teil der älteren



*Shatmen
(Ausstellungsordner
„When I was young“
aus dem Museum im
Ritterhaus)*

Massenkultur. Escorial entsprachen auch mit ihrem äußeren Auftreten⁵³ dem zeitgenössischen Kulturgeist, ohne dabei etwa als Rocker dem bürgerlichen Konzept wie der Ehe mit gegenkulturellen Elementen entgegenzutreten. So heirateten Monika und Dieter Gebrecht nach ihrem Ausstieg infolge beruflicher und musikalischer Veränderungen aus der Band 1978.⁵⁴ „Ist es denn unbedingt negativ, daß dieses Hobby gleichzeitig positive kommerzielle [sic!] Begleiterscheinungen mit sich bringt?“⁵⁵, fragten bereits die Rippers 1969 und brachten damit die Verbindung von kommerziellem Erfolg und zeitgenössischer, eigeninitiiert jugendlicher Musik unabhängig eines alternativ- oder gegenkulturellen Rahmens zum Ausdruck.

Krautrock, Kommerz und Krawall?

***Jud's Gallery* und *The Shatmen* (1971–1975)**

Selten gingen einzelne Titel der Volks- und Schlagermusik, aber auch der von den Jugendlichen gehörten Hitparadensieger länger als sieben Minuten. Schon aufgrund ihrer Vermarktung im Radio und auf 7“-Singles war dieser maximale zeitliche Rahmen gegeben. Im Zuge der musikalischen Ausdifferenzierung der späten 1960er folgten auch längere Titel. „Als ich bei Jud's Gallery eingestiegen bin, hab' ich nur eigene Sachen gemacht. Und das waren alles so 10-Minuten-Nummern. So richtig lang, Krautrock hieß das dann. [...] du konntest auch gar nicht co-vern, das war nicht gefragt.“⁵⁶ So umschreibt Peter Oehler die Musik seiner Band. Nachdem sich seine aus Schulfreunden bestehende vorherige Beatband auflöste, begann er, ebenfalls mit einem alten Schulfreund, 1971 das Krautrock-Projekt „Jud's

Gallery“. Jess Haberer beschreibt den Unterschied seiner in den 1970er Jahren aktiven Band „Shatmen“ zu Escorial.

Die hatten Publikum, die wollten tanzen. [...] Das war bei uns nicht so. Wir waren halt die Rocker und wie man da tanzt [... n] ämlich nicht mehr in einer Formation. Wenn wir als Beatband, als Rockband richtig gut drauf waren und die Leute sind gut mitgegangen, dann haben wir halt [...] 20-Minuten-Stücke [gespielt], da tobt man sich halt aus.⁵⁷

Peter Oehler und Jess Haberer bekamen beide die Ereignisse um das Weinfest 1971 und die jugendlichen „Sit-Ins“ an den Offenburger Brunnen mit.⁵⁸ Zwar waren die Krawalle bei einer solch gesellschaftlich breiten Veranstaltung außergewöhnlich, aber Unruhen innerhalb der jugendlichen Alternativkulturen schienen nicht unüblich. Gerade in Verbindung mit der Musikszene diente die ritualisierte Gemeinschaft⁵⁹ zur Schaffung einer eigenen Identität.

[...] oft auch schon mit Schlägereien, mit Rivalitäten. Also wir hatten uns damals auch bei der Shatmen-Band Bodyguards zu Recht gelegt. Also Kumpels, die Muskeln gehabt haben. Und einmal haben sie in der Abtsberghalle angefangen zu stänkern gegen uns. Dann hab' ich zum Bodyguard gesagt: Eingreifen. Dann hat der Bodyguard aber so die Schnauze vollgekriegt [...] das ist der falsche Weg. [...] Wieso hab' ich den jetzt vorgeschickt und der muss büßen für mich?⁶⁰

Doch auch Offenburgs Status als französische Garnisonsstadt schlug sich auf die Atmosphäre der Konzerte nieder. „Dass die Franzosen da waren, dass teilweise auch Plakate in Französisch geschrieben waren, [merkte man] schon. Die kamen auch zu deinem Auftritt. [...] Es gab auch viele Schlägereien mit Franzosen“ beschreibt Gitarrist Peter Oehler die gesellschaftliche Situation in den 1970ern auf den heimischen Konzerten. Als mögliche Gründe hierfür wurden kulturelle Differenzen auf tänzerischer und optischer Ebene angedacht. Jedoch sah sich Peter Oehler aufgrund seiner Herkunft als „halber Franzose, meine Mutter ist ja auch Französin“ außerhalb dieses Konflikts. „Ich hab' mich mit den Franzosen immer gut verstanden.“⁶¹

Wie auch durch die Anwesenheit und das „Befreundet-Sein“ mit einigen Akteuren der Unruhen des Offenburger Weinfestes 1971 setzten sich die Musiker der Krautrock-Szene Offenburgs in Beziehung mit gegenkulturellen Geschehnissen. Die Musik blieb dabei jedoch außen vor. Zwar wurden Konzerte der lokal

ansässigen Bands als Austragungsort interkultureller Konflikte⁶² gewählt, jedoch schien von den Musizierenden der eigenen rückblickenden Selbstdarstellung nach kein Gewalt- oder Konfliktpotenzial gegen Gesellschaft und Staatsobrigkeit auszugehen.⁶²

Weitreichenden gesellschaftlichen Erfolg hatten zumindest Jud's Gallery trotz oder vielleicht wegen ihrer vermeintlich wilden, gegenkulturellen Phase und dem ihnen anhaftenden verruchten Ruf als „Rocker“. So spielten sie überregional bis zu ihrer Auflösung 1975 im Vorprogramm größerer kommerzieller US-amerikanischer Bands wie „Golden Earring“.

[D]ann hatten wir richtig profimäßig gesehen, wie das abgeht in einer großen Halle mit vier- bis fünftausend Besuchern und einer richtig geilen PA [...] und man hat auch mal die Groupies mitgekriegt, die bei Golden Earring nicht ankamen, die kamen dann zu uns.⁶⁴

Neben der Professionalisierung auf technischer wie auf wirtschaftlicher Ebene fand bei den Krautrockbands auch eine Informalisierung auf sexueller Ebene statt. Bei Auftritten von Escorial boten sich in den überschaubaren Tanzsälen der ländlichen Wirtschaften und Gemeindehallen die Gelegenheiten, auch für die Musizierenden, den Partner fürs Leben zu finden. Dahingegen erfüllten Frauen auf Tournee der späteren, als musikalisch wild, subkulturell zu bezeichnenden Bands die Rolle des Klischee-Groupies. „Wir hatten auch eine Sängerin bei Jud's Gallery ganz am Anfang, aber so wie heute, dass eine Bassistin oder eine Schlagzeugin kommt, das gab es ganz ganz selten. Aber du hattest immer Mädchen als Fans“⁶⁵, fasst Peter Oehler die Stellung der Frauen in der lokalen wie überregionalen Musikszene der frühen 1970er Jahre zusammen.⁶⁶

Berichterstattung und Rezeption kommerzieller regionaler Beat- und Rockkonzerte in der Offenburgischen Tagespresse (1967–1976)

„The Who“, „Deep Purple“ und „Led Zeppelin“ sind nur einige der populärsten und wirtschaftlich erfolgreichsten Bands des 20. Jahrhunderts. Seit ihren Gründungen vor über 50 Jahren spielten diese Bands hunderte von Konzerten weltweit. Dass die drei genannten und weitere Bands im Laufe der 1960er und 1970er Jahre auf ihren Tourneen auch im provinziellen Offenburg auftraten, ist gegenwärtig kaum bewusst.⁶⁷ Bereits damals galten diese Gruppen als Rockstars und sorgten für volle Kon-

Montag, 17. 4. 1967
20 Uhr
OBERRHEINHALLE
OFFENBURG
Pop-Beat-Show
mit

THE WHO

J'm A Boy · Happy Jack

The Balman
die Sensation aus USA
The Sunny Girls
4 Mädchen —
einfach duftig
Kockie Kay, Holland
Protest-Songs
Ronde & Chaine
Int. Folklore

Am Mikrophon: Sigl
Vorverkauf:
Städt. Verkehrsbüro,
Marktplatz, Tel. 8 22 54
Eintritt: DM 4,50 — 8,50
Restkarten an der Kasse

The Who
(Zeitungsanzeige in
Offenburger Tageblatt,
1.4.1967)

zerhalten. Es ist daher kaum verwunderlich, dass auch lokale Medien in Form von Zeitungen auf die Konzerte aufmerksam wurden und über diese berichteten. Journalisten nahmen die Konzerte dabei aus einer anderen Perspektive wahr als die begeisterten Fans, die häufig von weit her anreisten und ihr Geldspartes für die begehrten Konzertkarten ausgaben. Die Medienvertreter beschrieben ihre Eindrücke in den regionalen Tageszeitungen und setzten in ihren Berichterstattungen ganz eigene Akzente. Im Folgenden wird analysiert, wie die regional ansässigen Zeitungen Offenburgs über Konzertereignisse in der Stadt von 1965 bis in die späten 1970er Jahre berichteten.

Musikgeschichtliche Entwicklungen bis in die 1960er: Beat und „Die Wer“⁶⁸?

„The Who“ spielten als erste große internationale Band am Montag, den 17. April 1967 in der Oberrheinhalle Offenburg.

Das Offenburger Tageblatt (OT) berichtete hierüber in einem halbseitigen Artikel mit der Überschrift „Viel Krach und dennoch kein Krawall“, gefolgt von „The who“ [sic!] gaben ein enttäuschendes Gastspiel in Offenburg – Einsatz der Polizei beschränkte sich auf Skat“. Das Publikum des Konzerts wird mit „Huuu!“-Rufen, die Teil der „Teenager-Terminologie“ seien, zitiert, während das äußere Erscheinungsbild als in „grellbunten fasnachtlichen Gewändern“ erscheinend abgetan wurde. „Männlein und Weiblein waren schwer zu unterscheiden“ und ernteten von „der ernstgenommenwerdenwollenden Jugend“ „gelangweilte“ Blicke. Dies lässt auf gegengesellschaftlich gehaltenes Auftreten zumindest eines Teils der Konzertbesucher schließen – sowohl von der Optik, als auch dem Verhalten her. Dass das Publikum von der anwesenden Presse als größtenteils jugendlich wahrgenommen wurde, mag auch am Tourneemanager gelegen haben. Dieser bezeichnete die anwesenden Gäste als „Kinder“, wenn er von ihnen Abstand zum vorderen Bühnenrand und damit zur Band forderte. Daneben berichtete das OT auch von polizeilichen Maßnahmen des Konzernachmittags und -abends. So etwa von einem flüchtigen Radfahrer und Jugendlichen mit „Walkie-Talkies“.⁶⁹ Die Berichterstattung des eigentlichen Auftritts von The Who nimmt im OT-Artikel lediglich rund ein Achtel der Seite ein. Dabei wurde mit literarischen Vergleichen zur Tierwelt und der Betonung der Unverständlichkeit von Musik und Gesang gearbeitet. Die für The Who typische Destruktion ihres Bühnenequipments am Ende eines Auftritts⁷⁰ wurde vom OT ebenso negativ wahrgenommen wie das Konzert an sich. Der als „trau-

rig“ bezeichnete Auftritt kam ohne Zugaben, „die uns [...] verschont blieben“, aus.⁷¹ Zeitzeuge Peter Oehler bezeichnet das Konzert im Nachhinein als „Heftig [...] dann hab’ ich Angst gekriegt, zum Schluss haben sie alles kaputt geschlagen“.⁷²

Zusammengefasst liest sich der Bericht des OT über das erste Konzert einer größeren, englischsprachigen Beatband in Offenburg der Musik gegenüber zunächst sehr negativ. Trotz einiger Unkenntnisse, wie etwa der richtigen Schreibweise des Bandnamens The Who, wurde aber nicht einseitig berichtet. Der Autor kritisiert die Musik oder zumindest das Agieren der Band auf der Bühne aus seiner Sicht heraus als „Tumult“.⁷³ Dennoch wurde auch über gesellschaftliche Aspekte und insbesondere jugendkulturelle Elemente, wie einer vermeintlich eigenen Terminologie oder dem äußeren Erscheinungsbild einiger Jugendlicher, berichtet.⁷⁴

„Once There Was a Time“⁷⁵:

Frühphase der Rockkonzerte in Offenburg (1972)

Zwei Monate nach dem Auftritt von The Who fand in den USA mit dem Monterey Pop Festival das erste große Rockfestival der Welt statt. Es verband erstmals Alternativkulturen wie die Hippie-Bewegung und die zu dieser Zeit neu gegründeten populären Bands. Damit legte es den Grundstein für viele folgende Veranstaltungen.⁷⁶ So fand 1969 das Woodstock-Festival statt, das als Höhepunkt dieser Entwicklung gesehen werden kann. Der Übergang der 1960er in die 1970er Jahre kam jedoch einer „harschen Ernüchterung“ gleich, da der „Traum von einer auf persönlicher Entfaltung, freier Selbstbestimmung und Liebe basierenden Lebensweise“ der Realität wich.⁷⁷ Die sich erst noch entwickelnde Rockmusikszene und der Zerfall der bis dahin beständigen Subkulturen mögen Gründe dafür sein, dass nach dem Konzert von The Who 1967 bis 1972 in Offenburg keine weiteren Konzerte dieser Größenordnung stattfanden oder bekannt sind. Kurz vor dem Ende der langen 1960er Jahre spielten dann jedoch „Jethro Tull“ (JT) und „Ten Years After“ (TYA) in Offenburg.

Auf einer halben Seite Text berichtete das Offenburger Tageblatt über das Jethro-Tull-Konzert vom Freitag, den 28. Januar 1972. Den Stellenwert, den dieses Konzert einnahm, macht das OT bereits an den Ausmaßen dieses fest: Der Auftritt wird als „größte Veranstaltung in der Oberrhein-Halle seit ihrem Bestehen“ und in Form einer „technisch perfekten, tänzerisch betonten Effekt-Organie“ gelobt. Unter der Bildunterschrift wird wiederum von einem „Heerlager von Jugendlichen“ geschrieben, die Zahl der anwesenden „Popjünger“, die die Band zu

*Jethro Tull: cor
(BT-Aufnahme, in:
ders.: Euphorie der
Jugend und Gammler-
glanz in der Ober-
rheinhalle, in:
Badisches Tagblatt,
31.1.1972)*



verehren schienen, wird mit 5000 angegeben. Interessanterweise wurde trotz der zeitlichen Differenz zu 1969 von einer „Woodstock-Atmosphäre“ ohne „Krawalle“ oder „prügelwütige [...] Rocker“ geschrieben. Vielmehr wurde die Halle in „blauen Dunst“ und „süßlich-gefährliche[n] Duft einer [sic!] ‚Joint‘“ gehüllt. Zur Performance der Band und der Vorgruppe an sich äußerte sich das OT über mehrere Spalten ausführlich. Dabei wurde das „Pop-meeting“ in die musikalischen Genres des „Hard Rock“, „Blues“ und „Folk“ mit „Jazz-Einschlag“ differenziert. Die Loslösung von politischem oder nationalistischem Geschehen wurde sowohl bei der Berichterstattung über die Vorgruppe Gentle Giant als auch über Jethro Tull betont. So wurde die Musik als etwas außerhalb weltpolitischer Konflikte gesehen. In einem gesonderten Beitrag auf der Zeitungsseite wurde die Wahrnehmung der, ob des friedlichen Publikums überraschten, Polizei zusammengefasst. Das Unverständnis der vermeintlich breiten Öffentlichkeit über die „Freude [der jüngeren Generation] an der Musik“ relativierte das OT durch historische Vergleiche zu Treffen Jugendlicher Offenburgs von „vor dreißig Jahren[!]“ – und nimmt damit Bezug auf die Zeltlager der Hitlerjugend in Offenburg während der nationalsozialistischen Diktatur.⁷⁸

Auch das Badische Tagblatt (BT) berichtete auf einer halben Seite über das Konzert. Neben dem Fokus auf Jethro-Tull-Sänger Ian Anderson wurde auch viel über die Praktiken der Jugendlichen berichtet, die „mit Schlafsack, einige mit wunden Füßen, zum Teil eine Prise Hasch in der Umhängetasche, mit ‚Peace and Love‘ verschmierten Hemden, mit Jesus-Christus-Mähnen, mit Rotweinflaschen – aber diszipliniert“ anwesend waren.⁷⁹ Es fällt auf, dass das BT Metaphern und symbolische Vergleiche stärker und emotionalisierter nutzte als das OT, wel-

ches zumeist nüchtern auf die Spieltechnik der jeweiligen Musikanten einging.⁸⁰

Weniger Platz und Begeisterung erfuhr die Berichterstattung des OT über „Ten Years After“, die am Montag, den 6. März 1972 in Offenburg auftraten. Neben dem direkten Woodstock-Vergleich⁸¹ des Auftritts wurde das Publikum als „keineswegs begeistert“ dargestellt. Das OT nahm angesichts der Größenordnung von „4000 bis 5000 Popfreunde[n]“, die das Konzert besuchten, Bezug auf das im Januar vorausgegangene Jethro-Tull-Konzert. Dies verwundert nicht, denn der Autor beider Konzertberichte im OT war der gleiche Redakteur. Dieser schien musikalische und journalistische Vorkenntnisse zu besitzen, wie sich anhand der rationalen Beschreibung der jeweiligen Spielarten der einzelnen Instrumente liest.⁸² Auch stellte er die zu diesem Zeitpunkt aktuelle Langspielplatte von TYA in Relation zu der als schwach wahrgenommenen musikalischen Leistung auf der Bühne. Erstmals sprach der Autor auch den kommerziellen Hintergrund des Konzerts an. „Eintrittspreise [...] wurden] nicht gescheut“, aber „manche Pop-Freunde“ bemühten „sich vergebens [...] Leistung und Spieldauer der Band mit den Eintrittspreisen in Einklang zu bringen.“ Die bereits angesprochene Entwicklung der Musik, die in Woodstock und anderswo gefeiert wurde, schlug sich auch in diesem Bericht nieder:

Es scheint fast, als hätten kommerzieller Einschlag und der Erfolg den alten Haudegen von Woodstock und der Isle of Wright zum müden Stammtischstrategen gemacht.⁸³ Die Zuschauer hatten den Eindruck, als spiele er lustlos seine Ration herunter, um eben die Gage einzustecken.

Das Gesamtbild, welches von den Konzerten 1972 in Offenburg gezeichnet wurde, ist geprägt von den Einflüssen der amerikanischen Jugendkultur. Aufgrund des immer größer werdenden internationalen Marktes dieser entwickelte sie sich jedoch weg von den musikalischen Nischengenres, hin zu pompösen und routinierten Shows vor großem Publikum. Die Berichterstattung über die Konzerte des Jahres fallen dabei je nach Verfasser unterschiedlich aus. Während der Redakteur des OT seine musikalische Expertise zur Kritik anwendet, lässt sich das BT von der Emotionalität und Bodenständigkeit des Publikums als Teil dieses mitreißen. Interessant erscheint, dass das BT gar nicht über das TYA-Konzert berichtete und die Kritik an diesem im OT umso vernichtender ausfällt. Dies spiegelte sich auch an den Fotografien der Konzerte wider. Wurden bei JT im OT und

BT neben dem Publikum auch Musikanten gezeigt, so deuten Bilder zum TYA-Bericht lediglich Konturen der Musiker an und zeigten die sich leerende Halle inklusive verschmutztem Boden „[n]ach der Schlacht“.

Im Vergleich mit der Entwicklung der jeweiligen Bands können die Berichte jedoch als durchaus zutreffend gelten. So „garantierte“ die „stets professionell organisierte Bühnenshow mit ideenreichen Lichteffekten [...] ein korrektes Preis/Leistungsverhältnis“ eines jeden JT-Konzerts, bei dem „Ian Anderson [...] jederzeit im Mittelpunkt des Geschehens [stand]“.⁸⁴ Dahingegen kam es bei TYA „spätestens 1972“ dazu, dass ihre musikalische Stagnation „die Kritiker auf den Plan“ rief.⁸⁵ Sowohl die zentrale Rolle Andersons für JT als auch die hinter den Erwartungen zurückbleibenden Konzerte von TYA als überregionale Phänomene wurden von der zeitgenössischen Presse Offenburgs wahrgenommen und rezipiert.

„Child in Time“⁸⁶: Hochzeit der Jugendkultur und regelmäßiger Konzerte in Offenburg? (1973)

Am Freitag, den 26. Januar 1973 spielten „Deep Purple“ in der Oberrheinhalle Offenburg. An diesem Datum wurde auch das siebte Studioalbum der Band veröffentlicht. Dementsprechend groß war die mediale Aufmerksamkeit, die die Band bekam. Bereits am Morgen danach druckte das OT ein erstes Foto des Konzertes ab und berichtete über ein „Heerlager jugendlicher Musikfreunde, die mit Bussen und Eisenbahn aus ganz Baden eingetroffen waren“. Hieraus wird das Konzert als überregional wahrgenommenes Ereignis ersichtlich. In der folgenden Montagsausgabe wurde dann genauer berichtet. Aufmacher des rund viertelseitigen Berichts war dabei das Ende des Konzerts. Grund hierfür waren „[g]ellende Pfiffe“ und ein „Regen von Cola-Büchsen“, die Richtung Bühne gerichtet wurden, nachdem nach zwei Stunden Spielzeit keine Zugabe gespielt wurde. Das OT interpretierte diese Unruhen jedoch zugleich als Kritik am Showbusiness an sich. So wird der „offensichtlich zu hoch veranschlagt[e]“ Eintrittspreis von 12,50 DM rein mit der Profitgier des Konzertveranstalters begründet. Der Name Deep Purple „allein klingt sämtlichen Plattenverkäufern wie Musik in den Ohren“, weshalb mehr als die „familiären, etwa 3000 Menschen“, die die Halle fasste, eingelassen worden seien. Dementsprechend sei das Konzert akustisch nicht mehr akzeptabel gewesen. Die Show an sich wurde vom OT als routiniert, aber auf musikalisch-technischer Ebene überdurchschnittlich gut beschrieben. Dennoch fallen musikalische Unkenntnisse

auf, wenn vom Lead-Gitarristen „Ritschie Blackmor“⁸⁷ geschrieben wird.

Im der Montagsausgabe des BT wurde wiederum verstärkt über das Geschehen abseits der Bühne berichtet. Unter der Überschrift „Schwarze ‚Knochen‘ rissen Karten ab“ wurde über eine als „Saalordner“ engagierte Rockerbande mit dem Namen „Bones“ berichtet. Auffallend unterschiedlich im Vergleich zur Berichterstattung des OT ist die Einordnung des bereits erwähnten Dosenwerfens in den Ablauf des Abends: Laut BT-Bericht flogen diese bereits nach der Vorgruppe, als sich einige vor der Bühne stehende Gäste nicht setzen wollten „und die Sicht für das Gros versperrten“. Eine mögliche Begründung für die in OT und BT unterschiedliche Wahrnehmung dieses Ereignisses lässt eine andere Wahrnehmung des Konzertes an sich vermuten. Der kurz gehaltene Bericht des BT vermittelt subjektive Eindrücke des Autors, wenn etwa von „Gänsehaut ob dieses Massenerlebnisses“ geschrieben wird. Und wo im OT von DP als einer „Hit-Paradengruppe“ geschrieben wird, nennt das BT klar das Genre des „Hardrocks“ als Stilrichtung der Band. Abgeschlossen wurde der Bericht mit einer Publikumsbeschreibung. Viele Gäste hätten sich extravagant „herausgeputzt [...] um sich zu exponieren. [...] Doch trotz allen Schmucks war man nicht Individuum, sondern Teil einer Masse, die Deep Purple und dem Veranstalter viel Geld bescherte.“⁸⁸ Bei aller Emotionalität fielen dem BT die kommerziellen Aspekte eines solchen Abends also auf.

Der kommerzielle Aspekt dieses Konzertes wurde in beiden Zeitungen explizit betont. Er verwundert nicht, betrachtet man die Gründungsgeschichte der Band, die ursprünglich als Investition zweier Geschäftsmänner begann.⁸⁹ Ein Element Deep Purples sei die „Grenzüberschreitung zwischen E- und U-Musik“⁹⁰ gewesen, wird retrospektiv über die Band geschrieben. Fernab von Blackmores Inspiration durch traditionelle deutsche Musik der Klassik zeigt sich das ernsthafte Element der unterhaltenden Show an der Routine und Professionalität, mit der die Band auftrat – was die Zeitungen ebenfalls wahrnahmen.

Am Freitag, dem 16. Februar des Jahres, traten Ten Years After erneut in Offenburg auf. Diesmal in der Ortenauhalle.



Festivalplakat 1973:
41 Musik 416 Musikalische Unterhaltung
416–5 Schlager, Folk,
Rock, Pop, Jazz usw.
1965–2008 (StAOG
Zeitgeschichtliche
Sammlung)

*Deep Purple: alx
(BT-Aufnahme, in: [-]:
Schwarze „Knochen“
rissen Karten ab, in:
Badisches Tagblatt,
29.1.1973*



Das Publikum umfasste nur „[e]twa 1800 bis 2000 junge Leute“, wie das BT als einzige Zeitung in drei kurzen Textspalten hierüber berichtet. „In letzter Zeit ‚rockt‘ es viel in Offenburg“, stellte der Redakteur fest, als er den zeitlichen Abstand zum Deep-Purple-Konzert benennt. Diese Betrachtung und weitere Vergleiche⁹¹ zum im vorherigen Monat stattgefundenen Konzert verwundern nicht. Beide Berichte wurden vom gleichen Redakteur verfasst. Ohne dass ein BT-Bericht über das Konzert von TYA aus dem Vorjahr vorliegt, verglich der Redakteur den Auftritt von 1973 mit dem Konzert von 1972. So wurde die Band durchgehend für ihre technische Versiertheit, aber auch ihr sympathisches Auftreten gelobt. Vergleichsobjekt ist hierbei meist der Auftritt von Deep Purple, dem eine „Arroganz“ beigewohnt habe, die bei TYA hingegen nicht zu finden gewesen sei.

Höhepunkt der Einzelkonzerte in Offenburg mag der Led-Zeppelin-Auftritt vom Samstag, den 24. März 1973 sein. Ein Indiz hierfür ist die ausführliche Berichterstattung über das Konzert. Sie füllte im OT fast eine ganze Zeitungsseite. Dies ist nicht verwunderlich, erlebten doch etwa „10 000 Besucher [...] in der überfüllten, stickigen Monsterhalle (die größte weit und breit) auf ‚Ölsardinen‘-Parkett das zeitweise Aufbäumen einer zeitweise ausgelaugten und einfallslosen Gruppe vor ihrem Niedergang“. Weitere harsche Kritik folgte in der Beschreibung der Musik, die „von oben [...] ins Publikum geschleudert“ wurde und durch „mangelnde Akustik (!) noch unsauberer, zerfetzter, ohrenbetäubender rauscht“. Hieran zeigen sich zu-

mindest in der Wahrnehmung des Redakteurs negative Elemente der gespielten Musik und ihrer technischen Reproduktion durch die Soundanlagen. Ein Unterschied in der Bühnendarstellung im Vergleich zu anderen „Supergroups“ bestand dabei nicht. Wieder typisch für das OT ist trotz der Abwertung des Konzerts und der Band an sich die Betonung des technischen Elements. „Das Spitzensolo von Jimmy Page“, „[d]ie Klangexperimente und der völlig ungewohnte Sound, den der virtuose Page mit Hilfe eines Ringmodulators, einer mit dem Geigenbogen gestrichenen und vor allem geschlagenen Gitarre und mit mehrfachem Echohall erzeugte“, sind nur zwei Beispiele, in denen die musikalische Expertise wieder einmal zum Tragen kam.⁹²

An den Bericht des OT anknüpfend und direkt darunter abgedruckt befindet sich ein Leserbrief mit Konzertbezug. Darin wurde der Eintrittspreis von „Zwölf DM“ ebenso kritisiert wie das Überschreiten der Kapazität der Halle von 6000 Personen.⁹³ In einem zwei Tage später erschienenen Feuilleton-Bericht der Lokalnachrichten des OT wurde diese Thematik der Kritik an Konsum und Kapitalismus dann wiederum aufgegriffen. Dabei betonte das OT, dass andere Konzertberichte der Europatournee Led Zeppelins „überwiegend negative Kritiken“ beinhalteten. Diese setzte für Offenburg aber nicht nur auf musikalischer Ebene an. Ein angesprochenes Problem war auch der hinterlassene „Abfall auf dem Messeparkplatz“.⁹⁴

Der wesentlich kürzer gehaltene Bericht des BT erwähnte die Eintrittspreise und ebenfalls die hohe Anzahl an anwesenden „Rock- und Popfans“, stellt den musikalischen Auftritt jedoch als für das Publikum zufriedenstellend dar. Led Zeppelin, „die sich nicht lumpen ließen“, rissen „das Publikum aus seiner anfänglichen Lethargie zu wahren Beifallsstürmen hin“. Pages Gitarrentechnik wurde bildlich als „raspel[n]“ und „über die Seiten springen[d]“ beschrieben. Dementsprechend fasste das Fazit des BT das Konzert, abgesehen „von den äußeren Umständen“ als „auf seine Art [...] süperbes Ereignis“ zusammen.⁹⁵

So unterschiedlich der Fokus der einzelnen Berichterstattungen und die damit verbundene Wahrnehmung des Konzertabends in den Zeitungen scheinen, so sind sie doch typisch für ein Led-Zeppelin-Konzert. „Über keine andere Band wurden so unterschiedliche Urteile gefällt“,⁹⁶ beginnt Christian Graf seinen Lexikonartikel über die Band. Der vom OT als schlecht abgemischt beschriebene Sound des Konzerts lässt sich heute hingegen nicht nachvollziehen. Das Konzert wurde inoffiziell mitgeschnitten und 1980 als Live-Bootleg in über-

durchschnittlicher Qualität veröffentlicht. Die Europatour der Band 1973 und insbesondere der Auftritt in Offenburg gelten dabei in Fankreisen als einer der technischen Höhepunkte der Bandkarriere.⁹⁷ Hierüber mögen sich die Zeitungen 1973 nicht bewusst gewesen sein, das musikalische Können der einzelnen Bandmitglieder beschrieben sie aber in jedem Fall ausführlich.

1973 steht in Offenburg vor allem für das Jahr, in dem der Diskurs um das städtische Jugendzentrum „Ziboldsche Mühle“ im Abriss dieses gipfelte. Ein direkter Zusammenhang zur Konzertszene lässt sich am Konzert von Led Zeppelin festmachen. Zeitgleich und im Kontext dieses Konzerts fand eine von Jugendlichen organisierte Festivität innerhalb der Mühle statt. Über die Entwicklung der Mühle wurde auch in den Zeitungen berichtet. Sie stand jedoch bis auf das Festwochenende um den 24. März in keinem ersichtlichen Zusammenhang mit der kommerziellen Konzertszene. Dieses Festwochenende bekam in den regionalen Zeitungen jedoch keine Aufmerksamkeit zugesprochen.⁹⁸

Das Ende des Jahres 1973 bot den Rockfans in Offenburg dann wiederum drei große Konzerte. Am Donnerstag, dem 22. November, spielte Carlos Santana mit Band in der Ortenauhalle, am Freitag, dem 14. Dezember, Uriah Heep in der Oberreinhalle und am Samstag, dem 22. Dezember, fand dort ein „Rock-Festival“⁹⁹ mit „geradezu Unmengen von Musik“¹⁰⁰ statt. Sowohl das OT als auch das BT berichteten jeweils über alle drei Abende. Der Redakteur des OT war bei allen drei Veranstaltungen der gleiche, wie aus den Initialen am Ende der Artikel ersichtlich wird. Ebenso verhielt es sich beim BT, die einen eigenen Redakteur als Berichterstatte für diese Konzerte hatten. Im Folgenden werden die Berichterstattungen der drei Abende daher gemeinsam betrachtet.

Wie bei der Berichterstattung der vorangegangenen Konzerte kritisierte das OT den wirtschaftlichen Aspekt, der bei diesen drei Konzerten zu erkennen gewesen sei.¹⁰¹ Darunter hatte vor allem die Qualität der Musik, aber auch die Technik an sich gelitten, so zumindest die Wahrnehmung des OT-Redakteurs.¹⁰² Die Beschreibung der Musik fiel zumeist anhand bildlicher Adjektive und mit stilistischen Elementen versehen aus.¹⁰³ Beim „Super-Rock-Festival“ vom 22. Dezember 1973 schien es dem Redakteur egal, welche Gruppe auf der Bühne stand, da „Betrübliches“ von der Musik „zu vermelden“ sei. Als „wenig anspruchsvoll“ und ohne „musikalische Inspirationen“ wurden wiederum Uriah Heep beschrieben. Dennoch gestand der Autor den Bands allesamt technische Fähigkeiten im Umgang mit ihren Instrumenten zu und kontextualisierte die

Auftritte in Offenburg teilweise mit Kritiken vergangener Auftritte andernorts. Der Autor des OT tritt auch erstmals mit der als „Scene“, die sich „zusammengebraut“ hat, beschriebenen Publikumsmasse in Berührung.¹⁰⁴ „Shit, Gras und Hash [sic]“ scheinen „zu dieser ‚Scene‘ zugehörig“. Die Zustände in der Halle wurden als „kein ‚magisches Theater‘, um Hesse zu zitieren, mit ‚Zutritt nur für Verrückte‘, sondern ein hinterhältiges Spiel mit der Verführung der Jugend“ beschrieben.

Das BT berichtete bei allen drei Veranstaltungen publikumsbezogener.¹⁰⁵ Die Berichte vermitteln aufgrund der emotionalisierten, aber auch mit Hintergrundwissen zu den Bands und deren Stücken¹⁰⁶ versehenen Passagen zudem eine konkretere Vorstellung der Konzerterlebnisse. Gerade die Interaktion und Wechselwirkung einzelner Gruppen mit dem Publikum wurden beschrieben.¹⁰⁷ Diese Wahrnehmung lässt auf eine persönlichere Bindung und Kenntnisse des Autors zur Musik und dem Publikum deuten.¹⁰⁸ Dennoch schlug sich die Subjektivität dieser auch in der kritischen Berichterstattung nieder. So wurden schlechte Soli, zu laute Musik und „einige Pannen von seiten [sic!] der Veranstalter“ gerügt. Der Autor wirkt dabei, gemessen an Ausdrucksweise und Rechtschreibung, weniger journalistisch erfahren als beispielsweise der auf eine konkret-technische Wortwahl bedachte OT-Redakteur.¹⁰⁹

„Between the Times“¹¹⁰: Die Ruhe vor dem Sturm? (1974–76)

Setlist.fm nennt für die Jahre 1974 bis 1976 mit „Humble Pie“, „Nazareth“, den „Scorpions“, „Genesis“, „Status Quo“ (SQ) und „Frank Zappa“ internationale Größen der Rockszene, die in dieser Zeit in Offenburg spielten. In den Quellen ließen sich jedoch lediglich zu vier Konzerten Zeitungsartikel finden.¹¹¹ Insgesamt überwiegen hier die Konzertankündigungen gegenüber Berichten über die Ereignisse an sich. Für das Konzert von Humble Pie von Mittwoch, dem 16. Oktober 1974, liegt lediglich ein elfzeiliger Nachbericht des BT vor. Über den Auftritt von Status Quo am Samstag, dem 31. Januar 1976, berichteten OT und BT. Der Frank Zappas von Donnerstag, dem 11. März des Jahres, findet nur im OT Beachtung.

Heute

Scorpions life im Big-Ben

Offenburg

Beginn 21 Uhr, Eintritt DM 3,50

Scorpions
 (Zeitungsanzeige in:
 Offenburger Tageblatt
 4.6.1975)

*Humble Pie: u:
(BT-Aufnahme, in: [-]:
Englische Rock-Gruppe
gastierte in Offenburg,
in: Badisches Tagblatt,
18.10.1974)*



Für die weitere Analyse bietet sich dafür der Blick auf die Konzertankündigungen an. Humble Pie, Nazareth und Frank Zappa werden im OT jeweils wenige Tage vor der Veranstaltung in einem kurzen Artikel, meist mitsamt Foto, angekündigt. Neben dem Datum und Veranstaltungsbeginn wurden dabei musikalische Randdaten wie der bisherige Werdegang der Band oder die aktuellste Langspielplatte benannt. Der Ton war dabei grundsätzlich lobend, wobei auch bereits kritische Elemente Anklang fanden.¹¹² Das BT berichtete lediglich über den Auftritt Zappas vorab. Strukturell und inhaltlich ähnelte dieser dabei dem des OT, wenn auch das kritische Element sowie ein Verfasser fehlten.¹¹³

Es fällt auf, dass der Bericht über den Auftritt Zappas im OT vom vermutlich gleichen Redakteur verfasst wurde wie die Vorabankündigung. Der Redakteur benannte dabei zunächst Vorurteile gegenüber der Band und kam anschließend auf die Musik Zappas, die sich „gewandelt“ habe, zu sprechen. Gelobt wurde, dass „[t]rotz dieses Stilwandels [...] ‚Zaps‘ nicht schlechter, nicht kommerzieller geworden“ sei, so schien er sich der bürgerlichen Gesellschaft etwa nicht angebiedert zu haben. Als „rockender Romantiker“ zog Zappa das Publikum „in seinen Bann“, sodass es kaum zu Unruhen aus der Menge kam. Wieder einmal zeigte sich die wortgewandte Sprache der OT-Redakteure, wenn Zappa als „Avantgardist in der Rockszene“ bezeichnet wurde und auf technische und musikalische Einzelheiten eingegangen wird.¹¹⁴ Ähnlich verhält es sich auch bei der Berichterstattung über Status Quo, welche „ihr musikalisches Tief“ überwunden hätten. Der „veraltet[e]“ „Heavy-Rock“ der Band sei wieder „in“, so der gleiche OT-Redakteur, der über

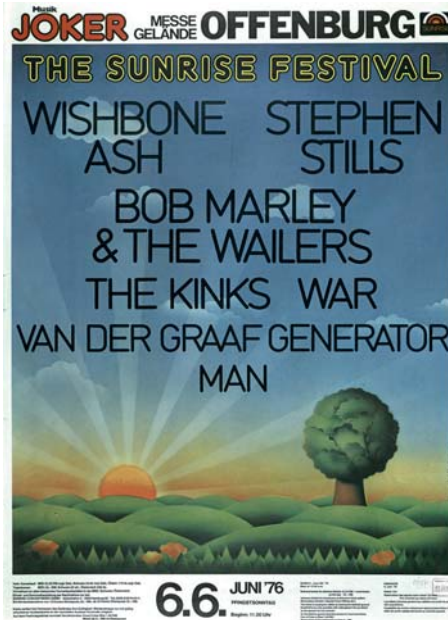


*Status Quo (Köhler:
BT-Aufnahme, in: k.:
„Status Quo“ brauchte
dauernd frischen Tee,
in: Badisches Tagblatt,
2.2.1976)*

Zappa berichtete. Sexuelle Vergleiche brachte er auch bei SQ an, wenn er von „erotisch[er]“ Stimmung in der Oberrheinhalle schrieb. Der Wandel hin zu „weniger differenzierten, aber härteren Songs“ der Band ver helfe ihr wieder zum Status einer „Rock-Spitzengruppe“.¹¹⁵

Das als „glänzendes „Comeback“ von SQ bezeichnete Konzertereignis geriet in der BT-Berichterstattung in den Hintergrund. Auszüge aus dem Vertrag zwischen der „Konzert-Agentur und der Oberrheinhallen-GmbH“ nahmen die Hälfte des knappen Konzertberichts ein. Über Humble Pie berichtete das BT hingegen erneut aus bodenständiger, publikumsnaher Perspektive. „Hunderte von begeisterten Fans“ schienen sich ob der „enorme[n] Lautstärke“ nicht gestört zu fühlen. Klangbildliche Metaphern beschrieben den Stil der Musik als „explosive[n] Hard-Rock“, der für „begeisterte [...] ‚Zugabe-Rufe‘“ aus der Menge sorgte.¹¹⁶

Die Ausmaße des Musikjournalismus Offenburgs in den Jahren 1974 bis 1976 nahmen im Vergleich zur ausführlichen Berichterstattung und Kumulierung der Konzertereignisse 1973 deutlich ab. Personeller Wandel in den Redaktionen der Zeitungen lässt sich ebenso erkennen wie eine teilweise Umfokussierung des Berichtsgegenstandes. Das subjektive Element der einzelnen Redakteure kommt dabei zum Tragen, auch wenn sich die persönlichen Hintergründe und Interessen dieser aus den Zeitungsberichten nicht rekonstruieren lassen. Es scheint, als hätten Konzerte ihren Stellenwert als besonderes Ereignis für die Tageszeitungen verloren. Keinesfalls aber nahm die Bedeutung der Konzerte für (jugendliche) Musikfans ab, wie die stets gefüllten Hallen bezeugen. Musikalische Entwick-



Festivalplakat 1976
(in: StAOG 17.2800)

lungen der Bands zeichneten die Zeitungen verglichen an der zeitgenössischen Wahrnehmung dabei meist passend nach.¹¹⁷

„Sun Is Shining“¹¹⁸: Sunrise Festival (1976)

Aufgrund der Vielzahl international berühmter Bands erlangte das „Sunrise Festival“, das am Pfingstsonntag 1976 in Offenburg stattfand, hohe mediale Aufmerksamkeit. OT und BT dienten Bürgern, städtischen Einrichtungen sowie der Polizei und dem Festivalveranstalter zum Meinungs austausch um das Festival.

Bereits im Vorfeld war es „[n]icht nur an den Stammtischen [...], sondern auch in den Offenburger Schulen und Jugendtreffpunkten“ „Gesprächsthema Nummer eins“.¹¹⁹ Bürger und Polizei befürchteten, „daß außer Rand und Band geratene Fans Straftaten begehen“. Der kurz zuvor ge-

wählte Oberbürgermeister Offenburgs Martin Grüber nannte „finanzielle Gründe“ sowie „ein unzureichendes Angebot dieser Musik, zumindest für einen gewissen Teil der Jugend“ als Argumente für das Stattfinden des „Pop-Festivals“.¹²⁰ „Im süddeutschen Raum gibt es zu wenig Festivals dieser Art“, zitierte das OT frühangereiste Gäste.¹²¹

Aufgrund der für das Polizeiaufgebot veranschlagten Kosten von 250000 DM und Bedenken des Regierungspräsidiums wurde das Festival im Mai des Jahres auf Pfingstsonntag, den 6. Juni 1976 reduziert.¹²² Der städtische Polizeichef wehrte sich in einem im OT veröffentlichten Schreiben gegen den Vorwurf des Veranstalters des Festivals, dass die Polizei „alle Teilnehmer an Rock-Veranstaltungen als Kriminelle“ ansehe. Mit der Betonung der Gefahren, die eine Veranstaltung in dieser Größenordnung biete, rechtfertigte er die geplante Erhöhung der vom Veranstalter veranschlagten 240 Ordner für das Festival. Letztlich bekamen 100 Polizeibeamte des Ortenaukreises Urlaubssperre über Pfingsten. Zusätzlich wurden 220 Beamte von außerhalb hinzugezogen.¹²³ Anhand eines zuvor in Ludwigsburg veranstalteten „Ein-Tag-Festival[s]“ wurden diese Zahlen gerechtfertigt.¹²⁴ Zusätzlich kümmerten sich am Festivaltag „71 Helfer vom Roten Kreuz, 25 vom Malteser Hilfsdienst und zwei Offenburger Ärzte“ um „500 Fälle“, wie das OT im Nachhinein berichtet.¹²⁵



Die Bedeutung der Presse für dieses Ereignis war den Verantwortlichen bewusst. „Die ausführliche Berichterstattung in der Tagespresse über das Für und Wider des Open-Air-Festivals veranlaßt die Oberrheinhallen-GmbH [...] die Öffentlichkeit über die Sachlage zu informieren.“ Man sei um eine „geordnete Abwicklung der Veranstaltung“ bemüht, wie die Ausführungen der Hallen-GmbH die Planungen zusammenfassen.¹²⁶ Das OT berichtete auch über Ab- und Zusagen einzelner Künstler. Grundlage hierfür boten Stellungnahmen des „Sunrise-Concertbüros“.¹²⁷ In einem im OT abgedruckten Brief nannte der Veranstalter die auftretenden Bands „Spitzengruppen“ und rechtfertigte den Eintrittspreis von 22,50 DM.¹²⁸ Des Weiteren wurde auch die Spielreihenfolge der auftretenden Bands unmittelbar vor der Veranstaltung über die Presse bekannt gegeben.¹²⁹

Nach weiteren Zeitungsberichten über die Vorbereitungen fand das Festival, bei dem „[s]elbst die Engel [mit]spielten“¹³⁰, bei Sonnenschein auf dem Messegelände nahe der Oberrhein- und Ortenauhalle statt. Die Berichterstattung erfolgte im OT in mehreren Artikeln. Ein Redakteur war „[m]it der Polizei unterwegs“ und berichtete darüber, dass die Gäste „die Prozedur [der Kontrolle auf Drogen] ohne Widerstand über sich ergehen“ ließen und nicht etwa dagegen protestierten.¹³¹ In der Sorge um die Wahrung des Lärmschutzes standen Polizei und OB dabei der Angst gegenüber, dass Fans „vielleicht in Rage geraten und das bis dahin friedliche Festival doch noch in einen explosiven Vulkan verwandeln könnten“.¹³² Aufgrund Beschwerden „ruhegestörte[r] Bürger“ wurde um 23.15 Uhr dann „[d]er Ruhe wegen“¹³³ „von einer Minute auf die andere Schluß gemacht“.¹³⁴

*Procol Harum – War –
Wishbone Ash auf
dem Sunrise Festival
(Breyer: Fotos, in:
Offenburger Tageblatt,
6.6.1976)*



*Sunrise Festival
(Ausstellungsordner
„When I was young“
aus dem Museum im
Ritterhaus)*

Was blieb, waren aufgrund weniger Mülltonnen Müllberge auf dem Boden des Geländes. Kaputtgegangen sei laut Messedirektor jedoch nichts.¹³⁵ Für die Kosten der Müllbeseitigung und der Polizei musste das Sunrise-Konzertbüro zahlen, wie ein knappes Jahr später vom Verwaltungsgericht festgelegt wurde.¹³⁶

Die Berichterstattung über die Musik erfolgte im OT anhand der Spielreihenfolge der einzelnen Bands. Betont wurde die technische Ausstattung, wie etwa der Verstärker, ebenso wie musikalische Besonderheiten, wenn etwa „gefühlvolle oder brutale Gitarrensoli“ die Konzerte „aufgelockert und kontrastiert“ hatten.¹³⁷ In Zwischenpassagen wurde immer wieder über das Publikum berichtet.¹³⁸ Teilweise wurde auf einzelne Bandmitglieder eingegangen. Hintergrundinformationen zu den Bands waren allerdings nicht immer korrekt.¹³⁹ Ob die Wahrnehmungen des OT dabei stets richtig waren, lässt sich nicht belegen. Interpretationsspielraum der Geschehnisse war aber vorhanden.¹⁴⁰ Auffallend sei insgesamt gewesen, dass die Musik der 1960er Jahre beim Publikum beliebter war als neuere Stücke. Das OT führte dies auf eine Stagnation innerhalb der Musikindustrie zurück und darauf, dass sich „im Hard-Rock nicht mehr viel verändert hat“.

Das BT berichtete ebenfalls über die kommunalpolitischen Auseinandersetzungen um die Festivalplanung. Dabei orientierte sich die Redaktion wie die des OT an Gemeinderatssitzungen und Presseerklärungen der Polizei, dem Messebetreiber und dem Festivalveranstalter.¹⁴¹ Als wichtige Partei in diesem

Diskurs wurde im BT die Bürgergemeinschaft Uffhofen ersichtlich.¹⁴² Diese solidarisierte sich größtenteils mit den Stadträten, die aufgrund der Größe und des befürchteten Lärms gegen die Veranstaltung protestierten.¹⁴³ Den Aufbau der Bühnentechnik dokumentierte das BT mit einem ausführlichen Bericht,¹⁴⁴ wohingegen das OT lediglich ein Foto abdruckte.¹⁴⁵

Die Berichterstattung des BT über den „friedlichen Verlauf“ des Festivals an sich dokumentierte weniger die aufgetretenen Bands. Das Publikum wird als eine Mischung aus „verwegen aussehende[n] Gestalten, aber auch sympathische[n] junge[n] Leuten“ beschrieben. Der generationelle Konflikt wird hiermit aufgebrochen und zumindest ein Teil des Publikums positiv oder wenigstens nicht negativ wahrgenommen. Auch das Geschehen vor der Bühne wurde ausführlich erfasst.¹⁴⁶ Das BT führte zudem Gespräche mit Anwohnern und dem OB, die sich „das Ganze schlimmer vorgestellt“ hatten. Der OB wurde sogar direkt zitiert, als er versprach, abends wiederzukommen, „denn: ‚Da spielt ja Procul Harum und Wishbone Ash‘, beides Namen von Gruppen, die ihm offensichtlich etwas sagten.“ Auch der Hallenwirt, der für je 1,50 DM „Coke“ und Bier in Dosen und Essensmenüs „ab 5,- DM im Restaurant“¹⁴⁷ anbot, wurde in den Artikel miteinbezogen. Ebenfalls wurde der Veranstalter interviewt.¹⁴⁸ Daneben wurde, ebenso wie im OT, über die Tätigkeiten der Polizei und Sanitäter berichtet. Das Ende der Veranstaltung wird, anders als im OT, mit Begründung der Verspätung¹⁴⁹ und dem Tolerieren der auf dem Gelände übernachtenden Gäste angegeben. Auch der Müll und seine Entsorgung bis Mittwoch wurden vom BT festgehalten. Im Zuge dessen wurden letzte Gäste des Festivals erwähnt, die „sich offenbar von Offenburg nur schwer trennen können“.¹⁵⁰

Die wöchentlich erscheinende Bravo berichtete in ihrer Ausgabe vom 24. Juni 1976: „In Offenburg wurde die Saison der Sommerfestivals eröffnet: 740 Minuten Dauerrock“.¹⁵¹ Auf zwei DIN-A4-Seiten wurde eine Collage aus Fotografien, die jeweils mit kurzen Bildbeschreibungen versehen waren, abgedruckt. Gezeigt wurden dabei die aufgetretenen Bands des Festivals sowie Szenen des weiteren Geschehens.¹⁵² Bereits bei den Bildunterschriften fällt der am jugendlichen Zielpublikum orientierte Sprachstil der Bravo auf.¹⁵³ In zwei längeren Textspalten, die jedoch nicht den Umfang der OT- und BT-Berichterstattung einnahmen, erläuterte die Bravo das Vorgehen der Polizei am Festival. Dabei wurde von einer konkreten Personenkontrolle ausführlich berichtet und auch von „Beamten mit Hunden, verkleidet mit Langhaarperücken und T-shirts [um sich den erwarteten Gepflogenheiten des Publikums anzupassen]“, die

nach Drogen suchten, wurde geschrieben. Musikalisch war das Festival „arm an Höhepunkten wie kaum ein anderes“. Über Konzerte, die dem Publikum und dem Redakteur besser gefielen, wurde ausführlicher berichtet.¹⁵⁴ Mit dem Abbruch des Bob-Marley-Auftritts nach 23 Uhr endet der Bericht der Bravo.

Insgesamt wirkt der Sprachstil des Magazins wenig journalistisch ausgereift. Die Berichterstattung orientiert sich am jugendlichen Zielpublikum des Magazins und stellt beim Publikum beliebte Bands ausführlicher vor als andere. Der kommerzielle und organisatorische Aspekt des Festivals findet in der Bravo keinen Anklang, anders als dies aufgrund des lokalen politischen Diskurses, den das Festival im Vorfeld in Offenburg auslöste, in den regionalen Tageszeitungen der Fall war.

„No Quarter“¹⁵⁵ für eine Generation?

Led Zeppelin und die Ziboldsche Mühle unter dem Aspekt der musikhistorischen Entwicklung Offenburgs: 23.–25.03.1973

Abseits der in ihr stattfindenden vereinsorientierten Jugendarbeit stellte „Mutter Mühle“, wie die Ziboldsche Mühle (ZM) von Jugendlichen genannt wurde,¹⁵⁶ einen Anlaufpunkt für die Jugendlichen dar. Die bereits erläuterte, lebendige Musikszene Offenburgs¹⁵⁷ fand in den Räumlichkeiten der ZM Platz für Proberäume und Konzerte. Dabei wurde die Mühle von verschiedenen Jugendlichen und Musizierenden unterschiedlich häufig frequentiert. Während Peter Oehler angab, „jeden Tag hin“ gegangen zu sein und auch teilweise im bandeigenen Proberaum innerhalb der Mühle übernachtet zu haben,¹⁵⁸ beschreibt Dieter Gebrecht, Mitglied von Escorial: „Die Rippers waren dann immer drin [...] die haben geprobt [...]. Dann haben wir uns reingesetzt. Hintendrin ins Eck und geschaut, wie das wirkt.“¹⁵⁹ Monika Gebrechts Erinnerung an die Mühle: „Ein einziges Mal war ich drin, aber ich war da anders gestrickt, muss ich sagen.“ Vielleicht lag es auch daran, dass Monika Gebrecht nicht in Offenburg wohnte und damals nicht die Möglichkeit hatte, öfter hinzugehen.¹⁶⁰ Hieran zeigt sich ein Unterschied zwischen den Geschlechtern, der jedoch kein quantitativ belegbarer ist. So waren auch Frauen und weibliche Jugendliche in der Mühle vertreten, wie sich historisch betrachtet zeigt.¹⁶¹ An der Anzahl der im 1983 erschienenen „Mühle Gedenkblatt“ rückblickenden Eindrücke „von Aktiven und Besuchern des Jugendzentrums“ ergibt sich ein Interviewanteil von zwei weiblichen bei insgesamt neun befragten Zeitzeugen.¹⁶² Frauen

schiene in der Mühle unterrepräsentiert gewesen zu sein, blieben ihr aber nicht völlig fern. Zudem dürften die unterschiedliche musikalische Ausrichtung und eine weniger starke Zugehörigkeit der einzelnen Personen zur Sub- und Gegenkultur der Mühlenszene Faktoren für das Fernbleiben von dieser Räumlichkeit sein.¹⁶³ Bot die Mühle für Bands um „Rocker“ wie Peter Oehler oder Jimmy Gottschalk einen völlig alternativen Lebensraum, so gesellten sich die Tanzmusik spielenden und adrett auftretenden Escorial-Mitglieder höchstens dieser Gemeinschaft dazu oder besuchten die Mühle erst gar nicht.



Eine direkte Verbindung zwischen der Konzert- bzw. Musikszene und der Ziboldischen Mühle stellte das bereits erläuterte Konzert der englischen Band „Led Zeppelin“ in Offenburg am 24. März 1973 dar.

Das OT beschrieb das Konzert als „Virtuoses Aufbäumen vor ausgelautem Untergang“¹⁶⁴ und nennt dabei zwar keine bestimmte Zielgruppe an Gästen des Konzerts, jedoch lassen sich einige Aspekte des Konzertes und seines Publikums rekonstruieren. In der Samstagausgabe des OT befand sich auf der Veranstaltungsseite unter anderem der Hinweis auf einen Konzertauftritt von Escorial in einer umliegenden Gemeinde am gleichen Datum. Die Zeitzeugen Bernd Hartmann und Peter Oehler gaben in Interviews an, beim Led-Zeppelin-Konzert anwesend gewesen zu sein¹⁶⁵ und dieses auch in Form von Plakaten beworben zu haben.¹⁶⁶ Doch neben der Verbindung, dass diese beiden selbst musikalisch Tätigen nach eigener Angabe regelmäßig in der Mühle gewesen seien, zeigt sich die Verbindung des Konzerts zur sogenannten „Release-Bewegung“. In diesen Strukturen war es für Jugendliche möglich, sich außerhalb eines autoritären Kontexts über Drogenthematiken und -problematiken auszutauschen, etwa in Form von Selbsthilfegruppen.¹⁶⁷

Die Releasegruppe aus Freiburg kündigte für den „25. März '73 von 14–24 Uhr in der Kunstmühle zu Offenburg einen Musik Workshop mit netten Menschen, bunten Lichtern, gutem Essen und anderen schönen Dingen“¹⁶⁸ an. Die in einem anderen Schreiben als „kleines Fest in der Kunstmühle“ beworbene Festivität vom 23. bis zum 25. März 1973 umfasste dabei mehrere Aspekte des jugendkulturellen Austauschs und stand

Led Zeppelin (Köhler/Rose: Fotos, in: „Zep“: Virtuoses Aufbäumen vor ausgelautem Untergang, in: Offenburgischer Tagblatt, 26.3.1973)



Zibold'sche Mühle, Abriss (Breyer: Foto, in: J. M. S.: Mit einem Ächzen sank die Mühle in Staub und Trümmer, in: Offenburgener Tageblatt, 10.10.1973)

Eine Sache, die ich total lustig fand [sic!], war, als die Mühle als Übernachtungsraum benutzt wurde, als das Konzert von Led Zeppelin war, wo jeder Fleck, jede Treppenstufe belegt war; obwohl ein Argument gegen das Haus die Baufälligkeit war, hat das Haus den Ansturm ohne jeden Schaden, aber mit sehr viel Freude überlebt. [...] die Massen strömten nur so rein und da hat sich in der Mühle so ein Zirkulationskreis gebildet von der Tür aus am Info vorbei, Treppen hoch zur Disco, dann wieder runter in die Teestube immer so ein zirkulierender Kreis¹⁷²

Der Aspekt des gemeinsamen Feierns in den verschiedenen Räumen der Mühle mit Übernachtungsmöglichkeit scheint also tatsächlich stattgefunden zu haben. Dabei schien aber die strukturelle Organisation und Vernetzung mit den überregionalen Release-Gruppen im Hintergrund gewesen zu sein. Der Öffentlichkeit gegenüber war sie wohl nicht namentlich präsent, sonst hätten die für diese Arbeit interviewten Zeitzeugen möglicherweise davon berichtet.

Die Ereignisse um das Led-Zeppelin-Konzert in Offenburg stellen dar, was Robert Plant, Sänger der Band, rückblickend über die Konzertereignisse im Rahmen des 50-jährigen Bandjubiläums 2018 äußerte:

We became Catalysts for an event that was going on in front of us and sometimes regardless of us. Not only were we playing, and playing well, but we were often witnessing a kind of anarchy.¹⁷³

Dies unterstreicht die These in der historischen und kulturwissenschaftlichen Forschung, die Musik als Katalysator für historische Ereignisse darstellt. Dabei werden auch die Ereignisse, die in der Zibold'schen Mühle außerhalb des Konzertes stattfanden, in den passenden Kontext gestellt. So waren Led Zeppelin

kaum verantwortlich für die Organisation des Mühlenwochenendes. Ihr Konzert bildete jedoch den Anlass für viele Menschen aus den umliegenden Städten und über die Landesgrenzen hinweg, nach Offenburg zu reisen.¹⁷⁴ Der musikalische Rahmen um das Konzert herum spiegelte sich in den durch Zeitzeugenzitaten beschriebenen zirkulierenden Kreisen in der Disco der ZM sowie der in ihr vielfältigen, uneingeschränkten selbstgespielten Musik wider. Es zeigen sich Elemente der von Plant wahrgenommenen „Anarchie“ wie auch von musikalischer Selbstaneignung. Wenn auch die Mühle kein von den Jugendlichen außerhalb von rechtlichen Regeln eingenommenes Haus war, so bildete die Initiative bestimmter Akteure einen alternativkulturellen Aspekt des Lebens der Freunde und Fans der Musik. Die zeitgenössischen Umstände ermöglichten es, dass die ZM dieser Generation und ihrer spezifischen Teil- und Musikkultur Quartier für einen begrenzten Zeitraum bot. Trotz vieler Proteste vonseiten der Bevölkerung und eines breiten öffentlichen Diskurses wurde die Ziboldsche Mühle am 9. Oktober 1973 abgerissen.

„Offenburg – Rock City“¹⁷⁵?

Die wohl wichtigste und am heftigsten diskutierte Ersatzmöglichkeit für die ZM stellte die „Pfäfersche Villa“ (PV), wenige hundert Meter abseits des alten Mühlengeländes, dar. Ab 1976 fungierte in ihr zunächst Bernd Hartmann als Hausmeister, später arbeitete er dort auch an Supervisionen von Arbeitslosenprogrammen mit. Hartmann war selbst Beatmusiker und in der ZM Gast gewesen.¹⁷⁶ Im Laufe der 1970er Jahre wurden jedoch Discos angesagter und die Jugendlichen gingen scheinbar weniger auf Konzerte.¹⁷⁷ Der musikalisch noch immer interessierte Bernd Hartmann begann selbst Konzerte in der PV zu veranstalten. Diese waren nun größer geworden als in der ZM, wenn auch sie aufgrund des subkulturellen Elements und der begrenzten Kapazität nicht die Ausmaße der großen Konzerte in der städtischen Ortenau- und Oberrheinhalle aufweisen konnten. Hartmann entwickelte Offenburg jedoch bis in 1990er hinein als wichtigen Standort für Rock und die später entstehende Heavy-Metal-Szene. So organisierte er in der PV bereits früh Konzerte von Bands wie „Die Toten Hosen“, bis er sich in das nahe gelegene Appenweiler orientierte und dort in einer größeren Halle mit bis zu 2000 Gästen fassende Konzerte von namhaften Bands wie „Meat Loaf“, „Motörhead“ oder „die Ärzte“ veranstaltete.¹⁷⁸ Seit dem Ende seiner Konzertaktivitäten finden für die rockigen Musikfans eher kleinere, nicht-kommerzielle



Accept in der Schwarzwaldhalle Appenweier (Melanie Huber: Foto, in: Grassow, Simone: Schwermetall pur auf bewährte Art, in: Offenburger Tageblatt, 7.11.1994)

Konzerte in Selbstorganisation von lokalen Vereinen, ähnlich der früheren Aktivitäten in der Ziboldschen Mühle, statt.¹⁷⁹

Schlussbetrachtung

Die musikalische Vielfalt der jugendlichen Generation Offenburgs in den 1960er und 1970er Jahren stellt ein ebenso breites Spektrum an gesellschaftlichen Aspekten dar. Dabei diente der Sound der Generation, neben politisch aufgeladenen Liedern und Künstlern wie den Rolling Stones, als eine kulturell übergreifende Verbindung. Die populärkulturell orientierteren Musizierenden der Band Escorial spielten kommerziell erfolgreiche Musik und verdienten damit auch ihr eigenes Geld. Wohingegen Krautrockbands wie Jud's Gallery eigene Stücke spielten, in ihrer Lebensweise weniger gutbürgerlich, sondern sub- und gegenkultureller orientiert waren. Dennoch standen auch sie zum Teil in Relation zu kommerziell erfolgreichen Bands. Dieser vermeintliche Widerspruch aus Protestereignissen und kommerziellen, großen Konzerten, bei denen die Mitglieder beider Bands zu Gast waren,¹⁸⁰ lässt sich unter dem Aspekt der Teilkultur vereinbaren. Die Wahrnehmung und Haltung zur vorgegebenen Leit- und Populärkultur unter Einbringung eigeninitiiertes, individueller Elemente stellt die Entwicklung der Jugendkultur ähnlich dar, wie sie in anderen zeitgenössischen Ereignissen stattfand. So führte die Entwicklung der Jugend- und Drogenarbeit Offenburgs seit Ende des Zweiten Weltkrieges von der städtischen über die eigenständige, private und alternative Jugendkultur hin zu einer Zusammenarbeit dieser Kultur Aspekte und ließ sich unter dem Dach der Ziboldschen Mühle fassen.

Die Konzerte internationaler Beat- und Rockbands, die in den 1960er und 1970er Jahren in Offenburg stattfanden, wur-



Im Stud finden regelmäßig Rock- und Metalkonzerte statt (Kulturförderverein Stud e. V.)

den von den Zeitungen unterschiedlich wahrgenommen.

Die ersten Berichterstattungen des Offenburger Tageblatts über die Konzerte von The Who, Jethro Tull und Ten Years After 1967 bis 1972 beschrieben vorrangig die Geschehnisse auf der Bühne. Der Ton war meist negativ-kritisch. Die auf musiktechnische Besonderheiten ausgerichtete Beschreibung deutete journalistisches Hintergrundwissen an. Im Gegensatz dazu schien das Badische Tagblatt bereits früh publikumsbezogener und setzte auf emotionale anstelle pragmatischer Ausdrücke.

Im Jahr 1973 lässt sich eine Hochphase der Konzerte feststellen. Mindestens sechs Konzerte weltberühmter Bands fanden in Offenburg statt. Dabei fällt der Anspruch der OT-Redaktion an die Musik auf, wenn beispielsweise Hermann Hesse als traditioneller Dichter zitiert wird. Trotz des Einordnens einzelner Bands in

ihre kreativen Schaffensphasen treten vereinzelt musikalische Unkenntnisse der Redakteure hervor. Das BT berichtete von den Konzerten des Jahres stellenweise begeisterter und hatte stets weiterhin einen stärkeren Bezug zum zumeist jugendlichen Publikum und dem Geschehen abseits der Bühne. Dennoch setzte es an entsprechenden Stellen auch Kritik an, wenn etwa die Lautstärke als zu extrem empfunden wurde.

Für die Zeit von 1974 bis 1976 nahmen sowohl die Konzerte als auch die Berichterstattungen über diese ab. Damit einhergehend nahm beim BT die Begeisterung für Rockmusik ab, während sich ein anderer OT-Redakteur vermehrt zu Lob für die Musik hinreißen lassen konnte.

Das Sunrise Festival 1976 erfuhr bereits im Vorfeld aufgrund kommunalpolitischer Auseinandersetzungen umfangreiche mediale Aufmerksamkeit und auch die Berichterstattungen der Veranstaltung an sich waren ausführlich. Anhand der musiktechnisch-orientierten Berichterstattung des OT zeigte sich erneut dessen pragmatisch journalistisch-dokumentarischer Anspruch. Wohingegen das BT einen Rundschlag vornahm und weniger auf die einzelnen Konzerte des Tages einging, sondern verstärkt den Dialog mit Gästen, Anwohnern und Behörden suchte. Die Bravo als Jugendzeitschrift hingegen richtete ihren

Fokus ganz klar auf weniger anspruchsvolles Publikum als etwa das OT und nahm subjektivere, aber nicht unreflektiertere Beurteilungen der aufgetretenen Bands vor.

Ein Wandel in der Berichterstattung lässt sich anhand der aufgegriffenen Beispiele nur stellenweise nachverfolgen. Der Fokus der einzelnen Printmedien blieb meist über Jahre hinweg auf ähnliche Anhaltspunkte fixiert, wobei stets das subjektive Wahrnehmen und Empfinden des jeweiligen Redakteurs die Berichterstattung prägten.

Die sich entwickelnde Jugend- und Musikkultur wurde in Offenburg seit den späten 1960er Jahren zunehmend präsenter. Häufig war und ist vereinsorientierte Arbeit von und mit Jugendlichen, die sich mit Musik auseinandersetzen, eine grundlegende Motivation und auch Katalysator für gesellschaftliche Diskurse, Großveranstaltungs-, aber auch Protestereignisse.

Weitere Forschungen zur provinziellen, regionalen Presse könnten helfen, die untersuchten Quellen genauer zu verorten. Aufgrund des geringen überregionalen Mehrwerts solcher Erkenntnisse wird dies jedoch vermutlich vorerst weiterhin ein Desiderat bleiben.

Die Grundlage für diesen Aufsatz bildet die vom Autor im Wintersemester 2018/19 verfasste Bachelorarbeit am Historischen Seminar der Albert-Ludwigs-Universität in Freiburg, die unter der Betreuung von Prof. Dr. Sylvia Paletschek stand. Im darauffolgenden Sommersemester entstand im Rahmen eines Hauptseminars bei PD Dr. Sonja Levens eine Hausarbeit zur Medien- und Gesellschaftsgeschichte, aus welcher der Autor den zweiten Teil dieses Aufsatzes bildete.

Dank gilt an dieser Stelle neben den beiden genannten Dozentinnen für die Abnahme der Prüfungsthemen auch Herrn Dr. Wolfgang Gall und seinem Team vom Stadtarchiv Offenburg, insbesondere David Boomers, Regina Brischle und Tycho Klettner für ihre Heranführung an das Thema und die Unterstützung bei den Recherchen im Archiv. Ebenfalls sei Herrn Dr. Martin Ruch und dem Historischen Verein für die Planung und Unterstützung der Veröffentlichung des Aufsatzes gedankt. Ohne die Freundlichkeit und Offenheit der im Text erwähnten und zitierten Zeitzeugen (und weiterer, deren Aussagen in diesen Aufsatz leider nicht mit einfließen konnten) wäre dieser Aufsatz niemals zustande gekommen. Ebenso gilt der Dank den Menschen, die mich auf dem Weg zu diesem Text berieten, Korrekturen anmerkten und mich (musikalisch) berührten und begleiteten.

Dieser Aufsatz ist meiner verstorbenen Großmutter Ingrid „Idi“ gewidmet, mit der ich mich nie über die untersuchten Ereignisse unterhalten konnte – womöglich war sie aber bei dem einen oder anderen Konzert anwesend und durfte die Musik dort genießen.

Anmerkungen

- 1 Led Zeppelin: *Rock and Roll*, auf: ebd.: *Led Zeppelin IV*, Atlantic Records 1971, Nr. 2.
- 2 Ebd. Der „Stroll“ war ein langsamer, populärer Rock’n’Roll-Tanz der 1950er Jahre.
- 3 Dem Verfasser sind die nicht-gegenderte Version dieses Wortes und die Dringlichkeit dieser Problematik bewusst. Um den Lesefluss und die Quellenoriginalität nicht zu verfälschen, wurde in dieser Arbeit jedoch meist die maskuline Nomen-Form genutzt, um geschlechtergemischte Gruppen zu vereinheitlichen.
- 4 Zum Phänomen der Solidarisierung von Mittel- und Arbeiterschicht auf subkultureller Ebene vgl.: Siegfried, Detlef: *Counterculture, Kulturindustrie und linke Szene 1958–1973*, in: ders.: *Sound der Revolte. Studien zur Kulturrevolution um 1968*, Weinheim und München 2008, S. 123–160, hier: S. 127 f.
- 5 So nahm der städtische Jugendwohlfahrtsausschuss 1972 „die negativen Ergebnisse großer Popfestivals“ wahr. Auch berichten mehrere Zeitungsbeiträge von einem „meist jugendlichen“ Publikum bei Konzerten. Vgl. hierzu „Die Menge tobte bei ‚Uriah Heep‘ in Aktion“, in: *Offenburger Tageblatt* (17.12.1973), und „Großartiges Festival in der Oberrheinhalle“, in: *Offenburger Tageblatt* (27.12.1973).
- 6 Vgl. Pfaff, Leon: Interview mit Egon Ketterer, Offenburg 27.06.2018, S. 2. Die Interviews befinden sich im Privatbesitz des Autors und sind verschriftlicht in die Zeitgeschichtliche Sammlung des Stadtarchiv Offenburgs aufgenommen.
- 7 Bei der Auswahl der Zeitzeugen ging es nicht darum, bestimmte Personen hervorzuheben oder gar andere durch Nichtbeachtung zu diskreditieren oder despektieren. Aufgrund des zeitlichen und inhaltlichen Rahmens des vorliegenden Aufsatzes konnten (bisher) nicht noch mehr Zeitzeugeninterviews geführt werden. Dies bittet der Autor zu entschuldigen.
- 8 Vgl. Doering-Manteuffel, Anselm: „Westernisierung. Politisch-ideeller und gesellschaftlicher Wandel in der Bundesrepublik bis zum Ende der 60er Jahre“, in: Schildt, Axel/Siegfried, Detlef/Lammers, Karl Christian (Hrsg.): *Dynamische Zeiten. Die 60er Jahre in den beiden deutschen Gesellschaften*, Hamburg 2000, S. 311–341 (= *Hamburger Beiträge zur Sozial- und Zeitgeschichte*), S. 313 f.
- 9 Vgl. Fifka, Matthias S.: *Rockmusik in den 50er und 60er Jahren. Von der jugendlichen Rebellion zum Protest einer Generation*, Baden-Baden 2007, S. 75–170. Zu den Biografien und Entwicklungen der genannten Bands. Zur Begrifflichkeit von „Beat“, Vgl. Schneider, Enjott: *Popmusik. Eine Bestimmung anhand bundesdeutscher Presseberichte von 1960 bis 1968*, München 1978, S. 49.
- 10 Vgl. Kurz, David: *Beatkultur in Freiburg zwischen 1963 und 1968*, Freiburg 2011, bisher unveröffentlicht, S. 26–32.
- 11 Vgl. Siegfried, Detlef: *Time is on my side. Konsum und Politik in der westdeutschen Jugendkultur der 60er Jahre*, Göttingen 2006 (= *Hamburger Beiträge zur Sozial- und Zeitgeschichte*), S. 35.
- 12 Vgl. Linsenmann, Andreas: *Musik als politischer Faktor. Konzepte, Intentionen und Praxis französischer Umerziehungs- und Kulturpolitik in Deutschland 1945–1949/50*, Tübingen 2010. Diese Dissertation untersucht die klassische, „ernsthafte“ Musik der etablierten Schicht, um in dem gängigen wissenschaftlichen, aber nicht unkritischen Modell der Musikklassifizierung zu sprechen. Der Fokus liegt hierbei auf der französischen Besatzungszone. Für Offenburg sei das prominente Beispiel des „französischen Elvis“ Johnny Hallyday, der seinen Militärdienst in den 60er Jahren in der Stadt verbrachte, hier nur am Rande erwähnt.
- 13 Vgl. Kurz: *Beatkultur in Freiburg*, S. 80–85.
- 14 Vgl. zur Problematik der Begriffe Fifka: *Rockmusik*, S. 18–20. Sowie Wicke, Peter: *Sound-Technologien und Körper-Metamorphosen. Das Populäre in der Musik des 20. Jahrhunderts*. In: Wicke, Peter (Hrsg.): *Rock- und Popmusik. Handbuch der Musik im 20. Jahrhundert*, Band 8, Laaber 2001, S. 11–60, hier: S. 14–23.
- 15 Pfaff, Leon: Interview mit Jess Haberer, Offenburg 20.10.2018, S. 6.
- 16 Vgl. ders., Interview mit Bernd Hartmann, Offenburg 25.09.2018, S. 1. Sowie ders.: Interview mit Peter Oehler, Offenburg 26.09.2018, S. 1. Das 1921 gegründete Musikhaus Pfettscher befand sich bis 1970 in der Hauptstraße. Danach zog es in die Steinstraße und fusionierte 2008 mit dem Musikhaus Schlaile. Vgl. „Musikhaus Pfettscher zieht um“, in: *Offenburger Tageblatt* (26.07.2008).

- 17 „„Beatmeister 1969“ – nächste Sprosse der Erfolgsleiter“, in: Offenburger Tageblatt (05.03.1969).
- 18 Kurz: Beatkultur in Freiburg, S. 35–45.
- 19 „Beatmeister 1969 ...“, in: OT (05.03.1969).
- 20 Pfaff: Interview mit Jess Haberer, S. 2.
- 21 Ebd., S. 1.
- 22 Vgl. dazu: „Ein Heim für Offenburgs Jugend?“, in: OT (10.05.1952). Die Stadt äußerte Kritik am jugendlichen Zeitvertreib in „Garagen, Schulsäle[n], Keller- und Speicherräume[n]“.
- 23 Pfaff: Interview mit Bernd Hartmann, S. 1.
- 24 Vgl. „Beatmeister 1969 ...“, in: OT (05.03.1969), sowie Pfaff: Interview mit Jess Haberer, S. 2: „Natürlich hat man damals nicht eigene Sachen gespielt, da hat man nur gecovert.“ Vgl. ders.: Interview mit Peter Oehler, S. 4. Es sei gängig gewesen, in den 60ern zu covern. Ders.: Interview mit Bernd Hartmann, S. 2. Es wurde „Blue Suede Shoes“ zum Beispiel gecovert. Aber wir haben schon eigene Songs gemacht. Aber das war nichts Wildes.“
- 25 Vgl. ders.: Interview mit Peter Oehler, S. 13. Sowie ders.: Interview mit Jess Haberer, S. 1.
- 26 Ders.: Interview mit Peter Oehler, S. 4.
- 27 Mehr dazu im folgenden Kapitel.
- 28 Vgl. ders.: Interview mit Jess Haberer, S. 2.
- 29 Hierzu später mehr.
- 30 Vgl. „Streben Beatkapellen nach Macht?“, in: Offenburger Tageblatt (11.03.1969).
- 31 „Plädoyer für Beat-Band-Idealismus“, in: Offenburger Tageblatt (12.03.1969).
- 32 Kleingeschrieben im Original.
- 33 „Harmloses Hobby“, in: Offenburger Tageblatt (21.03.1969).
- 34 So lösten sich in Offenburg Laugh Ree auf bzw. Bernd Hartmann stieg 1975 aus, ebenso suchte sich Peter Oehler aufgrund persönlicher Schicksale andere musikalische Weggefährten. Vgl. Pfaff: Interview mit Bernd Hartmann, S. 1 f. Sowie ders.: Interview mit Peter Oehler, S. 2.
- 35 Ders.: Interview mit Monika und Dieter Gebrecht, Offenburg 27.09.2018, S. 1.
- 36 Vgl. ebd., S. 1.
- 37 Vgl. ebd., S. 2.
- 38 Ebd.
- 39 Ebd. S. 3.
- 40 Vgl. ebd.
- 41 Vgl. ebd.
- 42 Ebd. S. 4.
- 43 Ebd.
- 44 Ebd. S. 4 f.
- 45 Vgl. ebd. S. 5.
- 46 Ebd.
- 47 Vgl. ebd. S. 7.
- 48 Ebd. S. 8.
- 49 Ebd.
- 50 Vgl. ebd.
- 51 Ebd. S. 5.
- 52 Ebd. S. 11.
- 53 Ebd. S. 5. „Die Haare sind dann immer länger geworden.“
- 54 Ebd. S. 12.
- 55 „Harmloses Hobby“, in: OT (21.03.1969).
- 56 Pfaff: Interview mit Peter Oehler, S. 4.
- 57 Ders.: Interview mit Jess Haberer, S. 10.
- 58 Jugendliche sorgten an diesem Wochenende für Unruhen in der Stadt.
- 59 Vgl. Fahlenbrach, Kathrin/Klimke, Martin/Scharloth, Joachim: Anti-Ritual, Medieninszenierung und Transnationalität: Kulturwissenschaftliche Aspekte von ‚68‘, in: Forschungsjournal Neue Soziale Bewegungen (FNSB) 3 (2008), S. 106–117. Pfaff: Interview mit Jess Haberer, S. 4 f: „Wir haben großgliedrige Ketten beschafft. Das ist Messingmaterial gewesen. Die haben wir im Meter gekauft, geschnitten und zusammengemacht und die haben unsere Fans gekriegt. [...] Und da

sind Leute in der Stadt rumgelaufen, die haben die Ketten getragen.“ Diese Ketten dienten als Wiedererkennungsmerkmal, vermittelten womöglich ein Zugehörigkeitsgefühl der Musikkfans zu ihrer Subkultur. Gleichzeitig stellten sie als unkonventionelle Kleidungsstücke gegenüber der Öffentlichkeit eine Abgrenzung dar.

60 Ebd., S. 6.

61 Ders.: Interview mit Peter Oehler, S. 6.

62 Ebd.: „Die Franzosen konnten besser tanzen als die Deutschen wahrscheinlich, sahen vielleicht auch besser aus und die Mädels haben das auch gesehen, dann geht’s schnell [, dass etwas passiert].“

63 Vgl. ebd., S. 7.

64 Vgl. ebd., S. 2f.

65 Vgl. ebd., S. 10.

66 Vgl. Karlsson, Jamie: *She’s always backstage when the band gets done: – en studie om groupies*, Vaxjö 2013.

67 Mithilfe der Konzertterminatenbank www.setlist.fm konnten unter Verwendung des Schlagwortes „Offenburg“ für die Zeit bis Ende der 1970er Jahre knapp 30 Konzerte meist überregional bekannter Bands mitsamt Datum ermittelt werden. Es kann jedoch kein Anspruch auf Vollständigkeit erhoben werden, da die Daten auf setlist.fm meist von privaten Nutzern zusammengetragen wurden. Für 19 Konzerte wurde im Stadtarchiv Offenburg nach Berichterstattungen recherchiert.

68 In Anlehnung an die wortwörtliche Übersetzung des Bandnamens „The Who“.

69 Zur genaueren Erläuterung des Funksprechgerätvorfalls vgl. Bissinger, Jutta: *Um fünf am Stadtbuckel. Geschichten und Anekdoten aus Offenburg*, Gudensberg-Gleichen 2012, S. 61–63.

70 Vgl. *The Who – 1968 My Generation (Break Stuff)*, online unter URL: <https://www.youtube.com/watch?v=AduIrDqBtGA> (22.09.2019).

71 utz, *Viel Krach und dennoch kein Krawall*, in: *Offenburger Tageblatt* (19.04.1967).

72 Vgl. Pfaff: Interview mit Peter Oehler, S. 14.

73 Da dem Verfasser keine auditiven Mitschnitte des Konzerts zur Verfügung stehen oder bekannt sind, kann diese Einschätzung des OT-Autors nicht überprüft werden. Die erwähnte Zeitzeugenaussage stützt jedoch die Aussage des OT. Zu beachten ist, dass ein solches Konzert 1967 in Offenburg als etwas noch Außergewöhnliches und damit auch sicherlich Befremdliches galt.

74 Zur Adaption jugendkultureller Elemente des Beats für die Provinz vgl. Kurz: *Beatkultur in Freiburg*.

75 *Ten Years After: Once There Was a Time*, auf: ebd.: *A Space in Time*, Chrysalis Records 1971, Nr. 6.

76 Vgl. Grubelnik, Nele: *Rockfestivals. Touristische Events der Jugendkultur*, Magisterarbeit, Nordstedt 2008, S. 46–48. *The Who* spielten neben vielen anderen Bands auch auf diesem Festival.

77 Fifka: *Rockmusik*, S. 339.

78 *pe*, *Dicke Luft*, in: *OT* (31.01.1972). Dass und wie stark Offenburg während des NS-Regimes ideologisch und verbrecherisch belastet war, zeigt die ausführliche Forschung Martin Ruchs zum Thema. Vgl. Ruch, Martin: *Verfolgung und Widerstand in Offenburg 1933–1945*, Offenburg 1995.

79 Dabei wurde die Zahl der im Publikum Anwesenden im Gegensatz zum OT mit 6000 angegeben.

80 „[...] der Körper eine einzige Vibration, eine Explosion von Kraft, die Stimme eines Orkans. War dies der Himmel oder die Hölle?“, beschreibt das BT allein die Bühnenpraxis des JT-Sängers Ian Anderson. *cor*: *Euphorie der Jugend und Gammmlerglanz in der Oberrheinhalle*, in: *Badisches Tagblatt* (31.01.1972).

81 „[...] diese geheimnisvolle Energie, mit der Alvin Lee Abertausende in Woodstock mitzureißen verstand, fehlte in Offenburg.“ *pe*: „Mick Jagger der 70er Jahre“ als müde Galionsfigur, in: *Offenburger Tageblatt* (08.03.1972).

82 So schreibt der Autor über den Bassisten des TYA-Konzerts: „Er überdeckt mit seinen elektronisch verstärkten Baßklängen die Rhythmik des Schlagzeugs und ermöglicht Alvin Lee das Schwimmen mit seiner Lead-Gitarre und seiner Stimme auf einem festen, musikalischen Unterbau.“ Ebd.

83 Gemeint ist Alvin Lee, Gitarrist und Sänger der Band. Interessanterweise nimmt der Autor in einer vorangegangenen Passage auch Bezug auf Charlie Christian, einen Jazz-Gitarristen, „dem Vater moderner Gitarrenmusik“, von dem sich Lee die „perfekte Beherrschung“ des Instruments abgeschaut habe. Ebd.

- 84 Graf, Christian/Rausch, Burghard: Jethro Tull, in: Rockmusik Lexikon Europa, Frankfurt am Main 1996, S. 690–696, hier: S. 692.
- 85 Dies.: Ten Years After, in: ebd., 1302–1306, hier: S. 1303.
- 86 Deep Purple: *Child in Time*, auf: ebd.: *Deep Purple in Rock*, Harvest Records 1970, Nr. 3.
- 87 Der Bühnename von Richard Hugh Blackmore lautete bereits zu dieser Zeit „Ritchie Blackmore“. ob: Gellende Pfliffe, in: OT (29.01.1973).
- 88 [-]: Schwarze „Knochen“ rissen Karten ab, in: Badisches Tagblatt (29.01.1973).
- 89 Graf/Rausch, Deep Purple, in: Rockmusik Lexikon, S. 357–360, hier: S. 357.
- 90 Ebd., S. 358.
- 91 So wird etwa auf „in Leder eingehüllte Gestalten als Saalordner“ rekurriert, die beim TYA-Konzert, anders als beim Auftritt von DP, nicht anwesend waren. alx: Alvin Lee ließ sich diesmal nicht lumpen, in: Badisches Tagblatt (19.02.1973).
- 92 TZ: „Zep“: Virtuoses Aufbäumen vor ausgelautem Untergang, in: Offenburger Tageblatt (26.03.1973).
- 93 Vgl. Deschwanden, Ulrich von: „Soziales Verhalten ...?“, in: ebd.
- 94 TZ: „Zepp“-Nachspiele, in: Offenburger Tageblatt (28.03.1973).
- 95 alx: Rock-Riesenspektakel in der Ortenauhalle, in: Badisches Tagblatt (26.03.1973).
- 96 Graf/Rausch, Led Zeppelin, in: Rockmusik Lexikon, S. 758–764, hier: S. 758.
- 97 Vgl. hierzu: European Tour 1973, in: Led Zeppelin Official Forum, online unter URL: <<https://forums.ledzeppelin.com/topic/19574-european-tour-1973>> (22.09.2019).
- 98 Im nachfolgenden Kapitel wird dieses Wochenende ausführlicher betrachtet. StAOG 07/51.53.10–3. Ankündigungssplakat Musik Workshop in der Ziboldschen Mühle 25.03.1973. Zwar wurde im OT direkt neben dem Bericht über das Led-Zeppelin-Konzert auch ein sechszeiliger Text zur Ziboldschen Mühle abgedruckt, dieser wies jedoch nur darauf hin, dass am 21. März 1973 dort „ein Interview mit jungen Leuten aus der Mühle“ vom SWF aufgenommen worden sei. Vgl. [-]: SWF war in der Mühle, in: Offenburger Tageblatt (26.03.1973).
- 99 Dies ist nicht das noch zu erörternde „Sunrise Festival“.
- 100 js/bw: Es gab geradezu Unmengen von Musik, in: Offenburger Tageblatt (27.12.1973).
- 101 So etwa die „kapitalistischen Eintrittspreise [...] von 13 bis 15 Mark“ bei Santana. „„German Rock“ entpuppte sich als nur geschäftstüchtige Spekulation“ der Veranstalter des Großkonzertes am 22. Dezember. jms: Im Flackern von Stroboskop-Licht: Jaulen und Wimmern, in: Offenburger Tageblatt (26.11.1973).
- 102 Deutlich wird dies anhand der Aussage, dass sich die „Qualität dieser Bands [...] konkret in Zahlen und Kommas ausdrücken“, was sich als Anspielung auf den finanziellen Aspekt verstehen lässt. (Germ. Rock) Ebenso die Einschätzung des Redakteurs, „auf solchen Primitiv-Mief bauen die Manager“. js/bw: Unmengen von Musik, in: OT (27.12.1973).
- 103 „in den Klangfetzen kapriöse Kadenzen und in dem dumpfen Donnergerollen Sinustöne [...] zu erkennen ist [...] unmöglich“ lauten die aneinandergereihten Alliterationen, mit denen der Sound des Santana-Konzerts beschrieben wird. jms: Im Flackern, in: OT (26.11.1973).
- 104 Er kommunizierte „schreiend mit einigen der Fans“ beim Konzert von Santana, um persönliche Eindrücke und Meinungen dieser zu sammeln. Dabei stellte sich heraus, dass viele die gespielten Stücke lieber auf Schallplatte daheim hören würden als sie live zu sehen. Vgl. j.s.: Eine irre Musik – oder der Triumph der Technik, in: Offenburger Tageblatt (17.12.1973).
- 105 Für Santana etwa wird der Verlauf des Abends anhand des Publikums dargestellt und auch bei Uriah Heep wird vom Warten der ersten Fans, die seit 13 Uhr vor der Halle saßen, über den Einlass bis hin zu Pfiffen vor dem Konzert berichtet. Vgl. Do: 6000 Santana-Fans „aus dem Häuschen“, in: Badisches Tagblatt (24.11.1973) sowie ders.: Die Menge tobte, in: BT (17.12.1973).
- 106 So fand die Einordnung der musikalischen Stile und Einflüsse auf einzelne Stücke anhand Bezeichnungen wie „asiatische Musik“, Hardrock“, „weiße[r] Blues“ oder in die „Richtung von ‚Pink Floyd‘“ statt. do: Großartiges Festival in der Oberrheinhalle, in: Badisches Tagblatt (27.12.1973).
- 107 Uriah-Heep-Sänger Dave Byron steckte „mit seiner Raserei die Menge an“ und kommunizierte auch verbal mit dieser.
- 108 Während der OT-Redakteur bei Santana beispielsweise Lieder nicht (er)kannte, stellte der BT-Redakteur die Setliste des Abends anhand von Liedtiteln exemplarisch dar.

- 109 „Schade, daß die Akustik in der Ortenauhalle so schlecht ist. Sonst wäre das Konzert noch besser angekommen“, resümiert der BT-Schreiber über das Santana-Konzert. Sprachliche bzw. technische Unkenntnisse können ihm hingegen vorgehalten werden, wenn er von einem „Syntheseciser“ spricht, der bei Uriah Heep verwendet wurde.
- 110 Eloy: *Between the Times*, auf: ebd.: *Dawn*, EMI Electrola 1976, Nr. 2. Eloy traten im Dezember 1973 in Offenburg im Rahmen des dortigen Hallenfestivals auf.
- 111 Die Scorpions traten zu dieser Zeit in Offenburg gleich zweimal auf, allerdings in einem kleinen Club namens „Big Ben“. Hierüber wurde in den Zeitungen nicht berichtet. Berichte über Nazareth, die im April 1975 in Offenburg auftraten, und Genesis, die mit Schlagzeuger Phil Collins am 26. März 1975 in der Ortenauhalle spielten, waren in den Quellen nicht zu finden. Setlist.fm nennt für 1975 und 1976 jeweils ein Konzert von Status Quo in Offenburg. Das erstgenannte ließ sich in den Zeitungen und auch weiteren Datenbanken nicht belegen. Ebenfalls 1975 trat Udo Lindenberg in der Oberrheinhalle auf. Aufgrund des großen musikalischen Unterschieds zu den bisher betrachteten Künstlern dieser Arbeit wird die Berichterstattung über sein Konzert außen vor gelassen.
- 112 Humble Pie gelten als „Ausnahmeerscheinung“, Nazareth als „Schottlands härteste Rock-Band“, Zappa hingegen als „Bürgerschreck“. Seine Konzertankündigung ist auch die längste und einzige, die mit Initialen des Autors versehen ist. Dies könnte darauf zurückzuführen sein, dass Ankündigungen häufig auf vom Management oder Veranstalter herausgegebenen Preetexten basieren. Vgl. [-]: „Humble Pie“ in Ortenauhalle, in: Offenburger Tageblatt (15.10.1974). Sowie vgl. [-]: Nazareth in Offenburg, in: Offenburger Tageblatt (10.04.1975). Sowie vgl. mx: Bürgerschreck Frank Zappa kommt, in: Offenburger Tageblatt (09.03.1976).
- 113 Vgl. [-]: Der Vater der „Mütter“ in Offenburg, in: Badisches Tagblatt (09.03.1976).
- 114 Marx, Peter: Gestern Rock-Rebell und heute rockender Romantiker, in: Offenburger Tageblatt (13.03.1976).
- 115 mx: Status Quo: Mal witzig, mal nur laut, in: Offenburger Tageblatt (02.02.1976).
- 116 k: „Status Quo“ brauchte dauernd frischen Tee, in: Badisches Tagblatt (02.02.1976).
- 117 Man vergleiche etwa die Entwicklung Status Quos, die „vom kruden Rock zum reifen, kompromißlosen und kumpelhaften Boogie-Pop“ und weiter als „Rock-Maschinerie“ musizierten. Graf Rausch: Status Quo, in: Rockmusik Lexikon, S. 1225–1229, hier: S. 1226f.
- 118 Bob Marley: *Sun is shining*, auf: ebd.: *Kaya*, Tuff Gong/Island Records 1978, Nr. 4.
- 119 [-]: „Mekka des Rock“ bekommt für viele bösen Beigeschmack, in: Offenburger Tageblatt (14.04.1976).
- 120 [-]: Festival-Aktenvermerk-Bombe platzte im Gemeinderat, in: Offenburger Tageblatt (17.05.1976). Grüber war nach dem Zweiten Weltkrieg der erste OB Offenburgs, der nicht der CDU, sondern der SPD zugehörte.
- 121 [-]: Mit Kochtopf und Gitarre kamen die ersten Fans von der Waterkant, in: Offenburger Tageblatt (05.06.1976).
- 122 Dies geht aus dem Bericht des OT über eine Gemeinderatssitzung hervor, vgl. [-]: Festival-Aktenvermerk, in: OT (17.05.1976).
- 123 Vgl. Schreiber, Bernhard: Erklärung von Polizeichef Schreiber, in: Offenburger Tageblatt (22.05.1976).
- 124 Dort seien „492 LSD-Trips [...], 134 g Haschisch, 105 g Marihuana und 23 „Briefchen“ Heroin“ sichergestellt worden. Ebd.
- 125 [-]: 500 Fälle für ärztliche Helfer, in: Offenburger Tageblatt (08.06.1976).
- 126 Kuhls, Werner: In puncto Rock-Festival, in: Offenburger Tageblatt (01.06.1976).
- 127 chd: Stills sagt alles ab – „Procol Harum“ kommt, in: Offenburger Tageblatt (28.05.1976).
- 128 Kuhls: In puncto, in: OT (01.06.1976).
- 129 Vgl. [-]: Mit Kochtopf, in: OT (05.06.1976). Am Ende dieses Artikels berichtete das OT zudem über „Bremer, die mit ihren Gitarren, Kochtöpfen und Schlafsäcken gestern mitag als allererste Festivaller im verregneten Offenburg ankamen“.
- 130 [-]: „Selbst die Engel spielten mit“, in: Offenburger Tageblatt (08.06.1976).

- 131 Reiser, Gert: Mit der Polizei unterwegs – Impressionen vom Festival, in: Offenburger Tageblatt (08.06.1976). Insgesamt wurden „400 Gramm Haschisch [...] vierzig Pfeifen und Spritzen, 104 LSD-Trips“ beschlagnahmt.
- 132 Ebd.
- 133 GR: „Der Ruhe wegen“, in: ebd. Tatsächlich fühlten sich Anwohner „weniger durch den Lärm des Popfestivals als seinerzeit durch das Gedudel der Musik vom ORFA-Rummelplatz gestört“, wie Umfragen des OB belegten.
- 134 Reiser, Gert: Mit der Polizei unterwegs, in: ebd.
- 135 Vgl. chd: Nur wenige Mülltonnen – deshalb diese Müllberge, in: Offenburger Tageblatt (09.06.2019).
- 136 Vgl. th: Verwaltungsgericht: Sunrise-Konzertbüro muß bezahlen, in: Offenburger Tageblatt (01.04.1976).
- 137 [-]: Selbst die Engel, in: OT (08.06.1976).
- 138 So „zeigten sich [...] die ersten blauen Wölkchen über mancher Fan-Gruppe, die ganz und gar nicht nach Tabak roch“. Lj: Die ersten blauen Wölkchen, in: ebd.
- 139 Das OT gab als Heimatstadt der aus Hannover stammenden „Scorpions“ Stuttgart an. Ebenso wurde Sänger Klaus Meine als „Lead-Gitarrist“ betitelt. Ebd.
- 140 Das Publikum schien zu „toben“, als zwischen zwei Bands alte Beatles-Songs aus den Lautsprechern gespielt wurden. Das Verhalten der Gäste könnte aber auch auf Freude über die Musik zurückzuführen sein. Vgl. ebd.
- 141 Vgl. r: Super-Rock-Festival-Krach schon vor Beginn, in: Badisches Tagblatt (07.04.1976).
- 142 Vgl. [-]: 250 000 Mark Polizeikosten für Rock-Festival, in: Badisches Tagblatt (14.04.1976). Uffhofen war ein zu diesem Zeitpunkt gerade einmal zehn Jahre alter Stadtteil Offenburgs in Mesenähe.
- 143 Vgl. pf: Vor dem Rockfestival macht Protestlärm die Musik, in: Badisches Tagblatt (12.04.1976).
- 144 Vgl. k: Polizei wird nicht den wilden Mann spielen, in: Badisches Tagblatt (04.06.1976).
- 145 Vgl. [-]: Vorbereitungen Pop-Festival auf völeln [sic!] Touren, in: Offenburger Tageblatt (03.06.1976).
- 146 Vgl. k: Offenburger Pop-Festival nahm einen friedlichen Verlauf, in: Badisches Tagblatt (08.06.1976). Praktiken wie das Ausbreiten von Schlafsäcken, Herumspringen und Feiern wurden vom BT beschrieben.
- 147 StAOG 17/2800. The Sunrise Festival. Zeitenössisches Plakat im Stadtarchiv Offenburg.
- 148 Dieser beschwerte sich über die Vorgehensweise der Polizei, die Gäste unter 16 Jahren nach Hause schickte. Er versprach, „nie wieder nach Offenburg“ zu kommen. k: Offenburger Pop-Festival, in: BT (08.06.1976).
- 149 „[E]ine Panne an der Lautsprecheranlage“ hatte für eine Unterbrechung des Wishbone-Ash-Auftritts gesorgt. Ebd.
- 150 [-]: Die Spuren des Pop-Festivals werden getilgt, in: Badisches Tagblatt (09.06.1976).
- 151 StA OG 21/00692. Bravo vom 24.06.1976. S. 8–10.
- 152 Portraitaufnahmen der Musiker nahmen den Großteil des Platzes auf den Seiten ein. Lediglich ca. ein Fünftel der Seite ist mit Aufnahmen des Publikums gefüllt.
- 153 Dabei wurde auch subjektiv wertend geschrieben. So wurden die Wishbone-Ash-Gitarristen als „Spitzenklasse“ eingestuft, wohingegen der ehemalige Ten-Years-After-Gitarrist Alvin Lee als „dicker und älter“ beschrieben wurde. „Die besten Tage sind [für ihn] vorbei“ resümiert die Bravo über seinen Auftritt auf dem Festival.
- 154 Bei den Scorpions wurde über Showeinlagen auf der Bühne und vereinzelte Songs geschrieben.
- 155 Led Zeppelin: *No Quarter*, auf: ebd.: *Houses of the Holy*, Atlantic Records 1973, Nr. 7.
- 156 StAOG Zeitgeschichtliche Sammlung. Mühle Gedenk-Blatt, ohne Seitenzahl.
- 157 Vgl. hierzu Punkt 3. dieser Arbeit.
- 158 Vgl. Pfaff: Interview mit Peter Oehler, S. 5.
- 159 Ders.: Interview mit Monika und Dieter Gebrecht, S. 14.
- 160 Vgl. ebd.
- 161 Vgl. ders.: Interview mit Bernd Hartmann, S. 2. Dass man laut dessen Aussage in der Mühle mit „Mädels“ in Kontakt kam, verdeutlicht die Bedeutung für die Jugend. Indem die Mühle ein so-

- zialer Treff- und Austauschpunkt für Jugendliche war, diente sie auch dazu, Personen des anderen Geschlechts kennenzulernen.
- 162 Vgl. StAOG Zeitgeschichtliche Sammlung. Mühle Gedenk-Blatt, S. 16–25.
- 163 So trennte auch die terminliche Gleichzeitigkeit des Led-Zeppelin-Konzerts und eines für denselben Abend angekündigten Escorial-Konzerts die Bandmitglieder von der Kultur um die Mühle. Vgl. Offenburger Tageblatt (24.03.1973).
- 164 „Zep“: Virtuoses Aufbäumen vor ausgelautem Untergang“, in: Offenburger Tageblatt (26.03.1973). Tatsächlich gilt die nur 20 Konzerte umfassende Europatour 1973 als einer der technischen Höhepunkte der Bandkarriere. Der Auftritt in Offenburg wurde inoffiziell mitgeschnitten und 1980 als Live-Bootleg in überdurchschnittlicher Qualität veröffentlicht. Vgl. hierzu: „European Tour 1973“, in: Led Zeppelin Official Forum; URL: <https://forums.ledzeppelin.com/topic/19574-european-tour-1973/> [zuletzt aufgerufen am 07.01.2019, 16:49 Uhr].
- 165 Pfaff: Interview mit Bernd Hartmann, S. 5.
- 166 Ders.: Interview mit Peter Oehler, S. 14.
- 167 Zur Entwicklung der deutschen Release-Bewegung vgl. Heuer, Rolv: Helft euch selbst! Der Release-Report gegen die Sucht, Reinbek 1971, S. 70f.
- 168 StAOG 07/51.53.10–3. Ankündigungsplakat Musik Workshop in der Ziboldschen Mühle 25.03.1973.
- 169 Ebd. Die Offenburg (alias Mühle) presents. Ankündigung Programm Led-Zeppelin-Wochenende.
- 170 Ebd., Ankündigungstext Wochenende Led Zeppelin-Konzert 23.–25.03.1973.
- 171 Ebd.
- 172 StAOG Zeitgeschichtliche Sammlung. Mühle Gedenk-Blatt, S. 19.
- 173 Led Zeppelin: Led Zeppelin, London 2018, S. 322.
- 174 „Virtuoses Aufbäumen ...“, in: OT (26.03.1973). Das OT listet die Nationalitäten des Publikums auf. Dabei ist auffallend, dass neben den an Südbaden angrenzenden Nationen Frankreich und der Schweiz auch kanadisches und amerikanisches Publikum gezählt wird. Dies ist durch die zu diesem Zeitpunkt bei Lahr stationierten Truppen erklärbar. Vgl. „Konversion“, in: Seite der Stadt Lahr; URL: <https://www.lahr.de/konversion.10821.htm> [zuletzt aufgerufen am 04.12.2018, 02:40 Uhr].
- 175 In Anlehnung an: Kiss: *Detroit Rock City*, auf: ebd.: *Destroyer*, Casablanca Records 1976, Nr. 1.
- 176 Wie bereits erläutert.
- 177 Vgl. Pfaff: Interview mit Monika und Dieter Gebrecht, S. 11–13.
- 178 Eine beeindruckende Auflistung der in Offenburg und Appenweier veranstalteten Konzerte ab den 1960er Jahren liefert setlist.fm. Vgl. „Search for setlist: Offenburg“, in: Setlist.fm; URL: <https://www.setlist.fm/search?query=Offenburg> [zuletzt aufgerufen am 10.12.2018, 19:20 Uhr]. Sowie vgl. „Search for setlist: Appenweier“, ebd.; URL: <https://www.setlist.fm/search?query=Appenweier> [zuletzt aufgerufen am 10.12.2018, 19:21].
- 179 Vgl. „Der Verein. Förderung junger Musiker und Kunstschaffender“, in: Kulturförderverein Stud e. V.; URL: <http://stud-offenburg.de/verein.html> [zuletzt aufgerufen am 10.12.2018, 18:55 Uhr]. Der Kulturförderverein Stud e. V., dessen Ursprünge in einer 1968 gegründeten studentischen Kneipe liegen, organisiert seit über 13 Jahren ehrenamtlich bei freiem Eintritt Konzerte in der an die Kneipenräumlichkeiten angrenzenden Halle.
- 180 So beschrieben sowohl Peter Oehler als auch Dieter Gebrecht, etwa beim Konzert von „Deep Purple“ in Offenburg im Januar 1973 gewesen zu sein. Vgl. Pfaff: Interview mit Peter Oehler, S. 14. Sowie vgl. ders.: Interview mit Monika und Dieter Gebrecht, S. 14.

Der „Musikwald“ – wie ein Waldstück zu seinem Namen kam

Wolfram Graß

Im nördlichsten Teil der Gemarkung Windschlag bestimmen Wald- und Wiesengelände das Landschaftsbild. Die Gemeindewälder „Burgerwald“ und „Hädry“ sind beliebte Ausflugsziele der einheimischen Bevölkerung für ausgedehnte Spaziergänge und Fahrradtouren.

Nördlich der Bahnstrecke Kehl–Appenweier erstreckt sich ein kleines Waldstück, welches von den Dorfbewohnern als „Musikwald“ bezeichnet wird.

Ältere Bürger können sich noch an jene Zeit vor dem Autobahnbau Ende der 1950er Jahre erinnern, als das gesamte Gelände „Hädry“ nördlich der Bahnlinie ein reines Wiesengelände gewesen war. Die Wiesen waren Gemeindeigentum und wegen ihrer geografischen Lage zum Dorf die letzten Matten, die im Sommer abgemäht wurden.

Beschwerlich war die Anfahrt der Bauern mit ihren Kuhfuhrwerken in den Jahren vor dem Zweiten Weltkrieg. In der Morgendämmerung machten sich die Windschläger Landwirte auf den Weg der 4 bis 5 km langen Strecke zu den nördlichsten Wiesen.

Den Bahnübergang bediente der Schrankenwärter vom Stellwerk „Block Neugraben“ vom Abzweig Appenweier der Kehler Stichbahn. Eine einfache Fahrt dauerte nach Erzählungen älterer Mitbürger 1 bis 1½ Stunden.¹

In der Nachkriegszeit hatte die Gemeinde Schwierigkeiten, das Heu der Hädrywiesen mit wirtschaftlichem Gewinn zu verkaufen. In der Gemeindeverwaltung kam der damalige Bürgermeister Karl Schmidt auf die Idee, einen Wald auf dem Wiesengelände anzupflanzen. Karl Schmidt war zugleich 1. Vorsitzender des Musikvereins. Er konnte zahlreiche Mitglieder des Vereins dazu animieren, in einer einmaligen Aktion die Anpflanzung der Bäume selbst vorzunehmen.

Durch diese Initiative sollte die Gemeinde eine Kostenersparnis erzielen, welche dann dem Musikverein zugutekommen sollte.

Von diesem Vorhaben ist in den Vereinsunterlagen nur ein Protokoll der Verwaltungsratssitzung vom 6. Januar 1952 erhalten geblieben.²

Es wurde der Beschluss gefasst, ein neues Flügelhorn und ein Becken für die Kapelle anzuschaffen. „Die Unkosten sollen auf



*Der Musikwald
heute, links ist die
Autobahn A 5 zu
sehen, vor dem Wald
die Hädrywiesen*

Vorschlag von Herrn Bürgermeister Schmidt durch eine freiwillige Arbeitsleistung der Mitglieder bei einer Neuanpflanzung von Gemeindewald (Hädrywiesen) gedeckt werden.³

Am Samstag, dem 15. März 1952, um 13.30 Uhr, ging es dann mit dem Lastwagen des 2. Vorstandes bei herrlichem Frühlingswetter zu der Stätte, wo die Anpflanzung erfolgen sollte. 37 Mitglieder waren versammelt, als Bürgermeister Karl Schmidt in einer kleinen Ansprache auf den Sinn der Arbeit zum Wohle der Gemeinde und des Musikvereins verwies.⁴

Nach der Rede erfolgte der erste Spatenstich durch den Bürgermeister. Schließlich waren um 6 Uhr abends alle Bäumchen gesetzt. Das neu angepflanzte Waldstück sollte zur Erinnerung an die einmalige Pflanzaktion den Namen „Musikwald“ tragen.

148 DM erhielt der Musikverein nach den Angaben von Karl Schmidt als Vergütung von der Gemeinde. Mit diesem Geld konnten die gewünschten Instrumente angeschafft werden.

Mit dem Autobahnneubau der A 5 veränderte sich die Landschaft gravierend in ihrem Erscheinungsbild. Die Deutsche Bundesbahn ließ den schienengleichen Bahnübergang zwischen dem südlich der Bahn gelegenen Hädrywald und den auf der anderen Seite befindlichen Hädrywiesen nebst Musikwald beseitigen.

Heute kann dieser zu Windschlag gehörende Gemarkungsteil nur noch von dem Nachbarort Sand angefahren werden.

Anmerkungen

- 1 Erinnerungen von Alt-Bürgermeister Karl Schmidt.
- 2 Vereinsunterlagen Musikverein Windschlag e. V.
- 3 Schriftliche Aufzeichnungen von Karl Schmidt zur Geschichte Windschlags, Grundlage für sein Buch „Windschlag mein Heimatdorf“.
- 4 Schriftliche Aufzeichnungen von Karl Schmidt zur Geschichte Windschlags, Grundlage für sein Buch „Windschlag mein Heimatdorf“.

Freie Themen

Zwischen Kinzigtal und Ostalb – die Herren von Wolfach

Heiko Wagner

Der Titel des Aufsatzes mag den Leser überraschen, sind doch die Herren von Wolfach gewöhnlich für ihr insgesamt geschlossenes Territorium im mittleren bis oberen Kinzigtal bekannt. Dennoch gab es eine Zeitlang eine Beziehung auf die Schwäbische Alb, ganz in den Osten des heutigen Baden-Württemberg. Darauf hat schon 1992 Hans Harter aufgrund seiner umfangreichen Quellenstudien zum Adel und zur Besiedlungsgeschichte im Kinzigtal hingewiesen.

Voraussetzungen für die Gründung der Burg Hausach

Harter konnte belegen, dass „Husen“ (Hausach, damals noch Hausach-Dorf) im 12. Jahrhundert zur Herrschaft der Herren von Wolfach gehörte. Seit dem mittleren oder späten 11. Jahrhundert hatten sie ihren Sitz in Wolfach. Gemeint war damals die heutige Burgruine Wolfach (Alt-Wolfach), die nördlich des heutigen Wolfach nahe der Grenze zu Oberwolfach liegt. Anzumerken ist an dieser Stelle, dass damals die Städte Hausach und Wolfach noch nicht bestanden, die Topographie des Kinzigtals also noch anders aussah. Die Wolfacher schenkten den Besitzkomplex „Einbach mit der Kirche Husen“ dem Kloster St. Georgen am Ostrand des Schwarzwalds. Vermutlich amtierte jeweils ein Mitglied der Wolfacher auch nach der Schenkung als Lokalvogt des Klosters St. Georgen, doch kann das nicht bewiesen werden (Harter S. 207). Hochvögte, d. h. den Wolfachern übergeordnet, waren jedenfalls die Herzöge von Zähringen.

Auffällig ist nun, dass in der 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts ein Stück aus der Herrschaft Wolfach herausgeschnitten wurde. Auf einem Bergsporn entstand die Burg Hausach. Als sie 1246 belagert und zerstört wurde (gleichzeitig ihre direkte Ersterwähnung), befand sie sich im Besitz der Staufer. Die Einnahme erfolgte durch Verbündete des Straßburger Bischofs Heinrich von Stahleck. Nach der Bannung Kaiser Friedrichs II. durch den Papst und das Konzil von Lyon im Jahre 1245 nutzten viele Gegner der Staufer die Gelegenheit zum Losschlagen. Ihnen schlossen sich vermutlich auch bisher Unentschlossene an, andere wechselten nun rasch die Seite.

Im Falle von Hausach wurden offenbar die Grafen von Urach-Freiburg tätig. Später, im Jahr 1259, ist Graf Konrad von Urach-Freiburg als Herr von „Husen im Kintzengenthal“ (= Hausach) belegt. Aus dem Besitz der Uracher kam die Burg an die – um 1250 als eigene Linie abgespaltenen – Fürstenberger. Soweit ist die Geschichte der Burg Hausach recht gut bekannt.

Zeitpunkt und Ablauf der Gründung der Burg Hausach

Wann genau und wie kam es jedoch zur Gründung der Burg Hausach? Die Herauslösung eines Gebietsteils und die Errichtung der Burg Hausach stellt eine „Störung“ in der Wolfacher Herrschaftsstruktur dar. In der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts, d. h. nach der Eroberung 1246, erscheint Hausach als eigene Herrschaft, d. h. ohne Bezug zu den Wolfachern.

Harter erkannte „bedeutende politische Veränderungen zu ihren [d. h. der Wolfacher; Anmerkung des Verf.] Ungunsten ..., die durch den Bau dieser Anlage demonstriert werden. Hier sind andere, von außerhalb gekommene politische Kräfte tätig geworden, die aus dem wolfachischen Gebiet ein Stück herauslösten und mit einem Stützpunkt befestigten, so daß ‚Husen im Kintzental‘ bereits in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts als eigene Herrschaft in den Quellen erscheint“ (Harter S. 207).

Ein derartiger Eingriff kann nur von einer sehr hochrangigen Person oder Institution vorgenommen worden sein. Aufgrund der Seltenheit der im 12. und frühen 13. Jahrhundert weitverbreiteten nachgedrehten Keramik an der Burg Hausach (sie ist hingegen auf der Burg Wolfach häufig) scheiden die schon 1218 ausgestorbenen Herzöge von Zähringen aus; es wäre in dieser Zeit auch kein konkreter Anlass für eine solche Maßnahme fassbar.

Wesentlich wahrscheinlicher ist eine Aktion des Königtums. Wichtig ist nun, dass sich der recht junge König Friedrich II. (noch nicht Kaiser) um 1218 am Oberrhein aufhielt. Er ist in Breisach und in der Ortenau auf der Burg Mahlberg fassbar.

In dieser Zeit bot das – schon seit einigen Jahren durch die letztendliche Kinderlosigkeit Herzog Bertolds V. abzusehende – Aussterben der Zähringer im Jahre 1218 viele Möglichkeiten und Handlungsoptionen. Friedrich II. konnte z. B. entfremdete Reichslehen zurückerlangen; sein Ziel war außerdem, das Erbe der Zähringer unter verschiedene anspruchsberechtigte Familien (Kyburger, Grafen von Urach u. a.) zu verteilen. Durch eine

geschickte Handhabung konnten diese Familien einerseits an das Reich und die Staufer gebunden werden; andererseits wurde das erneute Entstehen eines großen, womöglich gegnerischen Machtkomplexes im Südwesten – wie er zuvor meist unter den Zähringern bestanden hatte – verhindert. In diese Zeit scheint auch der beginnende Aufstieg der Geroldsecker zu gehören (die noch auf dem „Rauhkasten“ und auf anderen Burgen der südlichen Ortenau ansässig waren). Die Initiative zu der sehr schnell, unter hohem Mittel- und Personaleinsatz vorgenommenen Errichtung der Wasserburg Lahr wird Friedrich II. zugeschrieben; und auch die ursprünglich baugleiche Niederungsburg Dautenstein am Südrand von Seelbach dürfte in diesen Zusammenhang gehören. Damit sind die Interessen und Aktivitäten der Staufer im Schuttertal umrissen.

Was war – außer der puren Macht der Staufer – die Möglichkeit, im Kinzigtal auf das Wolfacher bzw. St. Georgener Gut zuzugreifen? Die rechtliche Handhabe der Staufer war, dass sie durch das Aussterben der Zähringer 1218 zu (Hoch-)Vögten über das Kloster St. Georgen wurden (Harter S. 201). Gottfried von Wolfach scheint sich der neuen Situation angepasst und an die Staufer angelehnt zu haben – vielleicht nicht ganz freiwillig.

Als Ausgleich auf die Alb

Im September 1220 reiste Friedrich II. in Richtung Sizilien ab (Harter S. 79). Spätestens zu diesem Zeitpunkt erhielt Gottfried von Wolfach eine Kompensation für die verlorenen Güter und Rechte. Es handelte sich um die Vogtei über das – für die Wolfacher sicher unangenehm weitab gelegene – Chorherrenstift Herbrechtingen (Lkr. Heidenheim). Dazu kamen Ebermergen (bei Harburg im Ries) und besonders Burg und Dorf Hürben (Stadt Giengen an der Brenz, Lkr. Heidenheim). Hürben befand sich noch wenige Jahre zuvor in der Hand der staufischen Ministerialen von Hürben, die seit 1171 bis 1216 genannt sind (Harter S. 78–81). Für ihr Verschwinden aus den Schriftquellen könnte es mehrere Gründe geben: sie könnten als Amtsträger in eine andere Region versetzt worden sein und dabei ihren Namen geändert haben, sie fielen beim König in Ungnade oder sie starben womöglich aus; jedenfalls verschwinden sie aus dieser Position.

Gottfried von Wolfach hatte diese Herrschaft und Vogtei nur bis 1227 inne, d. h. etwa sieben bis höchstens neun Jahre lang. Die relativ lange Reise dorthin dürfte diese Außenbesitzungen für die Wolfacher insgesamt wenig attraktiv gemacht

haben. Offenbar bedrängten die Wolfacher das Augustinerchorherrenstift (Harter S. 79; S. 81); vermutlich wollten sie aus dieser aufwendig zu erreichenden und zu verwaltenden Besit- zung einfach das Möglichste herausholen. Perspektiven für einen weiteren Herrschaftsaufbau boten sich hier im Altsiedel- land ohnehin kaum.

Für die Staufer hingegen war die Burg Hausach als ein wei- terer Stützpunkt wichtig, um ihre linksrheinischen Besitzun- gen im Elsass mit den Gebieten in Innerschwaben zu verbind- en. Der Kontakt der Staufer zu Hausach dauerte insgesamt etwa 26 Jahre – eine Generation.

Die Burg Hürben

Eine private Reise gab dem Verfasser die Gelegenheit, am 23. Oktober 2019 bei mäßig gutem Wetter die Reste der auf etwa 480 m ü. NN. gelegenen Burg Hürben zu besichtigen. Sie lag auf einem in NW-SO-Richtung verlaufenden Bergsporn direkt oberhalb (etwa nördlich) der 1738 erbauten evangeli- schen Kirche (Abb. 1). Der Geländesporn ist nach hinten, in Richtung Nordwesten, durch eine deutliche steile Böschung begrenzt. Der Halsgraben war dort ursprünglich 15 m breit und als Sohlgraben ausgeführt; er war ehemals mehrere Meter tiefer und ist nach den Aussagen der Anwohner vor Jahrzehn- ten verfüllt worden. Auf dem Plateau befindet sich heute der Friedhof des Ortes mit Kriegerdenkmal und einer kleinen Halle. Von einer Straße aus führt jedoch ein Wanderweg



Abb. 1: Die Burg Hürben aus südlicher Richtung (Sporn oberhalb der Kirche)

außen an der nordöstlichen bis nördlichen Flanke der Burg entlang. Eine erfreulich ausführliche Tafel nennt hier die wichtigsten Daten der Burggeschichte und erwähnt dabei auch Gottfried von Wolfach (Abb. 2). Zwischen den Bäumen zeichnet sich oberhalb des Weges eine – gegenüber dem Foto bei Bizer/Götz (S. 15) – inzwischen ausgefugte und sanierte Mauer ab (Abb. 3–4). Sie besteht aus Buckelquadern des lokal vorkommenden Kalksteins; es handelt sich um die ehemalige Ringmauer der Burg.

Die Burg Hürben wurde 1449 im Städtekrieg durch die Ulmer zerstört. Vor Errichtung der tiefer gelegenen Kirche wurde noch in der Neuzeit die ehemalige Burgkapelle als Gottesdienstort genutzt, bis sie durch Blitzschlag abbrannte.



Abb. 2: Eine Tafel am Wanderweg an der NO-Seite nennt in der Burggeschichte auch Gottfried von Wolfach



Abb. 3: Ein kurzes Teilstück der Ringmauer (links) ist unrestauriert erhalten



Abb. 4: Die restaurierte Ringmauer besteht aus Buckelquadern aus Kalkstein

Das Chorherrenstift Herbrechtingen

Der Baukomplex des am Abend besuchten Chorherrenstifts liegt im südwestlichen Teil von Herbrechtingen (Lkr. Heidenheim); die Adresse lautet Eselsburger Straße 8. Nach seiner umfangreichen und meist fachlich gut begleiteten Sanierung befinden sich hier heutzutage Räumlichkeiten für Veranstaltungen und Bildung. Die bauliche Entwicklung wird im Hausinneren durch farbige Baualterspläne dargestellt. Besonders im steinernen Sockel- und Kellerbereich ist noch Bausubstanz des 12./13. Jahrhunderts vorhanden. Das farbig gefasste

Abb. 5: Kloster Herbrechtingen (ehem. Chorherrenstift). Der Westflügel (Propstei) von Südosten

Abb. 6: Im Innenhof. Renaissancezeitliches Fachwerk mit diversen Kranöffnungen zum Aufziehen von einzulagernden Gütern. Nordflügel (mittlerer Teil des Kameralamts). Blick von Südwesten

Abb. 7: Bauteil an der Nordseite, außen (an der NW-Ecke des Baugevierts, bei der Propstei). Blick von NNO



Fachwerk stammt im Wesentlichen aus der Renaissance. Einige kleinere Bauten wurden offenbar schon früher abgerissen, zeichnen sich aber stellenweise noch ab.

Der weiträumige Klosterbezirk ist bzw. war durch Mauern in verschiedene Bereiche unterteilt. Im Westen, zur Brenz hin, lag ein ausgedehnter ummauerter Wirtschaftsbereich, der vom Hirschbach durchflossen wurde. Am Ostrand dieses Ökonmiehofes liegt wie ein Riegel quer die sogenannte Propstei. Sie wird von einer Durchfahrt durchquert, gleichzeitig läuft in ihrem Untergeschoss in Nord-Süd-Richtung der überbaute Hirschbach hindurch. Der Winkel zwischen Propstei und Kameralamt (die Bezeichnungen stammen aus der württembergi-



Abb. 8: Der gotische Chor der Kirche, von Südosten (zu Gottfried von Wolfachs Zeiten noch nicht vorhanden)



Abb. 9: Das Langhaus der Kirche im heutigen Zustand (Südseite); rechts zeichnet sich noch ein älterer Dachansatz ab. Blick von Südosten

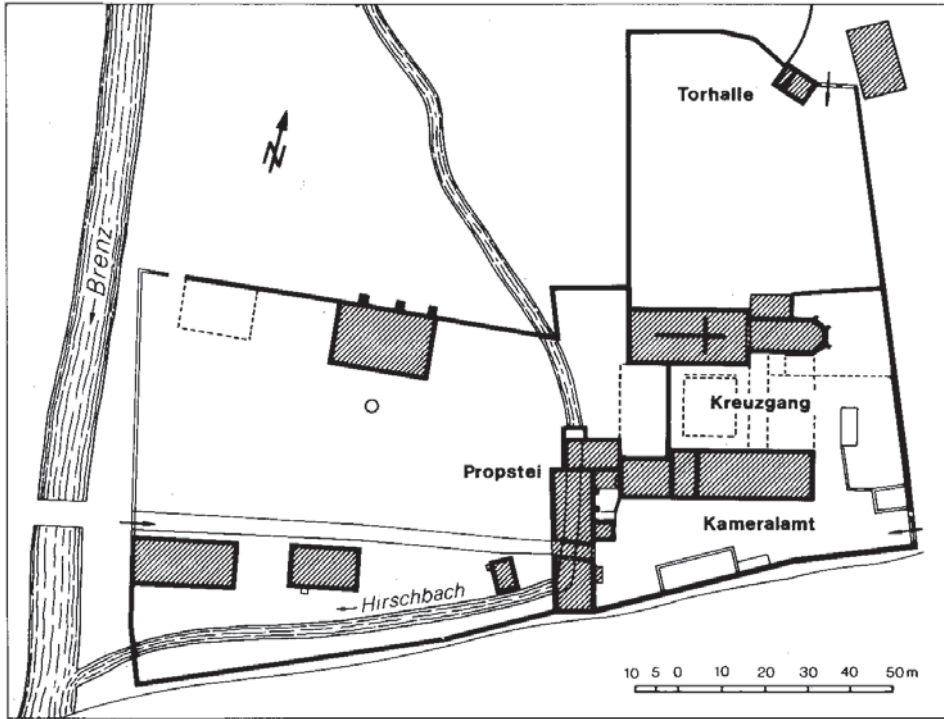


Abb. 10:
Herbrechtingen,
Gesamtplan des
Klosterareals

schen, reformierten Zeit) bildet heute einen länglichen Hof. Ein nach Norden gelegener Gebäudeflügel und der Kreuzgang sind seit Langem abgebrochen und bilden heute offene Rasenflächen. Die Kirche – heute evangelische Pfarrkirche und gewöhnlich verschlossen – zeichnet sich mit Langhaus und einem langen spätgotischen Chor (Abb. 8) ab. Im Inneren des Langhauses (Abb. 9) ist als ehemaliger oberer Abschluss der Nordwand ein gemaltes Mäanderband erhalten, außerdem ist 1954 ein romanisches Rundbogenfenster freigelegt worden. Diese Kirche muss Gottfried von Wolfach in ihrem älteren Zustand gesehen und zumindest bei seinem feierlichen Einzug als neuer Vogt besucht haben.

Nördlich der Kirche erstreckt sich der ummauerte heutige Friedhof der Gemeinde. Unter ihm sind – Vermutung des Verfassers – noch karolingerzeitliche bis ottonische Baureste zu vermuten, sofern sie nicht schon beim Ausschachten der Grabgruben zerstört wurden. Denn ganz im Norden ist eine ehemalige Torhalle vorhanden, die heute als Friedhofskapelle genutzt wird. Sie wird mit ähnlichen Torhallen – deren Funktion nicht im Einzelnen geklärt ist – im Kloster Lorsch (Süd-hessen) und in Frauenchiemsee verglichen. In ihrem Oberge-

schoss findet sich auch hier eine im 13. Jahrhundert umgestaltete Kapelle mit halbrunder Apsis; ihre frühgotischen Wandmalereien sind nicht freigelegt. Um 1300 wurde dieses Gebäude zu einem Torturm aufgehöhht und deshalb heute auch als „Kirchhofturm“ bezeichnet (offenbar im 15./16. Jahrhundert nochmals mit Fachwerk aufgestockt).

Das ist also das sicher auch damals selbstbewusste Chorherrenstift Herbrechtingen, das von den Wolfachern bevogtet wurde.

Das Kloster blickte bereits auf eine lange und vornehme Geschichte zurück. Abt Fulrad von St. Denis – Hauskaplan Pippins und Erzieher des späteren Karl des Großen – gründete hier etwa um 774 ein Eigenkloster, das er 777 in seinem Testament dem Kloster St. Denis (bei Paris) vermachte und das von Karl dem Großen mit einer Schenkung bedacht wurde. Im 11. Jahrhundert (?) in ein Kollegiatstift umgewandelt, kam es auf dem Erbwege an die Staufer. Friedrich I. Barbarossa wandelte es 1171 in ein Augustiner-Chorherrenstift um und machte ihm weitere Schenkungen. (1536 wurde die Reformation eingeführt und das Kloster aufgehoben; es diente in der Folgezeit als evangelische Klosterschule und als Verwaltung eines Klosteramtes.)

Da die Wolfacher hier nicht den Bonus einer Schenkerfamilie hatten und auch sonst keine älteren Beziehungen dorthin bestanden, dürften sich die ungefähr sieben Jahre für sie nicht einfach gestaltet haben. Vermutlich waren beide Seiten froh, als dieses Verhältnis gelöst wurde und 1227 ein Verkauf an die Grafen von Dillingen – d. h. an eine Adelsfamilie aus der Region – zustande kam; sie wurden von König Heinrich (VII.) damit belehnt. So war diese Verbindung vom Schwarzwald auf die Schwäbische Alb nur ein kurzes Zwischenspiel ...

Literatur

- Christoph Bizer/Rolf Götz, *Vergessene Burgen der Schwäbischen Alb* (Stuttgart 1989), S. 15.
- Georg Dehio, *Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler Baden-Württemberg I – Regierungsbezirke Stuttgart und Karlsruhe*. Bearbeitet von Dagmar Zimdars und anderen (München/Berlin 1993), S. 346 (Herbrechtingen).
- Ellenhardi Chronicon, ed. Ph. Jaffé, in: *Monumenta Germ. Hist. Scriptorum* 17 (Hannover 1861; Nachdruck Stuttgart 1963), S. 118–141 (bes. S. 121).
- Ev. Kirchengemeinde Hürben (Hrsg.), *Die Kirche in Hürben – ein Beitrag zur Ortsgeschichte* (Hürben 1980), S. 7; 14–16; 23–24.
- Hans Harter, *Adel und Burgen im oberen Kinziggebiet – Studien zur Besiedlung und hochmittelalterlichen Herrschaftsbildung im Mittleren Schwarzwald*. Forschungen zur oberrheinischen Landesgeschichte Band XXXVII (Freiburg/München 1992), S. 58; 74; 78–81; 94–95; 210–211.

Das Land Baden-Württemberg – Amtliche Beschreibung nach Kreisen und Gemeinden Band IV: Regierungsbezirk Stuttgart, Regionalverbände Franken und Ostwürttemberg. Herausgegeben von der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg (Stuttgart 1980), S. 615–616 (Herbrechtingen).

Günter Schmitt, Burgenführer Schwäbische Alb Bd. 6 Ostalb (Biberach 1995), S. 331–334.

Günter Schmitt/Martina Fischer, Kulturzentrum Kloster Herbrechtingen. Landesdenkmalamt Baden-Württemberg Arbeitsheft 16 (Stuttgart 2003), bes. S. 33; S. 38 (hier mit falscher Jahreszahl 1206 statt 1220).

Stefan Uhl/Heiko Wagner, Burg Hausach (Veröffentlichung der Stadt Hausach, in Vorb. für 2020/2021).

Heiko Wagner, Die Burgruine Wolfach – Neues zu ihren Anfängen. Die Ortenau 99, 2019, S. 273–282. Wolfgang Walz, Kloster Herbrechtingen (Lkr. Heidenheim) und die Befestigung auf dem Linsenfels.

Kulturdenkmale in Baden-Württemberg Kleine Führer, Blatt 34 (Heidenheim 1977).

Heinfried Wischermann, Romanik in Baden-Württemberg (Stuttgart 1987), S. 272–273.

Bildnachweis

Abb. 1–9 (Fotos) von Heiko Wagner, Kirchzarten. – Abb. 10: Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg (nach Walz 1977).

Unbekannte Geroldseckerbilder aus dem 14. Jahrhundert

Thomas Foerster

Einleitung

Bei Recherchen in den digitalisierten Beständen des Generallandesarchivs stieß ich auf drei Seiten im Fundus der Glasnegative Wilhelm Kratts, die Nachzeichnungen von mittelalterlichen Fensterbildern enthielten: Paare in frommer Haltung und in spätmittelalterlicher Adelstracht, ergänzt um eine große Zahl von Wappen.¹ Die archivalischen Informationen verorteten die Darstellungen in der evangelischen Kirche in Mahlberg, und auf allen drei Seiten prangte mehrmals prominent das Geroldsecker Wappen. Die Darstellungen waren mir vollkommen unbekannt, und eine nochmalige Durchsicht der einschlägigen Literatur zeigte auch, dass sie der Geroldseckerforschung bislang nicht aufgefallen waren. Meine Suche nach den Zeichnungen blieb sowohl in Mahlberg als auch in Karlsruhe erfolglos, und erst nach ausgiebigen Recherchen gelang es mir, die Originale im Hessischen Hauptstaatsarchiv in Wiesbaden ausfindig zu machen.²

Die Zeichnungen enthalten erklärende Beischriften, welche die Bilder in einen Bauzusammenhang einordnen. Diese behaupten, man habe es mit *Heinrich Graff von Mörß und Saarwerden und sein Gemahl Adelheit von Geroltzeck* zu tun (Abb. 1).³ Hier aber irrt der Zeichner schon: Nicht nur gab es keinen Heinrich von Moers-Saarwerden, der jemals eine Adelheit von Geroldseck geheiratet hätte, vielmehr sind auf den Darstellungen auch die Geroldsecker Wappen eindeutig auf die Männer bezogen. Die zugeordneten Namen und Wappen lassen nur einen Schluss zu: Dargestellt sind die Herrscher über Mahlberg des 14. Jahrhunderts, die Geroldsecker der Linie Geroldseck-Lahr, die seit dem Teilungsvertrag von 1277 die sogenannte untere Herrschaft regierten. Offensichtlich wird hier ein bedeutendes dynastisches Zentrum dieser unteren Herrschaft dargestellt, wo die Ahnenreihe dieser Geroldsecker als Anspruch und zur Verherrlichung abgebildet wurde. Es handelt sich hierbei um eine Bildfolge mittelalterlicher Glasfenster, um ein monumentales Wandgemälde wie auch um einen spätmittelalterlichen Grabstein, die allesamt der bisherigen Forschung weitestgehend unbekannt waren. Darüber hinaus sind die Dar-



Abb. 1: Heinrich von Geroldseck und Adelheid von Zollern (Wiesbaden, Hessisches Hauptstaatsarchiv 1002/8, fol. 156r)

stellungen auch kunsthistorisch von großer Bedeutung, da sich aus dem 14. Jahrhundert nur sehr wenige derartige Glasfenster erhalten haben.

Die Handschrift Wiesbaden, Hessisches Hauptstaatsarchiv 1002/8

Die Geroldsecker der unteren Herrschaft starben im Jahre 1426 im Mannesstamm aus. Ihr Erbe ging an die Grafen von Moers-Saarwerden, bis es ein Jahrhundert später weiter an das Haus Nassau fiel.⁴ So haben sich auch mehrere relevante Aktenbestände in Nassauischen Archiven erhalten, die heute im Hessischen Hauptstaatsarchiv in Wiesbaden lagern. In der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts erstellte der nassauische Registrator Johann Andrae genealogische Collectaneen, umfangreiche Sammlungen von Abstammungstafeln aller wichtigen Zweige und Häuser, deren Erbe die Nassauer Grafen am Laufe der Jahrhunderte angetreten hatten. In den hinteren Abschnitten der Bände werden diese Genealogien mit Urkundenregesten und anderen Dokumenten untermauert.

Der achte Band der Sammlung, datiert auf den 7. Januar 1640,⁵ trägt den barocken Titel *GENEALOGIA / Und derselben Demonstration / Über / Die Graffschafft Saarwerden, / Die Graffschafft Mörs, / Die Herrschaft Lahr unnd / Mahlberg, / Daß Closter Werßweiler, / Die Herrschafften Hedel und Ulfft.*⁶ Der Band behandelt also die Grafschaft Moers-Saarwerden und die Herrschaft Lahr-Mahlberg und dokumentiert ihren erbrechtlichen Zusammenhang mit den Nassauischen Herrschern in Zeiten des Dreißigjährigen Krieges. Neben den genealogischen Tafeln und Urkundenregesten versammelt die Handschrift auch Verzeichnisse der Lehnleute in den einzelnen Herrschaften und verschiedene Nachzeichnungen von Grabsteinen und farbige Wappendarstellungen, darunter, als Anhang *Zur Lahr-Mahlberg- und Gerolzeckischen Genealogi gehörig*, auch die hier besprochenen Zeichnungen.⁷ Die erklärenden Beischriften lassen dabei keinen Zweifel: Es handelt sich hierbei nicht um reine Textillustrationen. Vielmehr heben diese kurzen Sätze immer wieder die genaue Position der Bilder in den Chorfenstern eines Sakralbaus hervor. Sie dürften also ursprünglich als reine Baubeschreibung entstanden sein und zur zusätzlichen Dokumentation der genealogischen Abläufe in die Sammlung aufgenommen worden sein.⁸

In seiner *Genealogia* stützte sich Andrae nach eigenen Angaben auf frühere Quellen, namentlich auf das 1592 in Straßburg veröffentlichte *Chronicon Alsatie* des Bernhard Herzog, eines

früheren Hanau-Lichtenbergischen Amtmannes zu Werd.⁹ Weiterhin hat er aber auch wichtige Aktenbestände in den relevanten Archiven eingesehen.¹⁰ In Karlsruhe finden sich noch umfangreiche genealogische Sammlungen zur Geschichte der Geroldsecker, die auch diesen Zeiten entstammen.¹¹ Eindeutige Bezüge zu den Bildern und zu Andraes Tafeln ließen sich aber bei keiner davon herstellen und müssen das Thema zukünftiger Forschungen bleiben. Damit hat Andrae aber schon im 17. Jahrhundert eine umfangreiche Quellendokumentation zur Geschichte der Geroldsecker vorgelegt, die – *mutatis mutandis* – den großen Sammlungen seiner Nachfolger, namentlich Johann Jakob Reinhardt im 18. Jahrhundert, Philipp Ruppert im 19. und Christoph Bühler im 20. Jahrhundert zur Seite zu stellen wäre.¹² Wenn in einer solch dokumentarischen Sammlung – der in der Adelsgesellschaft jener Zeit immerhin rechtliche Relevanz zukam – nun also solche Fensterbilder dokumentiert sind, ist deren Quellenwert sicherlich hoch einzuschätzen.

Zwar wurde die Handschrift 1918 ans Generallandesarchiv in Karlsruhe ausgeliehen,¹³ wo ihre Zeichnungen dann wohl von Wilhelm Kratt für sein „Badisches Denkmälerarchiv“ fotografiert wurden.¹⁴ Dennoch blieb die Wiesbadener Handschrift der einschlägigen Forschung verborgen – und nicht nur den erwähnten Reinhardt, Ruppert und Bühler. Lediglich im Corpus Vitrearum, der Sammlung und Dokumentation erhaltener und bezeugter Glasfenster des Mittelalters, hat die Handschrift Aufnahme gefunden. Rüdiger Becksmann, dem Bearbeiter des Corpus für Baden und die Pfalz, kommt das Verdienst zu, diese Handschrift 1979 zuerst bekanntgemacht zu haben, wenngleich die einschlägige Forschung zu den Geroldseckern auch seinen Impuls nicht wahrgenommen hat. Den von Becksmann geäußerten Deutungen ist aber, wie im Folgenden zu zeigen sein wird, im Einzelnen zu widersprechen.

Lahr oder Mahlberg? Der Bezug der Bilder

Welcher Sakralbau in diesen Darstellungen beschrieben wird, bedarf der genaueren Klärung. Die Handschrift bietet für diese Frage keine Anhaltspunkte. Die Beschreibungen erwähnen immer nur einen nicht näher benannten *Chor*. Die Zeichnungen bezeugen aber dynastische Fensterbilder von außerordentlichem Reichtum, ein Wandgemälde und ein Grabmal, die auf ein reich ausgestattetes symbolisches Zentrum der Geroldsecker schließen lassen. Für ein solches kommen in der unteren Herrschaft eigentlich nur Lahr oder Mahlberg infrage. Becks-

mann ordnet sie somit auch der Lahrer Stiftskirche zu. Als einziger Beleg für diese Zuweisung dient ihm jedoch das in der Handschrift beschriebene Moers-Saarwerdische Allianzwappen aus dem Jahre 1514, das eindeutig *Im Stiff zu Lar im Venster in dem Glock(en)thurn* verortet wird.¹⁵ Dieses Wappen steht in Andraes Handschrift jedoch an vollkommen anderer Stelle und hat nichts mit den am Ende der Sammlung dokumentierten Fenstern zu tun. Dass diese sich in Lahr befunden hätten, ist damit also nicht zu erweisen. Vieles spricht sogar gegen diese Zuweisung. Es muss nämlich auch betont werden, dass die Zeichnungen zwar einen Grabstein erwähnen,¹⁶ jedoch von den Grabmonumenten, die andere Quellen für die Lahrer Stiftskirche dokumentieren, keinerlei Kenntnis zeigen. Hätten sie einen Bauzustand des Lahrer Stifts dokumentiert, so hätten sie sicherlich auch Steine wie jene Walthers (2) und Heilikas von Finstingen¹⁷ oder die in anderen Quellen überlieferten Monumente mit aufgenommen.¹⁸

Es muss sich also um einen anderen Bau handeln, und unter den frühen Zentren der unteren Herrschaft bliebe dann nur noch Mahlberg. Im frühen 14. Jahrhundert – und aus dieser Zeit stammen die dargestellten Personen – war Mahlberg noch das unbestrittene Zentrum der unteren Herrschaft und wurde erst in späteren Jahrzehnten von Lahr überholt.¹⁹ Bei dem beschriebenen Sakralbau könnte es sich also um die Schlosskirche in Mahlberg, die Katharinenkapelle, handeln. Diese wurde zwar erst 1666 zum ersten Mal erwähnt,²⁰ ihre achteckige Form wurde aber schon als hochmittelalterlich gedeutet und durch den Einfluss Friedrichs II. erklärt.²¹ Nun eröffnen die Bilder wenigstens die Möglichkeit, dass schon im 14. Jahrhundert ein Vorgängerbau der heutigen Barockkirche stand, bzw. errichtet wurde, der reich mit Geroldseckerbildern geschmückt war.²² Somit ist es zumindest die wahrscheinlichste Deutung, dass die Fensterbilder in Mahlberg, und nicht in Lahr angebracht waren, was auch im frühen 14. Jahrhundert der wahrscheinlichere Ort war. Diese Deutung wird sich auch bei der Identifikation der dargestellten Personen noch weiter erhärten lassen.

Somit hat wohl Andrae mit seinen Zeichnungen einen Bauzustand der Kirche dokumentiert, der schon bald darauf in der Endphase des Dreißigjährigen Krieges zerstört wurde, und der zuletzt in den barocken Umgestaltungen und Neubauten endgültig verloren gegangen sein dürfte.²³ Es ist durchaus wahrscheinlich, dass die Glasfenster diesen Zerstörungen zuerst zum Opfer fielen. Nach dem Abschluss der Neubauten wurde in der Kirche das Allianzwappen des Hauses Baden-Baden angebracht, das 1771 die Herrschaft über Mahlberg übernommen

hatte, und dessen historische Tradition nun die der Geroldsecker zu verdrängen hatte.

Die Darstellungen und ihre Funktion

Derartige Personendarstellungen in Glasfenstern sind im Spätmittelalter nicht unüblich, man kennt sie auch aus anderen Regionen Europas. Zumeist handelt es sich dabei entweder um Stifterbilder, also Darstellungen von Gründern oder Wohltätern der entsprechenden Kirche, oder um Abbildungen von Verstorbenen, die in der entsprechenden Kirche bestattet wurden.²⁴ Im Falle dieser Zeichnungen scheint beides vorzuliegen. Eine der Figuren wird durch eine Inschrift in einer Banderole als *Fundator huius ecclesie* bezeichnet,²⁵ als der Gründer dieser Kirche (Abb. 2). Es handelt sich bei dieser Darstellung also eindeutig um ein Stifterbild.

Dass diese Darstellungen aber auch in Bezug zu einem geroldseckischen Grabdenkmal standen, wird durch eine andere Zeichnung belegt. Die letzte Darstellung auf Abb. 3 zeigt das geroldseckische Wappen mit der Helmzier aus Büffelhörnern und Frauenkopf, die im Spätmittelalter der Lahr-Mahlberger Linie zugeschrieben wird und diese von anderen Geroldsecker Vettern, wie etwa auf Burg Schwanau, unterschied.²⁶ Der beigefügte Text identifiziert den Bildträger deutlich als *Grabstein*.²⁷ Die Identität des Toten wird im nächsten Abschnitt behandelt; für den Augenblick mag es genügen, dass diese Zeichnung unzweifelhaft ein Grabmonument beschreibt. Da derartige Beisetzungen im Mittelalter nicht selten an frühere Bestattungstraditionen anknüpften, liegt es nahe, in den Bildern, insbesondere in den Darstellungen der beiden Ehepaare, ein Zeugnis mittelalterlichen Gebetsgedenkens zu sehen. Sie sind nicht als Stifter beschrieben, ihre Anbringung in Chorfenstern hinter dem Altar verweist hingegen eindeutig auf das Memorialgebete und das Totengedenken.

Erst kürzlich hat Erik Vollmer die Grablegen der Geroldsecker ausführlich untersucht. Aus den bekannten Quellen hat er die folgenden Orte herausgearbeitet, in denen Geroldsecker zur letzten Ruhe gebettet wurden: die Klosterkirche in Schuttern, die Stiftskirche in Lahr, das Kloster Wittichen, eine Stätte im Umfeld des Schlosses Dautenstein und die Pfarrkirche in Sulz.²⁸ Die Katharinenkapelle taucht in seiner Darstellung nicht auf, wie auch die Bestattungen der Lahr-Mahlberger Linie selbst nur wenig in den Quellen greifbar sind. Im Rahmen der hier vorgeschlagenen Deutung wäre in der Mahlberger Katharinenkapelle also eine bislang unbeachtete Grablege der



Abb. 2: Walter von Geroldseck und Susanna von Werd, ihr Sohn Walter und ein unbekannter Geroldsecker (Wiesbaden, Hessisches Hauptstaatsarchiv 1002/8, fol. 157r)

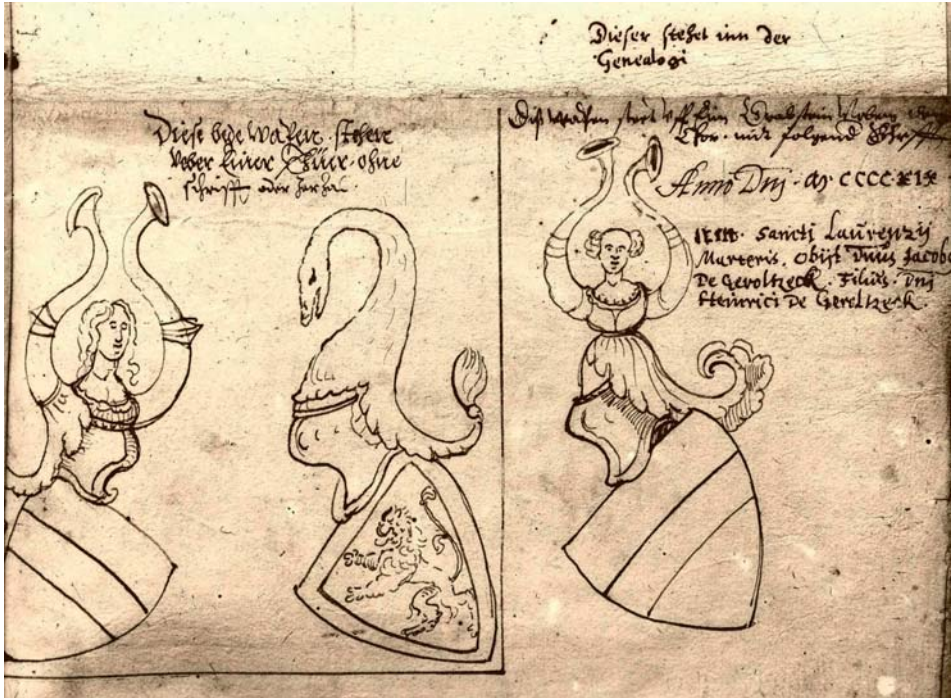


Abb. 3: Allianz-
wappen und Grabstein
(Wiesbaden, Hessi-
sches Hauptstaats-
archiv 1002/8,
fol. 158r

Geroldsecker und ein dynastisches Zentrum der unteren Herrschaft zu erblicken.

Identifikation der dargestellten Personen

Die für den Grabstein angegebene Jahreszahl 1419 bleibt die einzige Datierung im gesamten Zyklus. Immer wieder heben die Erklärungen hervor, die Bilder stünden *ohne schrift oder Jar Zal* in den Fenstern oder an den Wänden. Vier der dargestellten Personen – die beiden Ehepaare – sind jedoch eindeutig durch Inschriften in Banderolen identifiziert. Das erste der dargestellten Paare (auf Abb. 1) fand sich, wie auch die anderen Figuren, in zwei Fenstern (oder zwei Fensterbahnen) im Chor der Kirche (*die bide stehen In Zweyen fenst(ern) hinderm hohen Althar Im Chor*). Die Namen sind als *HEINRICUS* und *ADELHEIT* verzeichnet. Wie auch beim anderen Paar stehen zu ihren Knien die Wappen ihrer Familien, für Heinrich das Wappen der Geroldsecker und für Adelheit ein geviertes, dessen Tingierung der Zeichner als blau und weiß angibt. Beim zweiten Paar (auf Abb. 2) sind die Figuren mit *WALTHERVS* und *SUSSANNA* bezeichnet. Diese beiden scheinen eine mittlere Position eingenommen zu haben, da das ihrer Darstellung beigefügte Alli-

anzwappen die Beischrift *Oben Jm Mittlern Fenst(er) Jm Chor* erhielt. Die Darstellung Walthers fand sich demnach *Hinderm Althar Jm Chor Jnn Einem Fenst(er) ohne Jar Zahl*, während die der Susanna *gleich Neben* dem Walthers stand. Walther ist das Geroldsecker Wappen (mit Tingierung G.-R.-G.) beigegeben, der Susanna ein Schrägrechtsbalken mit einem Lilienmäander (ohne Tingierung).

Die Namen und hinzugefügten Wappen lassen an der Identität der Dargestellten keinen Zweifel: Bei dem ersten der beiden Paare handelt sich um Heinrich (5) von Geroldseck und seine Gattin Adelheid von Zollern, und bei dem zweiten um Walther (5), genannt Broegelin, und seine Frau Susanna von Wird.²⁹ Zwar wird das schwarz-silber-gevierte Zollernsche Wappen als blau-geviert angegeben, es ist aber durchaus möglich, dass jahrhundertealte Glasfarben im 17. Jahrhundert verändert oder aufgehellt erschienen. Da es keinen anderen bekannten Heinrich von Geroldseck gab, der eine Adelheid aus einer Familie mit geviertem Wappen geheiratet hätte, muss es sich also um Heinrich (5) und Adelheid von Zollern handeln. Das Wappen der Susanna ist das des Hauses Wird, vom Château de Werde bei Matzenheim im Département Bas-Rhin (in Silber ein schwarzer Schrägrechtsbalken mit Lilienmäander).³⁰

Heinrich (5) und Walther (5) waren die Söhne des in der Schlacht von Hausbergen gefallenen Landvogts Hermann, denen bei der Teilung 1277 die untere Herrschaft zugesprochen wurde. Die Ehe Heinrichs und Adelheids blieb ohne männliche Nachkommen, und so fiel ihr Erbe wieder an Walther und verblieb bei der unteren Herrschaft.³¹ Dass die beiden Brüder und ihre Gattinnen als Gründer der Mahlberger Linie hier so prominent dargestellt wurden, ist natürlich wenig überraschend. Heinrich starb im Jahre 1300, sein Bruder Walther im Jahre 1318.³² In diesen Jahren muss also die Grablege in Mahlberg angelegt, wie auch der Auftrag für die Glasfenster erteilt worden sein.

Schwieriger ist die Identifikation der beiden Figuren, die auf Walther und Susanna folgen (Abb. 2). Nur einem ist eine Banderole beigegeben. Hier aber vermochte schon der Zeichner den eingetragenen Namen nicht zu entziffern (*Jnn Einem Jnn-ndern Fenster. Jm Chor hinder der Susammen. Vnd wo der Nam gestand(en) Jst ein weiß Huß(?) derhalb(en) solch nit Zu wissen*). Es ist diese Figur, die als *fundator huius ecclesie* bezeichnet wird. Für die zweite Figur wird nur die Position angegeben (*Na(m): Es Jst gar kein Nam noch Jar Zal diesem fenst(er). / Jnn Einem fenst(er) gegen dem Nebig(en)*, Abb. 2).

Becksmann sieht in diesen beiden Herren die Vorgänger der beiden Geroldseckerbrüder. Da er die Fensterbilder mit Lahr in Verbindung bringt, verweise die Inschrift *fundator huius ecclesie* auf Walther (2), den Gründer des Lahrer Stifts. Dass die Zuweisung zu Lahr aber auf unsicherem Grund steht, wurde oben schon gezeigt. Darüber hinaus wäre in dieser Deutung äußerst schwer zu erklären, warum Heilika von Finstingen, die Gattin Walthers und die eigentliche Stifterin des Lahrer Klosters,³³ vollkommen unerwähnt und unverewigt bleibt. Aufbauend auf einer falschen Identifikation des Löwenwappens als dem Wappen des Hauses Veldenz,³⁴ deutet Becksmann den unteren der beiden unidentifizierten Herren als Heinrich (3) von Geroldseck, der mit Agnes von Veldenz verheiratet gewesen war. Warum aber ein (und nur ein) Geroldsecker der oberen Herrschaft in der unteren Herrschaft eine dynastische Darstellung erfahren sollte, noch dazu in einem Bildzyklus, der – laut Becksmann – den Übergang der Herrschaft Lahr-Mahlberg auf das Haus Moers-Saarwerden legitimieren sollte, das vermag diese Deutung nicht zu erklären.³⁵

Somit müssen die beiden Herren anders zu identifizieren sein. Beide sind durch ihre Wappen eindeutig als Geroldsecker ausgewiesen. Auffällig ist, dass beide allein, also unverheiratet, dargestellt sind. Eine Möglichkeit wäre daher, in diesen beiden Herren die nächsten Verwandten der klar identifizierten Heinrich (5) und Walther (5) zu sehen, namentlich Hermann (3) und Hermann (4). Hermann (3) war ein weiterer Sohn des Landvogts Hermann, und damit ein Bruder der beiden Erben, während Hermann (4) ein Sohn Walthers (5) war. Diese beiden nächsten Verwandten der oben dargestellten Ehepaare hier abzubilden, war sicherlich eine naheliegende Möglichkeit, zumal beide Hermanne geistliche Würden angenommen hatten und als Domkanoniker in Straßburg unverheiratet geblieben waren.³⁶ Diese Identifikation ist jedoch unwahrscheinlich, da die beiden Herren mit den gleichen Kleidern dargestellt sind wie ihre verheirateten Verwandten und sie durch nichts als Geistliche ausgewiesen werden. Wenn es sich bei den Darstellungen um Bilder des Totengedenkens handelt, dann wäre auch anzumerken, dass Straßburger Domkanoniker nicht in einer Familiengrablege, sondern bei ihrer Domkirche bestattet worden wären.³⁷

Daher muss es sich um andere Sprösslinge der Mahlberger Geroldseckerlinie handeln. Am wahrscheinlichsten ist, dass darin die nächsten männlichen (und weltlichen) Nachkommen in dieser Linie dargestellt sind. Infrage kommt dann nur noch Walther (7) und einer seiner Nachkommen. Da der *funda-*

tor direkt *hinder der Susannen* gezeichnet ist, dürfte es sich bei ihm um ihren Sohn Walther (7) handeln – dem man nach diesem Zeugnis dann auch die Gründung (oder Neugründung) der Kirche zuschreiben dürfte. Die Identifikation des letzten verbleibenden Herren ist jedoch weitaus schwieriger. Bei dieser Darstellung fehlt jeder individualisierende Hinweis: ihm ist keine Inschrift und keine Eheverbindung beigegeben. Zwar nahmen sich die Fenstermaler in seinem Falle die Zeit, ihm ein Löwenwappen gegenüberzustellen – in der gleichen Position, in der auch für die Verheirateten die Wappen der Gattinnen erscheinen. Da diesem Fensterausschnitt jedoch das bei allen Personen angedeutete Maßwerk vollkommen fehlt, kann man nicht davon ausgehen, dass dieses Wappen eine Allianz bezeichnete.³⁸ So führt auch dieses Wappen nicht weiter. Da aber Walther (7) keine weiteren Brüder hatte, mag man in diesem Bild einen seiner Söhne erblicken dürfen. Eine Darstellung des ältesten Sohnes Johann ist unwahrscheinlich, da auch dieser Domherr in Straßburg geworden war. Über den zweiten Sohn, Walther (10), ist wenig bekannt.³⁹ Man weiß jedoch, dass er um 1331 Clara von Üsenberg heiratete,⁴⁰ mit der er zwei Töchter hatte. Mit ihm aber starb dieser Zweig der Familie aus und die Herrschaft wurde später von seinem Halbbruder Heinrich (7) geerbt. Da diesem Herren jegliche Namensbezeichnung, ja jegliche Inschrift fehlt, ist es auch durchaus möglich, dass es sich um eine vollkommen generische Figur handelt, die man schon anfertigte, um ihr im späteren Bedarfsfall einen Namen zu geben. Da sich das Mittelalter wenig um Portraitähnlichkeit von dargestellten Personen scherte, ist diese Möglichkeit nicht ganz von der Hand zu weisen.

Dass Grablegen schon zu Lebzeiten angelegt wurden, ist im Mittelalter nichts Ungewöhnliches. Oft trug man für das spätere Gebetsgedenken schon früh Sorge durch Stiftungen oder Schenkungen.⁴¹ So kann man davon ausgehen, dass die Grablege in Mahlberg und ihr Fensterschmuck in den ersten Jahrzehnten des 14. Jahrhunderts angelegt wurde, wohl auf Initiative Walthers (7), der darin seine Eltern wie auch seinen Onkel und seine Tante bestatten und darstellen ließ, und dabei auch schon für seine eigene Bestattung und vielleicht die eines Sohnes Vorsorge traf. Dies mag erklären, warum die Darstellungen der beiden unteren Herren unvollendet blieben. Aus anderen Quellen ist bekannt, dass Walther (7) selbst gar nicht in Mahlberg bestattet wurde, sondern gemeinsam mit seiner zweiten Frau Susanna von Rappoltstein im Kloster Lahr seine letzte Ruhestätte fand.⁴² So mögen die weiteren Bestattungen der Mahlberger Linie in der Katharinenkapelle (oder einem Vor-

gängerbau) ursprünglich geplant gewesen sein. Dann aber wurde die Tradition um die Jahrhundertmitte zugunsten Lahrs aufgegeben. So blieb die Mahlberger Grablege Episode und ihr reicher dynastischer Fensterschmuck blieb unvollendet. Für kurze Zeit aber diente Mahlberg dennoch als repräsentatives Zentrum der unteren Herrschaft, in welcher Walther (7) den neuen Zweig der Dynastie in verherrlichenden Bildern darstellen ließ.

Erst im beginnenden 15. Jahrhundert knüpfte man noch einmal an die Grabtradition an diesem Ort an. Der beschriebene Grabstein des Jahres 1419 benennt als Toten einen Jacob, Sohn eines Heinrich von Geroldseck: *Diß Wapen stert Uff Ein Grabstein Neben dem Chor mit folgend(er) Schrift. Anno D(omi)ni mccccxix die(?) sancti Laurentij Marteris. obiit D(omi)nus Jacob(us) De Geroltzeck. Filius. D(omi)nj Heinrici De Geroltzeck.* (Im Jahre des Herrn 1419, am Tag des heiligen Märtyrers Laurentius (10. August), starb Herr Jacobus von Geroldseck, Sohn des Herren Heinrich von Geroldseck).⁴³ Ein Jacob ist in der Geroldseckerfamilie aber schwer zuzuweisen. Durch das Sterbedatum im Jahre 1419 kann es sich in der Mahlberger Linie nur um einen Sohn Heinrichs (9) handeln. Die schriftlichen Quellen und die gesamte Geroldseckerforschung erwähnen jedoch keinen Sohn mit Namen Jacob.⁴⁴ Stimmen der angegebene Name und das Datum, dann hätten wir es hier mit einem bislang vollkommen unbekanntem Spross des Geroldseckerhauses zu tun. Beim Bild erscheint die erklärende Beischrift *Dieser stehet inn der Genealogi*,⁴⁵ und in Andraes Handschrift taucht er tatsächlich wieder auf. Auf fol. 11r zeichnet Andrae die Fortsetzung einer vorherigen Tafel, die mit Heinrich (9) endete.⁴⁶ Hier erwähnt er drei Kinder Heinrichs und Ursulas von Eberstein: Adelheid, die als Ehefrau des Johann von Moers-Saarwerden bezeichnet wird,⁴⁷ und Ursula, die Gattin Rudolfs von Ramstein und Gilgenberg.⁴⁸ Neben diesen beiden auch anderweitig bekannten Töchtern erscheint der genannte Jacob. Von ihm heißt es dort nur *ob(iit) 1419 die S(ancti) Laurentii*. In Andraes Hauptquelle, dem *Chronicon Alsatie* des Bernhard Herzog, findet sich kein Hinweis auf diesen Jacob,⁴⁹ und auch in den in Karlsruhe aufbewahrten Geroldseckergenealogien taucht sein Name nicht auf.⁵⁰ So dürfte Andrae diesen lediglich auf der Basis des Grabsteins eingefügt haben, schließlich bietet der Eintrag keine Informationen, die über die auf dem Grabstein enthaltenen hinausgehen. Ganz unglaublich ist die Existenz dieses Jacob aber dennoch nicht. Wenn dieser Sohn Heinrichs ursprünglich als Nachfolger ausersehen war, aber dann im August 1419 starb, dann mussten sich die Geroldsecker auf einen neuen Erben ei-

nigen. Es ist daher wenig überraschend, dass die Ehe- und Erb-
abredung mit Johann von Moers-Saarwerden noch im Dezem-
ber des Jahres 1419 erfolgte.⁵¹ Hier aber müssen weitere
Forschungen Klarheit bringen.

Datierung der Bilder

Als barocke Nachzeichnungen mittelalterlicher Fensterbilder ist eine stilistische Einordnung und Datierung der Originale kaum vorzunehmen. Becksmann, der seine Datierung dennoch ausschließlich auf stilistischen Erwägungen aufbaut, sieht in den Bildern ein Produkt des 16. Jahrhunderts: „Die Stifterscheiben gehören jedoch weder dem frühen 14. noch dem frühen 15. Jh. an. Vielmehr weisen antiquarische Details wie die Formen der Wappen und Spruchbänder, die der Zeichner sicher ohne stilistische Verfälschung wiedergegeben hat, in das erste Jahrzehnt des 16. Jh.“⁵² Diese Datierung ist jedoch nicht nur unwahrscheinlich, sie ist auch wenig belastbar. Die Präsupposition setzt Vieles als „sicher“ voraus, das leider gar nicht sicher ist. Wappenformen lassen sich leicht ändern und dem Zeitgeschmack anpassen. Anders wäre dies etwa nur bei den Kleiderformen. Diese – zumindest in Länge und grundsätzlicher Form des Gewands – werden bei einer Nachzeichnung wohl eher dem Original folgend wiedergegeben. Nimmt man diese Formen in Betracht, kommt man innerhalb der Kostümgeschichte auf eine andere Entstehungszeit. Die Männer mit ihren langen, gegürteten Kitteln, mit ihren Mänteln und Schulterüberwürfen, wie auch die Frauen mit ihren ebenso langen Kleidern und ihren leinenen Kopfhäuben scheinen der frühen Gotik zu entstammen. Am ehesten finden sie ihre Entsprechung in den Darstellungen des Codex Manesse, der im frühen 14. Jahrhundert entstand, sodass man die ursprünglichen Bilder auf dieser Grundlage – bei aller gebotenen Vorsicht – als zeitgenössisch zu den dargestellten Personen bezeichnen dürfte.

Dennoch muss eine rein stilistische Datierung Spekulation bleiben. Wendet man sich also von einer solchen ab, dann erlaubt eine Zusammenschau der verschiedenen Eheverbindungen, der politischen Verhältnisse und auch anderer Quellen, die Entstehungszeit des Bilderzyklus und der Grablege genauer einzugrenzen. Ein erster *terminus post quem* ergibt sich aus dem frühesten Todesdatum unter den Bestatteten, namentlich Heinrich (5), der im Jahre 1300 verstarb.⁵³ Eine Grablege für die untere Herrschaft dürfte also erst nach diesem Datum entstanden sein. Andere Indizien lassen sich den weiteren Wappen

entnehmen, welche in den Fenstern neben den Figuren erschienen. In Abb. 1 vermerkt der Zeichner, vier solcher einzeln stehender Wappen *innkl(usive) N(ume)ris 1, 2, 3 und 4 stehen Inn zweyen fenstern In dieser Ordnung ohne schrift Jm Chor*. Die Wappen sind nachgezeichnet und mit eindeutigen Tingierungen versehen. Es handelt sich um das Wappen der Grafen von Eberstein (in Silber eine rote, blau besamte Rose, Nr. 1), dem der Herren zu Rappoltstein (in Silber drei (2:1) rote Schilde, Nr. 2) und dem der Herren von Lichtenberg (in Silber mit rotem Bord einen schwarzen schreitenden Löwen, Nr. 3). In einem eigenen Fenster steht diesen wieder das gold-rot-goldene Geroldseckerwappen gegenüber (Nr. 4).

Mit diesen kleinen, einzeln stehenden Wappen scheinen die weiteren Ehen der Mahlberger Linie verewigt zu sein. So dürfte das Ebersteiner Wappen auf die Ehefrau des Landvogts Hermann verweisen, die Mutter Heinrichs (5) und Walthers (5) und Stammutter dieser Linie.⁵⁴ Innerhalb des oben etablierten Zeitrahmens für die Fensterbilder kann das Lichtenberger Wappen nur auf die Ehe Walthers (7) mit Elisabeth von Lichtenberg verweisen.⁵⁵ Dieses elsässische Adelsgeschlecht gehörte in diesen Jahren zu den bedeutendsten am Oberrhein: Zwischen 1273 und 1305 saßen zwei Lichtenberger Brüder nacheinander auf dem Straßburger Bischofsstuhl.⁵⁶ Das Datum dieser Eheschließung schätzt Christoph Bühler, aufbauend auf Vorarbeiten Fritz Eyers zu den Lichtenbergern, auf etwa 1306.⁵⁷ Daher muss auch die Darstellung nach diesem Datum erfolgt sein. Weitere Eingrenzung bietet das Wappen der Herren von Rappoltstein, auch Rabenstein, im Elsass, heute Ribeauvillé im Département Haut-Rhin.⁵⁸ Für dieses Wappen kommt nur Walthers (7) zweite Ehefrau, Susanna von Rappoltstein, infrage. Auch das Datum dieser Eheschließung ist jedoch nicht genau bekannt. Zuerst belegt ist Susanna im Jahre 1332 (Elisabeth von Lichtenberg wird 1314 zum letzten Mal als lebendig erwähnt).⁵⁹ Christoph Bühler datiert die Hochzeit auf die Zeit um 1320.⁶⁰ So müsste die Darstellung also auch nach dieser Zeit entstanden sein. Von Bedeutung sind hier jedoch nicht nur die dargestellten Wappen, sondern auch jene, die fehlen. So fällt auf, dass die Eheschließung Walthers (10) mit Clara von Üsenberg im Jahre 1331 in der Sammlung keine Repräsentation findet. Das Wappen dieser Familie (ein silberner Doppelflügel im blauen Feld) ist im gesamten Zyklus nicht enthalten. Es ist daher anzunehmen, dass die Bilder vor dieser Eheschließung entstanden. Nimmt man all diese Indizien zusammen, ließen sich die Fensterbilder mit einiger Vorsicht auf das dritte Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts datieren.

Aus einer späteren Zeit scheinen jedoch – neben dem Grabstein aus dem Jahre 1419 – auch die großen Allianzwappen zu stammen, welche *Ueber einer Thür ohne schrift oder Jar Zal* platziert gewesen waren (Abb. 3). Für diese Darstellung ist nicht erwähnt, dass sie sich in einem Fenster befand. Es dürfte sich also um ein monumentales Wandgemälde gehandelt haben, das sich sowohl in der Form als auch in der Platzierung von den Personendarstellungen und den Wappenbildern in den Fenstern abhob. So mag es auch zu einem späteren Zeitpunkt entstanden sein. Es zeigt das Wappen der Geroldsecker, wiederum mit der Helmzier der Mahlberger Linie aus Büffelhörnern und Frauenkopf, und diesem gegenüber das schon mehrmals angeführte Wappen des Hauses Lichtenberg. Die Lichtenberger Helmzier mit dem Schwanenkopf ist auch anderweitig belegt.⁶¹ Die spezifischen Helmkleinodien des Geroldseckerwappens treten zwar vor allem in der Mahlberger Linie auf, lassen sich aber vor 1374 nicht belegen. In den Siegeln tritt diese Helmzier zuerst unter Heinrich (7) auf, während etwa die Siegel Walthers (7) noch eine Kreuzblume zwischen den Büffelhörnern zeigen.⁶² Damit dürfte dieses Allianzwappen der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, der Zeit Heinrichs (7), entstammen, der die Herrschaft geerbt hatte, nachdem sein Halbbruder Walther (10) früh verstorben war, und der mit Adelheid ebenfalls eine Lichtenbergerin geheiratet hatte. Das Wandbild findet seine Entsprechung im heute verschollenen Grabstein Heinrichs und Adelheids aus der Lahrer Stiftskirche, der ebenfalls kopial überliefert ist.⁶³ Zu diesem Zeitpunkt mag aber die Bestattungstradition in Mahlberg schon lange aufgegeben worden sein. Die Ausgestaltung der Kirchenwand mit einem monumentalen Allianzwappen zeigt jedoch die repräsentative Bedeutung, die man Mahlberg in dieser Zeit noch immer zuschrieb.

Sind die Bilder damit zeitlich eingeordnet, so muss noch nach der Zeit gefragt werden, in welcher die Katharinenkapelle (oder ein Vorgängerbau) in Mahlberg als Grablege genutzt wurde.⁶⁴ Diese Zeit war mit dem Tod Walthers (7) im Jahre 1354 schon erloschen, da er nach dem Zeugnis des Matthäus von Pappenheim in Lahr beigesetzt wurde.⁶⁵ Die kleinen Wappen bedeuten sicherlich auch nicht, dass die damit dargestellten Frauen ebenfalls in Mahlberg bestattet wurden. Zumindest im Fall Rappoltstein wissen wir, dass dies nicht der Fall sein kann, da Susanna von Rappoltstein zusammen mit Walther (7) in Lahr begraben wurde.⁶⁶ Wahrscheinlich wurden nur die beiden dargestellten Ehepaare in Mahlberg zur letzten Ruhe gebettet: die Brüder Heinrich (5) und Walther (5) und ihre Ehefrauen Adelheid von Zollern und Susanna von Werd.

Für eine weitere zeitliche Eingrenzung der Grablege lohnt sich ein Blick in die politischen Geschehnisse der unteren Herrschaft in dieser Zeit. Mahlberg war in den 1240er Jahren in den Besitz der Geroldsecker gekommen. Die Familie hatte es nach der Absetzung Kaiser Friedrichs II. erworben und den Erwerb zugleich durch die Ehe zwischen Walther (2) von Geroldseck und Heilika von Finstingen gefertigt.⁶⁷ Die Herrschaft war altes Bamberger Reichslehen, das sich die Geroldsecker in den Wirren des Interregnums zu sichern verstanden.⁶⁸ Vor allem vonseiten der Uracher, der späteren Grafen von Freiburg und der Fürstenberger wurde die Herrschaft Mahlberg beansprucht, was über das Spätmittelalter zu einer großen Zahl an Konflikten führte.⁶⁹ Die Geroldsecker vermochten den Besitz aber während des Interregnums und auch durch den *Bellum Waltherianum* hindurch zu halten.⁷⁰

Am Ende des 13. Jahrhunderts, in der Zeit König Adolfs von Nassau, erreichte aber wieder die Reichspolitik die Ortenau.⁷¹ Die Fürsten hatten Adolf als macht- und bedeutungslosen Grafen zum König erhoben und dabei den Habsburger Albrecht übergeben. Sie maßen Adolf wohl nur wenig Durchsetzungskraft zu, so dass er ihre Machtstellung kaum in Gefahr bringen könnte. Als er aber ihren Forderungen immer weniger nachkam, schlugen sich viele von ihnen wieder auf die Seite Albrechts. Adolf versuchte, durch Herrschaftsverleihungen den Adel auf seine Seite zu ziehen – so auch in der Ortenau: Die Geroldsecker stellten sich auf seine Seite und kämpften in den lokalen Auseinandersetzungen gegen Bischof Konrad von Straßburg, der am Oberrhein die habsburgische Sache vertrat. Bei Göllheim kam es 1298 zur Entscheidungsschlacht, welche die Habsburger Seite für sich entscheiden konnte. Danach setzte sich Albrecht als König durch und ging oft rigoros gegen die früheren Anhänger und Unterstützer Adolfs vor. Diese Politik bekamen auch die Geroldsecker zu spüren, als König Albrecht Mahlberg als heimgefallenes Reichslehen einzog und es dem Grafen Egino II. von Freiburg aus dem Geschlecht der Grafen von Urach verpfändete. Die Freiburger Grafen als territoriale Konkurrenten der Geroldsecker hatten die Herrschaft Mahlberg schon lange für sich beansprucht. Sie scheinen aber den Pfandbesitz nie eingenommen zu haben.⁷² Dies mag zum einen daran gelegen haben, dass die Geroldsecker nicht bereit waren, die Herrschaft ohne Gegenwehr aufzugeben, zum anderen aber auch daran, dass Egino (wie auch sein Verbündeter, Konrad von Lichtenberg, der Bischof von Straßburg) in einen Konflikt mit den Bürgern der Stadt Freiburg hineingezogen wurde.⁷³ Im Jahre 1299 versicherten sich die verschiedenen

Geroldsecker Familienzweige in einem erneuten Vertrag der Integrität der Gesamtherrschaft.⁷⁴ Dieser änderte aber nichts an der Tatsache, dass in jenen Jahren der Besitz der Herrschaft Mahlberg strittig und überaus gefährdet war. Es ist also kaum anzunehmen, dass die Geroldsecker der unteren Herrschaft sich in diesen Jahren eine Grablege und ein symbolisches Zentrum ihrer Dynastie in Mahlberg errichtet hätten, an einem Ort, der ihnen vom Herrscher aberkannt war, und den sie jederzeit hätten verlieren können.

1308 war mit dem Luxemburger Heinrich VII. jedoch ein neuer Herrscher gekrönt worden, der den Geroldseckern weniger feindlich gegenüberstand.⁷⁵ Heinrich trat im Oktober 1310 seinen berühmten Romzug an.⁷⁶ Auf diesem wurde er im folgenden Jahr von Walther (7) von Geroldseck-Mahlberg begleitet.⁷⁷ Die Dienste, die Walther dem König leistete, zahlten sich aus. Im Juli 1313, in der Kirche Santa Sabina auf dem Aventin in Rom, beendete der König die rechtliche Unsicherheit und belehnte den Geroldsecker nun endgültig mit der Herrschaft Mahlberg.⁷⁸ Erst ab diesem Datum – vielleicht auch erst nach der Rückkehr Walthers aus Italien – war nun also die Herrschaft über Mahlberg endgültig und rechtlich gesichert. In dieser Zeit einigte man sich auch mit Hermann (4), dem Domkanoniker in Straßburg auf eine Erbentschädigung.⁷⁹ Ebenso öffnete man Ende Dezember 1314 die Burg auch Friedrich von Habsburg, der dem in Italien verstorbenen Heinrich VII. als König nachgefolgt war, so dass auch der Konflikt mit den Habsburgern als beendet angesehen werden kann.⁸⁰ Erst jetzt also war der Besitz Mahlbergs unbestritten. Erst nach dieser Zeit dürfte dann auch die Grablege in diesem Herrschaftszentrum angelegt worden sein.⁸¹

Begann man also erst 1315 mit den Bestattungen in Mahlberg, so bedeutet dies, dass Heinrich (5), der ja schon im Jahre 1300 und in der Zeit der Unsicherheit verstorben war, zunächst an anderer Stelle bestattet worden sein musste. Begann man 1315 mit der Anlage einer Grablege in einem Vorgängerbau der Katharinenkapelle, dann musste sein Leichnam überführt und umgebettet werden – was angesichts der symbolischen Bedeutung zentraler Grablegen nicht unüblich war und sich auch für andere Geroldsecker nachweisen lässt.⁸² Gleiches mag für Susanna von Werd gegolten haben, die 1311 zum letzten Male erwähnt wird.⁸³ Eine wahrscheinliche Abfolge ist, dass die Grablege für den Tod Walthers (5) im Jahre 1318 angelegt wurde. So bettete man anlässlich seines Todes ihn, seine Frau, seinen Bruder und seine Schwägerin zusammen zur letzten Ruhe. Zur etwa gleichen Zeit mögen dann auch die Fensterbilder – wohl von Walther (7) – in Auftrag gegeben worden sein,

gewiss auch vorausschauend für sein eigenes Begräbnis. Ob dieser Auftrag auch mit Eindrücken zusammenhängt, die Walther 1321/1322 auf erneuten Kriegszügen in Italien und Österreich sammelte,⁸⁴ mag in Erwägung gezogen werden.

Die Fensterbilder – und mit ihnen die Grablege – wurden jedoch schon vor 1331 nicht mehr vollendet und fortgeführt. Das mag im Falle der Grablege ebenfalls mit den politischen Ereignissen dieser Zeit zusammenhängen. In den folgenden Jahren kam es immer wieder zu Konflikten am Oberrhein, und nicht selten war darin die Burg Schwanau verwickelt, die Zollburg am Rhein, die von den beiden Geroldseckerlinien als gemeinsamer Besitz gehalten wurde.⁸⁵ Die Handelsstädte am Oberrhein betrachteten die Burg als Raubritternest und rüsteten gegen sie.⁸⁶ Im Jahre 1333 wurde sie erobert und geschleift. Im Zuge dieses Krieges setzten die Straßburger Truppen auch über den Rhein und – so berichtet es die Straßburgische Chronik – *furent deruber gen Schuttere, un verbrantent daz kloster un daz stetelin, unde beroubetent un verbrantent daz lant, daz der von Geroltzecke was, jensit Rins.*⁸⁷ Ob in diesem Kriegszug auch Mahlberg zerstört wurde, ist nicht bekannt. Sicherlich waren Stadt, Burg und Kirche aber stark gefährdet. Es ist daher verständlich, wenn die Mahlberger Linie der Geroldsecker die weiter geplante Grablege in Mahlberg aufgab und sich stattdessen – wie Walther (7) und Susanna von Rappoltstein – in Lahr begraben ließ, das zu dieser Zeit ohnehin begann, Mahlberg an Bedeutung und an Wirtschaftskraft zu überflügeln.⁸⁸ Dennoch ließ noch Heinrich (7) seine Ehe mit Adelheid von Lichtenberg in einem Wandgemälde in der Katharinenkapelle verewigen, und noch im 15. Jahrhundert konnte ein – anderweitig unbekannter – Geroldseckerspross hier bestattet werden. Ob eine Kirche in Mahlberg – obgleich staufischer Marktort – zum Unterhalt einer solchen Memoria in der Lage war,⁸⁹ das muss die weitere Forschung zeigen. Fortan aber war dennoch Lahr das Zentrum der unteren Herrschaft – die aber ohnehin schon bald in andere Hände übergang.

Schluss

Für eine kurze Zeit im 14. Jahrhundert dürfte ein Vorgängerbau der Mahlberger Katharinenkapelle die Grablege der unteren Herrschaft Geroldseck gewesen sein. Zwar hielten die beiden Linien der Familie zu dieser Zeit durchaus noch an der Idee einer Gesamtherrschaft fest.⁹⁰ Erst um die Mitte des 14. Jahrhunderts setzte zwischen den beiden Zweigen eine Entfremdung ein.⁹¹ Dennoch aber schuf sich die Mahlberger Linie

schon am Beginn des Jahrhunderts, nachdem ihr Besitz der Herrschaft und der Burg Mahlberg endgültig gesichert war, ein dynastisches Zentrum, in dem die Gründer der Linie bestattet wurden und die Familie in aufwendiger sakraler Repräsentation dargestellt wurde. Die hier vorgestellten, einzigartigen und weitgehend unbekanntenen Quellen dokumentieren diese Repräsentation und zeigen, dass die Geroldsecker der unteren Herrschaft diese Selbstdarstellung mit großem Aufwand betrieben. Nur wenige ähnliche Beispiele haben sich nämlich erhalten – zumal aus dem 14. Jahrhundert. In dieser Zeit begann sich das Interesse der Glasmaler überhaupt erst nicht-biblischen Themen zu öffnen und machte auch adlige Ahnenreihen und Stifter zum Objekt der Darstellung. Ähnliche Bilder aus dieser Zeit finden sich etwa in Königsfelden in der Schweiz, wo sich die Habsburger verewigen ließen.⁹² Näher an der Ortenau gelegen könnte man an Markgraf Rudolf von Baden denken, der um 1310 zusammen mit seiner Frau Kunigunde von Eberstein und seinem Sohn Rudolf II. in den Chorfenstern des Klosters Lichtenthal in ganz ähnlichen Formen als Stifter abgebildet wurde.⁹³ Habsburg und Baden: die anderen Beispiele zeigen schon, dass derartige Stifterbilder und Herrschaftsrepräsentation vor allem von hochadligen, sogar von königlichen Geschlechtern vorgenommen wurden. Der Fund dieser Quellen zeigt nun, dass auch die Geroldsecker, trotz der Herrschaftsteilungen und der vielen erlittenen Niederlagen im 13. Jahrhundert, sich selbst noch immer in diesen Sphären sahen.

Bibliographie

Archivalische Quellen

- Karlsruhe, Generallandesarchiv 27/38.⁹⁴
Karlsruhe, Generallandesarchiv 111/161.
Karlsruhe, Generallandesarchiv 111/171.
Karlsruhe, Generallandesarchiv 498/1, Nr. 5334, Nr. 5335 und Nr. 8343.⁹⁵
Wiesbaden, Hessisches Staatsarchiv 1002/8.

Gedruckte Quellen und Regesten

- Bühler, Christoph, Geroldsecker Regesten.⁹⁶
Herzog, Bernhard, *Chronicon Alsatie: Edelsasser Cronick und ausführliche Beschreibung des untern Elsasses am Rheinstrom / auch desselben fürnemmer Stätt / als Straßburg / Schletstatt / Hagenaw / Weißenburg / und anderer der enden gelegener Stätt / Schlösser / Clöster / Stifft / Märckt / Flecken und Dörffer, Straßburg 1592.*⁹⁷
Straßburgische Chronik, hg. v. Fritsche Closener (Bibliothek des literarischen Vereins 1), Stuttgart 1842.

Sekundärliteratur

- Becksmann, Rüdiger: Die mittelalterlichen Glasmalereien in Baden und der Pfalz (ohne Freiburg i. Br.) (Corpus Vitrearum Medii Aevi Deutschland Bd. II, 1), Berlin 1979.
- Borgolte, Michael: Das Grab in der Topographie der Erinnerung. Vom sozialen Gefüge des Totengedenkens im Christentum der Moderne, in: Ders., *Stiftung und Memoria*, hg. v. Tillmann Lohse, Berlin 2012, S. 285–308.
- Borgolte, Michael: Die Dauer von Grab und Grabmal als Problem der Geschichte, in: Ders., *Stiftung und Memoria*, hg. v. Tillmann Lohse, Berlin 2012, S. 265–283.
- Brieger, Rudolf: Die Herrschaft Rappoltstein, ihre Entstehung u. Entwicklung, Straßburg 1965.
- Bühler, Christoph: Die Geroldsecker, in: *Geschichte der Stadt Lahr*, Bd. 1: Von den Anfängen bis zum Ausgang des Mittelalters, hg. v. der Stadt Lahr, Lahr 1989, S. 151–165.
- Bühler, Christoph: Die Herrschaft Geroldseck. Studien zu ihrer Entstehung, ihrer Zusammensetzung und zur Familiengeschichte der Geroldsecker im Mittelalter (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg B 96), Stuttgart 1981.
- Bühler, Christoph: Die Geroldsecker und Lahr. Spätmittelalterliche Repräsentation und herrschaftliches Selbstverständnis im späten Mittelalter, in: *Für Seelenheil und Bürgerwohl. 750 Jahre Stiftskirche und Spital Lahr* (2009), S. 32–53.
- Bühler, Christoph: Zur Familiengeschichte der Geroldsecker, in: *Seelbach im Schuttertal. Marktflecken und Luftkurort im Geroldseckerland*, hg. v. Gerhard Finkbeiner, Freiburg 1979, S. 10–58.
- Butz, Eva-Maria: Adlige Herrschaft im Spannungsfeld von Reich und Region, Bd. 1: Die Grafen von Freiburg im 13. Jahrhundert, Bd. 2: Quellendokumentation zur Geschichte der Grafen von Freiburg 1200–1368 (Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg im Breisgau 34), Freiburg 2002.
- Europäische Stammtafeln. Neue Folge: Stammtafeln zur Geschichte der europäischen Staaten, Bd. 11: Familien vom Mittel- und Oberrhein und aus Burgund, hg. v. Frank Baron Freytag von Loringhoven und Detlev Schwennicke, Marburg 1986.
- Eyer, Fritz: Das Territorium der Herren von Lichtenberg 1202–1480. Untersuchungen über den Besitz, die Herrschaft und die Hausmachtspolitik eines oberrheinischen Herrengeschlechts, Straßburg 1938.
- Hennl, Rainer: Die Herren bzw. Grafen von Eberstein. Aufstieg eines Adelsgeschlechts aus der Ortenau zwischen 1085 und 1278/79, in: *Die Ortenau* 77 (1997), S. 153–172.
- Heydenreich, Eduard: *Handbuch der praktischen Genealogie*, 1. Band, Leipzig 1913.
- Kraus, Franz Xaver, und Max Wingenroth, *Die Kunstdenkmäler der Amtsbezirke Breisach, Emmendingen, Ettenheim, Freiburg (Land), Neusstadt, Staufen und Waldkirch* (Die Kunstdenkmäler des Großherzogthums Baden 6,1), Tübingen und Leipzig 1904.
- Krebs, Manfred: Politische und kirchliche Geschichte der Ortenau, in: *Die Ortenau* 40 (1960), S. 133–246.
- Krimm, Konrad: Von der Herrschaft zum Staat. Die Markgrafschaft von der Mitte des 13. bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts, in: *Geschichte Badens in Bildern, 1100–1918*, hg. v. Hansmartin Schwarzmaier u. a., Berlin/Köln 1993, S. 51–114.
- Kurmann-Schwarz, Brigitte: Zeichen der Frömmigkeit oder Bilder der Herrschaft? Die Habsburger in den Glasmalereien der ehemaligen Klosterkirche Königsfelden, in: *Habsburger Herrschaft vor Ort – weltweit (1300–1600). Beiträge einer Tagung auf Schloss Lenzburg bei Zürich, 9.–11. Oktober 2008*, hg. v. Jeannette Rauschert, Ostfildern 2013, S. 137–148.
- Müller, Wolfgang: Stadtgründung und Pfarrei. Zur Topographie der Pfarrkirchen in den Städten der Ortenau im Mittelalter, in: *Die Ortenau* 61 (1981), S. 51–70.
- Naudascher, Josef: *Mahlberg*, in: *Barocke Landschaft*, hg. v. Historischer Verein für Mittelbaden, Mitgliedergruppe Ettenheim, Ettenheim 1981, S. 69–82.
- Pauler, Roland: *Die deutschen Könige und Italien im 14. Jahrhundert*. Darmstadt 1997.
- Reinhard, Johann Jakob: *Pragmatische Geschichte des Hauses Geroldsek wie auch derer Reichsherrschaften Hohengeroldsek, Lahr und Mahlberg in Schwaben. Mit CCXIII Urkunden und einigen Kupfern und zweien Registern*, Frankfurt und Leipzig 1766.

- Reinle, Christine: Adolf von Nassau (1292–1298), in: Die deutschen Herrscher des Mittelalters. Historische Portraits von Heinrich I. bis Maximilian I. (919–1519), hg. v. Bernd Schneidmüller und Stefan Weinfurter, München 2003, S. 360–371.
- Reinle, Christine: Albrecht I. (1298–1308), in: Die deutschen Herrscher des Mittelalters. Historische Portraits von Heinrich I. bis Maximilian I. (919–1519), hg. v. Bernd Schneidmüller und Stefan Weinfurter, München 2003, S. 372–380.
- Rietstap, Jean-Baptiste: *Armorial Général, précédé d'un dictionnaire des termes du blason*, 2 Bde., Gouda 1884–1887.
- Ruppert, Philipp: *Geschichte der Mortenau. Teil I: Geschichte des Hauses und der Herrschaft Geroldseck*, Achern 1882.
- Sauer, Christine: *Fundatio und Memoria. Stifter und Klostergründer im Bild. 1100 bis 1350* (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 109), Göttingen 1993.
- Schneider, Hugo: Die Burg Schwanau, in: Die Ortenau 64 (1984): Burgen und Schlösser in Mittelbaden., S. 294.
- Schulze, W. A.: Die Heilika-Frage, in: Die Ortenau 56 (1976), S. 174–177.
- Schwarzmaier, Hansmartin: Lichtenthal als Grablege der Markgrafen von Baden im 13. und 14. Jahrhundert, in: 750 Jahre Zisterzienserinnen-Abtei Lichtenthal. Faszination eines Klosters, hg. v. Harald Siebenmorgen, Sigmaringen 1995, S. 23–34.
- Thorau, Peter: Heinrich VII. (1308–1313), in: Die deutschen Herrscher des Mittelalters. Historische Portraits von Heinrich I. bis Maximilian I. (919–1519), hg. v. Bernd Schneidmüller und Stefan Weinfurter, München 2003, S. 381–392.
- Vollmer, Erik: Das Kloster Schuttern als Grablege der Geroldsecker, in: *Kloster Schuttern. Archäologie / Baugeschichte / Historische Kontexte. Eine Bestandsaufnahme*, hg. v. Luisa Galioto, Volkhard Huth und Niklot Krohn, Lindenberg im Allgäu 2017, S. 167–170.
- Vollmer, Erik: Die Grablegen der Geroldsecker, in: Die Ortenau 93 (2013), S. 291–320.
- Vollmer, Franz Xaver: Mahlberg im Staufferstaat, in: *Geroldsecker Land* 20 (1978), S. 17–41.
- Wingenroth, Max: *Die Kunstdenkmäler des Kreises Offenburg (Die Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden 7)*, Tübingen 1908.

Anmerkungen

- 1 Karlsruhe, Generallandesarchiv 498/1 Nr. 5335; Nr. 5334; Nr. 8343.
- 2 Wiesbaden, Hessisches Hauptstaatsarchiv 1002/8, fol. 156r, 157r und 158r. Vgl. Becksmann, Die mittelalterlichen Glasmalereien, S. 151–153. Für ihre freundliche Unterstützung danke ich in Mahlberg Herrn Silberer und Herrn Herbert, in Karlsruhe Frau Bronnenkant, in Wiesbaden Herrn Abdo. Weiterhin danke ich Herrn Thomas Baumann, Schwanau, für die Diskussion des Artikels und viele hilfreiche Hinweise.
- 3 Wiesbaden, Hessisches Hauptstaatsarchiv 1002/8, fol. 157r.
- 4 Bühler, Die Geroldsecker, S. 164f.
- 5 Wiesbaden, Hessisches Hauptstaatsarchiv, 1002/8, fol. 3r. die darin versammelten Dokumente und Regesten enden mit dem Jahre 1635 (vgl. ebd., fol. 136r).
- 6 Ebd., fol. 1r. Ebenso enthält die Handschrift Karten der beiden Herrschaften: eine gedruckte und farbige Karte der Grafschaft Saarwerden (ebd., fol. 148r) und ein Kartentwurf (ohne Ortsnamen) für die Herrschaften Lahr und Mahlberg (ebd., fol. 155r).
- 7 Ebd., fol. 156r, 157r und 158r.
- 8 Die Bilder sind in einem Bogen eingebunden, gemeinsam mit einer großen farbigen Ausführung des Geroldseck-Mahlbergischen Wappens mit Helmzier (ebd., 1002/8, fol. 159r).
- 9 Ebd., fol. 5: *Genealogia der Hern zu Geroltzeck, wie Bernhard Herzog, gewesener Hanaw-Liechtenberg(ischer) Amtman(n) zu Wörd solche beschrieben inn seiner Edelsasser Cronick, libro 5°, paginis 109 biß 129*. Hierzu s. Herzog, *Chronicon Alsatiæ*, 5. Buch, S. 108–129.
- 10 Wiesbaden, Hessisches Hauptstaatsarchiv, 1002/8, fol. 5.
- 11 Karlsruhe, Generallandesarchiv 111/171.
- 12 Hier s. Reinhardt, *Pragmatische Geschichte*; Ruppert, *Geschichte des Hauses und der Herrschaft Geroldseck*; Bühler, *Die Herrschaft Geroldseck*, wie auch ders., *Geroldsecker Regesten*.

- 13 So vermerkt im Benutzerverzeichnis im Einband der Handschrift „Am 30. 8. 1918 an das Großh. Generallandesarchiv in Karlsruhe gesandt (Nr. 535)“.
- 14 S. oben, Anm. 1.
- 15 Wiesbaden, Hessisches Hauptstaatsarchiv, 1002/8, fol. 73r. Vgl. Becksmann, Die mittelalterlichen Glasmalereien, S. 152.
- 16 S. S. 246 in diesem Beitrag.
- 17 Bühler, Die Geroldsecker und Lahr, S. 37. Die Zählweise der einzelnen Mitglieder der Geroldseckerdynastie folgt Bühler, Die Herrschaft Geroldseck, S. 168–177.
- 18 Hierzu vgl. Vollmer, Die Grablegen der Geroldsecker, S. 308. Gleiches muss für Schuttern angemerkt werden, in welchem immerhin die sterblichen Überreste des Landvogts Herrmann und weiterer Geroldsecker bestattet waren. S. ders., Das Kloster Schuttern, S. 168.
- 19 Bühler, Die Herrschaft Geroldseck, S. 64.
- 20 Müller, Stadtgründung und Pfarrei, S. 55.
- 21 Hierzu s. Vollmer, Mahlberg im Staufferstaat.
- 22 Auch von Wilhelm Kratt wurden die Zeichnungen der Katharinenkapelle zugewiesen.
- 23 Zur Baugeschichte der Schlosskirche s. Naudascher, Mahlberg, S. 69. Vgl. auch Kraus/Wingenroth, Die Kunstdenkmäler, S. 266.
- 24 Heydenreich, Handbuch, S. 180f. Vgl. auch Sauer, Fundatio und Memoria, S. 26–32.
- 25 Die Auflösung der Abkürzung *cluuse/clause* ist uneindeutig. Möglich ist *claustru*; es kann sich ursprünglich auch um ein *ecclesie* gehandelt haben, das vom Zeichner falsch gelesen wurde. Mit *claustrum* wäre ein Verweis auf einen Kreuzgang gegeben.
- 26 Hier s. Reinhard, Pragmatische Geschichte, Urkunden, S. 11.
- 27 Wiesbaden, Hessisches Hauptstaatsarchiv, 1002/8, fol. 158: *Diß Wapen stert Uff Ein Grabstein Neben dem Chor.*
- 28 Vollmer, Die Grablegen der Geroldsecker, S. 302. Vgl. auch ders., Das Kloster Schuttern. S. auch die Diskussion bei Bühler, Die Geroldsecker und Lahr, S. 42.
- 29 Zu diesen vgl. Bühler, Die Herrschaft Geroldseck, S. 75–78; und Ruppert, Geschichte des Hauses und der Herrschaft Geroldseck, S. 86–96. Vgl. insbesondere die Stammtafel, ebd., S. 170.
- 30 Da der Zeichner hier keine Tingierung angegeben hat, könnte es sich auch um das Wappen des Unterelsass handeln (mit weißem Schrägrechtsbalken mit Lilienmäander im roten Feld). In diesen Jahren war aber die Landvogtei des Unterelsass vom Hause Werd besetzt.
- 31 Bühler, Die Herrschaft Geroldseck, S. 77. Vgl. auch Reinhard, Pragmatische Geschichte, S. 86, und Ruppert, Geschichte des Hauses und der Herrschaft Geroldseck, S. 82f.
- 32 Zum Todesdatum s. auch ebd., S. 95f.
- 33 Bühler, Die Geroldsecker und Lahr, S. 39f.
- 34 Zu diesem Wappen s. S. 245 und 248 in diesem Beitrag.
- 35 Darüber hinaus standen die Veldenzener und die rechtsrheinischen Linien der Geroldsecker schon in der Schlacht von Göllheim auf verschiedenen Seiten; vgl. Ruppert, Geschichte des Hauses und der Herrschaft Geroldseck, S. 90. Hierzu vgl. auch S. 250 in diesem Beitrag.
- 36 Zu ihnen s. Bühler, Die Herrschaft Geroldseck, S. 75. S. auch Ruppert, Geschichte des Hauses und der Herrschaft Geroldseck, S. 105.
- 37 Vollmer, Die Grablegen der Geroldsecker, S. 299.
- 38 So Becksmann, Die mittelalterlichen Glasmalereien, S. 152, mit der oben erwähnten fälschlichen Zuweisung an Veldenz, hierzu vgl. auch unten Anm. 55.
- 39 Zu ihm s. Bühler, Die Herrschaft Geroldseck, S. 80.
- 40 Vgl. den Dispens für die Ehe vom 4. August 1331: Bühler, Geroldsecker Regesten, Nr. 477.
- 41 Insges. s. Borgolte, Das Grab in der Topographie der Erinnerung.
- 42 S. die Übersicht bei Vollmer, Die Grablegen der Geroldsecker, S. 299f.
- 43 Wiesbaden, Hessisches Hauptstaatsarchiv, 1002/8, fol. 158.
- 44 Hier s. noch immer Reinhardt, Pragmatische Geschichte, S. 98.
- 45 Wiesbaden, Hessisches Hauptstaatsarchiv, 1002/8, fol. 158r.
- 46 Ebd.: *6. pag(ina) p(rae)ced(ens) hat es bewendet bey Hern Henrichen vo(n) Geroltz(eck) itzo volgen seine Cinder.* Vgl. auch ebd., fol. 44r.
- 47 Ebd., fol. 11r: *uxor Graff Johann(is) Von Mörß undt Sarwerde(n)*

- 48 Ebd.: *ux(or) Rudolffs vo(n) Ramstein Herrns zu Gilgenberg. Sie hat gegen ihrer Schwester Adelheiden Verzig gethan a(nn)o c. 1423*
- 49 Hierzu s. Herzog, *Chronicon Alsatiae*, 5. Buch, hier S. 118f.
- 50 S. Karlsruhe, *Generallandesarchiv 111/171*, fols. 48v–49r. Vgl. a. ebd., 111/161, fol. 9r.
- 51 Bühler, *Geroldsecker Regesten*, Nr. 1068. Vgl. dazu auch Wiesbaden, *Hessisches Hauptstaatsarchiv, 1002/8*, fol. 49r.
- 52 Beckmann, *Die mittelalterlichen Glasmalereien*, S. 152.
- 53 Ruppert, *Geschichte des Hauses und der Herrschaft Geroldseck*, S. 82f.
- 54 Ein Verweis auf Ursula von Eberstein, die Ehefrau Heinrichs (9), wäre ebenfalls möglich, ist aber aufgrund des sich bei dieser Deutung ergebenden großen zeitlichen Abstandes und der weiten dazwischenliegenden Lücke in der Genealogie äußerst unwahrscheinlich. Zur Frühgeschichte und Herkunft der Familie s. Hennl, *Die Herren bzw. Grafen von Eberstein*.
- 55 Die einzige Familie, die in dieser Zeit den Geroldseckern der unteren Herrschaft verbunden war und ein Löwenwappen führte, war die der Lichtenberger. Zwar gibt der Zeichner die Tingierung des Löwens auf Abb. 2 (Wiesbaden, *Hessisches Hauptstaatsarchiv 1002/8*, fol. 156r) als blau an, woraus Beckmann, *Die mittelalterlichen Glasmalereien*, S. 152, das hier unwahrscheinliche Veldener Wappen erschließen wollte. Es hat sich aber schon beim (eindeutig schwarz-silber gevierten) Wappen Hohenzollerns gezeigt, dass schwarzbemaltes Glas zum Zeitpunkt der Zeichnungen als blau erscheinen konnte. Bei den kleineren Ausführungen des Lichtenberger Wappens fehlt der rote Bord, was aber auf eine Unachtsamkeit des Zeichners zurückzuführen sein dürfte.
- 56 Krebs, *Politische und kirchliche Geschichte der Ortenau*, S. 155.
- 57 Eyer, *Das Territorium der Herren von Lichtenberg*, S. 38–43. S. Bühler, *Die Herrschaft Geroldseck*, S. 57.
- 58 Hier s. Brieger, *Die Herrschaft Rappoltstein*.
- 59 Bühler, *Geroldsecker Regesten*, Nr. 484 und 386.
- 60 Bühler, *Die Herrschaft Geroldseck*, S. 60.
- 61 Vgl. in der Blasonierung Rietstaps: *D'argent au lion de sable; à la bordure de gueules. Cimier: une tête et col de cygne d'argent; s. Rietstap, Armorial Général, Bd. 2, S. 65*. Vgl. ebenso die Darstellung in Wingenroth, *die Kunstdenkmäler, Tafel LXVIII*.
- 62 Vgl. die Übersicht bei Bühler, *Die Herrschaft Geroldseck*, S. 161f. Für Heinrich (7): Typ III; Karlsruhe, *Generallandesarchiv 27/38 (1374, Oktober 12)*, mit der Umschrift S. hEINR. DE. GEROLZECHE. DO(MINUS.I.) LORE. Hier vgl. die Abbildung bei <http://www.buehler-hd.de/reg/sigill/13741012.htm>.
- 63 Diesen wollte man in der Forschung schon für ein Allianzwappen Walthers (2) mit Heilika von Finstingen halten (vgl. Bühler, *Die Geroldsecker und Lahr*, S. 37). Dargestellt ist aber eindeutig das Lichtenberger Wappen. Es dürfte sich bei dem Grabstein also um jenen Heinrichs (7) und Adelheids von Lichtenberg gehalten haben. Die gleiche Darstellung findet sich bei Reinhard, *Pragmatische Geschichte*, S. 21. Die gleiche Verbindung findet sich weiterhin auch im Frontispiz von Rupperts Darstellung. Der hierbei jeweils beigegebene Schmuck aus Ästen und Blättern dürfte ursprünglich eher auf diesen Grabstein zurückgehen als auf das Wandbild in Mahlberg, wo der Schmuck fehlt.
- 64 Grunds. vgl. hierzu Borgolte, *Die Dauer von Grab und Grabmal*.
- 65 Vollmer, *Die Grablegen der Geroldsecker*, S. 299.
- 66 Ebd.
- 67 Hierzu s. Schulze, *Die Heilika-Frage*. S. auch Ruppert, *Geschichte des Hauses und der Herrschaft Geroldseck*, S. 33–40.
- 68 Hier vgl. etwa Bühler, *Die Geroldsecker*, S. 154–156.
- 69 Ebd., S. 33–35 und 38. S. a. Krebs, *Politische und kirchliche Geschichte der Ortenau*, S. 146–150.
- 70 Bühler, *Die Geroldsecker*, S. 158f.
- 71 Hier und im Folgenden s. auch Ruppert, *Geschichte des Hauses und der Herrschaft Geroldseck*, S. 87–90. Zur Politik Adolfs von Nassau und Albrechts von Österreich s. auch Reinle, *Adolf von Nassau und Dies., Albrecht I.*
- 72 Vgl. die Übersicht bei Krebs, *Politische und kirchliche Geschichte der Ortenau*, S. 157.

- 73 Hierzu s. Eyer, Das Territorium der Herren von Lichtenberg, S. 28 und Butz, Adlige Herrschaft, S. 233–241.
- 74 Bühler, Geroldsecker Regesten, Nr. 323. Vgl. hierzu ders., Die Herrschaft Geroldseck, S. 77.
- 75 Zu Heinrich VII. s. insges. die Zusammenfassung bei Thorau, Heinrich VII.
- 76 Zu diesem s. Pauler, Die deutschen Könige und Italien, S. 56–114.
- 77 Bühler, Die Herrschaft Geroldseck, S. 79 f.
- 78 Bühler, Geroldsecker Regesten, Nr. 379. Vgl. hierzu ders., Die Herrschaft Geroldseck, S. 94. S. den Text der Urkunde bei Reinhardt, Pragmatische Geschichte, Urkunde Nr. 12.
- 79 Bühler, Geroldsecker Regesten, Nr. 386. S. a. Ruppert, Geschichte des Hauses und der Herrschaft Geroldseck, S. 95 und 105.
- 80 Bühler, Geroldsecker Regesten, Nr. 389 f. S. a. Ruppert, Geschichte des Hauses und der Herrschaft Geroldseck, S. 96 f.
- 81 Grundsätzlich vgl. auch Sauer, Fundatio und Memoria, S. 128–149.
- 82 Vollmer, Die Grablegen der Geroldsecker, S. 299.
- 83 Bühler, Geroldsecker Regesten, Nr. 376.
- 84 S. Ruppert, Geschichte des Hauses und der Herrschaft Geroldseck, S. 99 f.
- 85 Vgl. etwa Bühler, Geroldsecker Regesten, Nr. 382 f. Hier und im Folgenden s. Ruppert, Geschichte des Hauses und der Herrschaft Geroldseck, S. 154–173.
- 86 S. die kurze Übersicht bei Schneider, Die Burg Schwanau.
- 87 Straßburgische Chronik, S. 79. Vgl. dazu Vollmer, Die Grablegen der Geroldsecker, S. 311.
- 88 Hier s. Bühler, Die Herrschaft Geroldseck, S. 64.
- 89 Hier vgl. Bühler, Die Geroldsecker und Lahr, S. 43; vgl. auch Vollmer, Die Grablegen der Geroldsecker, S. 308.
- 90 S. etwa Bühler, Die Herrschaft Geroldseck, S. 65–70, und für das frühe 14. Jh. S. 76 und 78 f.
- 91 Ders., Zur Familiengeschichte, S. 33.
- 92 Eine kurze Übersicht bietet Heydenreich, Handbuch, S. 179–181. Insges. s. vor allem Kurmann-Schwarz, Zeichen der Frömmigkeit.
- 93 Hierzu vgl. Schwarzmaier, Lichtenthal als Grablege. S. die Abbildung in Krimm, Von der Herrschaft zum Staat, S. 76.
- 94 Hier s. <http://www.buehler-hd.de/reg/sigill/13741012.htm>.
- 95 Hier s. <https://www2.landesarchiv-bw.de/ofs21/olf/startbild.php?bestand=22964>.
- 96 Hier s. <http://www.buehler-hd.de/reg/regvorw.htm>.
- 97 Hierzu s. <https://www.dilibri.de/rlbdfg/content/titleinfo/671003>.

Vom Feigenblatt der Eva, ihrem Bügeleisen und anderen Reliquien

Grimmelshausen im Kampf gegen einen falschen Glauben

Dr. Johannes Werner

*Dann wanderte ich [...] zum Musée de Cluny,
woselbst ich ein Reliquiar mit einer Reliquie
„de umbilico Di. nostri J. Chr.“ gewährte.*

Alfons Kirchgässner, Städte – Inseln – Kontinente

Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen ging als Autor des „Simplicissimus“ in das allgemeine Bewusstsein ein; sein sonstiges, umfangreiches Werk ist dagegen weithin in Vergessenheit geraten. (Eine der wenigen Ausnahmen stellt die von Bertolt Brecht wieder aufgegriffene „Landstörzerin Courasche“ dar.) Dabei wäre da und dort noch manches zu entdecken.

Im letzten Band der Gesamtausgabe, und in ihm fast an letzter Stelle, findet sich ein im Jahre 1667 erstmals erschiener „Anhang/Etlicher wunderlicher Antiquitäten/so der fliegende Wandersmann zeit seiner wehrenden Reiß/in einer abgelegenen Vestung an dem Meer gelegen /und von den Türcken bewohnt/gesehen und verzeichnet“.¹ Anders als die eigentliche Erzählung vom Wandersmann, die aus dem Französischen übersetzt wurde, scheint dieser Anhang von Grimmelshausen selber zu stammen (der in jenem Jahr erst als Wirt „Zum Silbernen Sternen“ in Gaisbach bei Oberkirch und dann als Schultheiß in Renchen amtierte).² In ihm kritisiert er auf nahezu beispiellose Weise den zu seiner Zeit florierenden Reliquienkult: indem er ihn lächerlich macht.³

Entstehung und Entfaltung

Dass man das, was von Verstorbenen auf Erden zurückblieb, in Ehren hielt, verstand sich von selbst; umso mehr, wenn es sich um bedeutende, ja sogar heiligmäßige oder heilige Personen handelte. Ihr toter Leib, aber auch die Dinge, die sie benutzt und besessen hatten, wurden sorgsam bewahrt und verehrt. Ja, vor allem ihr Leib; und man scheute sich nicht, ihn zu zerteilen, sodass man ihm an möglichst vielen Orten seine unvermittelte Verehrung bezeugen konnte. Um diese sogenannten

Reliquien – auf Deutsch: Überbleibsel – entwickelte sich im Lauf der Jahrhunderte ein umfangreicher Kult (übrigens nicht nur im Christentum).⁴ Dazu gehört, dass die Altäre seit dem 4. Jahrhundert ein sogenanntes Reliquiengrab enthielten, seit dem späten Mittelalter sogar enthalten mussten, was zuweilen zu Engpässen führte.⁵ In der Messe am Tag der Weihe eines Altars baten die Gläubigen um Hilfe „durch die Verdienste jener, deren Reliquien wir hier in frommer Liebe verwahren“.⁶

Da man den Reliquien eine wundertätige Wirkung zuschrieb, und da ihre Verehrung mit Ablässen belohnt wurde, konnte der, der sie präsentierte, auf Zulauf und damit auf gute Einnahmen rechnen. Viele Kirchen und Klöster mehrten eifrig ihren diesbezüglichen Schatz. So verschafften sich die Benediktiner von Schwarzach noch um 1650 die Gebeine einer heiligen Rufina aus Rom und richteten ihr einen eigenen Altar ein; aber ihre Hoffnung, damit eine Wallfahrt zu begründen, erfüllte sich nicht.

Stets lag die Versuchung nahe, Reliquien zu fälschen. Wenn alle, die man öffentlich verehrte, echt wären, dann müsste es Heilige mit zahlreichen Armen, ja sogar mit mehreren Köpfen gegeben haben; und die angeblichen Kreuzpartikel ergäben zusammen einen halben Wald. Schon in den „Canterbury Tales“ des Geoffrey Chaucer, also im 14. Jahrhundert, kommt ein Ablasskrämer vor, der einen Kissenbezug für den Schleier der Jungfrau Maria ausgibt und ein Stück Stoff für einen Teil des Segels, unter dem Petrus mit Jesus den See Genezareth befuhr; außerdem zeigt er noch ein Glas mit Schweineknochen vor. „Und traf er einen armen Bauersmann, / So schwatzte er ihm von den Reliquien an / Und erntete an einem einzigen Tage / Die Früchte seiner [des Bauern] wochenlangen Plage.“⁷ Und „dass man der Frömmigkeit der Gläubigen eine große Anzahl falscher Reliquien zur Verehrung empfohlen hat“, gab, wie es in der berühmten „Encyclopédie“ von Diderot und d’Alembert heißt, sogar „ein gelehrter Benediktiner“ zu.⁸ Nachweislich unecht sind – um nur zwei berühmte Beispiele zu nennen – der Verlobungsring der Jungfrau Maria, dem im Dom von Perugia die Pilger zuströmen, und die im Dom von Aachen aufbewahrte Windel des Jesuskindes. Nicht viel besser steht es um die Gebeine der 11 000 Jungfrauen, die in St. Ursula in Köln gezeigt werden. Georg Forster nahm, anlässlich eines Besuchs, an ihnen Anstoß und überhaupt „an der blinden Abgötterei, die der Pöbel hier wirklich mit Reliquien treibt, welche den echten Religionsverehrer unter den Katholiken selbst ein Ärgernis geben“.⁹

In Wittenberg trug Kurfürst Friedrich „der Weise“ von Sachsen eine Sammlung zusammen, die im Jahre 1520 aus 18970

Reliquien bestand. Er wurde freilich durch seinen Bruder, den Erzbischof Ernst von Magdeburg, und durch dessen Nachfolger, den Kardinal Albrecht von Brandenburg, noch übertroffen, denn dieser konnte zur selben Zeit in Halle zwar erst 8133 Stücke mit immerhin 42 vollständigen Heiligenkörpern, aber schon im Jahre 1521 fast das Dreifache, nämlich 21 441 Stücke vorweisen. Und die Besucher konnten, wie üblich, Ablässe gewinnen: in Wittenberg von mehr als 1 902 202 Jahren, in Halle von mehr als 39 245 120 Jahren.¹⁰

Im Zuge der Reformation wurde die Wittenberger Sammlung aufgelöst, die Hallesche nach Mainz verbracht und dabei – wie kein Geringerer als Martin Luther behauptete – sogar noch erweitert, nämlich etwa um „drei Flammen vom Busch des Mose, auf dem Berge Sinai“, einen „Zipfel von der Fahne, mit der Christus die Hölle aufstieß“, eine „große Locke, vom Barte des Beelzebub, der an der Fahne kleben blieb“ sowie „zwei Federn und ein Ei vom heiligen Geist“; ja sogar „ein halber Flügel von St. Gabriel, dem Erzengel“ war dabei sowie „ein großes, schweres Stück vom Geschrei der Kinder Israel, womit sie die Mauern Jerichos niedergeworfen haben“.¹¹ Offenbar kam es dem Reformator darauf an, die ohnehin schon unglaublichen Reliquien an Unglaublichkeit noch zu übertreffen; und damit, mit dieser im Jahre 1542 veröffentlichten Satire, schlug er einen Weg ein, auf dem ihm Grimmelshausen, bewusst oder unbewusst, folgen sollte.

Grimmelshausens Katalog

Luther führte zwölf fiktive Stücke auf; mit deren 89 hat ihn Grimmelshausen weit übertroffen. Sie hier alle anzuführen wäre nicht angebracht, auch weil sich viele von ihnen auf kaum noch bekannte Gestalten und Geschehnisse der Bibel beziehen. Insgesamt lassen sich drei verschiedene Typen erkennen.

Da sind, zum ersten, Dinge, die es gegeben haben mag, auch wenn sie in einem noch so losen Zusammenhang mit jenen Gestalten und Geschehnissen standen; dass sie erhalten blieben, ist allerdings alles andere als wahrscheinlich.

7. Ein Stück von dem Feigenblatt/wormit sich die Eva bedeckt.

11. Ein Rad von einem Schubkarn/welches bey Erbauung des Babylonischen Thurns gebraucht worden.

21. Eine Pasteten/welche von der Hochzeit zu Cana in Galilea überblieben.

28. Ein grosser Schnitz vom Apffel/darvon Adam und Eva gebissen.
55. Der Riemen von Judas Beutel/worinn die vom Hohenpriester gegebene 30. Silberling gewesen waren.
65. Ein Schüt Stroh/welche in Abbrännung Sodoma und Gomorra übergeblieben.
63. 3. Löffel voll Hirschbrey [Hirsebrey] des Propheten Habacucs/welchen der Engel/beym Schopff zum Schnittern ins Feld getragen.
70. Das Schwäntzel des jungen Tobiae Hunds/damit er gewedelt/als er zu ruck nach Haus gekehret hat.
72. Ein Blat von der Stauden/unter welcher Jonas das Unglück der Stadt Ninive erwartend/gesessen ist.
79. Drey Elen von der Nabelschnur der ersten Tochter Evae/da sie als ein Kind gar jung zur Welt kommen.

Da sind dann, zum zweiten, Dinge, deren Echtheit schon durch das Material, aus dem sie angeblich bestehen, zweifelsfrei widerlegt wird.

1. Adams unsers ersten Vatters perline Hutschnur/mit grüner Seiden und göldnen Plätchen bestochen/die er getragen/wann er zu Gevattern gestanden.
8. Eine Wiegen von Augspurgischer Arbeit/so die Eva zu ihren Kindern gebraucht.
9. Eine Venedische Gläserne Flasche/darinnen eine zimliche Quantität von dem Wasser der Sündfluth auffbehalten worden.
19. Des Ertzvatters Jacobs grosser Zinnener Becher/den ihm der erste Kannengiesser Meister Abraham/von Neckers-Ulm gebürtig/zum neuen Jahr verehret hat.
26. Ein Frantzösisches Scherlein/damit dem Simson die Haar sind abgeschnitten worden.
30. Das Conterfeyt Evae/so Adam in Kupffer gestochen.
34. Ein von Augspurger Arbeit eiserner Schwanck-Kessel des reichen Mannes.
35. Des Königs David Hirtentasch von preussischem Corduan [Ziegenleder].
38. Des Königs Saul grosser Mundbecher von Englischen Zin.
58. Das Bögeleisen/womit Eva dem Adam seine Krägen gebögelt.

Und dann sind da, zum dritten, Dinge, die gar keine sind.

14. *Der Schatten des öbern Ackers/worrauff Abel seinen Bruder Cain erschlagen.*

23. *Drey Sprüssel [Sprossen] von der Leitern/welche Jacob in dem Traum gesehen.*

57. *Der Misthauffen auf welchem Job gesessen/samt einem guten Particul des Windes welcher ihme das Haus eingeworffen [...].*

73. *Ein zimliches Stück vom Regenbogen/welcher nach der Sündflut erschienen.*

75. *Die lincke und mittelste Spitz vom Stern/welcher den heiligen drey Königen vorgeleuchtet.*

78. *Die grosse Mühe und Arbeit/welche bey Erbauung der Archen Noe angewendet.*

Zum letzten. Fünff lebendige Frösch/so dem König Pharaoni auf den Tisch gehupft [und die demnach ein wahrlich biblisches Alter erreicht haben müssten].

Fortsetzung im Barock (und darüber hinaus)

In dieser – wie gesagt: nahezu beispiellosen¹² – Liste steckt viel Witz. Grimmelshausen zog die Reliquien ins Lächerliche, machte sich lustig über die, die sie verehrten.¹³ Seine Satire mag auf der protestantischen Seite eine gewisse Wirkung entfaltet haben; die katholische blieb davon unberührt. Im Gegenteil: in der Gegenreformation blühte der Reliquienkult von Neuem auf.

So legte die Markgräfin Sibylla Augusta von Baden um 1720 eine ganze Sammlung an; sie enthielt, unter vielem anderem, ein Stück vom Schleier Mariens, „etwas weniges Haar von der Mutter Christi“ und „ein kleines Stücklein Faden, so die Mutter Christi selbstes gesponnen“; in einem großen silbernen, vergoldeten, mit über hundert Diamanten übersäten Kreuz befanden sich „Ein Stücklein Holz von dem Creüz Christi Ein Stücklein Schwam Ein Stücklein vom Rohr und ein Dorn von der Cron Christi“.¹⁴ Hinzu kamen ein Stück aus der Geißelsäule und, gleichsam als Hauptstück, ein Blutstropfen Christi.¹⁵ Auf den vorderen Seitenaltären ihrer Rastatter Schlosskirche stellte die Markgräfin zwei gläserne Sarkophage auf, die die reich geschmückten Skelette eines heiligen Theodor und einer heiligen Theodora enthalten sollen. Überdies erwarb sie Reliquien des heiligen Königs Ludwig, der Jesuiten Ignatius von

Loyola und Franz Xaver sowie des in Böhmen zu neuer Berühmtheit gelangten Johannes Nepomuk.¹⁶

Die Wallfahrtskirche in Triberg legte sich, ungeachtet ihres berühmten Gnadenbilds, 1751 noch die Gebeine einer heiligen Serena zu. Und es war wiederum die Markgräfin, die 1755 einen angeblichen Armknochen ihres Haus- und Landespatrons, des seligen Bernhard von Baden, in ein kostbares Reliquiar fassen ließ; erst viel später fand man heraus, dass es sich um ein Schienbein handelte. Der Schrein mit den Reliquien dieses Seligen, der in Moncalieri bei Turin aufbewahrt wird, wurde noch 1958 „in einem wahren Triumphzug durch die Erzdiözese Freiburg gefahren“¹⁷. Die Beispiele ließen sich häufen – bis heute.¹⁸



Schrein mit den Reliquien des seligen Bernhard von Baden, in Moncalieri (Archiv des Verfassers)

Eine andere Frömmigkeit

Zurück zu Grimmelshausen, und zwar zu seinem *Simplicissimus*, den es am Ende seines Lebens auf eine einsame Insel verschlägt, auf der er ein gottgefälliges, der Betrachtung gewidmetes Leben führt.

also! sahe ich ein stachelecht Gewächs/so erinnerte ich mich der dörnen Cron Christi/sahe ich einen Apffel oder Granat/so gedachte ich an den Fall unserer ersten Eltern und bejammert denselbigen; gewanne ich ein Palmwein auß einem Baum/so bildet ich mich vor/wie mildiglich mein Erlöser am Stammen deß H. Creutztes sein Blut vor mich vergossen; sahe ich Meer oder Berg/so erinnerte ich mich des einen oder andern Wunderzeichens und Geschichten/so unser Heyland an dergleichen Orthen begangen; fandte ich einen oder mehr Stein so zum Werffen bequem waren/so stellte ich mir vor Augen/wie die Juden Christum steinigen wolten; war ich in meinem Garten/so gedachte ich an das ängstig Gebett am Oelberg/oder an das Grab Christi und wie er nach der Aufferstehung Mariae Magdalenae im Garten erschienen/etc. Mit solchen und dergleichen Gedancken hanthierete ich täglich; ich asse nie daß ich nicht an das letzte Abendmahl Christi gedachte; und kochte mir niemahl keine Speiß /, daß mich das gegenwertige Feur nicht an die ewige Peyn der Höllen erinnerte hätte.¹⁹

Simplicissimus hat keinen Zugang zu den heiligen Orten und heiligen Dingen, die in seiner Zeit eine so große Verehrung genießen; aber er kann ihn auch entbehren, denn für ihn ist die ganze Welt geheiligt, insofern sie ihn zur Betrachtung der Heilsgeschichte einlädt.

Anmerkungen

- 1 Grimmelshausen: *Kleinere Schriften*. Hrsg. von Rolf Tarot (Tübingen 1973) 111–117
- 2 Vgl. ebd. XXIV
- 3 Dem widerspricht nicht, dass *Simplicius* in *Einsiedeln* „die Reliquien der Heiligen [...] und andere sehens würdige Sachen deß Gotteshauses genungsam beschauet“ hat (Grimmelshausen: *Der Abentheurliche Simplicissimus Teutsch und Continuatio des abentheurlichen Simplicissimi*. 2. Aufl. Hrsg. von Rolf Tarot [Tübingen 1984] 380). Von Verehrung ist hier nicht die Rede, und *Simplicius* ist nicht Grimmelshausen.
- 4 Vgl. Braun, Joseph: *Liturgisches Handlexikon*. 2. Aufl. (Regensburg 1924) 290–293, 317–319; Kroos, Renate: *Vom Umgang mit Reliquien*. In: Legner, Anton (Hrsg.): *Ornamenta Ecclesiae. Kunst und Künstler der Romanik* (= Ausstellungskatalog) Bd. 3 (Köln 1985) 25–49; Angenendt, Arnold: *Heilige und Reliquien*. Die Geschichte ihres Kultes vom frühen Christentum bis zur Gegenwart (München 1994); van Os, Henk: *Der Weg zum Himmel. Reliquienverehrung im Mittelalter* (Regensburg 2001)

- 5 Vgl. Lang, Bernhard: Heiliges Spiel. Eine Geschichte des christlichen Gottesdienstes (München 1998) 273
- 6 Das vollständige Römische Meßbuch (Freiburg 1956) [78]
- 7 Chaucer, Geoffrey: Die Canterbury Tales. Hrsg. von Lambert Hoevel (Köln 1969) 40
- 8 Selg, Anette/Wieland, Rainer (Hrsg.): Die Welt der Encyclopédie (Frankfurt a.M. 2001) 334
- 9 Forster, Georg: Ansichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich im April, Mai und Juni 1790. Hrsg. von Ulrich Schlemmer (Berlin 1989) 78
- 10 Angenendt, a. a. O. 161 f. – Vgl. auch das Verzeichnis, das in einem damals spielenden Theaterstück zitiert wird (Forte, Dieter: Martin Luther & Thomas Müntzer oder Die Einführung der Buchhaltung [Berlin 1971] 9–11, 17)
- 11 Luther, Martin: Neue Zeitung vom Rhein. In: ders., Ausgewählte Schriften. Bd. 3. Hrsg. von Karin Bornkamm und Gerhard Ebeling (Frankfurt a.M./Leipzig 1995) 292–294 – Luther behauptete weiterhin, dass der Bischof schon vorab ein Teilchen seines Herzens und eines seiner Zunge zu solchen Reliquien bestimmt habe, und dass jeder, der bei ihrer Verehrung einen Gulden zahle, die Vergebung sämtlicher bis dahin begangenen sowie der in den nächsten zehn Jahren zu begehenden Sünden erlange.
- 12 Ein ähnliches Verzeichnis von rund 50 fiktiven Stücken (darunter die „Lockenschere von Esau, womit er sein Haar zu kräuseln pflegte“) erschien 1673/74 in Utrecht, nachdem die Katholiken, zur Erbitterung der Protestanten, die Reliquien in den dortigen Dom zurückgebracht hatten; vgl. van Os, a. a. O. 192.
- 13 Vgl. dazu auch Werner, Johannes: Simplicissimus als Narr, in: Die Ortenau 59, 1979, 262–265; Gersch, Hubert: Vorspiel aufklärerischer Publizistik. Nachwort zu Grimmelshausen: Simplicianische Kalendergeschichten (Frankfurt a. M. 1966) 55–61
- 14 Zit. n. Extra schön. Markgräfin Sibylla Augusta und ihre Residenz (= Ausstellungskatalog) (Petersberg 2008) 164
- 15 Vgl. auch Werner, Johannes: „O crux admirabilis, mirabilis“. Die Kreuzesfrömmigkeit der Markgräfin Sibylla Augusta von Baden, in: Freiburger Diözesan-Archiv 127, 2007, 97–104, hier 100 f.
- 16 Vgl. ders.: „Auf jeder Bruck ein Nepomuk“. Kult und Kunst. In: Die Ortenau 97, 2017, 27–34
- 17 Brommer, Hermann: St. Bernhard Baden-Baden (München 1989) 28
- 18 So wurde Blut des unlängst heiliggesprochenen Papstes Johannes Paul II., das bei einer Operation abgefallen war, tropfenweise an über 100 Kirchen verteilt. – Es gibt ein Buch, das, neben anderen katholischen Kuriositäten, den Reliquienkult in aller Breite darstellt; der ungewöhnlich gut informierte Autor konnte darin sogar das geheime Protokoll einer Sitzung veröffentlichen, in der das „Heilige Offizium“ im Jahre 1954 die Verehrung, ja sogar die Erwähnung einer der obskuren Reliquien, des sogenannten „Sacrum Praeputium“, für immer verbot (Peyrefitte, Roger: Die Schlüssel von Sankt Peter. Roman [Karlsruhe 1956]). Kaum weniger obskur ist der im Motto erwähnte „Umbilicus“; vgl. van Os, a. a. O. 40–42 (m. Abb.).
- 19 Grimmelshausen: Simplicissimus 568 f.

Meteoriteneinschlag im Durbacher „Hardtwald“ von 1671

Josef Werner

Es muss schon mächtig „gerummst“ haben, als am 27. Februar 1671 ein Meteorit in der Herrschaft Staufenberg einschlug.

Im ZEITMAGAZIN Nr. 48/2019 vom 20. November 2019 werden in einer Karte die bekanntesten bzw. größten in Deutschland registrierten Meteoriteneinschläge aufgeführt. Darunter ist auch ein am 27. Februar 1671 im Durbacher Hardtwald niedergegangener Meteorit von 4,5 kg.

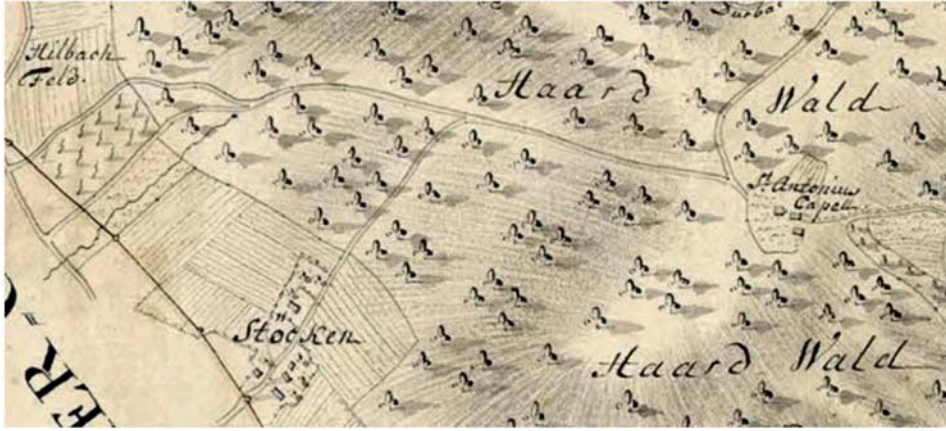
In den Annalen Ludwig Wilhelm Gilberts, erschienen Leipzig 1803, ist für diesen Meteoriten noch der Ort „Zussenhausen“ (Zusenhofen) nahe Oberkirch angegeben. Eine spätere Bestimmung des Einschlagorts führt jedoch in den Hardtwald in der ehemaligen Herrschaft Staufenberg. Demnach schlug der Meteorit ca. oberhalb des heutigen Rebgebietes „Stöckberg“ unweit von St. Anton ein.

In dem von Gilbert zitierten Brief aus der Ortenau an die Obrigkeit ist der Briefe-Schreiber leider nicht vermerkt. Auch von dem Meteorit selbst ist nichts mehr zu finden.

Die Menschen im 17. Jahrhundert sahen in dem Meteoriten ein Zeichen Gottes und kündigten eine harte Bestrafung derjenigen an, die nicht nach christlichen Regeln lebten.

Ob die Obrigkeit in der Herrschaft Staufenberg dieses denkwürdige Ereignis wie der Briefe-Schreiber erlebte, lässt sich heute leider auch nicht mehr nachvollziehen. Schultheiß war Johann Hoffacker, Ritterwirt war der Metzger Martin Lang, als „Stabhalter“ fungierte Thomas Werner und Schulmeister war Michael Brüstle. Die Religion und die kirchlichen Belange lagen in den Händen von Pfarrer Albert Schleck.

Nach dem Tode des Kirchenstifters Wilhelm Hermann von Orscelar, im Jahre 1666, lag die Verwaltung der H. Staufenberg in den Händen des Amtmanns Johann Carl Grünlinger. Ihm verdanken wir auch einen Bericht über den „Zustand und die Underthanen in der Herrschaft Staufenberg des Jahres 1672“. Demnach wohnten 167 Männer, 158 Weiber, 6 Wittweiber, 190 Söhne und 201 Döchter in der Herrschaft. Der Weinjahrgang 1671 wird in Durbach als „mittelschlecht“ bezeichnet.



Ausschnitt aus der Karte „Herrschaft Staufenberg“ um 1760. Die Einschlagstelle des Meteoriten lag vermutlich oberhalb des Acker-/Rebgebietes in den Stöcken im Waldgebiet nahe St. Anton.

Ludwig Wilhelm Gilberts Annalen der Physik, Dritter Band, Leipzig 1803 Bd. 33 S. 185 ff.

Wahrhaftige Communication und Mittheilung eines beweglichen Schreibens aus der Ortenau vom 27. Februar dieses 1671 Jahrs,

einen aus der Lufft, nach entstandnem erschrocklichen Wind-Sausen und Brausen, anderthalb Schuh tief in die Erde gefahren zehnpfündigen, einen rechten Hunds-Kopff ohne Ohren präsentierenden Stein betreffend.

Den Frommen zur Ursach Erfindung

Den -Bösen zur Straffe Ankündung.

An dem Himmel, auf der Erden, in der Lufft und in dem Meer, Siht man unerhörte Zeichen.

Christen-Mensch! Dich doch bekehr.

Lass von deinem Sünden-Greul, wann Gott völlig wird aufwachen wird. Er dir sonst den Process unerhört erschrocklich machen.

Gedruckt im Jahr Christi 1671.

Extract Schreibens aus der Ortenau vom 27. Febr. Anno 1671.

Mein hochgeehrter Herr! Betreffend das plötzliche und entsetzliche Wunder-Getöb so in hiesiger Nachbarschaft kurzverwichener Zeit gehört worden, davon von jungen und alten, hohen und niedern viel gesagt wird, und der Herr gewisse Nachricht verlangt, hat es damit diese eigentliche und gründliche Beschaffenheit; Dienstags, den 27. Dito als der Himmel umb den Mittag zimlich klar: und allein die Sonn mit einem geringen schwarzen Gewölck überzogen gewesen, wurde aus derselben Gegend erstlich ein starcker Knall gleich einem doppelten Carthaunen-Schuß: und gleich auff denselbigen ein

Gekläpff gehöret, als wann eine starcke Salve aus Musqueten oder Doppelhacken gegeben worden were, ohne das man etwas von Plitz oder Feuerzeichen in der Lufft gesehen hette; In selbigem Moment haben die Leute hin und wider in dem Feld und welche etwan sonst der Orten jrgendhin über Land gewandelt, und zwar auf 3. 4. 5. Auch mehr Stundwegs weit voneinander, über ihnen etwas durch die Lufft erschröcklich Sausen und Brausen hören, gleichsamb als wanns lauter Stück – Kugeln gewest weren, wesswegen sich etliche voller Schrecken geduckt, etliche aber aus gehlinger Furcht gar zu Boden gefallen, darunder auch sonst hertzhauffte Männer gewesen;

Under andern beteuert ein Metzgers Knecht so damals über den Kniebis gereiset, sehr hoch, daß etwas über ihm hinaus gefahren, gleich einer glüenden Kugel, davon er gleichfals nidergefallen, und sich eine gute Zeit nicht besinnen können, ein anderer so bey Ober-Kirch eben an einem Hag gemacht, sahe an einem Ort ins Feld, der Kräntzschollen genannt, etwas von Grund über sich spritzen, gieng folgend mit noch einem andern doch nicht ohne Grausen hinzu, und als sie ein Loch daselbst funden, gruben sie hernach und erhuben einen Stein nur anderthalbe Schuh tieff in der Erden stecket, welchen ich wol besehn, der wigt zehen Pfund und ist seiner geringen Grösse nach zimlich schwer, auswendig gantz schwartz und inwendig grau, wie sonst die Donner-Keil gemeiniglich zusehen pflegen, seine Form gleichet sich beynahe einem Hundskopff ohne Ohren, ist etwas löhenicht gleich wie mit Fingern hinein gedruckt, wie die Steine so theils Orten im Mergelboden zu wachsen pflegen; Daß dieser nun wie andere Donnerstein im Lufft generiert worden, werde ich mich schwerlich überreden lassen, weil er ein mineralisch Ertz zu haben scheint, und nicht wie andere dergleichen Stein die frisch bekommen werden, nach dem sie herunder gefallen, nach Schwefel gerochen oder heiß gewesen; Sondern will viel ehender zugeben daß diese Steine, weil man sie an unterschiedlichen Orten so weit voneinander gehöret, doch vielmehr gewest, und daß sie aus Verhängnuß Gottes vom bösen Geist und seinem Anhang auff Erden gesamlet; in die Lüffte geführt und von dannen wider herunder zerstreut worden; lasse doch sonst einen jeden seine Meinung, auch denen so es vor ein Zorn-Zeichen des Höchsten halten: und etwas Künfftigs daraus wegen der steinern Türcken Herten und grimmigen Hundes-Art, die sie gegen das teure Christen Blut zu verüben pflegen prognosticirn möchten; Sonsten höret man nicht daß (Gott lob) ohne den Schrecken so einige davon eingenommen, jrgends ein

Schade weder an Menschen, Viehe, Gebäuen oder Bäumen dardurch geschehen; Hat also der Herr hiemit die gründliche Wahrheit dieser Geschichte. Sollte über Kurtz oder Lang etwas weiters Schreibwürdiges sich ereignen, werde ichs gleichfalls fleissig zu berichten nicht unterlassen. Bei Beschließung diß wird gefragt, daß die Innwohner des Oesterreichs; Dorffs Zussenhausen, ein Stund gehens von Ober-Kirch abgelegen, auch einem solchem Stein von neun Pfunden bekommen haben sollen.

Ein Grabkreuz als Wegweiser zu einem nahezu vergessenen Baumeister und Wohltäter

Anton Hirschbühl und sein Lebensweg

Margot Hauth

Das Kreuz an der Kirche Ebersweier

Unauffällig und größtenteils unbeachtet steht an der Nordseite der Pfarrkirche Ebersweier seit „undenkbarer Zeit“ ein Kreuz aus rotem Sandstein. Es ist fest mit der Kirchenwand verbunden und hat auch die Erweiterung der Kirche in den Jahren 1964 bis 1968 überstanden. Gestaltet ist das Kreuz im Louis-Seize-Stil, deutlich erkennbar an dem girlandenförmigen Zopf, der als Schmuckelement die Kreuzesbalken verziert. Darunter ist ein Band zu sehen, welches zu zwei Ringen gelegt und verknotet ist. Daran hängt eine Blume, vielleicht eine Pfingstrose, die als religiöses Symbol der „Rose ohne Dornen“ gedeutet werden kann. Der Längsbalken des Kreuzes trägt einen Weihwas-serkessel, der einem Kelch ähnelt und von spitzen Blättern umgeben ist.¹ Vor etwa 30 Jahren konnte von der Inschrift noch die Jahreszahl 1808 festgehalten werden.² Inzwischen ist auch dieses Detail unleserlich geworden. Die Jahreszahl war jedoch das einzige Indiz zur Entstehung des Denkmals. Dieser Spur galt es nachzugehen. Durch intensive Recherche erschloss sich nach und nach eine interessante Geschichte zu diesem Kreuz, das zweifelsfrei ehemals Bestandteil der Grabstätte des Baumeisters Antonius Hirschbühl war.³ Dessen Begräbnis auf dem Kirchhof Ebersweier ist im Totenbuch IV der Pfarrei Ebersweier beurkundet.⁴



*Grabkreuz des 1808 in Ebersweier verstorbenen
Baumeisters Anton Hirschbühl*

Anton Hirschbühl aus dem Vorarlberger Land

Als Sohn des Peter Hirschbühl⁵ und dessen Ehefrau Catharina Raidling erblickte Antonius Hirschbühl⁶ am 23. Juli 1748, in Lingenau im Bregenzerwald, das Licht der Welt.⁷ Lingenau, der Geburts- und Heimatort der Hirschbühlfamilie liegt im Tal der Suberach, einem der drei bedeutsamsten Zuflüsse der Bregenzer Ach, an deren Lauf sich nahezu die gesamte Besiedelung des Bregenzerwaldes hinzieht. Am 13. Juni 1766 wurde Anton Hirschbühl als Lehrling für das Maurerhandwerk aufgenommen. Er begann somit 18-jährig eine Ausbildung zum Maurer bei Conrad Wilburger.⁸ Damit folgte er beruflich nicht nur seinem Vater, Onkel und seinen Brüdern nach, sondern auch vielen seiner Landsleute.

Aus der Literatur ist bekannt, dass die „Tallandschaft der Bregenzer Ach Meister des Baugewerbes in staunenswerter Menge“⁹ hervorgebracht hatte. Die künstlerische Begabung dieses alemannischen Volksschlages, dazu sein Verständnis für den Wert genossenschaftlicher Organisation, wie es sich in dem ausgebildeten Zunftwesen äußerte, „zeitigte eine in der Kunstgeschichte fast einzig dastehende Tatsache, dass nämlich schlichte Bewohner eines abgelegenen Berglandes durch anderthalb Jahrhunderte in der zeitgenössischen Baukunstbewegung eine führende Stellung einnahmen“.¹⁰ Im 17. und 18. Jahrhundert gingen die Vorarlberger auf Wanderschaft nach reichsdeutschen Gebieten, wo ihnen die besonders in katholischen Ländern auflebende Baulust lohnende Beschäftigung bot.¹¹



*Ansicht
von Lingenau
(© Gemeinde
Lingenau)*

Hirschbühl-Baumeister im Breisgau

Das Bauhandwerk hatte im 18. Jahrhundert in Freiburg ein reiches Arbeitsfeld. Nach den Wunden, die der Dreißigjährige Krieg der Stadt geschlagen hatte, verursachten die Belagerungen in den nachfolgenden Jahren (1677, 1713 und 1744) abermals viele bauliche Schäden.¹² Mit dem Maurer und Steinhauer Joseph Hirschbühl I aus Lingenau (1709–1766) „trat in Freiburg erstmals ein Baumeistergeschlecht auf, das durch Generationen hier tätig war“.¹³ Joseph Hirschbühl I¹⁴ erlangte bereits 1738 in Freiburg die Einbürgerung und Zunftaufnahme, weil er „des Rimsingers Tochter Zue Hertteren Einheirathen“ wollte.¹⁵ In der Literatur wird Joseph Hirschbühl I teils als Bauunternehmer, teils als Architekt stattlicher Profanbauten, aber auch als Kirchenbaumeister vorgestellt.¹⁶ So errichtete er 1749 das Pfarrhaus in Neuershausen. 1756 baute er nach Plänen des Basler Architekten Johann Jacob Fechter das Palais der Breisgauer Ritterschaft (heute Erzbischöfliches Palais am Freiburger Münsterplatz). Etwa 1763 erbaute er den Hof der Abtei Schuttern in der Herrenstraße, in der er selbst ein Haus bewohnte. 1765 lieferte er den „Riß und Überschlag“ für den Neubau des Amtshauses in Waldkirch. Joseph Hirschbühl (I) wird außerdem als Erbauer folgender Kirche genannt: St. Johann-Baptist in Breitnau (1753), Pfarrkirche St. Gallus in Merzhäusen (1759–1760), die heutige „Alte Kirche“ sowie Pfarrkirche in Umkirch (1760–1762).¹⁷

Hinweistafel auf den ehemaligen „Klosterhof Schuttern“, erbaut von Joseph Hirschbühl I, Herrenstraße 39 in Freiburg

Die „Gebrüder Hirschbühl“ und ihre Bauwerke

Wie sich in etlichen Veröffentlichungen zeigt, ist es nicht nur schwierig, die verschiedenen Bauwerke den richtigen Hirschbühl-Baumeistern zuzuordnen. Auch die zeitliche Einordnung der einzelnen Familienmitglieder ist diffizil, weil die Vornamen vielfach über Generationen weitergegeben wurden. Beispielsweise wurde Anton Hirschbühl in dem Aufsatz „Vorarlberger Baumeister in Baden“ irrigerweise für die Jahre 1761 und 1763 als Klosterbaumeister aufgeführt. Anton Hirschbühl war jedoch in den genannten Jahren erst 13 bzw. 15 Jahre alt und kann somit noch nicht als Baumeister tätig gewesen sein.¹⁸ Der Autor irrte auch hinsichtlich der 1784 gefertigten „Risse für den Kirchenbau zu Durbach“. Nicht Anton Hirschbühl, sondern Joseph Hirschbühl lieferte den „Riß“ für eine neue Kirche in Durbach. Der Entwurf





*Kirche St. Nikolaus
in Altdorf*

wurde jedoch nicht angenommen.¹⁹ Einzig die Erstellung des Ökonomiegebäudes des Klosters Ettenheimmünster 1792 ist eventuell dem Genannten zuzurechnen.²⁰

Der älteste der drei Brüder, Johann Hirschbühl (geb. am 06.12.1737 in Lingenau²¹) schloss am 14. Januar 1767 in Riegel mit Maria Anna Myllerin/Müller den Bund der Ehe.²² Als Baumeister der Kirche St. Romanus in Schweighausen werden sowohl ein Johann Josef Hirschbühl²³ wie auch ein Johann Baptist Hirschbühl II genannt.²⁴ Die Grundsteinlegung der Kirche in Schweighausen erfolgte im August 1775, ein Jahr später, im August 1776, weihte Abt Landolin Fluem von Ettenheimmünster die Kirche. 1782/1783 erbaute Johann Hirschbühl die Kirche in Altdorf.²⁵ Während der Bauzeit wohnte er im Kloster

Ettenheimmünster. Hier verstarb er überraschend an einem Schlaganfall in der Nacht vom 2. auf den 3. Mai 1783.²⁶ Die Brüder Anton und Joseph Hirschbühl vollendeten danach den Kirchenbau in Altdorf.²⁷

In den Jahren 1784 bis 1786 wurde die Kirche in Ringsheim erbaut. Die Gemeinde trug die Kosten für das Langhaus. „Das Kloster Ettenheimmünster erbaute Chor, Turm und Sakristei, wobei die Gemeinde Frondienste zu leisten hatte.“²⁸ Die „Benediktion“ der neuen Kirche St. Johann Baptist und Sebastian erfolgte um den 12. Dezember 1785 durch Abt Landolin Fluem. Als Erbauer dieser Kirche nannte Hubert Kewitz den „aus einer der Vorarlberger Barock-Baumeistersippen“ entstammenden Joseph Hirschbühl²⁹ (* 19.06.1746). Der Autor verwies dazu auf die Heimbürger-Rechnungen der Gemeinde Ringsheim aus den Jahren 1784 und 1785. Diese Konstatierung ist danach in verschiedene Publikationen eingegangen.³⁰ In einer Akte über „Die Stiftung des verstorbenen Baumeisters Anton Hirschbühl in Ringsheim [...]“ befindet sich jedoch ein Schreiben von Pfarrer Maucher aus dem Jahr 1827 mit der Aussage: „Anton Hirschbühl war der Baumeister der Ringsheimischen Kirche“.³¹ Auf die Diskrepanz der Veröffentlichung von Kewitz und dem erst kürzlich gefundenen Dokument, wie auch zur Stiftung von Anton Hirschbühl für die Gemeinde Ringsheim, werde ich gegen Ende des Berichts näher eingehen.

Im selben Zeitraum, 1784 bis 1786, wurde auch die Pfarrkirche St. Jakobus in Schutterwald errichtet. Der Erbauer dieser Kirche war über einen langen Zeitraum hinweg in Vergessenheit geraten. Erst in der 1976 von Norbert Lieb herausgegebenen dritten Auflage des Buches „Die Vorarlberger Barockbaumeister“³² ist Josef Hirschbühl II als Baumeister dieser Kirche aufgeführt. Durch einen im Jahr 2012 von Horst Heitz († 2017), Schutterwald, verfassten Kirchenführer wurde der Name des Baumeisters auch regional wieder in das Bewusstsein gebracht. Die Textstelle lautet: die Pfarrkirche St. Jakobus in Schutterwald „wurde vom Vorarlberger Architekten Joseph Hirspihl, Bürger von Schutterwald, entworfen“.³³

Nicht nur die Namensnennung des Baumeisters der Pfarrkirche Schutterwald stieß auf großes Interesse bei den Mitgliedern des Historischen Vereins Schutterwald. Dass der Erbauer ihrer Kirche auch „Bürger von Schutterwald gewesen sein soll“, wurde als „außergewöhnlich“ erachtet.³⁴ Mit viel Elan begannen Eugen Hansmann, Clemens Herrmann (Vorsitzender), sowie Klemens Hansert daraufhin, sich mit Leben und Werk des Baumeisters ihrer Kirche zu befassen. Durch intensive Forschungen gelang es ihnen, „die große Lücke der Unwissenheit über [den] genialen Kirchenerbauer und [...] Bürger [von Schutterwald] Joseph Hirschbühl, samt seiner, in unserer Gegend tätigen Sippe aus dem Vorarlberg“ zu schließen.³⁵ Diese Textzeile ist dem von Clemens Hermann verfassten Vorwort des Buches von Eugen Hansmann entnommen, einer zusammenfassenden Darstellung vieler Fakten, Daten und genealogischen Zusammenhänge der „Hirschbühlsippe“, insbesondere der Baumeister dieser Familie. Klemens Hansert hat die 100 Seiten umfassende Publikation gestaltet und mit Fotos ergänzt.³⁶

Nach Auffassung von Eugen Hansmann ist auch beim Bau der Kirche St. Jakobus in Schutterwald eine Zusammenarbeit der Brüder Joseph und Anton Hirschbühl anzunehmen.³⁷ Gegen Ende der Bauphase dieser Kirche verehelichte sich Joseph Hirschbühl II am 6. Februar 1786 in Schutterwald mit der 16 Jahre jüngeren Theresia Lipps, Tochter des damaligen Zwölfers Anton Lipps. Zum Zeitpunkt des Eheaufgebots wohnte Joseph Hirschbühl in Kenzingen, im Breisgau.³⁸ Bereits zuvor schon waren die Brüder Hirschbühl im Kloster Ettenheimmünster tätig. 1772 erbaute Anton Hirschbühl das Ökonomiegebäude für dieses Kloster.³⁹



*Kirche St. Jakobus,
Grafenhausen*

1787 bis 1789 erbauten die beiden Brüder Joseph und Anton Hirschbühl die Kirche in Grafenhausen, die heutige Pfarrkirche St. Jakobus des Älteren. Nach dem am 22. Mai 1786 vereinbarten „Accord“ mit den zwei Meistern Hirschbühl versprochen die Baumeister, das „lange Haus“ [Langhaus der Kirche] mit Maurer- und Stuckateurarbeiten innerhalb von drei Jahren herzustellen. Zur Baumaßnahme gehörte auch der Abbruch der alten Kirche und des Beinhauses. Die Baumeister stellten dazu auf ihre Kosten das „Maurergeschirr“, alle erforderlichen Gerüstklammern, sowie alle Gerüste. Die Gemeinde versprach dafür „denen Meistern Hirschbühl nach Meister mäßiger Herstellung“ des vereinbarten Kirchenbaus eine Summe von 3.625 Gulden.

In der Urkunde im Grundstein ist als Architekt nur Joseph, nicht jedoch Anton Hirschbühl erwähnt: „Die Kirche ist gebaut nach Plan und Leitung der Herren Joseph Hirspihl, Bürger und Architekt von Schutterwald, und des Martin Haag aus Herbolzheim und des Zimmermanns Bartholomäus Brucker aus Grafenhausen.“⁴⁰

Falls in der Abschrift der Grundsteinurkunde kein Übertragungsfehler vorliegt, stellt sich die Frage, weshalb nur Joseph Hirschbühl II erwähnt ist. Den Accord mit der Gemeinde schlossen jedenfalls die Brüder Hirschbühl gemeinsam und im Vertragstext werden auch mehrfach „zwei Meister Hirschbühl“ erwähnt.⁴¹ Möglicherweise lässt der fehlende Name des Baumeisters Anton Hirschbühl in der Urkunde auf eine besondere Art von Bescheidenheit schließen, auf Anspruchslosigkeit und Zurücknahme des eigenen „Ego“. Dieser Eindruck drängte sich beim Lesen von Archivalien und sonstigen Quellenmaterials immer wieder auf.

Die chronologische Abfolge außer Acht lassend sei hier noch die in den Jahren 1791 bis 1793 erbaute Stadtkirche „St. Symphorian“ in Zell am Harmersbach erwähnt. Nach derzeitigem Kenntnisstand ist sie die letzte von einem „Hirschbühl-Baumeister“ errichtete Kirche in Südbaden. Obwohl die Ratsprotokolle der Stadt Zell am Harmersbach als Baumeister der Kirche nur Josef Hirschbühl II ausweisen,⁴² ist von einer Beteiligung Anton Hirschbühls auszugehen. Anton Hirschbühl stand zwar zur Zeit dieses Kirchenbaus bereits in Diensten des Klosters Schuttern. Die Freiheit, seinem Bruder Josef Hirschbühl II in auswärtigen Bauangelegenheiten zu helfen, hatte er sich jedoch vertraglich zusichern lassen, wie in dem nachfolgenden Abschnitt über den „Kloster-Schutterschen Baumeister“ zu lesen ist.

Die Ratsprotokolle von Zell am Harmersbach zeugen auch von den Beschwerden des Baumeisters als „Generalunter-

nehmer“. Der Vertrag zur Herstellung der Pfarrkirche St. Symphorian enthält die Zusage von Joseph Hirschbühl „insofern es tunlich seyn würde, sowohl hiesige,⁴³ als auch Harmersbachische Handwerksleute, als Zimmermann, Schlosser, Glaßer, Schreinere“ usw. beizuziehen.⁴⁴ Die Suche nach Zimmerleuten war allerdings mühsam. Nach langwierigen Verhandlungen gelang es, diese Arbeit den Zimmerleuten Andreas und Josef Fritsch aus dem Harmersbach für 830 Gulden zu übertragen. Der „Überschlag“ von Joseph Hirschbühl II lag um 100 Gulden über dieser Summe und bedeutete für den Baumeister einen erheblichen Einkommensverlust.⁴⁵ Ähnliche Probleme bereitete die Errichtung der Kirchhofmauer. Die in Zell und im Harmersbachtal ansässigen Maurer erklärten, „daß sie dieses Werk, um den von dem Baumeister geforderten Preis ohnmöglich herstellen können“.⁴⁶ Auch auf Erstattung der „für die Güte der neu errichteten Pfarrkirche“ hinterlegten Kautions in Höhe von 1000 Talern musste Joseph Hirschbühl II lange warten. Die von ihm im September 1792 erbetene Rückzahlung der Sicherheitsleistung wurde vom Magistrat der Stadt auf „künftigen Sommer Johanni Tag“ [24. Juni 1793] verschoben.⁴⁷



*Kirche St. Symphorian
in Zell am
Harmersbach*

Der „Kloster-Schuttersche Baumeister“ Anton Hirschbühl

Nach der Eheschließung seines Bruders Joseph, Anfang 1786, blieb Anton Hirschbühl als Einziger unverheiratet zurück. Wie schon erwähnt, war der ältere der drei Brüder, Johann Hirschbühl, 1783 überraschend verstorben. Die Vermutung liegt nahe, dass sich Anton Hirschbühl in den Jahren 1786 bis 1799 zeitweise im Kloster Schuttern aufhielt. Denn nach zweijähriger genauer Überlegung trug er dem Abt des Gotteshauses zu Schuttern die Bitte vor, „die ganze Zeit seines Lebens in den Diensten des hiesigen Klosters zuzubringen“. Der damalige Abt Placidus III⁴⁸ und Prior Carolus Barth schlossen im Namen des Konvents am 2. Januar 1790 einen Vertrag mit Anton „Hirschbühl“.⁴⁹

In dreizehn Vertragspunkten wurde die künftige Teilhabe von Anton Hirschbühl am Klosterleben, die Pflichten und Rechte der Vertragspartner detailliert festgelegt. Anton Hirsch-

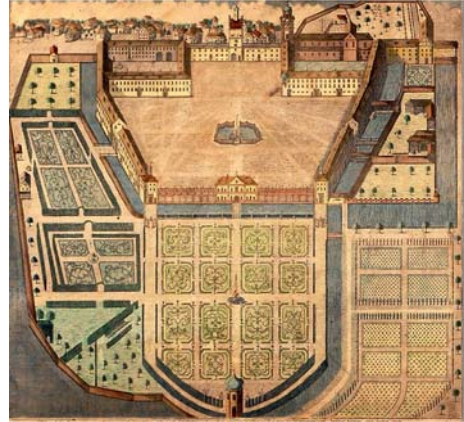
bühl verpflichtete sich, als Maurer und Werkmeister dem Kloster zu dienen. Seine Aufgaben waren genau definiert: Anton Hirschbühl hatte die Oberaufsicht zu führen über alle Reparaturen an vorhandenen Klostergebäuden, wie auch an neu zu erbauenden Gebäuden, die erforderlichen Arbeiter zu bestellen, die Verträge zu schließen, Lohn zu bezahlen, Materialien zu bestellen und zu bezahlen. Insbesondere hatte er darauf zu achten, dass „alles um einen billigen Preis, zur gehörigen Zeit und mit dem nötigen Fleiß gefertigt werde“, kurzum „bei jeder Gelegenheit des Klosters Nutzen zu befördern und dessen Schaden abzuwenden“. Dabei war er nicht gehalten, „jemals Gesellen-Arbeit zu verrichten, das ist: mit Hammer oder Kellen zu arbeiten“. Für die Begleichung der Lohn- und Materialkosten sollte Anton Hirschbühl von dem Kloster jedes Mal mit „hinlänglichem Gelde versehen werden“, über dessen Ausgaben aber derselbe „eine genaue Rechnung zu führen hat“.

Anton Hirschbühl behielt seinen Laienstand, genoss jedoch bis auf die Stellung der Kleidung, die Privilegien eines Konventualen.⁵⁰ Der vereinbarte lebenslängliche Unterhalt beinhaltete „die Conventskost, Feuer, Licht, Holz, Wasch und freie Wohnung, auch zur Winterszeit ein geheiztes Zimmer“. Desgleichen versprach ihm das Kloster die „Verpflegung bei dessen erfolgenden Krankheiten [wie auch] den Doktor, Chiurgen und die Medizin [...] zu bezahlen, somit für ihn bei Gesundheit und Krankheit so zu sorgen, als wie für ein anderes Mitglied des Klosters“.

Zusätzlich sollte Anton Hirschbühl, solange er die vereinbarten Dienste versehen konnte, eine jährliche Entlohnung von 80 Gulden erhalten. Im Alter oder im Krankheitsfall würde diese zusätzliche Vergütung auf 40 Gulden reduziert. Außerdem wurde Anton Hirschbühl gestattet, seinem Bruder Joseph Hirschbühl in auswärtigen Bauangelegenheiten auszuweichen. Anton Hirschbühl durfte jedoch ohne Erlaubnis des Abtes keinen Tag abwesend sein, außer zu Kloster-Diensten. Bei Abwesenheit des Abtes war die Erlaubnis beim Großkellner einzuholen.

Anton Hirschbühl versprach, diese ihm dankenswerterweise zuge dachte lebenslängliche Versorgung „nicht nur allein mit beständiger Treue und Fleiß zu vergelten, sondern zum Zeichen seiner wahren Erkenntlichkeit hinterlegt er dem Abte 1000 fl. (Gulden)“. Hierzu trafen die Vertragspartner folgende Regelung: falls „Anton Hirschbihl in den ersten 8 Jahren, vom gegenwärtigen Jahre gerechnet, die Klosterdienste verlasse, wegen einem Verbrechen fortgeschickt, sich verhehlichen oder gar absterben sollte, alsdann dem Kloster von [...]

gedachten 1000 fl. nur die Hälfte mit 500 fl. als ein Eigentum verbleiben; die andere Hälfte aber dem Anton Hirschbühl, seinen Erben, oder jemand anderen auf seine Anweisung zurückbezahlt werden sollen“. Nach Ablauf von acht Jahren gehen die hinterlegten 1000 Gulden ohne Zinsentrichtung vollständig in das Eigentum des Klosters über. „Hirschbühl siegelte den Vertrag mit seinem von Zirkel und Winkel bekrönten Monogramm, dessen Schild von einem steigenden und einem liegenden Hirsch flankiert ist.“⁵¹



Anton Hirschbühls Aufgaben für das Kloster waren wohl umfangreich, denn Abt Placidius III Bacheberle legte großen Wert auf die Instandsetzung der klösterlichen Gebäude. Außerdem ließ der Abt etliche Neubauten, wie Pfarrhäuser und Stallungen in den zum Kloster gehörenden Ortschaften errichten. In seinem Tagebuch von 1794 beschrieb Abt Placidius Bacheberle diese Baumaßnahmen. Die Ausgaben für alle „Reparationen, Verbesserungen und Verschönerungen“, sowie die Beschaffung von „Hausgerätschaften“, Mobilien, Paramenten, Fahnen und die Anschaffung vieler Bücher für die Bibliothek überstiegen danach die Summe von 100 000 Gulden.⁵² Dem Baumeister Hirschbühl, wie auch dem Hofmeister Hans Geörg bescheinigte der Abt „besonders gute Dienste“ für das Kloster.⁵³

*Benediktinerabtei
Schutterern. Kupferstich
von F. X. Schön-
bächler,
Mitte 18. Jh.
(© Gemeinde Friesen-
heim, Foto:
Landesmuseum
Württemberg,
P. Frankenstein,
H. Zwietasch)*

Die Säkularisation und ihre Auswirkung auf die Klosterbewohner

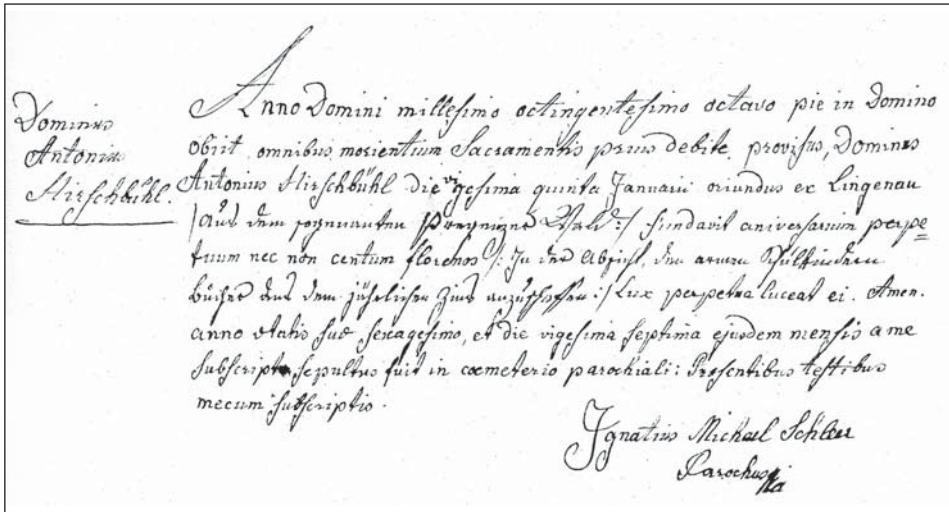
Mit der im Jahr 1790 vertraglich eingegangenen Verpflichtung als Maurer und Werkmeister für das Kloster Schutterern schien Anton Hirschbühls Lebensunterhalt und Versorgung auch im Alter und in Krankheitstagen ausreichend gesichert. Doch um die Jahrhundertwende geriet diese Sicherheit erheblich ins Wanken. Infolge des Friedens von Lunéville vom 9. Februar 1801 und der am 26. Dezember 1802 in Paris geschlossenen Konvention wurde den deutschen Landesherren durch den Reichsdeputationshauptschluss als Entschädigung für die an Frankreich verlorenen linksrheinischen Gebiete Land und Besitz der geistlichen Fürstentümer, Kirchen und Klöster und kleinerer Herrschaften zugesprochen. Das Kloster Schutterern kam mitsamt der Landvogtei Ortenau und dem österreichi-

schen Breisgau für kurze Zeit in den Besitz des Herzogs von Modena. Nach dessen Tod fielen die Gebiete an Österreich zurück und kamen 1805, im Frieden von Pressburg, an Baden.⁵⁴ Abt Placidius III versuchte zwar die Aufhebung seines Klosters zu verhindern. Er reiste nach Karlsruhe und sprach bei der badischen Regierung vor. Letztlich blieben jedoch alle Bemühungen ohne Erfolg.⁵⁵ Am 31. August 1806 wurde das Kloster Schuttern aufgehoben.

Nach Jahren eines geregelten Klosterlebens mussten sich alle Klosterbewohner, mit oder ohne Weihe, sämtlich neu orientieren. Eindringlich beschreibt Ignaz Speckle, letzter Abt von St. Peter im Schwarzwald, in seinem Tagebuch diese Situation für die Ordensangehörigen und auch seine eigene Lage: „Viele verzweifelten und wollten nirgends eine Hoffnung sehen. Ich war für mich selbst rat- und hilflos (...).“⁵⁶ Im Kloster Schuttern lebten 1806 noch 15 Mönche und 21 weltliche Personen, darunter auch Anton Hirschbühl. Der Abt von Schuttern erhielt eine Pension von 5 000 Gulden und zog in den Klosterhof nach Freiburg. Der Prior bekam gleichfalls eine Pension und durfte im Kloster wohnen bleiben. Den Mönchen gewährte man je nach Alter gestaffelte Pensionen.⁵⁷

Am 16. August 1806 „gelobt und verspricht“ der ehemalige Klosterschutter'sche Werkmeister Anton Hirschbühl, seiner „Durchlaucht dem Herrn Kurfürst von Baden treu hold und gewärtig zu sein“. Man solle ihn „bei seinen bisherigen Verrichtungen, die er nicht unthätig besorget, gnädigst belassen“. Seine jährliche Pension wurde mit 280 Gulden angesetzt, samt freiem Quartier und zwei Klafter Holz.⁵⁸ Mit Schreiben vom „10. Jänner 1808“ bat Anton Hirschbühl die Großherzoglich Badische Hofkammer um eine Zulage von 100 Gulden zu seiner jährlichen Pension. Er wies darauf hin, dass seine früheren „Emolumente“⁵⁹ in einem sehr mäßigen Anschlag mit 500 Gulden errechnet werden können. Dabei habe er „gewiß eben so viel zu arbeiten und zu besorgen, als ihm vormals von dem Kloster angewiesen worden [war]“.⁶⁰

Das Bittgesuch verfasste Anton Hirschbühl wohl auf Anraten seines Freundes Ignatius Schleer,⁶¹ ehemaliger Conventuale im Kloster Schuttern und damaliger Pfarrer in Ebersweier. Ende des Jahres 1807 hielt sich Anton Hirschbühl zu Besuch bei Pfarrer Schleer in Ebersweier auf, erkrankte während des Besuches und verstarb hier am 25. Januar 1808. Zwei Tage später, am 27. Januar 1808 wurde er auf dem hiesigen Kirchhof bestattet.⁶² Anfang Februar 1808 bewilligte der Großherzoglich Badische Geheime Rat dem nunmehrigen herrschaftlichen Baumeister eine Erhöhung der jährlichen Pension um 50 Gulden.⁶³ Die



Halbierung der erbetenen Zulage [von 100 auf 50 Gulden] konnte bei dem Bittsteller keine Enttäuschung mehr auslösen. Zum Zeitpunkt der Entscheidung über sein Gesuch ruhte Anton Hirschbühl bereits schon zehn Tage in seiner Grabstätte auf dem Ebersweierer Kirchhof. Wie eingangs erwähnt, ist an der nördlichen Außenwand der Pfarrkirche Ebersweier ein Fragment seines Grabmals erhalten.

Eintrag im Sterbepuch,
 Pfarrei Ebersweier,
 1808, „Dominus
 Antonius Hirschbühl“

Anton Hirschbühl und sein Testament

Am Fastnachtsdienstag des Jahres 1805 verfasste Anton Hirschbühl von „eigener Hand“ ein Testament. Mehr als zwei Jahre später erst, am 28. August 1807, übergab der nunmehrige „herrschaftliche Baumeister“ Anton Hirschbühl das Testament an das Großherzoglich-Badische Amt Schuttern mit der Bitte, dasselbe bei den Gerichtsakten zu verwahren und nach seinem Tod in Vollzug zu setzen.⁶⁴ Unter anderem hatte Anton Hirschbühl testamentarisch auch für den Ort, an dem er sterben sollte und begraben werden wollte, verschiedene Vermächtnisse verfügt.

Der Gesamtbetrag seiner Zuwendung für den Sterbeort belief sich auf 300 Gulden, die nun überwiegend für die Armen von Ebersweier bestimmt waren.⁶⁵

- a) Bereits am Bestattungstag, am 7. und am 30. Tag danach sowie am ersten Jahrtag war ein Betrag von insgesamt 100 Gulden, aufgeteilt zu je 25 Gulden, direkt an die Armen zu verteilen.

- b) Einhundert Gulden sollten zu einer gestifteten Jahrzeit angelegt und mit 5% verzinst werden. Für das Lesen dieser Jahrtagsmesse durfte der Pfarrer einen Gulden einbehalten, die restlichen vier Gulden musste er jährlich an seine armen Pfarrkindern abgeben.
- c) Von einem weiteren Kapitalbetrag über 100 Gulden sollte der Zinsertrag mit jährlich fünf Gulden für die Anschaffung der notwendigsten Schulbücher für arme Kinder verwendet werden. Dem Pfarrer des Sterbeortes, Ignatius Schleer, oblag die Weitergabe der verfügbaren Gelder, wie auch die jährliche Verteilung der Zinserlöse bzw. die Anschaffung und Auslieferung der Schulbücher.

Unter Ziffer 5 hatte Anton Hirschbühl eine weitere Verfügung zur Anlage eines Kapitals von 100 Gulden und Verwendung des Zinsertrages zur Anschaffung von Schulbüchern angeordnet. Diese Zinsen sollten jedoch nicht dem Pfarrer des Sterbeortes, sondern dem Pfarrer von Ringsheim zufließen. Derselbe hatte von dem Zinserlös in Höhe von fünf Gulden ebenfalls alljährlich die nötigsten Schulbücher anzuschaffen und an seine armen Schulkinder auszuteilen, aber nur an die Armen.⁶⁶

Die Stiftung des Anton Hirschbühl für Ebersweier wurde anfangs, wie im Testament bestimmt, von Pfarrer Ignaz Schleer separat verwaltet und unterlag somit keiner staatlichen Aufsicht. Pfarrer Schleer war von 1807 bis 1814 in Ebersweier, danach Pfarrer in Renchen.⁶⁷ Erst dessen Nachfolger in Ebersweier, Pfarrer Franz Sales Ries, setzte im Jahr 1826 das Großherzogliche Oberamt von dem Bestehen des Fonds in

*Schlusswort im
Testament von Anton
Hirschbühl: „Dieses
ist also meine ernst-
liche Willensmeinung,
welche ich bei guter
Gesundheit
geschrieben zu
Schuttern am
Fastnacht Dienstag
1805 Anton Hirsch-
bühl“ (Gemeinde-
archiv Ebersweier)*

Dieses ist also meine ernstliche Willensmeinung, welche ich bei guter Gesundheit zu Schuttern am Fastnacht Dienstag 1805

Anton Hirschbühl

Kenntnis und ersuchte um die Genehmigung für die Stiftung nach. Im September 1827 wurde „die Stiftung des verstorbenen Baumeisters Anton Hirschbühl für seinen Sterbeort Ebersweyer ad 300 fl. [...]“ im Grossherzoglich-Badischen Staats- und Regierungs-Blatt, unter der Rubrik: Stiftungen zu wohlthätigen Zwecken, öffentlich bekannt gemacht.⁶⁸ Auf Verfügung des Großherzoglich Badischen Kinzigkreis-Direktoriums musste diese Stiftung fortan im Armenfonds Ebersweyer verwaltet werden.⁶⁹

Die Kirche St. Johann Baptist in Ringsheim

Wie schon erwähnt, wurde 1969/1970 Joseph Hirschbühl II als Architekt und Baumeister der Kirche St. Johann Baptist in Ringsheim dokumentiert.⁷⁰ Tatsächlich weisen alle bisher gesichteten Heimbürger-Rechnungen und Ausgabebelege der Gemeinde Ringsheim zum Kirchenbau ausschließlich Joseph Hirschbühl als Baumeister der Kirche aus.⁷¹ Somit scheint die Richtigkeit der Feststellung von Kewitz bestätigt. Doch die Akten zum Vollzug der testamentarischen Verfügung des Anton Hirschbühl für die Gemeinde Ringsheim enthalten eine widersprüchliche Aussage.

Pfarrer Franz Sales Ries hatte mit seiner „Anzeige“ über das Bestehen der Vermächtnisse des Anton Hirschbühl, 18 Jahre nach dessen Tod, einen Stein ins Rollen gebracht. Beim Pfarramt, wie auch beim Ortsvorstand in Ringsheim war die testamentarische Verfügung von Anton Hirschbühl in Höhe von 100 Gulden zu Gunsten armer Schulkinder in Ringsheim bis dahin „eine unbekannte Sache“. Das Kapital sei nicht in Ringsheim angelegt und es sei niemals ein Zins eingeliefert worden, so die Antwort von Pfarrer Maucher auf ein Schreiben des Großherzoglichen Oberamtes vom Juni 1827. Pfarrer Maucher führte weiter aus: „Anton Hirschbühl war der Baumeister der Ringsheimischen Kirche. Sein Guthaben an die Gemeinde Ringsheim hat desselben Erbschaft vor einigen Jahren gänzlich eingezogen.“⁷²

Die 1808 nach dem Tod von Anton Hirschbühl durchgeführte Erbauseinandersetzung⁷³ musste neu aufgerollt werden. Wie aus der etwas komplizierten Aktenlage hervorgeht, bestand das hinterlassene Vermögen des Anton Hirschbühl im Jahre 1808 unter anderem auch in „Forderungen“. Neben verschiedenen Privatpersonen schuldete die Gemeinde Ringsheim dem Baumeister insgesamt 1890 Gulden.⁷⁴ Die Akten geben keinen Hinweis zu dieser hohen Forderung Anton Hirschbühls an die Gemeinde.⁷⁵ Vergleicht man den „Accord“ der Ge-

meinde Grafenhausen zum Kirchenbau 1786 und die darin vereinbarte Entlohnung für die „zwei Meister Hirschbühl“ in Höhe von 3625 Gulden, kann die Kapitalschuld der Gemeinde Ringsheim an Anton Hirschbühl mit 1890 Gulden durchaus als „eine Hälfte des Honorars“ für den bzw. die Kirchenbaumeister in Ringsheim gewertet werden.

Die vorliegenden Fakten, nach denen

- Joseph Hirschbühl durch die Heimbürger-Rechnungen als Baumeister dokumentiert ist, jedoch
- Anton Hirschbühl von Pfarrer Maucher als Baumeister der Ringsheimischen Kirche ausgewiesen wird und als wichtigstes Argument:
- die Gemeinde Ringsheim dem Anton Hirschbühl eine Summe von 1890 Gulden schuldete, sprechen mit hoher Wahrscheinlichkeit dafür, dass auch die Pfarrkirche St. Johann Baptist in Ringsheim als ein Gemeinschaftswerk der Brüder Joseph und Anton Hirschbühl anzusehen ist.

Verweisung des Guthabens an die Erben

Nach dem Tod des Anton Hirschbühl wurde die Gemeinde Ringsheim durch das Großherzoglich Badische Direktorium des Kinzigkreises angewiesen, das Guthaben des Erblassers in Höhe von 1890 Gulden an nachstehend aufgeführte Empfänger zu begleichen:

<i>Elisabeth Willmann</i>	<i>100 Gulden</i>
<i>Joseph Hirschbühls Kinder</i>	<i>990 Gulden</i>
<i>Johann Stadelmanns Kinder</i>	<i>600 Gulden</i>
<i>Anna Maria Leser⁷⁶</i>	<i>100 Gulden</i>
<i>Die Kirche (Ringsheim)</i>	<i>100 Gulden</i>

Die Gemeinde Ringsheim zahlte danach den „Hirschbühl’schen Erben“, nach Abzug von Kosten („Gandt für die Herrschaft) und mit Zurechnung von Zinsen für die Zeit vom März 1808 bis Martini 1809, folgende Beträge aus:⁷⁷

91 Gulden 6 Kreuzer an Landolin Willmann von Riegel⁷⁸. Johann, Konrad Stadelmann, nahm für seine Kinder 595 Gulden 4 Kreuzer in Empfang.⁷⁹ Joseph Hirschbühl II ließ sich wohl von der Summe, die seine Kinder geerbt hatten, nur einen Teilbetrag auszahlen. 400 Gulden überließ er der Gemeinde Ringsheim als Darlehen. Davon zeugen nachfolgende Zinszahlungen der Gemeinde an den Darlehensgeber von 1810 bis 1815.⁸⁰



Der Hirschbühl'sche Schulfonds zu Ringsheim

Der Fonds wurde durch die schon mehrfach erwähnte Stiftung des Anton Hirschbühl von Ebersweier mit 100 Gulden gegründet (171 Mark 43 Pfennig) und durch Verfügung des Großherzoglichen Kreis-Directoriums zu Offenburg am 8. März 1828 genehmigt.⁸¹ Das Kapital von 100 Gulden musste zu Lasten der Gemeinde samt den seit 1808 angefallenen Zinsen „flüssig“ gemacht werden. Die Zinsen für den Zeitraum seit 1808, dem eigentlichen Inkrafttreten des Vermächtnisses, bis 1828 wurden mit 95 Gulden errechnet. Die Gemeinde Ringsheim konnte jedoch belegen, dass sie in diesem Zeitraum aus eigenen Mitteln 64 Gulden 22 Kreuzer zum Kauf von Schulbüchern für arme Kinder ausgegeben hatte. Zwischen dem errechneten Zinsanfall und den Ausgaben der Gemeinde für Schulbücher blieb eine Differenz von rund 30 Gulden. Diese 30 Gulden wurden dem Stifterkapital zugeschlagen. Ab 1829 hatte die Gemeinde Ringsheim somit aus dem nunmehrigen Kapitalbestand von 130

*Kirche
St. Johann Baptist in
Ringsheim*

Gulden jährlich 6 Gulden und 30 Kreuzer Zinsertrag für Schulbücher aufzuwenden und auszugeben. Für den Fonds, der als „Hirschbühl'scher Schulfonds“ betitelt wurde, musste eine separate Rechnung geführt werden. Die Gemeinde Ringsheim ließ danach weitere kleine Stiftungen⁸² in diesen Fonds einfließen. Außerdem stockte sie das Kapital des Schulfonds auch mit Einnahmen aus dem Bürgereinkaufs- und Bürgerantrittsgeld sowie mit Strafgeldern auf. Das Andenken an den Stifter Anton Hirschbühl blieb in Ringsheim somit über 100 Jahre, bis zur Auflösung des Hirschbühl'schen Schulfonds im März 1941⁸³ erhalten. In Ebersweier flossen die Stiftungen dagegen in den allgemeinen Armenfonds ein, weshalb das Andenken an Anton Hirschbühl vermutlich nur von kurzer Dauer war.

Ein „sonderbarer Freund“ und Gönner der Schuljugend

Der Aktenbestand des Gemeindearchivs Ringsheim birgt eine interessante Urkunde⁸⁴, eine Vereinbarung zwischen der Gemeinde Ringsheim und einem unbekanntem Spender. Das Kapital in Höhe von 250 Gulden⁸⁵ sollte zur Belohnung der Schulkinder verwendet werden. Verfasst wurde die Urkunde als „offener Brief“ am 19. Dezember 1785, just zum Zeitpunkt der Fertigstellung des Kirchenbaus in Ringsheim.

Von dieser Urkunde ist nachfolgend ein kurzer Abschnitt wiedergegeben:

(S. 1.)

Wir Schultheiß Heimbürger Gericht Und Ausschuß auch die Gantze Gemeinde zu Ringsheim Urkunden und bekennen mit dießem offenen Brief, wie daß nachdem ein Sonderbahrer Freund und Gönner der Schuljugend dessen Nahmen nicht angegeben haben will, in erwegung, daß an der Erziehung und dem Christlichen Unterricht derselben jeder Gemeind alles gelegen Seyn muß, damit besagte Jugend vom ersten Alter schon zu Wahren Christen gebildet, in der Wahren Religion und allen Tugenden wohl Unterwiesen, die dem gemeinen Mann Ohnentbehrliche Wissenschaften des Lesens Und Schreibens auch Rechnens gelehrt. Somit ihrem eigenen Haußwesen mit der Zeit Sowohl als Ehrbahre Haußvätter vorzustehen wie auch der Gemeind Und der Herrschafft als Nützliche Bürger und Unterthanen Redliche Vernünftige Einwohner zu werden Instand gesetzt werden, die Öftere Erfahruns aber gelehret hat, daß wan dieße Jugend allein mit harter Zucht, Schrecken und Schlägen in denen schuhlen zum Lernen angehalten werden, die mehresten Kinder anstatt des bey ihnen zu erzielen verhoften Fleiß und Eiffer Im gegentheil Davon

abgeschröcket allen Lust verlieren, dem Müßiggang und der Faulheit Sich ergeben, werden Böße noch gute Wort mehr achten, und also gleich dem jungen Vihe in alle ohnwissenheit anwachsen und hinleben, hingegen aber gewiß und offenbahr ist, daß jede gute aufmunterung der Jugend Neuen Fleiß und frischen Eiffer dazu führe,

(S. 2)

dahero eben dießer Schulenfrend bewogen worden Seye Unßere In die schuhl gehende Jugend anzufrischen und durch aussetzung Einiger derselben Fleiß und Eiffer Im Lernen reizenden Belohnung und geschenck anzuspohren (= anzuspornen, s. „Spohren“), daher Er Unßerer Gemeind ein Capital von 250 fl geschencket Und Zustellen lassen hat, damit ein Teil der Jährlich davon fallenden Zinßen zu obigem Endzwek alljährlich verwendet, um die dafür anzuschaffende Gaaben oder Geschenk denen fleißigsten und geschickesten nach vorher von Christ- und Weltlicher Obrigkeit geschehender öffentlicher Prüfung außgetheilt, dieselbe ihres Fleiß und Mühe auch guter ausführung halber belohnet.

Es folgt eine lange Auflistung, über die „Belohnung“ der Schulkinder für die unterschiedlichsten Aufgaben und Anforderungen. Nachstehend sind nur einige Beispiele aufgeführt:

- Jenem Buben, welcher sechs Fragen aus dem Katechismus am besten beantwortet, soll einen Hut im Wert von 8 Schilling,⁸⁶ Mädchen dafür eine Haube, ein Rock oder Strümpfe gegeben werden.
- Für die wenigsten Schreibfehler beim Diktat, erhalten Buben Strümpfe im Wert von 6 ß, die Mädchen ein Halstuch zu 4 ß.
- Für das fehlerlose Lesen aus dem „Theutschbuch“ oder etwas „Lateinisch“ lesen gibt es als Belohnung ein Gebetbuch für die Buben, für die Mädchen ebenso ein Gebetbuch oder einen Katechismus.
- Für das fehlerfreie Buchstabieren von drei Zeilen sollen an „beyde Geschlechter“ je ein Katechismus vergeben werden.
- Für ständige Anwesenheit beim Unterricht sind ein Paar Schuhe zu vergeben. Sind jedoch mehrere Kinder „so fleißig gewesen, sollen sie darum stechen“.
- Außerdem forderte der anonyme Stifter, dass die Prüfung der Kinder öffentlich und bei Anwesenheit der Eltern in der Schule geschehen soll. Bei dieser „Versammlung“ soll jährlich die Hälfte der Zinsen ausgeteilt werden.

Schultheiß, Heimbürger Gericht und die „Gantze Gemeind Ringsheim“ versprachen die Schenkung dankbar anzunehmen

und die Summe alsbald als Kapital anzulegen. Außerdem erklärten sie verbindlich, die jährlich anfallenden Zinsen „fürhin“ und „ohnaußgesetzt“ nach der Anordnung des „Donatary“ [Schenkens] für Schulprämien zu verwenden und darüber jährlich Rechnung zu führen. Für die „fernere Erhaltung und Beglückung des gutthätigen [...] Jugendfreund[es]“ sollen sämtliche Schulkinder alljährlich in der Kirche einen Rosenkranz samt der Lauretanischen Litanei beten.

Die Urkunde wurde zweifach ausgefertigt und mit dem „Gemeinds Insigil besiglet“.

„So geschehen Ringsheim den 19. Xbris 1785“

Jos. Greber Schultheiß

Alexius Hoch deß gericht⁸⁷

Xavery Hoch deß gericht

Felix Deninger deß gericht

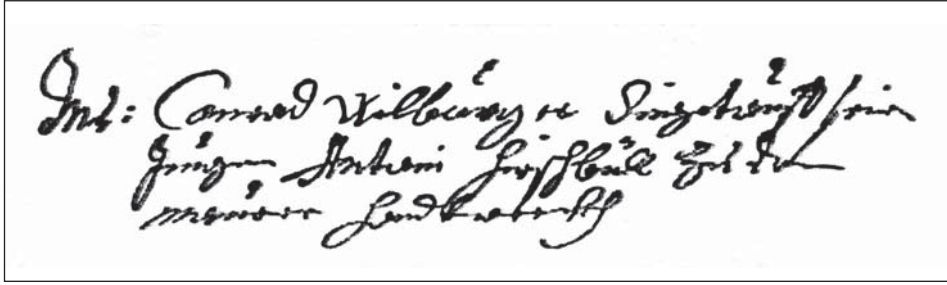
Landelin Wiber deß gericht

Joseph Weber deß gericht

Johannes Persohn deß gericht

Die Intention des unbekanntem Spenders, die aus dem Urkundentext hervorgeht, lässt auf Anton Hirschtbühl als Wohltäter schließen. Diese Vermutung soll hier jedoch nicht als Faktum einfließen, der Name des „milden Stifters“ wird wohl auf Dauer ein Geheimnis bleiben. Erkennbar ist jedenfalls, dass sowohl der anonyme Spender wie auch Anton Hirschtbühl bestrebt waren, Kindern eine gute Schulbildung angedeihen zu lassen. Dem als „sonderbaren Freund und Gönner“ beschriebenen Unbekannten war es insbesondere ein Anliegen, Schüler nicht durch harte Zucht und Schläge, sondern durch Belohnung zu erziehen. Von Anton Hirschtbühls Bemühen um eine gute Schulbildung der Kinder zeugen die oben genannten, testamentarisch verfügteten Stiftungen zur Anschaffung von Schulbüchern.

Dem Wohltäter ging es nicht um Ehre und Anerkennung, wesentlich für sein Handeln war einzig der Wille zu helfen. Diese Anspruchslosigkeit zeigt sich gleichermaßen in den Archivalien, die für diesen Bericht über Anton Hirschtbühl gesichtet wurden. Auch bei den Gemeinschaftswerken der Brüder Joseph und Anton Hirschtbühl wird die schon mehrfach beschriebene Bescheidenheit des Anton Hirschtbühl offenbar. Beim Kirchenbau in Grafenhausen ist nur „Joseph“ beurkundet, obwohl der „Accord“ mit den „Brüdern Hirschtbühl“ geschlossen wurde. Bei der Errichtung der Kirche in Ringsheim verzichtete Anton Hirschtbühl sogar auf eine zeitlich angemessene



sene Aushändigung seiner „Entlohnung“ und ließ das Guthaben seinen Erben zukommen.

Die Akten und die genannten Veröffentlichungen geben uns trotz ihrer Vielfalt nur einen flüchtigen Einblick in Anton Hirschbühls Leben. Der Eintrag im Register der Handwerkszunft als Lehrling für das Maurerhandwerk ist der einzige Nachweis aus seiner Jugendzeit.⁸⁸ Wie zuvor viele seiner Landsleute, zog Anton Hirschbühl von seiner Heimat, dem Bregenzerwald, weg. Im Breisgau und in der Ortenau errichtete er gemeinschaftlich mit seinem Bruder Josef Hirschbühl mehrere schöne Kirchen. Nicht zu vergessen sei der ältere Bruder Johann Hirschbühl und auch Joseph Hirschbühl (I) welche ebenfalls in unserem Raum als Baumeister tätig waren. Im Handwerk und in der lediglich praktische Ziele verfolgenden Zunftorganisation sind die meisten Vorarlberger Baumeister groß geworden.⁸⁹ An der Universität Freiburg, wo schon seit 1716 vorübergehend und seit 1766 dauernd ein Lehrstuhl für Baukunst bestand⁹⁰, haben in dem relevanten Zeitraum nur wenige Vorarlberger studiert. 1771/1772 waren für das Studienfach Architektur ein Zimmer-, ein Maurergesell sowie ein weiterer Student aus dem Vorarlberg eingeschrieben. Der Name „Hirschbühl“ ist jedoch in der Matrikel nicht zu finden.⁹¹ Gleichwohl sind die von den Hirschbühl-Baumeistern errichteten Kirchen würdige Zeugnisse Vorarlberger Baukunst. Dieser Baumeisterfamilie, insbesondere jedoch Anton Hirschbühl, der 1808 auf dem Ebersweierer Kirchhof seine letzte Ruhestätte fand, sei mit diesem Bericht ein ehrendes Gedenken gewidmet.

*Auszug aus dem
Register der Hand-
werkszunft Lingenau
vom 13. Juni 1766
(© Gemeinde
Lingenau)*

Abkürzungen

EAF	Erzbischöfliches Archiv Freiburg
FDA	Freiburger Diözesanarchiv, (Zeitschrift)
GAE	Gemeindearchiv Ebersweier (jetzt Gemeindearchiv Durbach)
GAR	Gemeindearchiv Ringsheim
PfAE	Pfarrarchiv Ebersweier (Akten vor 2015 bzw. vor Auflösung des Pfarrarchivs eingesehen. Die Archivalien befinden sich jetzt im Erzb. Archiv Freiburg)
StAF	Staatsarchiv Freiburg
StAZaH	Stadtarchiv Zell am Harmersbach
VLA	Vorarlberger Landesarchiv

Anmerkungen

- 1 Hinweise zu den Gestaltungselementen erhielt ich freundlicherweise 2009 von Werner Scheurer, Offenburg.
- 2 Die Jahreszahl „1808“ wurde im Jahr 1988 (von Verfasserin) dokumentiert.
- 3 Nach kritischer Betrachtung aller gefundenen Daten und Fakten darf dieser Sachverhalt konstatiert werden, auch wenn von dem Grabmal als solchem kein schriftlicher Nachweis vorliegt.
- 4 PfAE Sterbebuch IV, 2. Siehe auch: Hauth, Margot: Denkmale, Ehemaliges Grabkreuz an der Kirche Ebersweier. In: Ebersweier und seine Geschichte, 1215–2015, Lahr, 2015, Kapitel XXII, S. 529–545, hier S. 533/534.
- 5 Der Vater, Peter Hirschbühl (1705–1767) wurde als Barockbaumeister bezeichnet. Freundliche Mitteilung von Josef Nussbaumer, Krumbach, Vorarlberg, vom August 2009. Bisher fand ich (Verfasserin) keinen schriftlichen Nachweis für diese Aussage.
- 6 Der Name „Hirschbühl“ ist in den Urkunden und sonstigen Quellen unterschiedlich geschrieben (z. B.: Hirsböhl, Hirsbihl, Hirspihl, Hirschbihl, Hirschpiehl). Vgl. auch: Hefe, Friedrich: Vorarlberger und Allgäuer Bauleute zu Freiburg i. Br. In: *Alemania*, IV. Jahrgang, 3. Heft, 1930, S. 109–148, hier: S. 10.
- 7 VLA, Pfarrmatrikel (Mikrofilme), 452/3, Taufbuch von Lingenau, hier: 233/1749_0018.
- 8 Auszug aus dem Register der Handwerkszunft Lingenau, recherchiert von Fink, Otto (1934–2011) ehemaliger Ortshistoriker von Lingenau. Für die Überlassung dieses Hinweises am 14.09.2009 danke ich Frau Carmen Steuer, Gemeindeverwaltung Lingenau.
- 9 Ulmer, A.: Übersicht über die Vorarlberger Bauschule und ihre Meister. In: *Alemania*, 1929, 3. Jahrgang, Heft 1, 14–29, hier: S. 15.
- 10 Vgl. Ulmer, A.: Die Werke der Bregenzerwälder Bauschule auf vorarlbergischem Boden. In: *Alemania* 1930, 4. Jahrgang, Heft 1, S. 22–38, hier: S. 38.
- 11 Vgl. Georg, Karl: Fanz Beer und das Vorarlberger Münsterschema. In: *Alemania* 1930, 4. Jahrgang, Heft 1, S. 1–18, hier: S. 7.
- 12 Vgl. Hefe, Friedrich: Vorarlberger und Allgäuer Bauleute zu Freiburg i. Br. In: *Alemania*, 1930, IV. Jahrgang, Heft 3, S. 109–148, hier S. 110.
- 13 Hefe, Friedrich: wie Anm. 12, hier: S. 118.
- 14 Um Verwechslungen zu vermeiden, wurde dem Namen des 1709 geborenen Joseph Hirschbühl die Bezeichnung „I“ angefügt. Der Neffe Joseph Hirschbühl, 1746 geboren, wird mit der Ziffer II bezeichnet. Vgl. Lieb, Norbert: Die Vorarlberger Barockbaumeister. München u. Zürich, Dritte Auflage 1976, S. 96.
- 15 Brommer, Hermann: Die Pfarrkirche St. Gallus in Merzhausen. Sonderdruck der Reihe „Kulturdenkmäler des Hexentals“, Hexentaler Amtsblatt, Merzhausen, 24/25, 1974, S. 4. Ich danke H. Reinhard Vogt, Merzhausen für die freundliche Überlassung des Textes. Joseph Hirschbühl I verheiratete sich am 19. Januar 1739 mit Anna Maria, Tochter des Zwölfers Michael Rimsinger von Herdern; EAF Ehebuch Freiburg-Herdern, St. Urban, Seite 174.
- 16 Brommer, Hermann, wie Anm. 15, S. 6.

- 17 Brommer, Hermann, wie Anm. 15, S. 4. Zu Joseph Hirschbühl I vgl. Korn, Werner: Ein verschwundenes Gäßle in Alt-Freiburg. In: Schau-ins-Land, Jahresheft des Breisgau-Geschichtsvereins Schauinsland, 83, 1965, S. 132, wonach der Vorarlberger Maurer- und Steinmetzmeister 1753–1754 für den Reichsfreiherr Ferdinand Sebastian von Sickingen in Freiburg, nördlich der Schusterstraße, ein „neues Stallgebäude“ errichtet hat. Auch der Neubau des Hauses „Zum Ritter“ in Freiburg wurde von Joseph Hirschbühl erstellt.
- 18 Ginter, Hermann: Vorarlberger Baumeister in Baden. In *Alemania*, 1929, 3. Jahrgang, Heft 1, S. 29–39, hier: S. 39.
- 19 StAF B 728/1/550.
- 20 Ginter, Hermann: wie Anm. 18, S. 39. Ginter verweist auf GLA, Faszikel 2, Akte über den „newen Closterbau“ in Ettenheimmünster.
- 21 VLA 452/3, Taufbuch Lingenau von 1678–1749, S. 198.
- 22 EAF Ehebuch Katholische Pfarrei Riegel, digital.
- 23 URL: https://de.wikipedia.org/wiki/St._Romanus_Schweighausen, 5.11.2019.
- 24 Lieb, Norbert: Die Vorarlberger Barockbaumeister, München und Zürich, 1976, S. 136, mit Verweis auf Hubert Kewitz. Der richtige Name dieses Baumeisters, bzw. dessen genealogische Zuordnung zur „Hirschbühl-Sippe“ ist derzeit noch ungeklärt. Die bisher bekannten Daten lassen unterschiedliche Hypothesen zu:
 - a) Es liegt eine Personen-/Namensverwechslung vor, denn Johann Hirschbühl, geboren am 6.12.1737 und leiblicher Bruder von Joseph (* 1746) und Anton (* 1748) Hirschbühl, trug laut Geburtseintrag keinen zweiten Vornamen. Siehe VLA 452/3, Taufbuch Lingenau von 1678–1749, S. 192
oder
 - b) Der Baumeister der Kirche in Schweighausen war ein Halbbruder von Johann, Joseph und Anton Hirschbühl namens „Johann Joseph Hirschbühl“ (* 19.03.1935), welcher einer vorehelichen Beziehung des (gemeinsamen) Vaters Peter Hirschbühl entsprossen ist. Bisher liegen keine Erkenntnisse vor, dass Johann Joseph Hirschbühl als Baumeister wirkte.
 - c) Nach derzeitigem Kenntnisstand gab es im relevanten Zeitraum nur einen Maurer- und Steinhauermeister namens Johann Baptist Hirschbühl, einer der Söhne von Joseph Hirschbühl I. Zum Zeitpunkt des Kirchenbaus in Schweighausen war er jedoch erst ca. 20 Jahre alt. Ihn als Baumeister der Kirche in Schweighausen anzusehen, halte ich deshalb für eher unwahrscheinlich. Bisher wurden Johann Baptist Hirschbühl auch keine größeren Bauwerke zugeordnet. Er verstarb ledigen Standes am 27. Dez. 1813 im 58. Lebensjahr, ist somit ca. 1755 geboren. Siehe StAF L10 Nr. 1554, Seite 151, Sterbebuch, Freiburg, Münster-/Dompfarrei.
- 25 URL: www.ettenheim.de/altdorf.
- 26 EAF Sterbebuch Ettenheim, Eintrag 7/1783, digital. Der Verstorbene ist auch hier nur als „Joannes“ Hirschpiehl eingetragen, ohne zweiten Vornamen. Der Eintrag im Ehebuch Riegel weist ihn als „Joan Hirsbihl“ aus. Vgl. Anmerkung 24.
- 27 Freundliche Mitteilung von Herrn Singrün, Altdorf, 2012.
- 28 URL: www.erzbistum-freiburg.de; Kirche des Monats Dezember 2005.
- 29 Kewitz, Hubert: Der Bau der Pfarrkirche St. Johann Baptist in Ringsheim. In: Geroldsecker Land – Jahrbuch für den Landkreis Lahr, Heft 12, 1969/70, 120–127. Ich danke Herrn Singrün für die freundliche Überlassung des Textes.
- 30 Vgl. Homepage der Gemeinde Ringsheim. URL: <https://www.ringsheim.de/Lde/2508407.html>, 11.11.2019 sowie Lieb, Norbert: Die Vorarlberger Barockbaumeister, München und Zürich, 1976, S. 136.
- 31 StAF B 701/1/270, Schreiben des Großherzoglichen Pfarramts Ringsheim vom 2. Juli 1827.
- 32 Lieb, Norbert: Die Vorarlberger Barockbaumeister, München und Zürich, 1976, S. 96.
- 33 Heitz, Horst : Kirchenführer der Pfarrkirche St. Jakobus Schutterwald, 2012, S. 4.
- 34 Hansmann, Eugen: Hirschbühl, eine Vorarlberger Kirchenbaumeister-Sippe. In: *Die Ortenau*, 95/2015, S. 313.
- 35 Hermann, Clemens: Vorwort in der Publikation von Hansmann Eugen, S. 1, siehe dazu nachfolgende Anmerkung 36.

- 36 Hansmann, Eugen: Joseph Hirschbühl, Voralberger Barock-Baumeister in der Ortenau. Seine Kleinodien in Grafenhausen, Ringsheim, Schutterwald, Zell am Harmersbach und Neuried-Ichenheim. Schutterwald, 2019.
- 37 Hansmann, Eugen, wie Anmerkung 36, S. 6/7.
- 38 Vgl. Hansmann, Eugen, wie Anmerkung 36, Abbildung, S. 18.
- 39 Ginter, Hermann Josef: wie Anmerkung 18.
- 40 URL: <http://www.historie-kappel-grafenhausen.de>. Arbeitskreis Historie-Kappel-Grafenhausen: Aus der Geschichte der Pfarrkirche St. Jakobus des Älteren Grafenhausen.
- 41 Arbeitskreis Historie-Kappel-Grafenhausen, wie Anmerkung 40. Ich danke Herrn Rudi Rest, Grafenhausen, für die freundliche Hilfe.
- 42 StAZaH, Zell, Ratsprotokolle Band 30, 1788–1793. Ich danke Herrn Börsig und Herrn Dr. Petri, Zell am Harmersbach, für die freundliche Hilfe.
- 43 Der Begriff „hiesige“ steht für die „Reichsstadt Zell“. Vgl. dazu: Geschichte – Stadt Zell am Harmersbach, URL: <https://www.zell.de/Lde/3154617.html>.
- 44 StAZaH, Zell, Ratsprotokolle, Band 30, 1788–1793, Protokoll vom 12. September 1790.
- 45 StAZaH, Zell, Ratsprotokolle, wie Anmerkung 44.
- 46 StAZaH, Zell, Ratsprotokolle, Protokoll vom 27. Juni 1792.
- 47 StAZaH, Zell, Ratsprotokolle, Protokoll vom 17. September 1792. Die Quellenlage im Stadtarchiv Zell am Harmersbach zum Kirchenbau ist dürftig. Die Stadtrechnungen der Jahre 1791 bis 1793 weisen keine Ausgaben für den neuen Kirchenbau aus. Weitere Aufschlüsse zum Kirchenbau sind möglicherweise in den Akten des Kirchenfonds (Fundus fabricae) hier auch Kirchenfabrik genannt, oder auch des Pfarrfonds zu finden. Vgl. dazu: Disch, Franz, Chronik der Stadt Zell am Harmersbach, 1937, S. 163/164.
- 48 Prälat Placidus III Bacheberle, war am 1. Mai 1745 in Oberkirch geboren. Er wurde am 27. Juni 1786 zum Abt des Klosters Schuttern gewählt und war der letzte Abt von Schuttern.
- 49 StAF A 62/1/12. Die Anmerkung gilt auch für die nachfolgenden vier Absätze, soweit nichts anderes vermerkt ist.
- 50 Stimmberechtigtes Mitglied eines Konvents.
- 51 Hirsch, Fritz: Das löbliche Gotteshaus Schuttern. In: Zeitschrift für Geschichte der Architektur 7, 1914–1919, Heidelberg, 1919, S. 163. Leider konnte die von Hirsch als Quelle vermerkte Archivale beim Generallandesarchiv (Original des Vertrags mit Siegeln) bisher nicht gefunden werden.
- 52 Schmid, Hermann: Das Tagebuch Placidus Bacheberles, letzter Abt von Schuttern aus dem Jahr 1794. In: Freiburger Diözesan-Archiv, 105. Band bzw. Dritte Folge siebenunddreißigster Band, 1985, S. 319.
- 53 Schmid, Hermann: wie Anmerkung 52, S. 335.
- 54 GLA 104/136. Vgl. www.landeskunde-online.de/rhein/kloester/ortenua/schuttern/geschichte.htm.
- 55 Rödel, Volker: Abt Placidus Bacheberle aus Oberkirch, der letzte Abt von Schuttern. Vortrag am 09.10.2015, vgl. URL: www.regiotrends.de.
- 56 URL: www.bo.de/kultur/kultur-regional/der-zeitgeist-verschlang-die-moeneche_baden_online, Kultur, 27. Juni 2003.
- 57 Kaller, Gerhard: Klöster der Ortenau nach dem Jahr 1000, Kloster Schuttern. In: Die Ortenau, 58/1978, Hrsg. Wolfgang Müller, S. 148. Vgl. Schneider, Hugo: Geschichte des Klosters Allerheiligen. In: Die Ortenau, 58/1978, S. 382. Bei der Auflösung des Klosters Allerheiligen, 1803, bewilligte die Staatliche Behörde dem Abt von Allerheiligen eine Pension von 3.000 Gulden, den über sechzigjährigen Stiftsherren 500 Gulden, den unter sechzigjährigen 450 Gulden jährlich.
- 58 Hirsch, Fritz: wie Anmerkung 51, hier: S. 165.
- 59 Emolumente: Nutzen, Vorteile.
- 60 StAF A 62/1/12.
- 61 FDA Band XVI, S. 322. Ignatius Michael Schleer, war 1779 in Heimbach geboren und verstarb 1839 in Badenweiler.
- 62 PfAE Sterbebuch IV, S. 2. In dem Sterbebucheintrag schrieb Pf. Schleer zum Geburts- bzw. Herkunftsort des Verstorbenen irrtümlicherweise „aus dem sogenannten Pregnizerwald“, anstelle „Bregenzerwald“.

- 63 StAF A 62/1/12.
- 64 GAE C IX/3 Armenfonds-Rechnung 1821–1823, Testament von Anton Hirschbühl.
- 65 StAF B 728/1/656, Vorbericht in der Rechnung über Einnahmen und Ausgaben der Anton Hirschbühl'schen Stiftung, 1826.
- 66 StAF B 728/1/656.
- 67 FDA Band XVI, S. 322.
- 68 Grossherzoglich-Badisches Staats- und Regierungs-Blatt, Band 25, S. 184, vom 22. Sept. 1827.
- 69 GAE C IX/4, Armenfonds-Rechnung 1824–1827, Anordnung des Großh. Bad. Directoriums des Kinzig-Kreises Offenburg vom 19. Sept. 1827. Vgl. Hauth, Margot: Die sozialen Verhältnisse in Ebersweier im 19. Jahrhundert; Der Kloster-Schutter'sche Baumeister Hirschbühl und sein Vermächtnis. In: Ebersweier und seine Geschichte, 1215–2015, Lahr 2015, Kapitel VI, S. 161.
- 70 Kewitz, Hubert, wie Anmerkung 29. Ein Teil des unverzeichneten Nachlasses von Hubert Kewitz gelangte auf Umwegen in das Stadtarchiv Ettenheim. Durch Vermittlung von Herrn Dieter Weis von Ettenheim und mit dessen Begleitung konnte ich den Bestand einsehen. Dafür danke ich Herrn Weis herzlich. Gleichermaßen danke ich Herrn Singrün von Altdorf. Bereits bei meiner Recherche 2012 und erneut im Jahr 2019 erhielt ich von ihm wertvolle Hinweise zur Hirschbühl-familie.
- 71 GAR 11/98 a bis 104, Fasz. 136–138, Heimburger Rechnungen für die Jahr 1784 und 1785; Belege zum Kirchenbau, Für die Genehmigung zur Einsichtnahme in den Aktenbestand der Gemeinde Ringsheim danke ich Herrn Schwarz.
- 72 StAF B 701/1/270, Stiftung des verstorbenen Baumeisters Anton Hirschbühl in Ringsheim und Verwaltung des Hirschbühl'schen Schulfonds dortselbst.
- 73 Das „Verweisungsgeschäft“ erfolgte am 10. Mai 1808 durch das Großh. Badische Direktorium des Kinzigkreises Offenburg. Eine Akte über die Erbauseinandersetzung ließ sich bisher leider nicht finden.
- 74 StAF B 701/1/270.
- 75 Weder beim Generallandesarchiv Karlsruhe, noch beim Erzbischöflichen Archiv Freiburg fand ich Akten über den Kirchenbau in Ringsheim, Ende des 18. Jahrhunderts. Beim StAF gibt es zwar die Akte B 1114/1/423 „Der neue Kirchenbau zu Ringsheim 1783–1843“. Die Akte enthält jedoch nur wenige Vermerke zum Bau der Kirche und keinen Hinweis auf den Baumeister.
- 76 Anna Maria Leser (auch Lesser/Lässer) geborene Hirschbühl, (geboren am 04.04.1740; im Taufbuch ist sie nur als Anna Hirschbühl eingetragen) war eine Schwester von Anton Hirschbühl, die sich mit Josef Lässer verheiratet hat.
- 77 GAR Külby 13/IX, Rechnung 1809, Fasz. 132.
- 78 GAR Külby 13/IX, Rechnungsbeilagen 1809, Fasz. 161, Beleg 115. Landolin Willmann, landesfürstlicher Zolleinnehmer von Riegel, war der Ehemann von Elisabeth Willmann geb. Hirschbühl; Die Ehe wurde 1796 geschlossen; EAF, Familienbuch Riegel. Elisabeth Willmann (* 1777) wiederum war eine der Töchter von Johann Hirschbühl und dessen Ehefrau Maria Anna geb. Müller von Riegel und somit eine Nichte von Anton Hirschbühl.
- 79 GAR Külby 13/IX, Rechnungsbeilagen 1809, Fasz. 161, Beleg 116. Ausbezahlt wurde die Summe an „Johann Konrad Stadelmann, aus dem Vorderen Bregenzerwald von Lingenau“. Johann Stadelmann war seit 1765 mit der Schwester von Anton Hirschbühl namens A. Maria Hirschbühl (geboren am 11.04.1736) verheiratet, er war somit ein Schwager des Erblassers.
- 80 GAR Bücherbestand, Gemeinderechnungen, Fasz. 137 und 162; sowie Bücherbestand, 17/9/143, Gemeinde-Rechnung 1815, S. 14, Kapitalzins 1814–1815, Beleg 28.
- 81 GAR 63/9/360, Vorbericht des Rechners Joseph Künstle zur Jahresrechnung für den Hirschbühl'schen Schulfonds, 1892–1894.
- 82 Die „Pfarrer Mauchersche Stiftung“ wurde in einem gesonderten Fonds verwaltet.
- 83 GLA 235/24140.
- 84 GAR Bücherbestand, Urkunde Nr. 4 vom 19.12.1785. Siehe dazu auch GAR Jahresrechnung 1785, „Einnahmegeld (...) Capitalien“.
- 85 In der Abschrift des Urkundentextes sind als Schenkung zwei verschiedene Beträge vermerkt, auf Seite 2 mit 250 Gulden, auf Seite 3 mit 280 Gulden. Als Einnahme wurden jedoch 250 Gulden verbucht, siehe Anmerkung 84.

- 86 Schilling bezeichnet mit „ß“, 1 Schilling: 12 Pfennig; 10 Schilling: 1 Gulden.
- 87 „Des Gerichts“: auch Gerichtsmann genannt: Mitglied des Dorfgerichts bzw. des Gemeindevorstandes (18. Jahrhundert).
- 88 Siehe Anmerkung 8.
- 89 Vgl. Ulmer, A.: Übersicht über die Vorarlberger Bauschule und ihre Meister. In: *Alemania*, 3. Jahrgang, 1929, Seite 16.
- 90 Vgl. Schaub, Friedrich: Die Universität Freiburg in ihren Beziehungen zur Freiburger Kunst im 18. Jahrhundert. In: *Zeitschrift der Gesellschaft für Beförderung der Geschichts-, Altertums- und Volkskunde von Freiburg, dem Breisgau und den Angrenzenden Landschaften*, Band 37, 1923, S. 67.
- 91 Matrikel der Universität Freiburg i. Br. von 1656–1806, bearbeitet von Friedrich Schaub; Bestand A66/4; (Matrikel Band 4, 1656–1788). Für die freundliche Hilfe danke ich Herrn Zahoransky, Universitätsarchiv Freiburg.

Die schwarzen Kreuze der Zorn von Bulach

Josef Werner

Notlagen, Unglücksfälle, Schicksale, Seuchen oder auch tiefe Frömmigkeit waren in den vergangenen Jahrhunderten oft Anlass für Gelöbnisse oder zur Errichtung von Feldkreuzen, Bildstöcklen oder gar Kapellen.

In Zeiten der „Corona-Pandemie“ haben viele Menschen den Wunsch auf den Lippen: „Lass diese Krankheit an mir und meinen Lieben vorübergehen!“ Welche „Versprechen“ die Menschen, die Politik oder die Wirtschaft in dieser Zeit machen, das kann der moderne Bürger täglich in der Zeitung oder vielleicht auf seinem Handy lesen.

Für den Baron Zorn von Bulach war um das Jahr 1855 der drohende Absturz seines Kindes vom Fenster des Wasserschlosses Grohl Anlass für ein besonderes Versprechen. Nach der Überlieferung weilte der Baron mit seiner Frau im Hof des Schlosses, als unvermittelt sein kleines Kind auf den Fenstersims im zweiten Stock geklettert war. Unverletzt kam das Kind wieder aus der Gefahrenzone, und die frommen und erleichterten Eltern machten aus diesem Anlass das Versprechen zur Errichtung von vier Kreuzen auf ihren Gütern.

So finden sich in den vier Himmelsrichtungen die schwarzen Kreuze. Sie geben Zeugnis von der Dankbarkeit und der Frömmigkeit des Gutsherrn. Heute sind diese Kreuze beliebte Ziele für Wanderer in unserer herrlichen Landschaft.

Das schwarze Kreuz am Kirchberg in Durbach

Süden des Stammguts

Sandsteinsockel 1,20 m Höhe mit Beschriftung und gusseisernem Kreuz mit Corpus. Gesamthöhe 3,98 m.

In keinem Anderen ist Heil

Apostelgesch. 4.12

**Gestiftet durch Frh. Franz Zorn von Bulach und Freifrau
Zorn v. B. geb. Freiin Antonia von Reinach-Hirtzbach**

Im Jahre des Herrn 1859

Anmerkung: Beschädigung am Sockel, Renovierung wäre empfehlenswert





Das schwarze Kreuz im Finstertal

Es steht auf dem Höhenrücken zwischen Wiedergrün und Nesselried – ehemaliges Gut der Freiherrn Zorn von Bulach – **Westen** des Stammguts – (Gemarkung Nesselried).

Sandsteinsockel mit Beschriftung und gusseisernem Kreuz mit Corpus.

**Komm, o Mensch
betrachte mich
Eile fort
und bekehre dich**

**Gestiftet von
Frhrr. Max Er. Zorn
v. Bulach in Durbach**

1856

Joh. Schirmann fer

Anmerkung: Das Kreuz wurde von der Gemeinde Nesselried bei der Umlegung des Rebgeländes restauriert. Johann Schirmann, * 1820, aus Durbach war der Bildhauer

Das schwarze Kreuz beim Bernhardsgrund

Auf dem Höhenrücken zwischen der Kohlstatt (Nesselried) und Bottenau-Herbstkopf – Weg nach St. Wendelin – (direkt an der Gem.-Grenze Nesselried/Bottenau) – **Norden** des Stammguts.

Hoher Sandsteinsockel mit Bodenplatte, gusseisernes Kreuz mit Corpus.

Ob auch die Welt
in Trümmer geht
Das Kreuz doch
unerschütterl. steht,
Und ob das Herz
im Kampfe bricht,
O Jesu Christ
Dich lass ich nicht.

Gestiftet durch
Frhrr. Hugo Zorn v. Bulach
In Durbach 1856

Joh. Schirmann

Anmerkung: Das Denkmal wurde durch den Heimatverein Nesselried restauriert und die Anlage wurde gestaltet. Der ursprünglich vorhandene Kiefernbaum wurde durch Sturm Lothar geschädigt und daher mit einer Edelkastanie ersetzt. Eine Stehle gibt Hinweis auf die alte Sage vom „Schwarzen Ritter beim schwarzen Kreuz“.





Das schwarze Kreuz in Ödsbach-Wälden

Der Wälder-Hof in Ödsbach war einst Teil des großen Stammguts der Zorn von Bulach. Mit über 70 ha bildete dieses Gut einen Eigenjagdbezirk. Es liegt im Osten des ehem. Stammguts auf dem Weg zwischen Krebsenbach (Durbach) über das „Ofenloch“ bis zu Ödsbach Wälden. Linke Seite zwischen „Mooskopf“ und „Edelmannskopf“.

Auf zwei Sandsteinplatten hoher Sandsteinsockel mit Beschriftung, darüber schmiedeeisernes Kreuz mit flammendem Herz, Tannenzapfen und Engelfigur im Zentrum.

**Komm
O Mensch, betrachte mich,
EiL fort und bekehre dich.**

**Gestiftet durch
Freiherrn
Fr. Zorn v. Bulach
1855**

Der älteste Lehenrevers von „Hans Zorn und Claus gebruder, den man sprichit von Bulach“ an die Markgrafen Bernhard I. und Rudolf VII. aus der Zeit von 1381 findet sich im bad. Kopiaibuch 37. Genannt wird: „zum ersten das HüS das da heizet der grol“. Das ursprüngliche Schloss Grol, oft auch mit „Grohl“ oder „Gral“ beschrieben,

war ein Wasserschloss, das insbesondere vom „Hespengrundbächle“, aber auch vom unregelmäßig „Durbach“ umflutet wurde. Das „Schlössle“ wurde 1874 durch ein großes, herrschaftliches Schloss ersetzt, welches dann wiederum im Jahr 1937/38 wegen angeblicher Bauschäden zum großen Teil abgebrochen wurde.

Der Kampf um die Erhaltung der Wasserfälle bei Allerheiligen

Ein Lehrstück aus den 1950er Jahren

Heinz G. Huber

„Allerheiligen ist das Nationalparktor vor der Haustür“, titelte 2016 die Acher-Rench-Zeitung.¹ Bei der Diskussion um die Ausweisung des „Nationalparks Schwarzwald“ hatte der damalige Landwirtschaftsminister Alexander Bonde betont, dass Allerheiligen mit den Wasserfällen „eine der spektakulärsten touristischen Attraktionen“ sei.² Das Tor am Eingang der Wasserfälle markiert heute auch ein Portal des Nationalparks. Das Naturdenkmal der sieben Büttenschrofenfälle fehlt in keinem Reise- und Naturführer³ und lockt vor allem im Sommer unzählige Wanderer, Ausflügler und Schwarzwaldtouristen an. Im Jahr 1988 wurden 250000 Besucher gezählt, die die Wasserfälle durchwanderten.⁴ Aus heutiger Sicht erscheint es daher kaum fassbar, dass vor rund 70 Jahren diese über 83 m in die Tiefe stürzenden Fälle zur Disposition gestellt wurden.

Für die Ableitung für die Trinkwasserversorgung der Acher- talgemeinden Ottenhöfen und Kappelrodeck sollte ein weiteres Drittel des Wassers der Liezbachquellen oberhalb der Fälle abgeleitet werden, nachdem schon 1931 die Liezbachquellen angezapft worden waren. Die Bürgermeister aller Renchtalgemeinden von Oberkirch bis Bad Griesbach protestierten 1951 beim badi- schen Staatspräsidenten Leo Wohleb in einem mehrseitigen



Die Wasserfälle von Allerheiligen sind heute eine Hauptattraktion des Nationalparks. Aufnahme des Verfassers 2020

Memorandum heftig gegen die Pläne: „Der volkswirtschaftliche Schaden ist durch die Vernichtung des Naturdenkmals wie der Allerheiliger Wasserfälle neben dem ideellen Schaden keineswegs geringer als die Kosten einer anderen Art der Wasserversorgung“.⁵ Der Badische Landesfremdenverkehrsverband warnte vor einem „verheerenden Eingriff in ein selten schönes Naturdenkmal [...] „Es geht nicht an, auf der einen Seite Naturschutz zu predigen und dort, wo es gilt, ihn zu üben, ihn aufzugeben.“⁶

Der im Verfahren federführende Oberregierungsrat Albert Knobloch (Finanzministerium, Baudirektion, Abteilung Wasserwirtschaft) entgegnete zynisch: „Jeder Kenner und objektive Beurteiler der Wasserfälle bei einem absoluten Niedrigwasser mit 35 l/s wird jedoch feststellen müssen, dass die Fälle in diesem Zustand ohnehin nicht mehr den Eindruck einer hervorragenden Naturschönheit machen und auch nicht mehr dem entsprechen, was die Allgemeinheit sich unter einem Wasserfall vorstellt.“⁷ In der logischen Konsequenz heiße das – so folgerten die Renchtalgemeinden zu Recht – dass die Wasserfälle ohnehin nicht mehr schützenswert seien und weiteres Wasser abgeführt werden konnte.

Bevor auf die Ursachen des Konfliktes um das Liezbachwasser, dessen Verlauf und Ausgang eingegangen wird und die Positionen der Wasserwirtschaftsbehörden und des Naturschutzes zeitkritisch beurteilt werden, soll im Rückblick dargestellt werden, welche touristische Bedeutung die Wasserfälle gewonnen hatten.

Die Klosterruine bildet zusammen mit den Wasserfällen ein touristisches Ensemble. Lithografie, Archiv des Verfassers

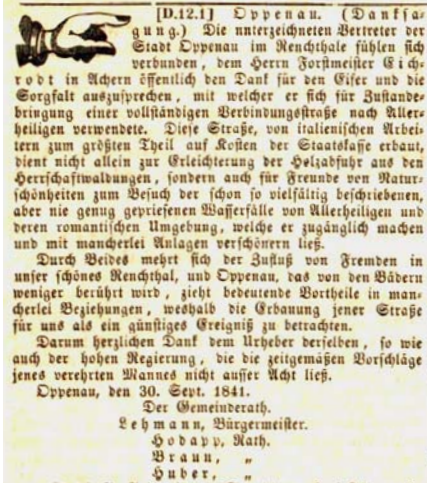


Die Erschließung und touristische Bedeutung der Wasserfälle

Am 23. November 1802 besetzten markgräfliche Truppen das Kloster Allerheiligen. Durch den badischen Kommissar Franz von Lasollaye ließ Markgraf Karl Friedrich sechs Tage später dem versammelten Konvent eröffnen, dass das Gotteshaus in seinen Besitz übergegangen sei. Reichsrechtlich wurde die Säkularisation des geistlichen Besitzes durch den Reichsdeputationshauptschluss vom 25. Februar 1803 wirksam: Durch Übernahme geistlicher Herrschaften, Stifte und Klöster sollte Baden für den Verlust linksrheinischer Gebiete entschädigt werden.⁸ Nach der Vertreibung der Chorherren besorgten zehn Dienstleute die Klosterökonomie, ein Kapuzinerpater aus Oberkirch versah die Seelsorge. Aufgrund eines Blitzeinschlags im Kirchturm brannten am 6. Juni 1804 der Dachstuhl der Kirche und das Klausurgebäude aus.⁹ Baumeister Weinbrenner ließ das Kirchendach notdürftig mit Ziegeln decken. Die Einrichtung wurde jedoch nach Abzug des Kapuziners entfernt, das Kirchengewölbe stürzte ein. 1816 wurden die Klostergebäude auf Abbruch versteigert. Die Försterwohnung, die erhalten geblieben war, wurde Sitz eines großherzoglich-badischen Revierförsters, der zugleich auch noch die Gastwirtschaft betrieb. Nur wenige Wanderer fanden den Weg in die als Einöde und Wildnis empfundene Gegend um die Ruinen von Allerheiligen, die mit Gestrüpp und Dornen überwuchert waren.¹⁰

Eine Wende trat ein, als Forstmeister Eichrodt eine Fahrstraße von Oppenau nach Allerheiligen bauen ließ. Der Oppenauer Bürgermeister Lehmann und der gesamte Gemeinderat sprachen ihm in der Karlsruher Zeitung¹¹ dafür ihren Dank aus: „Die Straße, von italienischen Arbeitern zum größten Teil auf Kosten der Staatskasse erbaut, dient nicht allein zur Erleichterung der Holzabfuhr aus den Herrschaftswaldungen, sondern auch für Freunde von Naturschönheiten zum Besuch der schon so vielfältig beschriebenen, aber nie genug gepriesenen Wasserfälle von Allerheiligen und deren romantische Umgebung, welche er zugänglich machen und mit mancherlei Anlagen verschönern ließ.“ Der 1836–1841 von der Höhe von St. Ursula bis hinunter ins Lierbachtal 15–16 Fuß breite Weg wurde mit einem Aufwand von 19 142 Gulden vom Forstfiskus angelegt.¹²

Eichrodt und sein ihm untergebener Revierförster Ernst Ludwig Friedrich Mittenmaier waren es auch, die die bislang unzugängliche Klamm mithilfe von Leitern und Holztreppe 1840 begehbar machten. In der weit verbreiteten Karlsruher Zeitung wurde 1841 auf der ersten Seite eine Tour nach Allerheiligen geschildert: „Eine sehr heitere und muntere Gesellschaft, welche sich

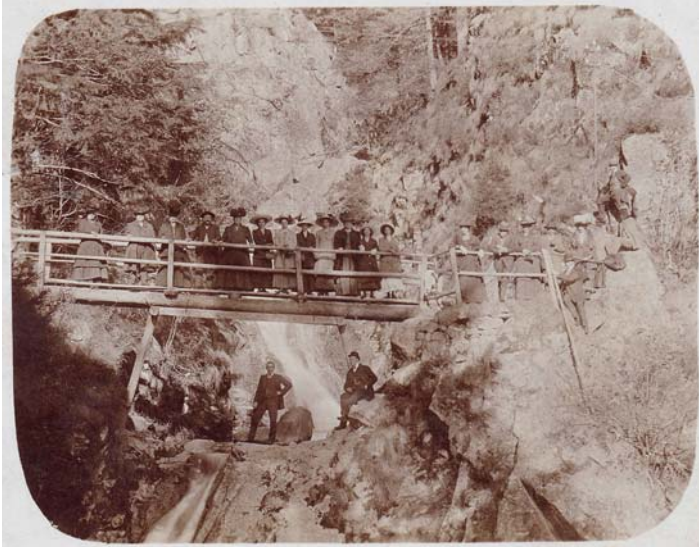


Die neue Straße nach
Allerheiligen ermög-
lichte den Zugang zu
den gleichzeitig
erschlossenen Wasser-
fällen. *Karlsruher*
Zeitung,
9.10.1841

aus den Bädern von Griesbach, Petersthal und Freiersbach zusammenfand, im Ganzen 30 Personen auf sieben Wagen, fuhr das schöne Renththal hinab gegen Oppenau und von da durch das romantische Liezbachthal nach Allerheiligen, um eine Wallfahrt zu be-
gehen zu den Naturwundern. Von Oppenau zieht eine ganz neue erst jetzt fertig gewordene Straße zwei Stunden lang in steter Abwechslung von reizenden und wilden Bergen und Thälern. [...] Da verkündet ein Wegweiser: ‚Weg zu den Wasserfällen‘, dass man die Wagen verlassen und die Wanderung zu Fuß beginnen muss. Das nun ganz eng gewordene Thal windet sich zwischen den immer kühner und schroffer emporsteigenden Felswänden hindurch, so dass endlich nur noch der Liezbach und die ungeheuern Felsen, welche derselbe durchtost, übrig bleiben. Der menschliche Fleiß brach Felsenstücke weg und bahnte nun einen schwindlichten Steg an der nackten Felswand; theils windet man sich auf in Felsen eingehauene Treppen, theils auf hölzernen Stiegen von 60 Stufen empor, welche eine schwebende Verbindung zwischen vorstehenden Felsenfesten bilden. Unter und neben dir donnert der Liezbach in einer Reihe von abwechselnden Fällen und Stürzen; über dir ragen die schroffsten Felsenwände empor, kein menschliches Herz kann diese Szene ohne Entzücken und Schauer beschreiben.“¹³

„Von den täglich dahinströmenden Besuchern verlässt niemand diesen Ort unbefriedigt, dessen Interesse noch durch die Trümmer der vormaligen Prämonstratenserabtei Allerheiligen erhöht wird“¹⁴, vermeldete bereits eine Woche zuvor ein „Korrespondent von der Rensch“ im gleichen Blatt. Um den Weg durch die Wasserfälle sicherer zu machen, ersetzten 1842 Eichrodt und Mittenmaier die Holztreppe und Leitern durch Steintreppen, brachten Geländer an und sprengten überhängende Felsen. Durch diesen Eingriff wurde der wilde Charakter der Schlucht allerdings schon domestiziert.

Einher mit dem Interesse am Naturschauspiel Wasserfall ging die Wiederentdeckung des verfallenen Klosters. In der Zeit der Romantik und des Historismus wurde die Schönheit alter Ruinen entdeckt. Das Ministerium des Innern wies 1840 den Waldhüter von Allerheiligen an, gegen Vandalismus an der Klostersruine vorzugehen und vor allem zu verhindern, dass keine Hausteine mehr aus dem Mauerwerk herausgebrochen wurden.¹⁵ Der Kontrast zwischen dem Getöse und der dramati-



Kurgastgesellschaft
vor 1900 (Archiv
Leopold Börsig)



Die Kloster ruine Aller-
heiligen und die impo-
santen Wasserfälle.
(Lithografie 1900,
Archiv des Verfassers)

schen Bewegtheit der Wasserfälle und der meditativen Ruhe und spirituellen Atmosphäre der Kloster ruine wurde von den Besuchern als besonderer Reiz dieses Ortes empfunden.

Um die Gäste kümmerte sich der in Allerheiligen wohnende Förster Mittenmaier, dessen „freundliche Hospitalität“ und Bereitwilligkeit, die Fremden durch die Wasserfälle zu geleiten und „sie auf alle Schönheiten“ aufmerksam zu machen, gerühmt wurden.¹⁶ Mittenmaiers Klosterwirtschaft erlebte durch die hungrigen und durstigen Gäste einen erheblichen Aufschwung. Um 1860 standen für Gäste und Touristen fünf Zimmer mit 15 Betten zur Verfügung. Der Sohn Karl Mittenmaier

baute 1871 neben dem Gasthaus ein dreistöckiges Kurhaus und errichtete 1887 ein zweites Kurhaus auf dem käuflich erworbenen Boden, sodass Raum für bis zu 100 Gäste zur Verfügung stand. Daneben entstand 1880 unterhalb der Büttenschrofen am Liebbach das Wasserfallhotel, das Wilhelm Mittenmaier betrieb.¹⁷ Die Anreise nach Allerheiligen war erleichtert worden durch den Bau der Eisenbahnen. Nachdem 1844 die „Rheintalbahn“ Renchen erreicht hatte, wurden von dort regelmäßige „Omnibusfahrten“ (sechssitzige Pferdekutschen) ins Renchtal eingerichtet.¹⁸ Der Bau der Renchtalbahn 1876 machte die Anreise bis Oppenau möglich, am dortigen Bahnhof standen Pferdedroschken für die Gäste bereit.¹⁹ Seit 1925 führte eine Kraftpostlinie nach Allerheiligen.²⁰

Die Gästebücher von Allerheiligen²¹ zeigen, dass besonders gerne Studenten aus Heidelberg, Tübingen und seit 1871 aus Straßburg Mittenmaiers Lokalitäten aufsuchten, aber auch ein internationales Publikum, das eine Ausflugstour von Baden-Baden an den Mummelsee und nach Allerheiligen machte. Als „Werbepublikum“ diente dabei das in der Baden-Badener Trinkhalle von Jakob Götzenberger 1844 ausgeführte Sagenbild von Allerheiligen. Es zeigt in der Bildmitte unübersehbar den Wasserfall und daneben die um ihren Geliebten trauernde Zigeunerin. Dieser ist beim Versuch, den von einem Raben entwendeten Verlobungsring zurückzuholen, über den Wasserfällen abgestürzt.

Die Bekanntheit von Allerheiligen förderten Reisehandbücher, die enthusiastisch die Wasserfälle und die Klosterruine beschrieben. So heißt es in C.F. Jahns „Illustriertem Reisetagebuch“ von 1850: „Auf Stiegen und Leitern führt der Weg von oben hinab über die Fälle des Grindenbachs, welche ein Naturschauspiel bieten, wie man es nur in Tyrol oder der Schweiz wiederfindet.“²² Karl Baedeker, der 1853 Allerheiligen persönlich besucht hatte, nahm die Wasserfälle in seine Reiseführer auf, die in vielen Auflagen erschienen und als Wegbereiter des modernen Massentourismus galten: „Gleich unterhalb des Klosters ist der Berg durch irgendeine Erderschütterung zackenartig gespalten. Durch diesen 400 Fuß hohen bewaldeten Riss stürzt über Granitfelsen und Blöcke der Grindenbach in sieben Hauptfällen, die sieben Bütten oder die Büttenstein-Fälle genannt, einige an die 80 Fuß hoch, in das Tal hinab. Ein wohl unterhaltener Fußpfad führt in mannigfachen Windungen, oft in den Fels gehauen oder durch Holzleitern ergänzt, wo der Bergspalt ganz vom Bach ausgefüllt ist, in 20 Minuten auf die Talsohle.“²³

Ähnlich werbewirksam waren die Reisebeschreibungen von 1861 in der Zeitschrift „Die Gartenlaube“, die mit zwei

großformatigen Stichen der Ruine und der Wasserfälle illustriert waren. Die „Gartenlaube“ hatte in diesem Jahr eine Auflage von über 100000 Exemplaren und war in vielen bürgerlichen Haushalten verbreitet. Die Wanderung durch die Fälle wird in allen Einzelheiten geschildert: „[...] Wir stehen in einem tiefen Felskessel; unten, am Wasser sind die Steinwände mit dichtem Moos bekleidet, weiter hinauf hängen einzelne Büsche. Niedrige Tannen mit grüngelben Flechten an den Felsen und staffelförmig ansteigend schließen in schauerlicher Höhe die kahlen Zinnen an den Rand des Wasserkessels, über welche der Sage nach einst ein von Kaiserlichen verfolgter schwedischer Reiter den Sprung auf Leben und Tod wagte, doch in der Tiefe zerschellte, woher der Felsen jetzt noch den Namen ‚Reitersprung‘ führt [...]“²⁴

Der Ruf Allerheiligens lockte schon 1863 mehr als 7000 Personen an.²⁵ Viele Prominente besuchten Allerheiligen. Johann Adam von Itzstein machte 1844 am Tag nach der Verfassungsfeier in Oberkirch einen Abstecher zu den Wasserfällen.²⁶ Hermann Schulze-Delitzsch, Abgeordneter der preußischen Nationalversammlung und Mitbegründer des Genossenschaftswesens, war im Mai 1849 in Allerheiligen.²⁷ Kaiser Wilhelm I. und Großherzog Friedrich I. passierten mit ihren Gattinnen am 30. September 1876 Allerheiligen, wobei Regen und Sturm ihren Aufenthalt verkürzt haben dürften.²⁸ Nicht zuletzt besuchte Mark Twain 1878 auf seiner Europareise den Schwarzwald und Allerheiligen und verschaffte den Wasserfällen Eingang in die Weltliteratur: „Ein klarer Bach stürzt sich pfeifend durch die Schlucht, windet sich an ihrem Fuß durch eine schmale Spalte zwischen hohen Felsenwänden und ergießt sich in einer Folge von Wasserfällen. Am letzten von diesen vorbei, hat man einen schönen Blick auf die zurückliegenden Fälle – sie erheben sich in einer siebenstufigen Treppe aus schäumenden und glitzernden Kaskaden und bieten einen ebenso reizvollen wie ungewöhnlichen Anblick.“²⁹

Das Erlebnis der Wasserfälle inspirierte die Künstler, diese in Bild, Wort und Ton zu gestalten. In einer Anzeige warb 1860



*Wilde Romantik.
Holzschnitt der
Wasserfälle in der
„Gartenlaube“ 1861
(Archiv des Verfassers)*



Postkarte nach dem Gemälde in der Trinkhalle Baden-Baden (Archiv Leopold Börsig)



Postkarte nach Aquarellvorlage (Archiv des Verfassers)

die Kunsthalle in Karlsruhe, dass „eine Porträtlandschaft der Wasserfälle von Allerheiligen“ ausgestellt sei.³⁰ Das Gemälde stammte von Johann Gottlob Schirmer (1763–1826), seit 1854 Direktor der neugegründeten Karlsruher Kunsthalle und Lehrer von Hans Thoma und Anton von Werner. Zahlreiche Stiche und Lithographien erfüllten das Bedürfnis, ein Reiseandenken in seine häusliche Umgebung mitzunehmen.

In den Gästebüchern findet sich manche „Kurgastlyrik“ von literarischen Dilettantendichtern. Ein frühes Gedicht stammt von dem unbekanntem Dichter W. aus Bühl, das 1844 auf der ersten Seite der Karlsruher Zeitung³¹ abgedruckt war, dessen drei letzte Strophen lauten:

*Wo von zerriss'nem Felsgestein umgeben
Des Himmels Bläue mir nur spärlich blinkt
Des Waldes Nacht auf mich hernieder sinkt,
Und düstre Tannen auf zum Äther streben,*

*Wo aus beseelter Brust kein Lied erklinget
Und die Natur, ein Chaos, ringsum steht
Und wo vom Geist der Einsamkeit umweht
Ein heil'ger Schauer das Gemüt durchdringet,*

*Hier legt' ich ruhend meine Laute nieder
Im Schauen Deiner, heilige Natur,
Und tief anbetend deines Schöpfers Spur
Umschlungen Ruhe mich und Frieden wieder.*

Sogar mit einer musikalischen Hommage wurden die Wasserfälle gewürdigt. Bei einem Mittwochskonzert im Karlsruher Stadtgarten führte die Kapelle des Badischen Pionier-Bataillons Nr. 14 aus Kehl am 3. September 1902 das Tongemälde „Ein Tag in Allerheiligen“ ihres Kapellmeisters Ernst Viertel auf, worin ein Stück den Wasserfällen gewidmet war.³²

Trinkwasser statt Wasserfälle?

„Allerheiligen-Wasserfälle in Gefahr?“, titelte 1952 die in Freudenstadt erscheinende Zeitung „Der Grenzer“. ³³ In der „Badischen Zeitung“ (Freiburg) lauteten die Überschriften: „Trinkwasser oder Naturdenkmal? – Die Wasserfälle Allerheiligen sind bedroht – Die Gemeinden des Renchtals kämpfen um ihre Erhaltung“. ³⁴ Die Auseinandersetzungen um den Erhalt des touristischen Highlights im Liezbachtal schlugen hohe Wellen, dass nicht nur in den Zeitungen, sondern auch im Rundfunk darüber berichtet wurde. ³⁵ Zahlreiche Verbände wie der Hauptverein des Schwarzwaldvereins, die Naturfreunde, der Badische Gemeindetag, die Deutsche Postgewerkschaft, die Bergwacht, der Verband der Jugendherbergen und des Landesverein Badische Heimat meldeten sich in Sorge um die Wasserfälle zu Wort und unterstützten damit die Gemeinden des Renchtals. ³⁶

Die Achertalgemeinde Ottenhöfen hatte schon 1931 den Antrag auf Ableitung von Liezbachwasser oberhalb der Fälle gestellt und beim Bezirksamt Oberkirch ein wasserpolizeiliches Genehmigungsverfahren angestrengt. Nach der Offenlegung der Planungen erhoben die nutzungsberechtigten Werkbesitzer und Anlieger Einspruch. Es kam schließlich am 7. Dezember 1931 zu einem Vergleich. Ottenhöfen sollte nicht mehr als 2 1/2 l/s ableiten, ein Wasserentzug über dieses Maß hinaus war untersagt. Die Unterlieger am Liezbach sollten bei Schädigungen wegen Wassermangels Anspruch auf Schadensersatz haben. Ottenhöfen hielt sich jedoch nicht an die Absprache, sondern legte Wasserleitungsstränge solchen Durchmessers, die es der Gemeinde erlaubten, weitere Quellen zu fassen. ³⁷

Wegen des höheren Wasserbedarfs wurde 1939 beim Landratsamt Offenburg ein wasserpolizeiliches Verfahren wegen weiterer Quellenerschließungen eingeleitet und das Wasserwirtschaftsamt Offenburg mit der Planung beauftragt. Es wurde jedoch bei Kriegsbeginn eingestellt. In den Jahren 1948/49 leitete Ottenhöfen weiteres Wasser ohne jegliche Genehmigung ab und berief sich auf einen angeblichen Befehl der Besatzungsmacht. Da es keinen Beweis in Form eines schriftlichen Dokumentes gab, vermutete der Oppenauer Anwalt Gutzler einen Vorwand, dessen sich die Achertalgemeinde bediente, um sich



Das Tongemälde „Allerheiligen“ wird aufgeführt (Konzertankündigung im Karlsruher Tagblatt, 3. September 1902)

auf eigene Faust das Wasser zu sichern.³⁸ Den Antrag aus dem Jahr 1939 griff das Landratsamt Bühl auf, ohne die Planungen offenzulegen und möglichen Einsprechern die rechtliche Möglichkeit zu geben, am Verfahren mitzuwirken. Es erteilte am 24. Juli 1950 die Genehmigung zur Ableitung weiteren Liezbachwassers.

Diese Genehmigung war gleich in dreierlei Hinsicht ein Rechtsbruch: Darin wurde die rechtsverbindliche Vereinbarung von 1931 verletzt, dass nicht mehr als 2½ l/s abgeleitet werden durften. Mangels Offenlegung des Verfahrens waren die Liezbach-Anlieger in ihrem Recht verkürzt. Schließlich war das Landratsamt Bühl nicht zuständig, weil die fraglichen Quellen auf der Gemarkung Liezbach lagen und damit in den Kompetenzbereich des Landratsamts Offenburg fielen. Ohne Wissen der Gemarkungsgemeinde Liezbach wurde mit der Verlegung einer Rohrleitung unter Leitung des Wasserwirtschaftsamtes (!) begonnen und ein Vertrag mit dem Grundstückseigentümer, dem Domänenrärar bzw. mit dem Staatsforst über die Nutzung von gleich vier Quellen abgeschlossen. Als der Vertrag im Grundbuch Liezbach eingetragen werden sollte, wurden die Gemeinde und damit auch das Landratsamt auf das heimlich ausgeführte Vorhaben aufmerksam. Wegen des Wintereintritts hatte Ottenhöfen die Arbeiten nicht zu Ende bringen können, die möglicherweise mit Beratung und Unterstützung des Wasserwirtschaftsamtes Offenburg durchgeführt worden waren.³⁹

Die Gemeinden des Renchtals waren von der Aussicht aufgeschreckt, dass den Wasserfällen ein weiteres Drittel an Wasser entzogen werden sollte. In ihrem Memorandum an die Naturschutzbehörde führten die Bürgermeister des Renchtals im März 1952 aus: „Die Allerheiligen Wasserfälle haben, selbst bei ihrer geschwächten Wasserführung, die Anziehungskraft gewiss noch nicht eingebüßt. Die Wahrheit bestätigt aber leider, dass sie aus dem genannten Grunde heraus, doch nicht mehr so häufig wie früher als Ausflugsziel gewählt werden, und unberechenbare Einnahmen sind dadurch der ganzen Gegend schon verloren gegangen – nicht allein dem Renchtal, sondern auch dem Achertal. Es kam schon vor, daß Ausflugsbusse das Rench- und Liezbachtal seitwärts liegen ließen, und den danach fragenden Interessenten und Fahrtteilnehmern zur Antwort gegeben wurde: *Die Wasserfälle haben doch kein Wasser mehr.*“⁴⁰ Gegen die illegale Genehmigung des Landratsamtes Bühl wurde von der Gemeinde Liezbach beim Verwaltungsgericht Baden-Baden erhoben und am gleichen Tag Anfechtungsklage beim Verwaltungsgericht Freiburg.⁴¹



*Touristen vor den
Allerheiligenfelsen
1926 (Archiv Leopold
Börsig)*

Die Gemeinde Ottenhöfen war bei der Trinkwassererschließung nicht nur gegenüber ihren Einwohnern in Zugzwang, sondern auch gegenüber der Gemeinde Kappelrodeck. Nach dem Genehmigungscoup beim Landratsamt Bühl hatten Bürgermeister Kimmig und sein Gemeinderat mit Kappelrodeck am 21. März 1951 einen Vertrag abgeschlossen, durch den die Kappelrodecker Anschluss an das Ottenhöfener Wasserversorgungssystem erhielten und 6/10 des Volumens aus dessen Quellen erhalten sollten.⁴² Kimmig und der Kappelrodecker Bürgermeister Hermann Walch waren blauäugig genug daran zu glauben, ihr gemeinsames Projekt ohne Widerstände durchsetzen zu können.

Fadenwürmer und Kolibakterien: Wassernotstand in Kappelrodeck

Kappelrodeck hatte schon 1894 eine Wasserleitung verlegt, die 1897 fertiggestellt war.⁴³ Die Wasserzufuhr erfolgte durch eine Tiefdränung im Gewann „Schroffenmatt“ auf Gemarkung Furschenbach. Das Wasser gelangte in zwei bis drei Meter Tiefe aus durchlöcherten Steinzeugrohren in die Brunnenstube. Schon 1911 gab es Pläne für eine Versorgung durch Tiefbrunnen aus der Rheinebene. Obwohl es wegen der schlechten Wasserqualität vereinzelt Typhusfälle gab, blieb die Kommunalverwaltung weitgehend untätig. Die über 300 Brennereien hatten einen hohen Wasserbedarf. Kappelrodeck setzte seine Prioritäten anders und erwog lediglich 1934 einen Wasseranschluss an Ottenhöfen.

Nachdem das Badische Finanzministerium am 6. Juni 1951 die illegalen Bauarbeiten an der Wasserableitung der Liebbach-

quellen bis zum Abschluss des wasserpolizeilichen Verfahrens einstellen ließ,⁴⁴ machte Kappelrodeck auf seine katastrophale Trinkwassersituation aufmerksam. In der Stuttgarter Zeitung⁴⁵ war zu lesen, dass völlig verunreinigtes Wasser, durchsetzt mit Fäkalien, aus den Wasserhähnen fließe. „Ein 65 Zentimeter langer Fadenwurm ist dieser Tage an das Ministerium in Freiburg geschickt worden, der besser als neue Gutachten und Hilferufe demonstrieren soll, welch katastrophale Verhältnisse in dieser knapp 4000 Einwohner zählenden Gemeinde herrschen.“ Bürgermeister Walch schilderte, dass die Einwohner in Milchkannen und Bierflaschen von auswärts nach Hause brachten, damit die Hausfrauen in der Lage seien, das Essen zuzubereiten.⁴⁶ Das Gesundheitsamt Bühl stellte „starke Verunreinigung mit Colibazillen“ fest. Infolge der „fäkalen Beimengungen“ sei das Wasser „als Gefahrenquelle anzusprechen und für die Gesundheit der Bevölkerung gefährlich“.⁴⁷

Der wasserwirtschaftliche Gutachter Carl beschrieb die Ursachen der Verschmutzung.⁴⁸ In die nur 20 Meter neben der Acher liegende Brunnenstube drang Oberflächenwasser ein. Um den Wasserbedarf zu decken, wurden die Wiesenflächen um den Brunnen mit Wasser aus der Acher berieselt. Da jedoch die Deckschicht nur aus einer dünnen Humusdecke bestand und sonst nur aus Kies und Geröll, war der Reinigungseffekt nicht sehr hoch. Entscheidend war jedoch, dass Rückstände aus der Schotterwäsche der Ottenhöfener Firma Bohnert sich auf dem Wassererfassungsgelände ablagerten und die Deckschicht wasserundurchlässig machten. Um den Wasserbedarf zu decken, durchstieß der Wassermeister von Kappelrodeck die Deck- und Humusschicht. Die Wassermenge konnte so von 4 l/s auf 20 l/s gesteigert werden.⁴⁹ Aber dadurch gelangte das abgeleitete Acherwasser ungefiltert in die Brunnenstube.

In Ottenhöfen flossen jedoch ungereinigte Abwässer in die Acher. Zugleich leitete die Firma Bohnert ihre Abwässer aus der Schotterwäsche ungeklärt in die Acher, meist nachts, damit den Kurgästen der Anblick der verschmutzten Acher erspart blieb. Beide Tatbestände widersprachen eklatant den bestehenden wasserrechtlichen Bestimmungen.⁵⁰ Die Achertalgemeinden Ottenhöfen und Kappelrodeck wollten mit der Unterstützung des Wasserwirtschaftsamts Offenburg lieber weiteres Wasser aus den Liebachquellen ableiten, als ihre bisherige Trinkwasserversorgung zu sanieren: „Diese widerrechtlichen Benutzungen der Acher sind der alleinige Grund für die Notwendigkeit, dass Kappelrodeck eine neue Wassergewinnung suchen muss und für den derzeitigen Streit um die erweiterte Benutzung der Liebachquellen.“⁵¹ Ihre Brisanz erhielten diese Ausführungen da-



Ottenhöfen versuchte seine Wasserversorgung aus Liebachwasser zu bestreiten (Postkarte, Archiv des Autors)

durch, dass die Gemeinde Oberachern auf die gleiche Weise wie Kappelrodeck ihr Trinkwasser gewann.

Wieviel wert sind die Wasserfälle?

„Eine Naturschönheit, wie sie die Allerheiligen Wasserfälle darstellen, ist nicht mit Geld abzulösen. Auf ihre Erhaltung hat nicht nur etwa das Fremden-gewerbe – als eines für das Tal wirtschaftlich bedeutsamen Faktors – einen Anspruch, sondern die Allgemeinheit als solche“ führten die Bürgermeister des Renchtals in ihrem Schreiben an die badische Staatskanzlei aus.⁵² Die rechtliche Handhabe, den Naturschutz geltend zu machen, bot allerdings die Tatsache, dass die fraglichen Quellen, die zur Wasserableitung infrage kamen, im Naturschutzgebiet „Schliffkopf“ lagen.⁵³ Das Gebiet war im Zuge des Baus der Schwarzwaldhochstraße 1938 ausgewiesen worden.⁵⁴ Die strenge Schutzwürdigkeit des Gebietes schien dadurch zum Ausdruck zu kommen, dass der Bau eines Sendeturms des Südwestfunks auf dem Schliffkopf 1951 abgelehnt worden war.⁵⁵

Merkwürdigerweise fiel jedoch das Areal um die Wasserfälle nicht mehr in das Naturschutzgebiet. Die Stadt Oppenau wandte sich im Juni 1951 an das für den Naturschutz zuständige badische Ministerium für Kultus und Unterricht, um die Einbeziehung in das Naturschutzgebiet Schliffkopf zu erreichen, und wurde dabei von der Stadt Oberkirch unterstützt: „Die Ausdehnung des Naturschutzes auf die Fälle sichern diesen ihre Unversehrbarkeit in weit höherem Maße unmittelbar. Die nach §4 des Reichsnaturschutzgesetzes für die Einbeziehung der Allerheiligenfälle in das Naturschutzgebiet ‚Schliffkopf‘ erforderlichen Voraussetzungen dürften auch zweifelsfrei

gegeben sein, denn die Fälle bilden mit den sie speisenden Fällen eine Einheit, und nach der genannten Gesetzesbestimmung sind Naturschutzgebiete bestimmte abgegrenzte Bezirke, in denen ein besonderer Schutz der Natur in ihrer Ganzheit wegen ihrer landschaftlichen Schönheit oder Eigenart in öffentlichem Interesse liegt.⁵⁶ Das Landratsamt Offenburg erließ schließlich am 13. Dezember 1951 eine „Anordnung zum Schutz von Landschaftsteilen im Bereich des Kniebis und des Lierbachtals“. Der Paragraph 2/i besagte ausdrücklich, dass es verboten sei, aus dem Einzugsgebiet der Wasserfälle von Allerheiligen Quellwasser zu fassen oder abzuleiten.⁵⁷

Erst nach einer Klagedrohung der Stadt Oppenau erließ das Ministerium der Finanzen der Finanzen als vorgesetzte Behörde der Abteilung Baudirektion/Wasserwirtschaft am 6. Juni 1951 eine Verfügung, nach der Ottenhöfen die Arbeiten an der Erschließung der Quellen im Naturschutzgebiet sofort einzustellen hatte. Sie musste damit die Rechtswidrigkeit der Genehmigung des Landratsamtes Bühl anerkennen.⁵⁸ Ottenhöfen durfte trotzdem außerhalb des Naturschutzgebietes seine Arbeiten an der zwölf Kilometer langen Rohrleitung fortsetzen und investierte rund 500 000 DM. Damit schuf es vollendete Tatsachen, über die in der Folgezeit nicht einfach hinweggegangen wurde.

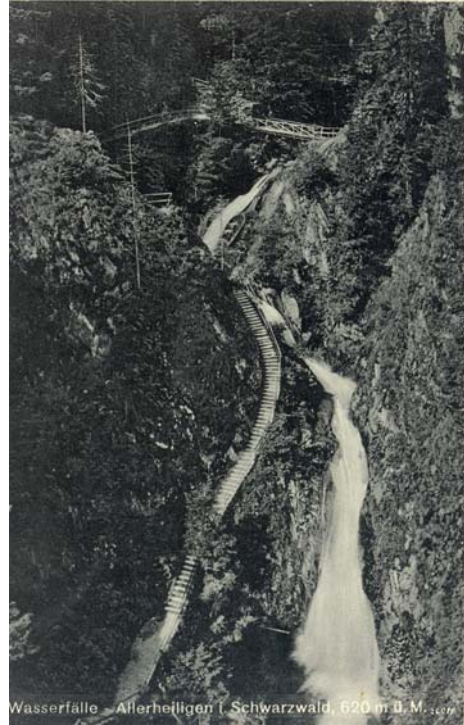
Die Baudirektion wollte das Projekt nunmehr dadurch verwirklichen, dass sie eine Ausnahmegenehmigung von naturschutzrechtlichen Bestimmungen beantragte. Zu diesem Zweck musste der Nachweis erbracht werden, dass Ottenhöfen und Kappelrodeck keine Alternative zum Bezug ihres Trinkwassers von den Lierbachquellen hatten. Dazu wurden im Mai und Juni 1951 durch das Wasserwirtschaftsamt und die geologische Landesanstalt Quellmessungen durchgeführt, deren Objektivität später vom Oppenauer Anwalt Gutzler in Zweifel gezogen wurden: „Würde eine Quellmessung von der Technischen Hochschule in Karlsruhe vorgenommen werden, so würde bestimmt ein anderes Urteil gebildet werden.“⁵⁹ Nach der letzten Quellmessung am 3. Oktober 1951 lautete das erwünschte Ergebnis: „Nur die Quelle im Lierbachgebiet-Andere Quellen für die Kappelrodecker Wasserversorgung unbrauchbar“ (Acherer Zeitung).⁶⁰ Die Direktion Wasserwirtschaft forderte deswegen zur Sicherung der Trinkwasserversorgung im Achertal den Zugriff auf die Lierbachquellen.⁶¹

In ihrer Gegendarstellung stellten die Renchtalgemeinden diese Argumentation vollständig infrage. Es könne eine gemeinsame Wasserversorgung für Seebach, Ottenhöfen und Kappelrodeck hergestellt werden, das Wasser der in die Acher

fließenden Quellen reiche für alle drei Gemeinden aus. Noch ergiebigere Quellen befänden sich am Westabhang der Hornisgrinde auf der Gemarkung Sasbachwalden. Die Forderung nach der Untersuchung dieser Quellen sei mit dem Argument verweigert worden, diese seien der späteren Wasserversorgung von Sasbachwalden vorbehalten. An der höchsten Stelle könnte ein gemeinsamer Hochbehälter errichtet werden, von dem aus eine Leitung nach Sasbachwalden, die andere nach Kappelrodeck führe. Schließlich bestehe auch die Möglichkeit, aus Tiefbrunnen im Rheintal Wasser nach Kappelrodeck zu leiten.⁶²

Eine sachlich fundierte Basis für die Auseinandersetzung und für eine Lösung lieferte der habilitierte Karlsruher Wasserwirtschaftler Albert Carl.⁶³ Er berechnete zunächst den Wasserbedarf für die 1800 Einwohner in Ottenhöfen, für die 3500 Personen in Kappelrodeck und die 700 Urlaubsgäste während der Sommermonate und veranschlagte auch eine prognostizierte Bevölkerungszunahme in 20–30 Jahren von rund 1000 Einwohnern. Er ging von einem Tagesbedarf von 1050 cbm aus, was einem Pro-Kopf-Verbrauch von 150 Litern entsprach. Dafür sei ein Zufluss von 12 l/s erforderlich. An anderer Stelle der Diskussion wurde auch auf den noch höheren Bedarf durch gestiegene sanitäre Anforderungen (Bad, Toilettenspülung) verwiesen – er sei nur durch eine Gruppenwasserversorgung über Tiefbrunnen aus der Rheinebene zu decken. Westlich der Bundesbahnlinie in Achern sei ein Gelände für eine Wassergewinnungsanlage in Aussicht gestellt worden. Dort könnten in geringer Tiefe 200–300 l/s gewonnen werden.

Im Gegensatz zu der Baudirektion/Abteilung Wasserwirtschaft sah Carl keinen anderen Weg, den steigenden Wasserbedarf auf Dauer zu decken. Denn zu den geplanten Wasserentnahmen aus den Liebachquellen hätten – wie die Renchtalgemeinden befürchteten – noch weitere Ableitungen kommen müssen, die den Liebach und die Wasserfälle endgültig trockengelegt hätten. Das von der Baudirektion vorgeschobene engstirnige Kostenargument relativierte Carl. Die Baudirektion hatte mit „unerschwinglichen“ Kosten von 650000 DM



Wasserfälle Allerheiligen, 1950er Jahre. Vor allem im Sommer war der Wasserschwund sichtbar (Postkarte, Archiv des Verfassers)

für Kappelrodeck gerechnet, wovon allerdings 25 % als verlorener Zuschuss des Landes abgingen. Unter Berücksichtigung der innerörtlichen Verteilungskosten errechnete Carl einen Wasserpreis von 0,45 bis 0,50 DM pro cbm. Nach Fertigstellung der Gruppenwasserversorgung 1957 belief sich der Wasserpreis in Kappelrodeck tatsächlich auf 45 Pfennig, während er vorher bei 22 ½ Pfennig gelegen hatte.⁶⁴

Obwohl Carl im Auftrag der Stadt Oppenau tätig war, war er unabhängig genug, für eine Übergangszeit auch den Wassernöten der Achertalgemeinden Rechnung zu tragen. Er regte an, aus den Liebachquellen 6,6 l/s den Achertalgemeinden für die Dauer eines Jahres zur Verfügung zu stellen. Dafür sollten diese sofort Schritte unternehmen, um ihre Wasserversorgung auf den Bezug von Wasser aus der Stadt Achern umzustellen und einen Verband zu begründen. Nach der Versorgung mit Grundwasser sollte die Ableitung aus den Liebachquellen ganz eingestellt werden. Damit war der Weg zu einer Lösung gewiesen. Dazu bedurfte es freilich einer Ausnahmegenehmigung vom Naturschutz, gegen die die Renchtalgemeinden nach allen gemachten Erfahrungen vehement Stellung bezogen.

„Vielleicht muss erst Blut fließen“

Im heißen Sommer 1952 erhitzen sich auch die Gemüter im Achertal. „Kappelrodecks Wassernot schreit zum Himmel – Nur die Zuständigen hören es nicht – Ellenlange Würmer aus der Wasserleitung – Stimmungsbarometer (sic!) zeigte Siedehitze“ formulierte ein ungenannter BT-Journalist.⁶⁵ Bürgermeister Walch drohte finster, „daß in den nächsten 14 Tagen etwas passieren wird. Vielleicht muß erst Blut fließen, bis man an zuständiger Stelle merkt, daß Kappelrodecks Geduld zu Ende ist!“ Der Journalist pflichtete ihm noch bei: „Das Stimmungsbarometer in Kappelrodeck ist jedenfalls zu einer Höhe geklettert, bei der Menschen im Selbsterhaltungstrieb vor nichts zurückschrecken!“ Aus heutiger Sicht hat man den Eindruck, dass Kommunalpolitiker und Lokaljournalisten gleichermaßen eine Droh- und Druckkulisse errichteten, um die Behörden zum Einlenken zu bringen. Der Notstand wurde auch inszeniert – es gab dabei aber keine Maßnahmen, das Wasser zu ozonieren oder zu filtern und die Bevölkerung in den heißen Sommertagen mit Trinkwasser von außen zu versorgen. Für die Kommunalpolitik mag auch eine Rolle gespielt haben, dass sie von ihrem katastrophalen Versagen ablenken wollten – die Trinkwassermisere dauerte schon jahrzehntelang an.

Der Acherner Bürgermeister und Bundestagsabgeordnete Morgenthaler machte als „Hemmschuh“ der Sicherstellung der Wasserversorgung den „Naturschutz“ aus und sah hinter dessen Befürwortern die „materiellen Interessen“ der Mühlen- und Kraftwerksbesitzer am Liebach.⁶⁶ Wie vorher die Wasserfallfreunde, so mobilisierten jetzt die Kappelrodecker die Öffentlichkeit und die Medien. Der „Stuttgarter Zeitung“, die der Stuttgarter Landespolitik das Geschehen im Ländle unterbreitet, ließ sich sogar wahrscheinlich aufgrund gezielter Einflüsterungen zu falscher Berichterstattung verleiten. So heißt es: „Diese Leitung [die Wasserleitung von Liebachquellen, d. V.] war gebaut worden, nachdem [!] höchste Stellen in ihrem Gutachten festgestellt hatten, daß nur die Liebachquellen für die Wasserversorgung Kappelrodecks in Frage kommen könnten und das Landratsamt Bühl [!] hierzu die Genehmigung [!] erteilt hatte.“⁶⁷ Die Gutachten entstanden erst später, die Genehmigung des Landratsamts Bühl war mangels Zuständigkeit und Missachtung des Naturschutzes rechtsunwirksam.

Am 16. Juli 1952 erteilte das Kultusministerium Württemberg-Hohenzollern⁶⁸ unter dem Eindruck des Trinkwassernotstands die vorläufige Ausnahmegenehmigung zur Quellableitung von 6,6 l/s Liebachwasser. In Ottenhöfen traten am 21. Juli 1952 Vertreter der Baudirektion, des Innenministeriums, Vertreter der Landratsämter Bühl und Offenburg, die Vertreter der betroffenen Gemeinden und die Abgeordneten Jäger, Person, Stefan (MdL) und Morgenthaler (MdB) zusammen, um sich über die vorläufige Genehmigung und den weiteren Fortgang des wasserpolizeilichen Verfahrens zu äußern. Der Oppenauer Anwalt Gutzler hielt die Befristung der Ableitung zu lang und wollte sie auf die Dauer des Notstandes begrenzt sehen. Dagegen hielt der Ottenhöfener Bürgermeister Kimmig die abgeleitete Wassermenge von 6,6 l/s für zu gering. Während Karl Person und Prof. Asal die Bedeutung des Naturschutzes betonten, sprach der Wendelin Morgenthaler von dem „Naturrecht“ einer Gemeinde auf Trinkwasserversorgung.⁶⁹

Die endgültige Entscheidung über die Ausnahmegenehmigung und damit die Wasserentnahme aus dem Liebach traf am 9. Oktober 1952 das Kultusministerium Württemberg-Hohenzollern auf Vorschlag des Landeskulturamtes Freiburg – wegen des früher auch württembergisches Gebiet tangierenden Naturschutzgebietes gab es entsprechende Absprachen. Der maßgebende Gutachter Prof. Karl Asal kritisierte mehrfach die dem Finanzministerium zugeordnete Baudirektion Abteilung Wasserwirtschaft.⁷⁰ Sie habe die „schädigenden Auswirkungen“ auf

die Natur bestritten: „Den hiervon abweichenden Ausführungen des Ministeriums der Finanzen wird man kaum folgen können.“ Außerdem war der Antrag zur Ausnahmegenehmigung von der Baudirektion und nicht durch die Gemeinde Ottenhöfen gestellt worden: Um die eigene fragwürdige Rolle der obersten Wasserwirtschaftsbehörde zu kaschieren, hatte diese die Verfahrensbeteiligten über diesen Tatbestand wohl absichtlich getäuscht.⁷¹

Asal hielt es zwar für übertrieben, von einer drohenden „Vernichtung“ der Wasserfälle zu sprechen, distanzierte sich aber deutlich von dem Argument des Wasserwirtschaftsamtes, dass das Erscheinungsbild der Wasserfälle nicht beeinträchtigt werde. Der Wasserreichtum sei ein besonders anziehendes Kennzeichen des Schwarzwalds, das sie von der Ostseite der Vogesen abhebe. Dieser besondere Schmuck sei dem südlichen Schwarzwald durch die zahlreichen Wasserleitungen zum Zweck der Kraftwerkseinspeisung weitgehend entzogen. Wenn auch die Wasserleitung zu Trinkwasserzwecken nicht damit vergleichbar sei, so sei doch „der Punkt erreicht, wo jeder weitere Eingriff der Technik in die kleinräumliche Wasserführung schwere Bedenken auslösen und zur Auffassung führen muss, daß eine Störung der natürlichen Verhältnisse im Bereich der Quellen und Wasserläufe nur in Notfällen gutgeheißen werden darf“.

Hart ins Gericht ging Prof. Asal mit der Verunreinigung der Acher und der Trinkwasserquellen durch die Abwassereinleitung der Gemeinde Ottenhöfen und die ungereinigte Schotterwäsche der Firma Bohnert: „In der Gesamtheit bilden diese Fälle ein Problem, das unsere Volksgesundheit und Volkswirtschaft bedroht und zu einer Katastrophe führen muß, wenn in nächster Zeit nichts Entscheidendes zur Behebung dieses Notstandes unternommen wird.“⁷² Obwohl Asal den Naturschutzargumenten großes Gewicht zubilligte, sah er wegen der als „äußerst gesundgefährlich“ eingestuften Notsituation in Kappelrodeck zu einer befristeten Ableitung des Trinkwasserbedarfs aus den Liebachquellen für eine Übergangszeit keine Alternative. Andererseits stellte er fest, dass eine Gruppenwasserversorgung von Achern her die einzige „Dauerlösung“ sei. Sein Tübinger Kollege Lambacher übernahm den Erlass, erhöhte jedoch die abzuleitende Wassermenge eigenmächtig auf 7,5 l/s.⁷³ Das erforderte aber eine Wiederaufnahme des wasserpolizeilichen Verfahrens und gab den Liebachnutzern und den Gemeinden Liebach und Oppenau erneut die Möglichkeit zum Einspruch. Außerdem herrschte Unverständnis über die lange zehnjähriger Übergangsfrist.

Auch Oppenau benötigt Trinkwasser

Die Einspruchsberechtigten begründeten am 2. Juni 1953⁷⁴ ihre Einwendungen damit, dass die Wassernutzungsrechte verletzt würden und deren Inhaber in ihrer wirtschaftlichen Existenz gefährdeten. Außerdem machten sie das „Interesse an der Erhaltung der Allerheiligen-Wasserfälle als hervorragender Naturschönheit“ geltend. Die versprochene Normblende war immer noch nicht eingebaut worden, sodass unkontrolliert eine große Menge Quellwasser nach Ottenhöfen abfloss. Die Planungen für eine Grundwasserversorgung bzw. eine Gruppenwasserleitung seien entgegen den Vereinbarungen immer noch nicht aufgenommen worden.

Unzufrieden waren auch die Nutzer am Lierbach. Die Eigenstromanlage im Hotel „Wasserfall“ konnte wegen des geringeren Wasserzulaufs auch nicht mehr die benötigte Menge Elektrizität für Beleuchtungs- und Kühlzwecke liefern. Gleiches galt auch für das Hotel „Taube“. Von der Stromminderung waren die Landwirte Josef Huber und Ludwig Braun mit ihren Kleinkraftwerken betroffen. Die Sägewerke der Gemeinde Lierbach und der Nordwassersäge mussten wegen fehlenden Wassers stundenlang ihre Gatter außer Betrieb setzen und konnten ihre Aufträge nicht mehr zum Liefertermin ausführen. Der Stadtmüller Franz Hodapp, der auf die Zuleitung von Lierbachwasser aus dem Mühlbach angewiesen war, musste zeitweise seinen Mahlbetrieb einstellen, ebenso wurde der Betrieb des Mechanikermeisters Max Sutter in Oppenau eingeschränkt. Die Landwirte Josef Börsig und Ludwig Maier in Lierbach sowie Franz Anton Huber in Oppenau konnten wegen der ver-



Das Säge- und Elektrizitätswerk bei der Wirtschaft zur Blume in Lierbach wurde mit Lierbachwasser betrieben (Archiv des Autors)

änderten Stauhöhe ihre Wiesen nicht mehr wässern und mussten zeitweise auf den Betrieb ihrer Kraftanlagen verzichten.

Schließlich fürchtete die Stadt Oppenau um ihre eigene Trinkwasserversorgung. Ihre Bevölkerung hatte sich um ein Drittel vermehrt, neue Gewerbeanlagen erforderten zusätzlichen Wasserbedarf. Die Stadt bezog seit 1901 ihr Wasser über eine 7 km lange Leitung aus Ofersbach, einem Seitental des Lierbachtales, eine Strecke unterhalb der Wasserfälle⁷⁵. Die Gemeinde Lierbach widersprach schärfstens der Absicht der Stadt Oppenau, eine weitere Trinkwasserquelle in Ofersbach zu erschließen, so lange die Ableitung von Wasser der Lierbachquellen bestand.

Im Sommer 1953 machte das Wasserwirtschaftsamt die Planungen bekannt, die die Wassermisere beenden sollten. In dem Gewann Heid bei Achern sollten Grundwasserbrunnen mit 70–80 l/s erschlossen werden und die Achertalgemeinden versorgt werden.⁷⁶ Am 15. Juli 1956 war die Anlage fertiggestellt. Kappelrodeck und Ottenhöfen konnten jetzt ihr Trinkwasser aus Achern beziehen.⁷⁷

Wer geglaubt hatte, dass nach dem Ende des Wassernotstands die Ableitung der Wasserfälle ein Ende nehmen könnte, sah sich bald eines Besseren belehrt. Da der Wasserpreis der Gruppenwasserversorgung pro Kubikmeter zwischen 35 und 55 Pfennig lag, versuchten die beiden Gemeinden in der wasserreichen Zeit (acht Monate im Jahr) ihren Trinkwasserbedarf aus den Lierbachquellen zu entnehmen.⁷⁸ Damit sollte der Trinkwasserpreis niedrig gehalten werden. Ihnen kam zu Hilfe, dass ihnen in der Ausnahmegenehmigung eine zehnjährige Bezugsdauer zugesichert worden war.

Um eine Mindestmenge für die Wasserfälle und den Lierbach zu gewährleisten, sollte eine Regelung getroffen werden, nach der durch eine Normblende die ersten 9 l/s ins Lierbachtal, die nächsten zehn Liter ins Achertal und der Rest in den Lierbach abfließen sollte. Bei einer gemeinsamen Sitzung in der Lierbacher „Blume“ hatten die Beteiligten sich auf diese Lösung geeinigt, allerdings sollte sie – hier ist wieder die Handschrift der Vertreter des Wasserwirtschaftsamtes Offenburg erkennbar – auf 20 Jahre gelten.⁷⁹ Da Ottenhöfen nachträglich seine Zustimmung zurückzog, blieb es bei der Regelung, dass die ersten 7,5 l/s ins Achertal abfließen sollten, der Wasserabfluss sollte durch eine Normblende reguliert werden.⁸⁰

In der Auseinandersetzung um die Aufhebung der „Notstandsverordnung“ vom 21. Juli 1952 machte das Landratsamt Offenburg auf einmal den Vorschlag, zu der 1931 genehmigten

Ableitung eine weitere Ableitung vorzunehmen. Der Oppenauer Bürgermeister Otto Roth vermutete hinter diesem Vorgehen den Versuch, „begangene Fehler der bewilligenden Stellen“ zu bemänteln. Bei einer Tagfahrt wurde offen von einer „Gauerei“ gesprochen.⁸¹ Durch ihren Rechtsbeistand versuchten Oppenau und Liezbach, durch Schadensersatzforderungen zugunsten der Anlieger den Achertalgemeinden das Liezbachwasser zu vergällen. Oppenau musste schließlich akzeptieren, dass zu der 1931 genehmigten Quelle zusätzlich der Karl-Friedrichs-Brunnen mit ca. 2 l/s abgeleitet wurde. Damit erkaufte es sich die Zusage, dass Ottenhöfen und Kappelrodeck in Zukunft darauf verzichteten, weitere Quellen im Bereich des oberen Grindenbachs in Anspruch zu nehmen (§ 3).⁸² Die Verhandlungen um die durch die Wasserableitung unmittelbar Geschädigten zogen sich bis 1962 hin. Sie endeten mit einer vom Sachverständigen Carl errechneten Vergleichssumme von 14 645,40 DM für sechs Jahre.⁸³

Symptome der 1950er Jahre

Die Kommunalpolitik der Nachkriegsjahre sah ihr wichtigstes Ziel darin, die Grundbedürfnisse der Bevölkerung zu sichern. Die Versorgung mit Lebensmitteln, Trinkwasser, Wohnungen und der Aufbau einer funktionierenden Infrastruktur war ein vorrangiges und legitimes Anliegen. Der Lokalismus der Gemeinden vor allem hinsichtlich der Finanzen, Gebühren und Abgaben drohte jedoch zu kurzsichtigen und wenig nachhaltigen Lösungen zu führen. Die trügerische Hoffnung, den Wasserpreis auf dem niedrigsten Niveau halten zu können, veranlasste die Achertalgemeinden zur Ableitung des Trinkwassers der Liezbachquellen – im Nachhinein erwies sich auch in finanzieller Hinsicht die Verlegung der 500 000 DM teuren Wasserleitung als kostspielige Fehlinvestition. Das Vorgehen, beim Landratsamt Bühl widerrechtlich das wasserpolizeiliche Verfahren zu beantragen, den Bau gegenüber der Gemarkungsgemeinde Liezbach zu verheimlichen und schließlich mit Vehemenz die Ausnahmegenehmigung und damit die Aufhebung der naturschutzrechtlichen Bestimmungen zu fordern, verrät ein bedenkliches rechtsstaatliches Defizit. Dass Ottenhöfen und Kappelrodeck als Fremdenverkehrsgemeinden mit der Schädigung der Wasserfälle auch ihren eigenen Interessen zuwiderhandelten, wurde erst im Laufe der Auseinandersetzungen deutlich.

Es wäre Aufgabe der Landkreis- und Regierungsbehörden gewesen, für die Gemeinden nachhaltige Konzepte zur Trinkwas-

serversorgung zu entwickeln und die Gemeinden entsprechend zu beraten. Das Gegenteil war jedoch der Fall. Hier trifft die Hauptschuld die beim Finanzministerium angesiedelte Baudirektion Abteilung Wasserwirtschaft und als nachgeordnete Behörde das Wasserwirtschaftsamt Offenburg. Sie stellten sich kategorisch auf den Standpunkt, für die Wasserversorgung von Ottenhöfen und Kappelrodeck gebe es „im Einzugsgebiet der Acher keine ausreichenden und geeigneten Quellvorkommen“.⁸⁴

Hauptsächlich lehnte die Baudirektion die später als einzig sinnvolle Lösung realisierte Wasserversorgung Kappelrodecks aus der Rheinebene ab. Die anderen Achertalgemeinden hätten angeblich kein Interesse an einer Gruppenwasserversorgung. Diese sei mit „ungewöhnlichen Aufwendungen“, nämlich Kosten von 650000 DM verbunden.⁸⁵ Davon müsse Kappelrodeck 487000 DM selbst finanzieren. Ein Darlehen zu tragbaren Zinsen sei nicht zu erhalten. Schließlich würde der Wasserpreis auf 0,55 DM steigen, während er bei einer Versorgung aus dem Lierbachtal sich nur auf 0,20 DM belaufe. Bei seiner Wasser- bzw. Milchmädchen-Rechnung hatte der verantwortliche Wasserwirtschaftsbeamte Albert Knobloch nicht die bereits verausgabten rund 500000 DM einbezogen, die Ottenhöfen für die mit Unterstützung des Wasserwirtschaftsamtes gebaute Wasserleitung zu den Lierbachquellen ausgegeben hatte. Er stellte den Antrag auf eine Ausnahmegenehmigung und drängte die Naturbehörden auf eine schnelle Entscheidung, bevor der Gutachter der Renchtalgemeinden seine Stellungnahme abgab.⁸⁶ Die Behörde operierte willkürlich mit Zahlen – mal sprach sie von einer unbedeutenden Minderung der Wassermenge um ein Sechstel, dann musste sie zugeben, dass bis zu einem Drittel Wasserverlust bei der neuerlichen Ableitung eintreten würde.

Der Schutz von Natur und Landschaft hatte generell im Denken der Wasserwirtschaftler einen geringen Stellenwert: Natur war zu unterwerfen, zu beherrschen und zu nutzen. Die Sünden gegen die Natur, aber auch hinsichtlich des Hochschutzes, mussten vielerorts durch ökologische Korrekturen seit den 1970er Jahren kostenaufwendig korrigiert werden. Auf der Internetseite des Bundesamtes für Naturschutz wird die Kritik dezent so formuliert: „In Wasserwirtschaft und Naturschutz haben sektorale Sichtweisen Tradition. Heute stehen die Disziplinen vor der Herausforderung, die tradierten verengten Blickwinkel für eine neue Gewässerpolitik zu öffnen, um einen ganzheitlichen Ansatz zu ermöglichen.“⁸⁷

Nicht nur das Naturschutzrecht, sondern die Bindung der Behörden an den Rechtsstaat ließ zu wünschen übrig. Der Oppenauer Anwalt Gutzler musste die Verwaltungsgerichte in Ba-



den-Baden und Freiburg bemühen, um rechtsstaatliche Verfahrensweisen durchzusetzen. Die Genehmigung des Landratsamtes Bühl zur Wasserableitung war nicht nur wegen Unzuständigkeit ungültig, sondern stellte auch eine Missachtung des Naturschutzrechts dar, da der Naturschutz nicht in das wasserpolizeiliche Verfahren einbezogen war. Völlig unverständlich ist, dass die Behörden diesen Rechtsakt zunächst nicht aufheben wollten. Der Gemeinde Lierbach und den Anliegern war 1931 rechtsverbindlich zugesichert worden, dass kein weiteres Wasser von den Lierbachquellen abgeleitet werden dürfe. Nur deshalb hatten sie ihre Einsprüche zurückgenommen. Dass 1939 weitere Ableitungen beantragt wurden, war sehr wohl in einem Unrechtsstaat wie dem NS-Regime möglich, hätte aber in einem Rechtsstaat nicht erfolgen dürfen. Entgegen den ursprünglichen Zusicherungen endete die mit dem Notstand begründete Wasserentnahme nicht, als Kappelrodeck und Ottenhöfen mit Wasser aus Achern versorgt wurden. Um dem Ganzen die Krone aufzusetzen, wurde noch eine weitere Wasserentnahme aus der Karl-Friedrich-Quelle – wenn auch in geringer Menge – bewilligt. Obrigkeitsstaatlicher Autokratismus, gepaart mit dem Anspruch allwissenden technokratischen Kompetenzzanspruchs schien in einigen Behördenapparaten überdauert zu haben.

Blick vom Naturschutzgebiet Schliffkopf über das nebelverhangene Renchtal (Aufnahme des Verfassers 2006)

Dass die Wasserfälle trotz zeitweiliger Einschränkungen erhalten blieben, ist vor allem ihrer Bekanntheit, den Interessen des Schwarzwaldtourismus und teilweise auch der Öffentlichkeit zu verdanken. Der Schwarzwaldverein, der Landesverein Badische Heimat, Tourismusorganisationen und der Zusammenhalt der Renchtalgemeinden setzten ein Druckpotenzial frei, das den eigenmächtigen Vorstößen der Wasserwirtschaftsbehörden Grenzen setzte. Auch das die Naturschutzinteressen vertretende Landeskulturamt stellte sich mutig gegen die technokratische Baudirektion. Es fehlte aber in der breiten Bevölkerung noch ein Bewusstsein für den Wert der Natur an sich und die entsprechende Bereitschaft, wie seit den 1970er Jahren Widerstand zu leisten.⁸⁸ Die Wasserfälle von Allerheiligen waren einige Jahre infrage gestellt wie über 150 Jahre lang ihr größeres Pendant, der Rheinfall von Schaffhausen.⁸⁹ Da sie beide erhalten geblieben sind, erscheinen sie heute im doppelten Sinn als „Naturwunder“.

Anmerkungen

- 1 ARZ 15. August 2016.
- 2 ARZ 2. Juli 2013.
- 3 Beispielsweise Jedicke, Leonie und Eckhard: Naturdenkmale in Baden-Württemberg, Hannover 1991, 76–78.
- 4 Hoferer, Horst: Allerheiligen. Kloster-Ruine-Wasserfälle. Oppenau 1995, 60.
- 5 Badische Staatskanzlei StAF C5/1 1044, Denkschrift der Gemeinden des Renchtals vom 15. April 1951.
- 6 Schreiben des Badischen Fremdenverkehrsverbandes e. V. vom 23. April StOPP 113/5.
- 7 Badische Staatskanzlei StAF C5/1 1044, Schreiben des Finanzministeriums vom 6. Juni 1951.
- 8 Schneider, Hugo: Die Geschichte des Klosters Allerheiligen im Schwarzwald, in: Müller, Wolfgang (Hg.), Die Klöster der Ortenau, Die Ortenau 58, 1978, 380f.
- 9 Huber, Heinz G.: Am Tag des hl. Norbert stand Allerheiligen in Flammen, ARZ 8. Juni 2000.
- 10 Gnädinger, Hellmut: Allerheiligen nach der Auflösung des Klosters, in: Die Ortenau 67, 1987, 182ff.
- 11 Karlsruher Zeitung, 9. Oktober 1841.
- 12 Baer, Franz Josef: Chronik über Straßenbau und Straßenverkehr im Großherzogtum Baden, Berlin 1878, 493.
- 13 Karlsruher Zeitung, 28. August 1841.
- 14 Karlsruher Zeitung, 23. August 1841.
- 15 Gnädinger, Helmut: Allerheiligen nach der Auflösung des Klosters, in: Die Ortenau 67, 1987, 191.
- 16 Karlsruher Zeitung, 2. Juli 1840.
- 17 StAF B 728/1 8709 Betrieb der Gastwirtschaft „Wasserfallhotel“. Es diente seit 1926 als Erholungsheim für Postbeamte.
- 18 Karlsruher Zeitung, 13. Juni 1844.
- 19 Hirz, Nepomuk: Neuester Führer durch's Renchtal. Offenburg 1876, 56.
- 20 Die Eröffnung der Postkraftwagenlinie Bad Griesbach–Bad Peterstal–Oppenau–Allerheiligen–Ruhstein am 22. Juni, Renchtäler 24. Juni 1925.
- 21 Die noch erhaltenen Gästebücher befinden sich im Stadtarchiv Oppenau und im Stadtarchiv Oberkirch.

- 22 Jahn, C. F.: Illustriertes Reisehandbuch: ein Führer durch Deutschland. Berlin 1850, 250.
- 23 Baedeker, Karl: Die Rheinlande von der Schweizer bis zur holländischen Grenze, Koblenz 1856, 111.
- 24 „Die Gartenlaube 1861, 605–607, 618–621.
- 25 Verhandlungen der Ständeversammlung im Großherzogtum Baden, Beilagen zu den Protokollen der Zweiten Kammer, Karlsruhe 1865, 70.
- 26 GLA 236/15044, Verfassungsfeier 1844.
- 27 Huber, Heinz G.: „Hinneigung zur Umsturzpartei?“ Die Revolution 1848/49 in Oppenau, in: Die Ortenau 78, 1998, 484.
- 28 Der Renchthäler, 1. Oktober 1876.
- 29 Twain, Mark (Samuel Langhorn Clemens): A Tramp abroad (Ein Bummel durch Europa), zitiert nach: Albrecht Huber/Klaus Isele/Michael Matzat (Hrsg.), Der Ortenspiegel, Eggingen 1986, 163.
- 30 Karlsruher Zeitung, 8. Januar 1860.
- 31 Karlsruher Zeitung, 3. November 1844.
- 32 Karlsruher Tagblatt, 3. September 1902 (Anzeige).
- 33 Der Grenzer, Südwestdeutsche Chronik, 27. Mai 1952.
- 34 Badische Zeitung, Aus dem badischen Land, Osterausgabe 1952.
- 35 Stadtarchiv Oppenau 113/5, Anfrage des Zeitfunks des SWF vom 16.6.1952 wegen eines Reportagermins am 16. Juni 1952.
- 36 Stadtarchiv Oppenau (= StOPP) 113/5, Durchschriften für das Bürgermeisteramt Oppenau.
- 37 Chronologie von Rechtsanwalt Dr. Gutzler bei der Sitzung im „Adler“ in Oppenau am 21. Januar 1952, StOPP 113/5.
- 38 Verhandlung über den Rekurs der Gemeinde Liezbach vom 21. Juli 1932, StOPP 113/5.
- 39 Ausführungen Dr. Gutzler am 21. Januar 1952, StOPP 113/5.
- 40 Die Bürgermeister von Oppenau, Maisach, Bad Peterstal, Bad Griesbach, Ibach, Ramsbach, Lautenbach, Oberkirch, 9. März 1952, StOPP 113/3.
- 41 Rechtsanwalt Dr. Gutzler bei der Besprechung im Oppenauer Adler am 21. Januar 1952, StOPP 113/5.
- 42 Vertrag Ottenhöfen/Kappelrodeck vom 20. März 1951, StOPP 113/5.
- 43 Dazu und zum Folgenden: Gutachten Dr.-Ing. habil. Carl, Albert, Karlsruhe, StOPP 113/5; ergänzend: Hirth, Adolf: Kappelrodeck. Orts-Chronik, Kappelrodeck 1999, 190–193.
- 44 Bad. Ministerium der Finanzen, 6. Juni 1951.
- 45 Stuttgarter Zeitung 7. Juli 1952, 7.
- 46 Verhandlung über die Wasserversorgung in Kappelrodeck, 21. Juli 1952, StOPP 113/5.
- 47 Kappelrodecks Wassernot schreit zum Himmel, Badisches Tagblatt 5. Juli 1952.
- 48 Gutachten zur Frage der Wasserversorgung von Ottenhöfen und Kappelrodeck unter Annahme der Liezbachwasserfälle vom 2. Mai 1952, StOPP 113/5.
- 49 Erläuterungsbericht zum Antrag über die Erweiterung der Wasserversorgung der Gemeinde Kappelrodeck, 15. Februar 1939, StOPP 113/5.
- 50 Gutachten Carl, 6, StOPP 113/5; vgl. auch Schreiben der Baudirektion StAF C 5/1 1044.
- 51 Gutachten Carl, 6, StOPP 113/5.
- 52 Schreiben der Bürgermeister des Renchtals, 15. April 1951, StAF C5/1 1044.
- 53 Mitteilung des Oppenauer Bürgermeisters Otto Roth an das Landratsamt Bühl vom 18. April 1951, StOPP 113/5.
- 54 StAF C 25/1 327 Ministerium für Kultus und Unterricht.
- 55 StAF C25/1 335 Ministerium für Kultus und Unterricht.
- 56 Schreiben der Stadt Oberkirch an das Badische Ministerium für Kultus und Unterricht in Freiburg und das württembergische Kultusministerium in Tübingen, 25. Juni 1951, StOPP 113/5.
- 57 Besprechung im Hotel Adler in Oppenau mit Dr. Fries von der Landesnaturschutzstelle Freiburg, 21. Juni 1952, StOPP 113/5.
- 58 Wasserpolizeiliche Verfügung vom 6. Juni 1951, StOPP 113/5.
- 59 Mitteilung des Landratsamtes Offenburg, 29. Mai 1951, StOPP 113/5.
- 60 Acherner Zeitung 11. Oktober 1951.

- 61 Zusammenfassende Darstellung der Baudirektion, 1. Dezember 1951, StOPP 113/5.
- 62 Schreiben von Rechtsanwalt Dr. Gutzler vom 29. Januar 1952, StOPP 113/5.
- 63 Gutachten zur Frage der Wasserversorgung von Ottenhöfen und Kappelrodeck unter Beanspruchung der Liezbachquellen vom 2. Mai 1952 (23 S.), StOPP 113/5.
- 64 Aktennotiz Bürgermeister Otto Roth, Oppenau, nach der Besprechung mit Bürgermeister Kimmig, Ottenhöfen, vom 13. April 1957, StOPP 113/5.
- 65 Badisches Tagblatt vom 5. Juli 1952.
- 66 Acherner Zeitung vom 5. Juli 1952.
- 67 Bachwasser statt Trinkwasser – Kappelrodecks Wasserversorgung am Ende, Stuttgarter Zeitung 7. Juli 1952.
- 68 Schreiben vom 18.7.1952, Lambacher an das bad. Finanzministerium, StOPP 113/2.
- 69 Ende des Wasserkriegs zwischen Rench- und Achertal, Renchtal-Zeitung, 22. Juli 1952; Verhandlungsniederschrift vom 21. Juli 1952, StOPP 113/2.
- 70 StAF C5/1 1044: Schreiben an das Landeskulturamt Baden-Württemberg-Hohenzollern vom 8. Juli 1952.
- 71 StAF C5/1 1044: „Die gegenteilige Behauptung (nicht den Antrag auf Ausnahmegewilligung gestellt zu haben) im Schreiben des Ministeriums der Finanzen/Baudirektion vom 27.3.1952 Nr. b 1044 ist irrtümlich“, heißt es in der gutachterlichen Stellungnahme des Landeskulturamts Freiburg.
- 72 StAF C5/1 1044, Schreiben an das Landeskulturamt Württemberg-Hohenzollern, 6.
- 73 Schreiben vom 9. Oktober 1952, StOPP 113/5.
- 74 Durchschlag des Schreibens von Rechtsanwalt Dr. Gutzler an das Landratsamt Offenburg vom 2. Juni 1953, StOPP 113/5.
- 75 StAF B 727/13 189 Wasserversorgungsanlage der Stadt Oppenau.
- 76 Badische Zeitung, 7. Juli 1953.
- 77 Wasserwirtschaftsamt 15. August 1956, StOPP 113/5.
- 78 Nichtöffentliche Sitzung Stadtrat Oppenau vom 10. Mai 1954, StOPP 113/5.
- 79 Niederschrift über die gemeinsame Sitzung am 14. Mai 1954 in der „Blume“, StOPP 113/2.
- 80 Wasserwirtschaftsamt 19. Juli 1956, StOPP 113/2.
- 81 Bürgermeister Roth an das Wasserwirtschaftsamt Offenburg, 28. März 1958, StOPP 113/2.
- 82 Vereinbarung zwischen Oppenau und Liezbach einerseits und Ottenhöfen und Kappelrodeck andererseits, Entwurf StOPP 113/2.
- 83 Rechtsanwalt Gebauer vom 23. Juli 1962, StOPP 113/2.
- 84 StAF C5/1 1044 Stellungnahme des Finanzministeriums vom 6. Juni 1951.
- 85 Die vier kleinen Renchtalgemeinden Nußbach, Stadelhofen, Zusenhofen und Erlach gaben 1952 über 600000 DM für ihre Gruppenwasserversorgung aus (Renchtal-Zeitung, 10. November 1952).
- 86 StAF C5/1 1044, Schreiben des Finanzministeriums Abteilung Baudirektion Wasserwirtschaft vom 6. Juni 1951.
- 87 Gewässerschutz <http://www.bfn.de/themen/gesellschaft/historische-grundlagen/natur-und-gewaesserschutz.html> (20.02.2020).
- 88 Haus der Geschichte Baden-Württemberg (Hg.) „Erst stirbt die Natur ...“. Der Wandel des Umweltbewusstseins, Ubstadt-Weiher 2015.
- 89 Engelsing, Tobias: Sprengt den Rheinfluss von Schaffhausen! Wie das Land am Bodensee zu einem zweiten Ruhrgebiet werden sollte – ein bizarres Kapitel aus der Geschichte des unaufhaltsamen industriellen Fortschritts, in: Die ZEIT, 8. August 2002.

Dr. Otto Walther zum 100. Todestag am 6. April 2019¹

Horst Feuer

Heute vor 100 Jahren starb Dr. Otto Walther, der Begründer des Kurwesens in Nordrach. Mit der Eröffnung seiner Volkshelilstätte für Lungenkranke in Nordrach – Colonie begann 1891 die Geschichte der Kurkliniken im späteren „Schwarzwalddavos“.

Ich möchte im Folgenden versuchen, Ihnen Leben und Persönlichkeit dieses außergewöhnlichen Mannes nahezubringen. Lassen Sie mich mit einer persönlichen, vielleicht provokanten These beginnen:

Ohne die Sozialdemokratische Partei Deutschlands, die alte SPD, hätten wir heute keinen Grund, hier zu sein, ich hätte nicht Otto Walther zum Thema und das Schwarzwalddörfchen Nordrach keine Kliniken und auch keine Vergangenheit als „Schwarzwalddavos“ oder „Badisches Davos“, eben als ehemaliger Lungenheilort mit vormals internationaler Bedeutung.

Da stellt sich die Frage: Was hat denn die SPD mit Nordrach als Lungenheilort zu tun?

Nun, ich bin jedenfalls nicht der Ansicht, wie öfter zu lesen ist, dass es Zufall war, dass Dr. Otto Walther hier nach Nordrach in die Kolonie kam. Doch zunächst der Reihe nach.

Am 1. August 1855 wurde er als Sohn eines Handelsmannes, der im Ort ein „Materialwarengeschäft“ führte, in Limbach-Kändler im sächsischen Erzgebirge geboren. Er war also nicht Apotheker, wie bisher angenommen wurde. Otto hatte fünf Geschwister, von denen zwei bereits als Kleinkinder verstarben. Sein Großvater war Chirurg und Bader gewesen, ihm hatte die Badstube gehört, und er war der letzte Bader des Dorfes Limbach. Fast alle Kinder hatten Ärzte als Taufpaten, der Beruf lag also in der Familie.

Zuerst besuchte Otto wohl die Schule in Limbach, ehe er vermutlich das Gymnasium in Leipzig absolvierte, wo mehrere Verwandte lebten, unter denen auch Mediziner waren. Danach studierte er zeitgleich mit seiner gleichaltrigen späteren Frau Hope Bridges Adams ab WS 1875/76 an der medizinischen Fakultät der Universität Leipzig.

Und schon das war außergewöhnlich: Hope war mit die erste Frau, die in Deutschland Medizin studierte und dies war nur möglich mit Männerhaarschnitt und in Männerkleidung, um nicht aufzufallen, und mit einer Sondergenehmigung von Kaiserin Augusta. So konnte sie sich als Gasthörerin einschreiben und Vorlesungen und Seminare besuchen. Hope war die Tochter eines bekannten englischen Eisenbahningenieurs und Publizisten und lebte seit dem Tod des Vaters 1873 mit ihrer Mutter in Dresden.

Übrigens bin ich überzeugt, dass Kurzhaarschnitt und Männerkleidung nicht nur der Unauffälligkeit geschuldet waren. Hope trug diesen Haarschnitt ihr ganzes späteres Leben lang und ich denke, sie tat dies bewusst und in voller Überzeugung. Zusammen mit ihrem Kampf gegen das die Frauen ihrer Meinung nach „krankmachende“ und in mehrdeutiger Weise „eingengende“ Mieder waren ihre Frisur wie auch ihre eigene weite, „befreiende“ Kleidung, für die sie vehement eintrat, durchaus Ausdruck und Symbol für ihren lebenslangen Kampf um die Befreiung vom überkommenen, männlich dominierten Frauenbild und für die Emanzipation der Frauen.

1880 machten und bestanden beide ihr Staatsexamen, und während Otto seine Approbation und den Dokortitel erhält, wird Hope beides verweigert. Die zwei sind längst ein Paar und ihre Gemeinsamkeiten erstrecken sich auch auf ihre Weltanschauung, ihre politische Einstellung und die gemeinsame Überzeugung, für ihre sozialen, ja sozialdemokratischen Werte und Vorstellungen, ebenso wie für Parlamentarismus, Frauenrechte und Pazifismus, einzustehen und entsprechend zu handeln und zu leben. Otto wird als freisinniger Geist und Sozialidealist bezeichnet, beide treten in die SPD ein.

Deren Vereine, Versammlungen und Schriften wurden aber bald danach verboten, nur die gewählten Abgeordneten des Reichstags und der Landtage blieben wegen ihrer Immunität unangetastet. Mit diesem „Sozialistengesetz“ versuchte Bismarck im neugegründeten, jungen Deutschen Reich die angeblich „umstürzlerischen Bestrebungen“ der „Sozis“ zu verhindern und die SPD zu schwächen und auszuschalten.

Nachdem Hope in der liberaleren Schweiz, in Bern, promoviert hat, gehen sie zusammen nach London, wo Otto in einem deutschen Hospital arbeitet, während es ihr 1881 in Dublin gelingt, die britische Approbation zu erlangen und dann gemeinsam mit ihrem Mann zu praktizieren.

1882 heiraten die beiden in London und ein Jahr später übersiedeln sie nach Frankfurt am Main und eröffnen eine Praxis, in der sie vor allem arme und mittellose Menschen be-



Vortrag im Saal der Rehaklinik Klausenbach in Nordrach Kolonie



Der Vorsitzende der Mitgliedergruppe Nordrach, Herbert Vollmer, bedankt sich bei Horst Feuer für den gelungenen Vortrag

handeln. Ihr Ruf als Sozialdemokraten und ihr entsprechendes öffentliches Wirken macht sie bei den Behörden verdächtig und führt wegen der nun seit 1878 geltenden, schon erwähnten Sozialistengesetze zu Behinderungen ihrer Arbeit. Sie werden überwacht, verhört, ein Leben halb im Illegalen beginnt.

Auch ist Hope in Deutschland immer noch nicht anerkannt und Otto muss für sie die Rezepte und Totenscheine ausstellen und ihre Behandlungen müssen quasi „undercover“ durchgeführt werden, bis 1904 muss sie sozusagen „schwarz“, als „Kurpfuscherin“ arbeiten. Hope spezialisiert sich auf Frauenheilkunde, während Otto sich der Lungenheilkunde, speziell dem Kampf gegen die Tuberkulose, zuwendet, es bleibt offen, ob bereits vor oder erst nach Hopes Erkrankung.

Das Ehepaar bekommt zwei Kinder, beide studieren später Medizin. Mara wird einen Uniprofessor, ebenfalls Mediziner, aus Montevideo heiraten und dort leben, und Heinz wirkt als Chirurg zuerst in Jena und später in Darmstadt. Hope steckt sich nach der zweiten Geburt bei der Behandlung von Tuberkulosekranken selbst mit der damals weitverbreiteten Krankheit an, für den weiteren Lebensverlauf von großer Bedeutung.

Zudem fällt Walther den Behörden auch auf, weil er als Vertrauensarzt für verschiedene Hilfskassen arbeitet und so mit dem Proletariat und Hilfsbedürftigen in Berührung kommt, wo umstürzlerische Umtriebe vermutet werden. Dazu kommt, dass Hope fast ausschließlich in den Armenvierteln der Stadt unterwegs ist und dort praktiziert. Die Walthers kommen zunehmend mit dem Gesetz in Konflikt, Otto ist mehrmals im Gefängnis.

Als nach drei Jahren, 1886, in der Stadt kolportiert wird, dass auch gegen die Walthers härter vorgegangen werden soll, kommt das Ehepaar einer bevorstehenden Ausweisung aus dem preußischen Frankfurt zuvor und flüchtet.

Wohin? Genau – und auch kein Zufall! – ins relativ liberale Großherzogtum Baden, dort wo noch ein Hauch der 1848er Revolution weht, die von hier ausgegangen war und am Ende von preußischen Truppen in Rastatt durch die Belagerung der Festung und der darin eingeschlossenen Revolutionsarmee mit 6000 Mann gewaltsam beendet wurde, und wo, und das ist sicher das Entscheidende, befreundete Gesinnungsgenossen bereitwillig Hilfe anbieten.

Hier gab es noch Männer und Frauen der Revolution, die weiterhin versuchten, durch heimliche Agitation, Flugblätter und Zeitschriften die Gedanken und Ziele von sozialer Gerechtigkeit, Gleichheit, Freiheit und Frieden am Leben zu halten.

Eine ihrer Hochburgen war tatsächlich immer noch Offenburg, mit Männern wie dem SPD-Reichstagsabgeordneten

Adolf Geck oder dem SPD-Landtagsabgeordneten Georg Monsch, insgesamt gehörten 24 Aktive zu dem geheimen Zirkel. Beiden Genannten sind heute Straße und Schule gewidmet, sie sind anerkannt und wurden als Wegbereiter der Demokratie geehrt.

Otto und Hope waren für ihre Überzeugungen nicht nur bekannt, nein, sie gehörten auch dem entsprechenden Netzwerk der auch im Untergrund tätigen Aktivisten an. Zu ihren Freunden gehörten Rosa Luxemburg, Wilhelm und Karl Liebknecht, Klara Zetkin, August Bebel, Friedrich Engels, Kurt Eisner, Karl Kautzky, ja sogar das Ehepaar Uljanov-Lenin und viele, viele andere, das ganze Who is Who der sozialistischen Bewegung!

Wer näher hinschaut, erkennt, dass fast all diese Männer und Frauen, so auch die Offenburger, sich zwar der Sache der kleinen Leute verschrieben haben, aber selbst überwiegend oder ausschließlich aus dem situierten Bürgertum stammen: Juristen, Druckereibesitzer, Journalisten, Fabrikanten, Ärzte, Handwerksmeister und Akademiker jeder Couleur. Weit und breit kein Land- oder Fabrikarbeiter, kein Proletariat.

Welch eine Fügung, die SPD hatte gerade kurz zuvor auf dem Brandeck-Lindle im hinteren Ohlsbachtal ein Haus, die sogenannte „Villa Brandeck“ oder „Villa Strehlen“, vermacht bekommen – super geeignet als Aufenthaltsort, als Versteck von Sozialdemokraten, die etwas aus der Schusslinie mussten. Und für Hope, der nach ihrer Erkrankung der Aufenthalt in der Höhe und in der Schwarzwaldluft guttun würde.

Gerade im März 1886 grundbuchmäßig der SPD überschrieben, wurde das Haus ab April polizeilich überwacht, besonders daraufhin, ob sich dort „sozialistische Agitatoren“ aufhalten. Über Bebel, den großen Vorsitzenden der SPD, kam die Verbindung zustande, und Adolf Geck, als Offenburger SPD-Reichstagsabgeordneter quasi Hausherr der neuen Villa, bot das Haus an und sorgte dafür, dass das Ehepaar Walther dort eine Zuflucht fand. Geck verwaltete übrigens 40 Jahre die Villa, bevor sie 1927 an den Badischen Turnerbund verkauft wurde.

Die kleinen Kinder ließen die Walthers vorübergehend bei Ottos jüngerem Bruder in Frankfurt, der dort als Augenarzt praktizierte. Am 30. Oktober 1886 meldeten sie sich auf der Gemeinde Ohlsbach offiziell an. Grund: Kur der lungenkranken Ehefrau, so vermerkt in der Polizeiakte. Otto wurde gleich verhaftet und musste sechs Wochen im Gefängnis verbringen. Letztlich blieben sie aber drei Jahre, bis 1889, mit den kleinen Kindern, und wurden so die ersten „Exilanten“, „Asylanten“ auf der Brandeck.

Mehrere Hausdurchsuchungen fanden in der Villa statt, die Post wurde natürlich abgefangen und zensiert, auch waren die Bewohner unter dauernder Beobachtung der Staatsorgane. Die verbotene Zeitschrift „Der Sozialdemokrat“ erschien nämlich immer wieder – wie war das nur möglich, irgendwo musste die doch gedruckt werden? Druckereibesitzer Anton Geck wurde ständig überwacht, allein, man konnte ihm nichts nachweisen.

Sowohl der Ohlsbacher Gendarm Wehrle als auch der Genenbacher Schutzmann Sauer fertigten monatliche Berichte an den als „Sozialistenfresser“ bekannten Oberamtmann Anton Rasina vom Großherzoglichen Bezirksamt in Offenburg. Rasina machte den Bewohnern und insbesondere Otto Walther das Leben so schwer wie möglich. Am 8. September 1889 wurde auch er wieder einmal verhaftet, eben wegen des Vorwurfs der Verbreitung der Parteizeitung.

Trotzdem gingen Besucher ein und aus, auch prominente, auch viele der vorher Genannten (Bebel, Zetkin), und neben Diskussionen, Spaziergängen, ausgedehnten Wanderungen und Geselligkeiten arbeitete man fleißig weiter an den Zielen der Bewegung. Häufig wurden Flugblätter entworfen, in der Schweiz gedruckt, hier umverpackt, zur Verteilung nach Offenburg und Mannheim geschmuggelt und immer war das Ehepaar Walther beteiligt. Die „rote Feldpost“ war der interne Deckname für das illegale Informationsmaterial.

Zu Besuch kamen auch Ottos Eltern, sein mittlerweile ebenfalls als „gefährlicher“ Sozialist eingestufte Bruder sowie Hopes Verwandtschaft, alles penibel registriert und berichtet von den Spitzeln der Staatsmacht.

Auf dem Lindle dabei war auch Carl Lehmann, genannt „Lederstrumpf“, zehn Jahre jünger als die Walthers, Sohn eines Gerbereibesetzters aus Offenburg, groß, trinkfreudig, jovial, natürlich Sozialdemokrat, ein Haudegen, der Hauptverteiler der „roten Feldpost“ und ein Zögling von Hope. Sie förderte ihn, er holte die Schule nach, machte das Abitur, wurde später Verwalter der Waltherschen Heilstätte in Nordrach, studierte Medizin, zuerst in Straßburg, dann in München, und wurde 1896 Hopes zweiter Ehemann.

Häufigster Gast aber war Adolf Geck, der als Hausherr öfter, zeitweise über Monate, fast Dauerbewohner der Bergvilla war. Für seine vielfältigen Tätigkeiten war sie ein steter Quell neuer Kraft, er war begeisterter Wanderer und Naturfreund. Eine erstaunliche Ämterfülle und Aktivitäten in vielerlei Bereichen, vom Stadtrat, Landtags- und Reichstagsabgeordneten über Verleger, Drucker und Chefredakteur sowie Vater von fünf Kindern bis zum Träger und Erneuerer der Offenburger Fasend

und vom Heimatkundler bis zum Autor von Gedichten, Mundartstücken, Sketchen und Fasendspielen reichte sein Betätigungsfeld.

Außerdem war er eine außergewöhnlich gewinnende Person mit lebenslangen Freundschaften, zu denen auch die Walthers und insbesondere der seelenverwandte Otto zählte. Auch die Kinder gehörten zu diesem Kreis und waren eng miteinander befreundet. Ein Volksfreund eben, gesellig, sangesfreudig und unterhaltsam, beliebt bei Jung und Alt.

Doch zurück – und der Reihe nach. 1890 lief das Sozialistengesetz aus, im Reichstag in Berlin fand sich keine Mehrheit mehr. Mehr als 1500 Genossen und Genossinnen hatten mit dem Gefängnis Bekanntschaft gemacht und über 1200 Zeitschriften waren verboten worden, aber am Ende hatte die SPD dreimal so viele Wähler als zuvor.

Die „Rote Feldpost“ war nicht mehr nötig, Offenburg als Umschlagstation entfiel und die „Villa“ verlor ihren Nimbus als Verschwörer versteck und als Basis für illegales Treiben.

Da ergab es sich doch trefflich, dass Otto Walther schon seit einiger Zeit nach einem geeigneten Ort suchte, um ein besonderes Vorhaben, nun, seinen beruflichen, sozialen Traum zu verwirklichen: Er hatte sich entschlossen, mit Hope ein Sanatorium, eine „Volksheilstätte“ für Lungenkranke zu gründen, um mit eigenen Vorstellungen und Therapien der Tuberkulose, einer Geisel, „der Geisel der Menschheit“ in jener Zeit, entgegenzutreten.

Die Krankheit war damals weit verbreitet, heute kaum vorstellbar, wie die „Schwindsucht“ grassierte und überall, in Stadt und Land, die Menschen dahinraffte. Kaum eine Familie, die nicht betroffen war. Selbst aktuell fordert sie weltweit jährlich mindestens 1,5 Mio. Opfer und ist damit die häufigste tödliche Infektionskrankheit. Weltweit soll 1/3 der Menschheit infiziert sein, wobei nur bei ca. 5% die Krankheit jemals ausbricht. In Deutschland und Europa haben verbesserte Lebensverhältnisse, ausreichende und vitaminreiche Ernährung, geänderte Lebensweise und natürlich die Anwendung von Antibiotika die Seuche weit zurückgedrängt und praktisch ausgerottet. Die vor wenigen Jahrzehnten in Deutschland eingeführte Impfung wird seit 1998 nicht mehr empfohlen und ist heute in Deutschland nicht mehr verfügbar.

Also, ich bin nicht sicher, ob Otto Walther die Absicht, eine Lungenheilstätte zu gründen, schon hatte, als er Frankfurt verließ. Ich kann mir gut und eher vorstellen, dass das Leben im hinteren Ohlsbachtal, die Schwarzwaldluft, die Höhe, die Bewegungs- und Wandermöglichkeiten und die Erkrankung,

besser die Gesundung seiner Frau und die dabei gewonnenen Erfahrungen und Therapieversuche ihn überhaupt erst auf die Idee brachten, ein solches Vorhaben anzugehen und seine Vorstellungen zu verwirklichen. Er wollte sicher die gewonnenen Erkenntnisse nutzen und auch anderen Erkrankten helfen.

Sei's drum, Walther war also in der weiteren und näheren Umgebung der Villa unterwegs auf der Suche nach einem möglichst nebelfreien, wasserreichen und sonnigen Ort, um seine Vision einer Volksheilstätte verwirklichen zu können. Nebelfrei und sonnig für die Patienten und wasserreich für die modernen Generatoren, mit denen er Strom erzeugen wollte, um nach neuestem Stand und mit Blick in die Zukunft eine moderne Lungenheilstätte zu betreiben. Bis auf das Wasser hätte er im hinteren Ohlsbachtal alles gehabt, da dies dort fehlte, musste er suchen.

Nun hat es ja wohl viele Möglichkeiten gegeben, ich nenne mal Reichenbach-Mitteltal, Sondersbach, Haigerach, Oberharmersbach (Riersbach, Zuwald) Zell-Weierbach-Riedle oder im Renchtal vielleicht Kalikutt, um in der näheren Umgebung zu bleiben. Oder auch sonst wo im Schwarzwald oder im Allgäu oder warum nicht in seiner Heimat, im Erzgebirge?

Aber nein, die tatsächlich 15 km vom nächsten Bahnhof entfernte, weit hinten im Tal gelegene Stabhalterei des Dorfes Nordrach, „Kolonie“ oder auch „Holzhack“ oder „Fabrik“ genannt, fiel Walther ins Auge. Hier gab es Sonne, keinen Nebel, viel Wasser und ... jede Menge alter, leerstehender Gebäude der 1850 aufgelösten Glashütte und der ehemaligen Blauwarenfabrik des Klosters Gengenbach. Und hier befand er sich im liberaleren Baden, umgeben von Freunden und Gesinnungsgenossen, hier fühlte er sich sicher, wohl und angenommen.

Nach langen Wegen und zähen Verhandlungen gelang es Otto Walther, die ersten beiden Gebäude zu erwerben, darunter das Gasthaus Anker, mit denen dann nach und nach ein ganzes Ensemble von Häusern die spätere Volksheilstätte bildeten. Das erforderliche Kapital bekam er u. a. von einem englischen Verleger, seine eigenen Mittel waren zu gering.

Die Schwierigkeiten waren nicht klein, immer wenn Walther mit einem Besitzer einig war und er nach der damals üblichen Bedenkzeit von drei Tagen zur Unterschrift erschien, war jemand dagewesen, hatte abgeraten oder unüberwindliche Hürden in Aussicht gestellt. Die Bauern sprangen ab. Bei seiner ersten erfolgreichen Transaktion mit dem Wirt Erdrich behauptete der Doktor dann, er könne wegen seiner kranken Frau nicht nochmals in drei Tagen herkommen, und so kam es tatsächlich zur ersten Unterschrift.

Außerdem bedurfte es natürlich einer behördlichen Genehmigung, und zwar vom Bezirksamt in Offenburg – ausgerechnet. Dort konnte man es doch nicht gerne sehen, dass sich diese Sozis ausgerechnet in ihrem Bereich niederlassen wollten. Doch wider Erwarten gab es keine größeren Probleme, und nachdem auch die angefragte Gemeinde keine Einwände hatte, war der Weg frei.

Nun, zurück zu meiner These vom Anfang: Es war kein Zufall! Erkennen Sie den Zusammenhang von SPD und Kliniken in Nordrach? – Ohne Brandeck-Lindle, ohne Villa Strehlen, ohne seine sozialdemokratische Gesinnung, ohne das Netzwerk der Genossen, ohne Adolf Geck hätte Dr. Walther wohl schwerlich, ich bin sicher, nie im Leben dieses abgelegene Schwarzwaldtal gefunden, wäre nie hierhergekommen, wenn er irgendwo im Taunus, im Harz, in München oder Hamburg oder gar im Ausland hätte untertauchen müssen. Und ob er dort überhaupt je auf die Idee gekommen wäre, eine Heilstätte zu bauen?

Für mich ist das also kein Zufall, mitnichten, es kam so, weil Dr. Walther so war, wie er war, weil er das war, was er war, weil er Sozialdemokrat war! Weil seine Freunde und Genossen ihn in den Schwarzwald lotsten, hier in Sicherheit brachten.

Die Kolonie hatte damals ca. 140 Bewohner, die meist bettelarm waren und nach der Schließung der Fabriken ständig in Not lebten. 1851/52 waren 124 Menschen ausgewandert, fast die Hälfte der Bevölkerung.

Zusammen mit Frau und Kindern verließ Otto Walther also Brandeck-Lindle, übersiedelte in die Kolonie und begann mit dem Aufbau seiner „Volksheilstätte“. Bereits 1891 wurde der Heilstättenbetrieb aufgenommen. Mit Hope, zwei Assistenzärzten und Carl Lehmann als Verwalter startete Dr. Otto Walther ein ganz neues Kapitel Nordrachter Geschichte, die das Tal völlig verändern und bis heute prägen sollte.

Um- und Neubauten, „Doktorhaus“, „Herrenhaus“, „Bergfried“, „Villa“, „Bibliothek“, „Sonnenhaus“, „Waldhaus“, „Rosenhaus“, „Schwanenteich“, Spazier- und Wanderwege entstanden, das „Walthersche Paradies“ mit 40 Gebäuden nahm Form an und lockte Patienten aus ganz Europa, es entstanden zahlreiche Arbeitsplätze. Zwei Turbinenhäuser erzeugten die elektrische Energie.

Walther war allgegenwärtig. Auf seinem Hengst war der leidenschaftliche Reiter von Baustelle zu Baustelle unterwegs und überall gab es etwas zu besprechen und zu korrigieren.

Bei der Rekrutierung der Patienten spielten sicher auch die Verbindungen in die nationalen und internationalen sozialisti-

schen Kreise eine Rolle. Viele gut betuchte Engländer und Amerikaner gehörten dazu und halfen finanziell mit, auch einfachen und armen Kranken einen kostenfreien Aufenthalt zu ermöglichen, Teil der „Waltherschen Sozialarbeit“. Auch der SPD-Vorsitzende August Bebel und die Aktivistin Clara Zetkin waren unter den Patienten – so nah war die Krankheit.

Zur „Sozialarbeit“ noch ein Beispiel: Als 1899, zu Beginn der Aufbauphase, Walthers ehemaliger Frankfurter Kutscher Karl Ehrmann starb, holte er die Witwe und ihre kleinen Töchter alsbald nach Nordrach und gab ihr später die Oberaufsicht über Wäscherei und Bügelzimmer. Sie wohnten im „Eblehaus“, so war das Auskommen der vaterlosen Familie gesichert. Töchterchen Lisbeth Ehrmann wird später das Kindermädchen von Walthers drittem Kind Gerda und deren beste Freundin während ihrer Kindheit in Nordrach.

In der Therapie ging Otto Walther neue Wege: Liegekuren lehnte er völlig ab, seine Patienten sollten sich möglichst viel bewegen, stärken, viel essen, ablenken, nicht gegenseitig bemitleiden und auch dadurch ihre Krankheit bekämpfen. Ein völlig neuer Ansatz, beruhend auf den Erfahrungen mit Hope auf Brandeck-Lindle. Gute Unterkunft, gutes Essen und viel Bewegung im Freien waren die Grundsätze seiner Therapie. Wanderwege mit unterschiedlichen Steigungen wurden angelegt, Ruhebänke aufgestellt, Wanderkarten gedruckt und an die Patienten verteilt.

Die Patienten mussten die individuell für sie ausgearbeiteten Wege „abarbeiten“, um ihre körperliche Verfassung zu stärken und zu verbessern.

Die Zimmer erhielten elektrisches Licht, ja sogar elektrische Heizung und waren bereits mit Duschen und Warmwasser ausgestattet – 1891! Es entstanden eine Wäscherei, ein Bügelzimmer, ein Labor, eine Apotheke, Treibhäuser, Großküche, Speisesaal und große Stallungen auch für die Kutschen und Pferde, die den gesamten Fuhrbetrieb bewerkstelligen mussten. Er intensivierte die Selbstversorgung mit Lebensmitteln aus der Landwirtschaft, verbot den Genuss von Alkohol und tat vieles andere mehr.

Die bis zu 63 Kranken wurden in kleinen Wohneinheiten untergebracht, aßen gemeinsam, der Doktor war immer dabei, teilte die Portionen zu und überwachte ihre Einnahme, auch wenn der eine oder andere Patient heimlich versuchte, davon etwas verschwinden zu lassen, später die Schwäne im Teich damit zu füttern und so die Reste rückstandsfrei zu entsorgen.

Er kümmerte sich um alles und jedes und jeden, wer gegen die Ordnung verstieß, musste nach Hause. Walther fühlte sich

persönlich für seine Patienten verantwortlich. Er konnte durchaus auch herrisch und aufbrausend sein, ein Patriarch und voller Durchsetzungskraft, ein Löwe eben, wie seine Tochter später schrieb. Die individuelle Betreuung erforderte aber viel zeitlichen Aufwand, die Belastung war enorm.

Er war schon auch bestimmend und was er von anderen forderte, Härte, Abhärtung und Sich-nicht-gehen-Lassen, das lebte er selbst vor. Wenige Tage vor der Eröffnung des Heilortes hatte ihn sein Lieblingsspferd, der englische Vollbluthengst „Jack“, abgeworfen, er hatte sich mehrere Rippen gebrochen. Kein Grund, sich Ruhe zu gönnen. Sich oft an Wände lehrend, stöhnend, verrichtete er seine Arbeit, wie immer unerbittlich auch gegen sich selbst.

Gute Heilungserfolge festigten den ausgezeichneten Ruf der Heilstätte und immer mehr Kranke suchten die Aufnahme in Nordrach. Selbst Winston Churchills Braut und spätere Frau war hier.

Aus ganz Europa und auch aus Übersee kamen die Patienten und auch Ärzte besuchten die Heilstätte, um die so erfolgreichen Methoden und Anwendungen kennenzulernen. Nach Walthers Vorbild entstanden weitere Heilstätten, welche teilweise, besonders im englischsprachigen Raum, sogar den Beinamen „Nordrach“ verwendeten.

Walthers „Volksheilstätte“ machte also Schule, auch in Nordrach selbst. Seinem Beispiel folgend entstanden noch vor der Jahrhundertwende weitere Kuranstalten im Dorf, welche Lungenkranke aufnahmen. Linden- und Stubenwirt wurden zu Kurhausbesitzern und auch das spätere St.-Georgs-Krankenhaus (Rothschild) entstand. Bis zum Ersten Weltkrieg war der Andrang so stark, dass zeitweise Lungenkranke sogar in benachbarten Bauernhäusern untergebracht wurden.

Dem großherzoglichen Bezirksamt in Offenburg war all dies, dieses Mal durchaus nachvollziehbar, ein Dorn im Auge. Lungenkranke im fortgeschrittenen Stadium in Privathäusern untergebracht und zusammen mit anderen Gästen in den Gaststuben der Wirthäuser sitzend, das war doch schon eine etwas besorgniserregende Vorstellung.

Mehrfach und immer wieder wandte sich das Amt an die Gemeinde, doch auch die Drohung, den weiteren Betrieb zu untersagen, machte auf den Bürgermeister wohl wenig Eindruck. Ohne überhaupt den Gemeinderat einzuschalten, verwarf er die Bedenken und stellte sich hinter oder vor seine Kurbetriebe, was in diesem Falle dasselbe bedeutet.

Nun – das ausufernde Arbeitspensum zehrte an Dr. Walther und privat gab es schmerzliche Veränderungen: 1893 schon

trennte sich Hope von ihm, vielleicht waren sie beide doch zu starke Persönlichkeiten, um Platz für den anderen zu geben. Vielleicht war ihr emanzipatorisches Streben und Denken auch mit Ottos Interessen und dem Heilstättenbetrieb nicht mehr zu vereinbaren? Sie verließ ihn und Nordrach und ging mit Carl Lehmann nach München.

Apropos Carl Lehmann, der „Lederstrumpf“ vom Brandeck-Lindle. Hope hatte von Anfang an ein Faible für den ungeschlachten, damals 21-jährigen Burschen. Sie betrachtete ihn als ihren Zögling, nahm ihn unter ihre Obhut, er ließ sich von ihr leiten und führen wie von sonst niemanden. Hope sorgte dafür, dass er Schule und Abitur nachholte – nachdem er zweimal von Schulen geflogen war – und überzeugte ihn, danach ein Medizinstudium in Straßburg zu beginnen, welches er dann in München beendete. Aus Sympathie wurde Zuneigung und später wohl Liebe, 1896 dann heirateten sie und führten bis zu seinem frühen Tod allem Anschein nach eine glückliche Ehe.

Für Otto Walther brach eine Welt zusammen, obwohl doch alles fast absehbar gewesen war. Vielleicht brauchte Hope diesen Carl, diesen Mann, um ihn zu formen, wahrscheinlich gab er ihr auch den Raum und die Unterstützung, die sie für all ihre Kämpfe brauchte.

Otto hat bestimmt getobt, wollte die Trennung nicht wahrhaben, nicht akzeptieren und hat sich mit Händen und Füßen gegen eine Scheidung gewehrt. Ich bin überzeugt, er hat die Trennung von Hope nie ganz verwunden.

Sie fehlte ihm sehr, auch in seiner Heilanstalt natürlich, und auch der Weggang des Verwalters war ein Verlust. Otto und Hope blieben zwar weiter in Verbindung, er überwies ihr für ihren Beitrag beim Aufbau der Heilstätte einige Jahre noch Geld und die Kinder verbrachten ihre Ferien stets beim Vater in Nordrach, auch wenn Otto Walther seiner Frau die Trennung nie verziehen hat. Tochter Gerda verbot er später den Umgang mit Hope und Aussöhnungsversuche seiner ersten Frau lehnte er immer kategorisch ab.

Auch finanzielle Probleme belasteten ihn und nur mit einem Bankkredit durch Vermittlung eines Frankfurter Gesinnungsgenossen hielt er sich über Wasser.

Erst zwei Jahre nach dem Weggang Hopes willigte er in die Scheidung ein und heiratete dann, an seinem 40. Geburtstag, die gerade 21-jährige Dänin Ragnhild Bajer, ehemals Patientin von Hope und schon lange in ihn verliebt. Deren Vater, Fredrik Bajer, war ein bekannter Politiker, Pazifist und späterer Friedensnobelpreisträger (1908). Zwei Jahre danach (1897) kam

Tochter Gerda zur Welt, die später auch promovierte und eine renommierte Parapsychologin und Phänomenologin wurde.

Nach ihrem Tod 1977 „kehrte“ sie in „ihre Heimat“ zurück, wie sie Nordrach in ihrem großen biografischen Werk „Zum anderen Ufer“ nennt, sie liegt dort auf dem Friedhof begraben. Schon 1903, Gerda ist sechs, stirbt ihre 29-jährige Mutter Ragnhild und deren Urne wird in der Kolonie in eine steinerne Sitzbank eingelassen. Der Ort erhält den Namen „Ragnhilds Ruhe“.

So sind zwei Walthers für immer mit Nordrach verbunden, sogar Tochter und Enkelin eines Nobelpreisträgers.

Ein Jahr später (1904) ehelicht Dr. Walther Ragnhilds Schwester Sigrun, die sich schon seit einiger Zeit in der Kolonie aufhielt und ihm schon länger sehr zugetan war. Für ihn scheint auch die offensichtliche Zuneigung Sigruns zu seiner kleinen Tochter ein Beweggrund zu sein. Gerda wird dies später in Abrede stellen und Tochter und Stiefmutter werden nie wirklich zueinander finden – aus Gerdas Sicht noch freundlich ausgedrückt.

Sie nennt sie nur „Tante Sigrun“ und gibt ihr übrigens auch die Schuld, dass ihr Vater dann zu dem Entschluss kommt, Nordrach zu verlassen. Sigrun wäre Nordrach, die Kolonie zu eng, zu klein, zu langweilig gewesen. Sicher nicht so abwegig, wenn man bedenkt, dass sie in Kopenhagen aufgewachsen ist, aus einem großstädtischen und weltläufigen Elternhaus kommt und durch ihren Vater den großen Umgang gewohnt war. Gerda lehnte ihre Stiefmutter zeitlebens total ab.

Im Übrigen zeichnet sie später ein überaus positives Bild über ihre Kindheit in Nordrach und schwärmt über das „Paradies“, nach dem sie sich so oft zurückgesehnt habe.

Anbei hier noch eine kleine Begebenheit aus der Zeit, Beispiel für Eigenart und Wesen von Otto Walther, seine Naturverbundenheit und Askese. Die Hochzeitsreise führt über Freiburg und Basel in die Schweiz und dort über Sissach und Luzern bis zum Grimselpass, mindestens 300 Kilometer. Dabei sind auch Töchterchen Gerda und ihr Halbbruder Heinz und jetzt kommt's: Nicht mit der Eisenbahn oder dem aufkommenden Kraftfahrzeug, nein, das Ganze mit zwei Pferden vor einem „Amerikanerwagen“, und das auf den damaligen Straßen bzw. Wegen. Es war ein offenes Gefährt mit abnehmbarem, baldachinartigem Dach auf vier aufrechten Stützen.

Um den Wagen leichter zu machen, hatte Walther das Dach zu Hause gelassen und dafür einen großen roten Sonnenschirm in die Mitte montiert, den er bei Regen aufspannte. Durch Neuschnee auf dem Pass wurden sie zur Umkehr ge-

zwungen. Es wird berichtet, wie es in den Dörfern ein großes Hallo gab, wenn die sonderbare Reisegesellschaft mit dem roten Schirm erschien und die Kinder dem Gefährt lachend und schreiend hinterherliefen.

Vermutlich waren die komischen Reisenden, der Doktor wie immer mit breitrempeligem Hut, Samtanzug, Kniehosen und geschnürten Ledergamaschen, noch lange Gesprächsstoff der Bewohner.

600 Kilometer im Pferdefuhrwerk, ich weiß nicht, wie lange sie unterwegs waren, und die Bequemlichkeit hielt sich sicher auch in Grenzen.

Ein halbes Jahr später, 1905, kommt für ihn das erste Automobil ins Nordrachtal, ob das eine Folge der Hochzeitsreise war, ist nicht überliefert.

Doch schon bald zeichnet sich ab, dass gesundheitliche Einschränkungen, die stetig zunehmende Arbeit, die große Verantwortung und auch finanzielle Probleme den Doktor belasten, er stößt an Grenzen, muss kürzer treten.

Der als stattlich, groß und stark beschriebene Mann mit rötlich-blondem Haar und ebensolchem vollen Bart, von dem bis dahin „strahlende Lebenskraft und tiefe Zuversicht ausging, an dessen Worten die Patienten gläubig hingen“, kann nicht mehr mit ganzer Kraft seiner „Volksheilanstalt“ vorstehen, und einfach so, das ist ihm zu wenig. Ein Nierenleiden macht sich bemerkbar, er hat sich wohl zu viel zugemutet und ist zunehmend gesundheitlich angeschlagen – er will dann wohl auch nicht mehr.

1908 macht Dr. Walther der Stadt Offenburg über seinen Freund und Trauzeugen Stadtrat Adolf Geck das Angebot, sein „Paradies“, mit mehr als 30 ha Land, für den Spottpreis von 200000 Mark (wie Geck später in seiner Zeitung schreibt) zu erwerben. Es sollte, wie Otto Walther – ganz der alte Sozialdemokrat – meinte, den minderbemittelten Schichten zugutekommen und ein in Offenburg fehlendes Kreiskrankenhaus werden.

Eine Übernahme durch englische und amerikanische Investoren hatte er zuvor strikt abgelehnt, obwohl ihm bei glänzendem Honorar die ärztliche Leitung verbleiben sollte und ihm alles andere abgenommen worden wäre. Doch leider, leider hatte Offenburg kein Interesse, zu weit abgelegen, zu weit von der nächsten Bahnstation – Walther kann das nicht verstehen.

So kam die Badische Landesversicherungsanstalt (LVA) ins Spiel und mit ihr ein alter Gegner Walthers: Der ehemalige Oberamtmann Rasina, der „Sozialistenfresser“, nun Geheimer Regierungsrat und Präsident des Vorstands der LVA, der ihn

während seines Exils auf der Brandeck nach Kräften schikaniert hatte, war über die Beamtenkarriereleiter aufgestiegen und nun sein Verhandlungspartner, besser wohl -gegner.

Nach für ihn demütigenden, verletzenden Verhandlungen verkaufte Otto Walther schließlich sein Lebenswerk für letztlich 300000 Mark, weit unter dem realen Wert, und verließ Nordrach. Die Villa „Roßkulle“, die der Doktor ursprünglich als Sommerfrische behalten wollte, gab er dann doch preis, es hätte ihn zu sehr gekränkt, sein Lebenswerk in fremden Händen zu sehen.

Gleich nach dem Verkauf begann die Umgestaltung der Anstalt: Die Duschen und Chaiselongues wurden aus den Zimmern entfernt, auch weil sich die neue Heilanstalt nicht durch großen Luxus zu sehr von den anderen der LVA unterscheiden sollte. Es wurde eine große Liegehalle gebaut, sehr zum Unwillen Walthers, die Spazierwege verkamen und aus der großen Bibliothek wurden alle fremdsprachigen Bücher verschleudert. Otto Walther hatte seinen Kindern noch verboten, ihre englischen Lieblingsbücher mitzunehmen, weil er sagte, das sei unehrenhaft, da sie mitverkauft seien. Gerda Walther schreibt später:

„Eine Welt brach zusammen, als wir in Nordrach wegfuhrten. Die beiden Ponys waren mit der Bahn vorausgeschickt worden, alle anderen Pferde blieben zurück. Ach, die Sonne schien so hell und warm – warum regnete es nicht? Die Bauersfrauen zogen wie sonst die Dorfstraße hinunter, grüßten freundlich, lachten und plauderten, fühlten sie den Abschied denn nicht? Wussten sie denn nicht, dass wir für immer wegzogen, nie mehr zurückkommen würden? Warum wandten sie sich nicht traurig ab? Mit unheimlicher Deutlichkeit prägte sich mir ein: Nun hatte ich keine Heimat mehr!“

Den ursprünglichen Plan, nach München zu gehen, um in der Nähe seiner ersten Kinder zu sein und sie im Studium zu begleiten, gab er auf. Er setzte sich in Leoni am Ostufer des Starnberger Sees zur Ruhe, wohin die inzwischen elfjährige Tochter Gerda, wie erwähnt, wenigstens ihre Ponys mitnehmen durfte, da zum Anwesen auch ein Bauernhof gehörte.

Den hatte Walther ebenfalls erworben, um einerseits den unverbaubaren, herrlichen Blick auf die Alpenkette zu sichern, und zum anderen, um Pferde, Natur, Wiesen und Landschaft um sich zu haben, das wollte, das brauchte er. Auf dem Hof wohnte der Chauffeur mit seiner großen Familie, der Kuhstall wurde zur Garage umgebaut.

Sein weiteres Leben spielt sich nun mehr im Privaten ab, ganz im Gegensatz zu dem Hopes, die im nahen München zu einer stadtbekanntem Persönlichkeit wurde. Sie führt ein offenes Haus mit Besuchern aus dem sozialdemokratischen Umfeld ganz Europas, schreibt Bücher und Beiträge für Zeitungen und Zeitschriften, ist Fürsprecherin und Kämpferin von Frauenrechten, Frauenwahlrecht und setzt sich vehement für die Krankenfürsorge von Frauen und Mädchen ein.

Sie ist Reformerin und Visionärin, ihr Einsatz ist grandios und viele ihrer Ideen begeistern noch heute. Über sie wurden und werden Bücher geschrieben und 2010 zeigte das ZDF einen Zweiteiler über ihr Leben mit Heike Makatsch in der Hauptrolle. In München ist eine Straße nach ihr benannt!

Sie war nicht nur die erste Frau, die in Deutschland Medizin studierte, sondern, obwohl sie erst 24 Jahre (1904) nach ihrem Staatsexamen ihre Zulassung als Ärztin und das Recht, den Dokortitel zu führen, erhielt, auch die erste, die dann in eigener Praxis arbeitete. Historiker äußern sich immer wieder verwundert, wie diese Frau fast 100 Jahre vergessen werden konnte und keinen Platz in der Geschichtsschreibung hat.

Otto Walther widmet sich der Musik, spielt Phonola, ein mechanisches Klavier, ergötzt sich an Beethovensonaten und vor allem an Wagner, dessen Opern er früher schon in Karlsruhe hörte und nun in München regelmäßig besucht.

Er kümmert sich um Gerda und ihre Bildung, sie wird, wie in Nordrach, daheim von Privatlehrern unterrichtet, und er prägt ihr sein Weltbild ein, atheistisch und sozialdemokratisch und mehr. Sie soll frei und selbstständig sein und sich nicht einengen lassen.

Auch, dass Frauen völlig gleichberechtigt sind, genauso begabt, genauso intelligent und genauso fähig wie Männer, vermittelt er ihr – eine Überzeugung, mit der sich manche wohl noch lange schwertun.

Als sie dann auf ein Internat soll, entscheidet er sich für ein ländliches, sie sei München, diese Steinwüste, die Stadt doch nicht gewohnt – ein Landkind eben. Ein Institut in einem Park im Isartal wählt er aus, er lässt ihr dort sogar einen „Schlaf-erker“ anbauen, damit sie nicht mit den anderen im Schlafsaal nächtigen muss. Als sie sich aber nicht einfinden kann, holt er sie genauso wieder nach Hause, nicht ohne ihr das Versprechen abzunehmen, fleißig und ernsthaft zu lernen.

Sie soll ja studieren und so braucht sie das Abitur. Ein Gymnasium dürfen Mädchen in Bayern damals aber immer noch nicht besuchen und ein staatliches Mädchengymnasium gibt es natürlich nicht. So bleiben nur die „Privatgymnasialkurse für

Mädchen“ am Institut Sickenberger, wie sie auch schon ihre Halbschwester Mara besucht hatte. Dort unterrichteten Studienräte der Münchner Gymnasien, die Abiturprüfungen mussten aber extern abgelegt werden. 1913 meldete ihr Vater sie dort an.

Für sich lehnt er dann die Ehrung zum „Sanitätsrat“ ab, ist gegen alle „Hervorhebungen“ und nimmt es anderen übel, wenn sie sich „wohltun“ lassen.

Er hält Verbindung mit vielen alten Gefährten, der große August Bebel, dessen Frau Julie und die Kinder sind oft zu Besuch, gehören fast zur Familie. Tochter Frieda ist Gerdas Spielgefährtin und Freundin. Bebel, 1867 Mitbegründer der SPD, ist fast 45 Jahre lang Reichstagsabgeordneter und bekanntester deutscher Politiker im gesamten Kaiserreich – man gab ihm den Namen „Arbeiterkaiser“.

Auch mit seinem Schwiegervater, dem Nobelpreisträger, tauscht er sich rege aus. Der Sozialdemokrat in ihm ist weiterhin aktiv und Politik wichtig und allgegenwärtig.

Tochter Gerda kommt mit vielen bekannten Größen der damaligen Zeit in Berührung, aus der politischen Welt ihres Vaters und dem internationalen Umfeld ihres dänischen Großvaters. Walthers Einsatz für die Sozialdemokratie, die Gleichberechtigung der Frauen, für Freiheit und Parlamentarismus und vor allem für den Frieden ist unvermindert.

Schon 1909 erkrankt Walther schwer an seinem Nierenleiden und erholt er sich nur sehr langsam wieder. Während des Ersten Weltkriegs, zum Wintersemester 1915/16, beginnt Tochter Gerda ihr Studium an der Uni München, und Diskussionen um den Krieg und die Auswirkungen mit Lebensmittelrationierungen beginnen, den Alltag zu bestimmen. Walther ist bestürzt und enttäuscht, kann es nicht verstehen, dass es der europäischen Arbeiterschaft nicht gelang, einen Krieg zu verhindern. Über die Frage der Kriegsanleihen zerreißt es die SPD, die Sozialdemokraten zersplittern, die Gegner freut's.

Seine Erkrankung verschlimmerte sich, er war wiederholt in Baden-Baden, wo ein früherer Assistenzarzt sein Vertrauen genoss. Dann musste er die Reifen des Autos abgeben und erhielt auch kein Benzin mehr. Als Anfang 1917 hohes Fieber auftrat und ein herbeigerufener Spezialist strengste Diät verordnete, entschloss er sich, das Anwesen am See zu verkaufen und nach Baden-Baden überzusiedeln. Dort wäre er ja dann bei Dr. Giese und mit dessen Hilfe sollte die nötige Verpflegung auch eher möglich sein. Er erwarb eine hübsche kleine Villa, in der sogar Richard Wagner mal kurzfristig gelebt hatte.

Im Sommer war der Umzug vollendet. Während Walther sich schon im Alleekurhaus befand, suchte Sigrun in Leoni das

aus, was nach Baden-Baden kommen und was zurückbleiben sollte. Nach Meinung Gerdas, die sich beim Vater aufhielt, „kamen wir dadurch leider um viele, alte, wertvolle Stücke, und viel minderer Tand wanderte mit ins neue Heim“, und Gerda „wanderte“ von der Uni München zur Uni Freiburg und zum berühmten Prof. Husserl, dem „Vater“ der Phänomenologie.

Durch die fortschreitende Krankheit, ein mittlerweile leider viel zu spät diagnostizierter Nierentumor drückte auf die Verdauungsorgane, wurde es für Walther immer schwieriger, Nahrung zu sich zu nehmen und ebenso hochwertiges und leichtes Essen zu beschaffen. Für eine Operation war es zu spät, der Tumor zu groß, oder, wie man ihm sagte, er momentan zu schwach.

Während um ihn herum im November 1918 der Krieg endete und das Kaiserreich zusammenbrach, erlebte er noch, wie seine Träume von Freiheit und Sozialismus in Revolution und Straßenkampf zu siegen schienen und doch in schwere Bedrängnis gerieten.

Arbeiterräte konstituierten sich, die alte Ordnung brach zusammen, die Republik wurde ausgerufen, die SPD wurde endlich staatstragende Partei. Alles schien möglich, doch Chaos und Gewalt verhinderten Ordnung und Ruhe, und die Feinde formierten sich.

Am 19. Januar 1919 fanden zwar die ersten demokratischen Wahlen statt, zum ersten Mal in der Geschichte durften Frauen wählen, wofür er und seine erste Frau ja immer gekämpft hatten, und was in den letzten Wochen zum 100. Jubiläum so oft gefeiert wurde – Hope erlebte es nicht mehr, ob er noch wählte, ich weiß es nicht.

Doch Freikorps und rechte und linke Chaoten beherrschten mehr und mehr die Straßen, und die Führer der SPD, nun tatsächlich stärkste Fraktion im Reichstag, bedienten sich der Reichswehr, um das „Volk vor sich selbst zu schützen“. In Weimar wurde um die erste demokratische Verfassung für ganz Deutschland gerungen und in Versailles schacherten die Siegermächte um den Friedensvertrag.

Die SPD-getragenen Regierungen mussten für die unverschuldet erzwungenen Ergebnisse eines fahrlässig und überheblich begonnenen Weltkriegs und der lange verschleierte Niederlage den Kopf hinhalten, während die wahren Schuldigen abtauchten, um ihre Lügengeschichten und ihre Rückkehr vorzubereiten – schwere Zeiten kündigten sich an.

Auch für ihn. Ab März begann sein langsames Sterben. Während Deutschland um eine bessere Zukunft ringt, kämpft Otto Walther um sein Leben, am 6. April 1919 stirbt er. Er hatte

bestimmt, dass er verbrannt werde wollte, und er wollte keine Feier, keine Beerdigung oder dergleichen. Auch Trauerkleidung sollte niemand tragen. Seine Asche sollte „irgendwo“ hingestreut werden. Sigrun begrub sie unter einer sonnigen Bank im Garten, wo Walther am Ende gerne gesessen hatte.

Otto Walther wurde nur 63 Jahre alt, Hope Bridges nur 61 und Carl Lehmann, schon länger auch Stadtrat in München, starb gar mit 50 Jahren – 1915 im Ersten Weltkrieg, in den er sich als Chirurg freiwillig gemeldet hatte.

Schwer getroffen starb Hope ein Jahr nach Carl durch Selbstmord oder durch die wieder ausgebrochene Tuberkulose, beides erscheint in der Literatur, beides ist möglich, auch in Kombination. Schade, sie alle hätten noch vieles bewirken können.

Mehrfach wurde der Klinikkomplex in den Jahrzehnten nach dem Kauf durch die LVA umgebaut, ausgebaut und neuen Bestimmungen zugeführt, seit Ende 1975 ohne Tuberkulosekranke. Ausgerechnet letztes Jahr, kurz vor diesem 100-jährigen Gedenken, gibt die LVA bekannt, die Klinik, die Walther gegründet hat, zu schließen, Zukunft ungewiss! So geht eine Ära, ein Zeitalter zu Ende.

Vor 50 Jahren, 1969, zum 50. Jahrestag des Todes von Walther, erschien in der „Ortenau“, dem Jahresband des Historischen Vereins für Mittelbaden, der Beitrag: „Dr. Otto Walther, der Gründer des Sanatoriums Nordrach-Kolonie“. Der Verfasser Sepp Schülj, Rektor der Nordracher Schule, schreibt dort am Ende: „Wird wohl je eine Straße, ein Platz oder eine Erinnerungstafel an sein Nordracher Wirken zum Wohle der Menschheit erinnern?“

Nun – es hat lange, sehr lange gedauert, es sind auf den Tag genau weitere 44 Jahre vergangen, bis es 2013 soweit war, Dr. Otto Walther musste sehr lange warten. Die Hoffnung des Schreibers wurde also zwischenzeitlich erfüllt, Straße und Tafel sind vorhanden, Otto Walther war endlich wieder da.

So, und was nun, heute am 100. Jahrestag? Man könnte ja versucht sein, nach einem Denkmal zu rufen!?

Berechtigt wäre es wohl, doch richtig und wichtig wäre es vor allem, Otto Walther wieder in der Erinnerung und in den Herzen der Menschen zu wissen, auch oder gerade wegen seiner Persönlichkeit und des politischen Vermächtnisses dieses herausragenden Menschen und seiner ihn in der öffentlichen Wahrnehmung bisher sogar noch übertreffenden ersten Frau, ihm wieder Raum und Platz zu geben im Bewusstsein und Verständnis der Menschen in Nordrach, im Schwarzwald und darüber hinaus.

Der Hauch der ganz großen Geschichte wehte einige Jahre durch unseren Schwarzwald, unsere Heimat, durch die Kolonie und durch Nordrach, und fast alle Großen des Kämpfens und Mühens für Freiheit, Gleichheit, Gerechtigkeit, Demokratie und Frieden waren zugegen. Viele, die Rang und Namen haben auf dem langen deutschen Weg zur Demokratie, bilden das Umfeld dieses Mannes, er war mitten drin und dabei, er war, ist und bleibt einer von ihnen – und er hat Nordrach mit ihnen allen verbunden.

Sein Kampf und seine Überzeugung waren schon bemerkenswert, damals, in Zeiten, als überall in Europa Nationaldenken, Feindseligkeit und Gewalt auf dem Vormarsch waren und direkt in den Ersten Weltkrieg führten und leider, wir erleben es alle, auch heute wieder zunehmend unterwegs sind.

Für Otto Walther gab es dies nicht: die erste Frau war Engländerin, zwei weitere aus Dänemark, seine Patienten kamen aus aller Welt, er arbeitete in London und unter seinen sozialistischen Freunden waren jede Menge Ausländer und jede Menge Juden. Er heilte Arme und Reiche, gleich welcher Anschauung, so sieht Humanität, so sieht Miteinander, so sieht gelebtes Europa aus.

Es wäre schade, wenn Walther in Nordrach vergessen wäre, wie Tochter Gerda anlässlich ihres letzten Besuches im Dorf und in der Rehaklinik Klausenbach 1967 traurig festzustellen glaubte. „Es ist nur noch von einem früheren Privatsanatorium die Rede, in dem reiche Patienten behandelt wurden, ihren Vater kannte praktisch niemand mehr.“

Otto Walther hat Nordrach ins grelle Licht der großen Welt geholt, ungeahnte Möglichkeiten ins Tal gebracht, das Leben verändert, den Alltag bereichert und Einkommen in vielerlei Hinsicht ermöglicht. Dass Nordrach zu dem wurde, was es mal war, dass Nordrach heute so ist, wie es ist, ohne Walther undenkbar, allein sein Verdienst. Das alles vergessen?

Ich denke, es ist dies nun nicht nur ein spezielles Nordracher Versäumnis, nein, es hat mit der weiteren deutschen Geschichte, unserer Zeitgeschichte zu tun.

Die endlich erreichten, jahrelang, ja jahrzehntelang bitter erkämpften Errungenschaften der ersten deutschen Demokratie waren nicht von Dauer. Die nationalistischen, demokratiefeindlichen, monarchistischen Kräfte erstarkten, errangen immer mehr wieder die Oberhand im Staat, auf der Straße, in den Medien und in den Köpfen.

Die Linken, die „Sozis“ wurden verunglimpft, denunziert und heruntergemacht: Novemberverbrecher, vaterlandslose Gesellen und Dolchstoßlegende sind nur einige der Schlagworte.

Und schlimmer, Gewalt und Mord beherrschen den politischen Alltag: Rosa Luxemburg, Karl Liebknecht, Kurt Eisner, Mathias Erzberger und weitere werden ermordet.

Als Friedrich Ebert, der erste Reichspräsident und SPD-Vorsitzende, 1925 an einer verschleppten Blinddarmentzündung verstorbt und der alte kaisertreue Generalfeldmarschall Hindenburg das Amt übernimmt, wird sichtbar, wohin die Reise geht. Als auch noch Gustav Stresemann überraschend stirbt, wird der Weg frei – und der Rest ist bekannt.

Die Parteien werden verboten, die Sozialdemokraten und andere Parteien verschwinden im Untergrund, im Gefängnis, im KZ, in der Versenkung und aus dem kollektiven Gedächtnis der Deutschen. Ihre Arbeit, ihre Verdienste werden verschwiegen, gelehnet und verdrängt.

Bis Männer wie Otto Walther und ihre Leistungen für das politische Deutschland wieder ins positive Licht der Öffentlichkeit gelangen, dauert es lange, sehr, sehr lange, und so wird vielleicht verständlich, warum vieles vergessen und verloren ist, es waren ja „Feinde des Volkes“, „Schädlinge“, „Judenfreunde“, auch „Anhänger der Internationalen“. Ausgerechnet das Gute zum Schlechten erklärt, wie pervers! Schade für Deutschland, schade für viele, schade auch für Otto Walther.

Denn tatsächlich ist Dr. Otto Walther doch noch viel mehr als der Gründer und Wegbereiter der Norddracher Kurort-Historie von letztlich bis zu fünf Lungenheilstätten im kleinen „Schwarzwald-Davos“, mehr als ein Wohltäter seiner unzähligen Patienten, denen er Heilung oder Linderung brachte, mehr als ein Neuerer im Kampf gegen die Lungentuberkulose – obwohl dies alles sicher reichen würde.

Er war Sozialdemokrat mit Leib und Seele, vom Anfang bis zum Ende. Ja, er gehörte auch zu denen, die für ihre liberalen, demokratischen Überzeugungen eintraten und diese lebten – der auch persönliche Opfer brachte und im weiteren Sinne mithalf, unsere heutige Demokratie, die Grundlagen der Bundesrepublik Deutschland auf den Weg zu bringen.

Ein Menschenfreund war er obendrein, was, ja was braucht es mehr?!

Literatur

- Walther, Gerda: Zum anderen Ufer, Remagen, 1960, S. 15–242
 Schülj, Sepp: Dr. Otto Walther, der Gründer des Sanatoriums Nordrach-Kolonie. In: Die Ortenau, 49, 1969, 191–194
 Schuck, Hans-Jochen: Villa Brandeck. In: Die Ortenau, 85, 2005, 417–430
 Kluckert, Hans-Georg: Nordrach als ehemaliger Lungenkurort. In: Die Ortenau, 72, 1992, 250–269

Schwarzwälder Post, Zeitung für ..., Zell am Harmersbach, 30.04.2018

www.leipzig.de/jugend-familie-und-soziales/frauen...

www.archiv.uni-leipzig.de

Krauss, Marita: *Dr. Hope Bridges Adams Lehmann – Ärztin und Visionärin. Die Biografie*. Volk Verlag, München 2009

Anmerkung

- 1 Vortrag anlässlich der Gedenkveranstaltung des Historischen Vereins Ortsgruppe Nordrach am Samstag, 6. April 2019, in der Reha-Klinik Klausenbach in Nordrach-Kolonie.

Kindheit auf dem Bauernhof im Schwarzwald vor 100 Jahren

Ein wenig beachtetes Thema der Volkskunde

Karl Volk

„Mikrohistorie“, „Historisches Klein-Klein“, „Feld-Wald- und Wiesengeschichte“ – so wurde hier und da schon zu Unrecht verhöhnt, was wir im Folgenden betreiben wollen. Wie gestaltete sich in der bäuerlichen Gesellschaft das Leben der Kinder? Wo war ihr Spielplatz?

Im Hof und um den Hof herum. Nur nicht an gefährlichen Stellen, in nächster Nähe am Löschweiher nicht, im Stall nicht, auf der Heubühne nicht, in der Küche nicht, wenn die „Tränke“ für die Kühe und die Schweine angerichtet wurde, da hätte ein Kind in einen Kübel fallen und sich „verbrühen“ können, wofür es leider Beispiele gibt. Das sagte man den Kindern sehr früh. Genau genommen war der ganze Hof ihr Spielplatz, aber Zeit zum Spielen hatten nur die Kleinkinder, solange ihre Kraft zur Handhabung von Heugabel und Rechen noch nicht reichte. Schon im frühen Kindesalter wurden sie zu Arbeiten herangezogen, die Stube zu kehren, gespaltenes Holz vom Schopf in die Küche zu tragen, beim Abwaschen zu helfen. Durften sie mit aufs Feld oder in den Wald, so war dort ihr Spielplatz. Im Wald konnten sie Verstecken spielen und sich Hütten einrichten. Geradezu magnetische Anziehungskraft hatte das Wasser in den Gräben, und dementsprechend sahen bald Kleider, Gesicht und Hände aus. Und woher kam das Spielzeug? Das machten sich die Kinder selbst aus dem Rohmaterial der Natur. Künstliche „Spielsachen“ standen bei den Eltern nicht hoch im Kurs. Dafür fehlte das Geld, selbst sonst wohlwollende Großeltern gaben sich zurückhaltend. Vom pädagogischen Wert des Spielens hielt man nicht viel, wenn man sich überhaupt darüber Gedanken machte. Spielen hatte keinen „Wert“, „das braucht man nicht“, was in unserm Dialekt schon durch das despektierlich gemeinte Verb „gägele“ zum Ausdruck kam. Was man tat, musste einen Sinn haben, musste von der Notwendigkeit diktiert sein, schrieb die Natur vor, musste einen Vorteil bringen. Und nichts wurde von einem Bauern schärfer abgelehnt als etwas zu tun, was keinen Wert hatte.

Aber Kinder, ließ man sie nur gewähren, wussten sich zu helfen. Ich kann aus einer Quelle schöpfen, für die ich selbst



*Berta Volk – Mutter
des Autors*

die Anregung gab. Es sind Erinnerungen meiner Mutter, Jahrgang 1912, die auf meine Bitte hin die Geschichte der Höfe in Gremmelsbach, soweit sie sie kannte, niederschrieb, darin auf zwei Seiten auch ihre eigenen Kindheitserlebnisse. Es handelt sich um eine nicht zu verachtende Geschichtsquelle: Kinderspiele und gleichzeitig harte bäuerliche Arbeit, miterlebt, in der Erinnerung bewahrt und mit 80 Jahren aufgezeichnet: gewiss eine Rarität.

In Betracht zu ziehen ist zuvor die geschichtliche Situation. Es ist der Augenblick, da die jahrtausendalte Binnenkolonisation Europas an ihr Ende gekommen war. Ursprüngliche, noch im Urzustand belassene Natur wurde in Kulturland umgestaltet. Die Rodung schier unermesslicher Waldflächen, die die Besiedelung des Landes ermöglichte und Auswanderung lange verhindern half, die die Grundlage für die Ernährung der Stadtbevölkerung in Mittelalter und Neuzeit bedeutete, war hier auf engstem Raum zu erleben. Eine gewisse Waldreserve für Bauholz, Brennholz, Holzkohle, Harz, Waldfrüchte, Wild und

Vogelwelt musste jedoch erhalten bleiben. Darüber hatte die Obrigkeit zu wachen.

Hier erkennen wir noch die letzten Ausläufer. Ein letztes Mal wurde vor 1900 und kurz danach felsiges Gelände geglättet, in Wiesenfläche und Ackerland umgewandelt. Erwähnenswert ist die topographische Gegebenheit am Übergang des Schwarzwaldes mit seinen steilen, tiefen V-Tälern zu den flachen Hochtälern der Donau zu. Hier hatte sich noch ein Rest des Urzustandes erhalten, wenn man so will, seit Erschaffung der Welt. Meine Großmutter, die auf den „Unteren Schafberg“ in Gremmelsbach einheiratete, hatte sich von Anfang an das Ziel gesteckt, die ganze Hoffläche urbar zu machen. Weiß Gott, ein gigantisches Unternehmen. Ein Vorhaben für eine Generation. Alles in Handarbeit, versteht sich, zunächst den Wildwuchs, Hecken, Sträucher, einzeln stehende Bäume beseitigen, schließlich einen Sumpf mit einer Drainageleitung trockenlegen, das abfließende Wasser machte einen dünnen Hang



Reste eines vor Jahrzehnten noch mächtigen Steinhauens

fruchtbar, die Hauptarbeit danach, Steine ausgraben, sie auf einen Steinhau (,,Steinmauer“ genannt) zu bringen, eine solche Strapaze war das, dass sie am Abend die Finger „nicht mehr gerade brachten“ – ihr Ausdruck. Aber sie, das heißt die ganze Familie, ließ nicht locker, bis das Werk vollendet war. Auf diesem Höfchen kann ich noch die Reste von fünf solcher „Mauern“ zeigen. Teilweise sind die Steine zum Bauen verwendet worden, teilweise sind sie auch mit Moos und Hecken überwachsen. Aber sichtbar alle noch.

Wir können den Großeltern unsere Fragen dazu nicht mehr stellen, den Letzten, die die Reste des unbebauten Landes rodeten, um dem Hunger zu wehren. Ein Stückchen Ackerland zu gewinnen war gewiss das einzige Motiv für die Schinderei. Ein anderes, womit wir heute Beruf und Arbeit, selbst die Freizeitbeschäftigung verbinden, können wir mit Sicherheit ausschließen: nach „Selbstverwirklichung“ stand ihnen der Sinn nicht. Denn am Ende waren ein gekrümmter Rücken, ein zerschundener Körper ihr Los. Wenn auch banal, so ist doch richtig: Sie werden gewusst haben, dass von nichts nichts kommt. Kaum zu erforschen, ob Gedanken von Dichtern und Philosophen vor ihrer Zeit über Selbstwert und Persönlichkeitsbildung zu ihnen vordrangen, gar Stolz auf das Werk erwachsen konnte. Denn wer rodet und siedelt, erzählt davon, legt aber kein Archiv an. Am ehesten wäre zu erwarten, dass von der Kanzel Hilfe kam, ein Leben in Mühsal Wert und Würde des Menschen erhöht, ja dieses Leben, dem man nicht entfliehen sollte, als eine mögliche Weise des Gottesdienstes, sogar als Fortsetzung der Schöpfung aufgefasst werden konnte.

Wir wollen wieder festen Boden betreten. Woran heute niemand mehr denkt: Das brachte Veränderungen auch ins Leben der Kinder, das wir zu unserem Thema machen, und dabei liegen wir, wie gesagt, keineswegs außerhalb des Interesses der modernen Geschichtswissenschaft, von der schöngeistigen Literatur zu schweigen. Sie hat den Alltag in den Blick genommen, den vielen Namenlosen ein Gesicht zu geben versucht. Einzelnen, Tagelöhnern, Kleinbauern, Waldarbeitern, Störhandwerkern ... Das naturbelassene Land konnte bisher immerhin noch als Weideland genutzt werden, das Vieh fand zwischen „gewachsenem“ Gestein und Hecken noch genug Gras, für die Kinder war es das Paradies. Erst richtig interessant wurde es, wenn mehrere Geschwister beieinander waren. Weide ohne angrenzendes Ackerland, von dem das Vieh fernzuhalten war, bedeutete müheloses Hüten, selbst auf die (schwierigen) flinken Ziegen brauchte man kaum aufzupassen. Mit einem Bündel Stroh, heimlich von zu Hause mitgenommen, machte man es sich unter einer Baumgruppe bequem. Spielzeug? Das bastelten sie selbst, und schon das war ein Teil des Spielens. Es war die bäuerliche Welt im Kleinen. Aus Tannenzapfen wurden Kühe und Ochsen, aus Föhrenzapfen, im Dialekt „Fohrewaggili“, entstanden Schafe, Kälber und Geißen. In die Schuppen steckten die Kinder kleine Stäbchen, die Beine. Der Küchenherd wurde aus Steinchen gebaut, für Teller und Schüsseln wurden Blumen verwendet, ja, Kinder sind erfinderisch. Den Strohsitz fand sehr schnell auch Ungeziefer als

angenehmen Wohnraum und der war dann zu nichts mehr nütze. In dieser natürlichen, seligen Spielwelt – die Mutter wählte das Wort „Kinderparadies“ – war das Vieh Nebensache, man sagte dann, man habe „gut hüten“. Und wenn es auch einmal die Grenze überschritt, sollte das zwar nicht sein, war aber bei einem gutmütigen Nachbarn keine Katastrophe.

Wurde die Veränderung durch die „Kulturarbeit“ für die Kinder spürbar? Ja, sie erschwerte das Hüten enorm. Die große, nicht kultivierte Fläche gehörte uneingeschränkt den Kindern und dem Vieh. Sie wurde jetzt Stück für Stück verkleinert. Die Hirtenkinder mussten das neu gewonnene Ackerland vor dem Vieh schützen, und besonders die Geißen waren im Auge zu behalten. Die allgemeine Erkenntnis, dass Kultur (auch hier) nicht von Arbeit befreit, sondern neue bringt, wurde Kindern so bewusst.

Bei Langeweile half gelegentlich ein Buch oder ein Bauernkalender. Gegen alle Vorschrift von zu Hause. Denn Strohflechten gehörte auch dazu, ja selbst Hausaufgaben, das Auswendiglernen von Gedichten und Erzählungen aus der Bibel. Einmal achtete das Hirtenmädchen nicht auf sein Geographieheft und fand es zu seinem Schrecken im Maul einer Kuh wieder. Das Heft war der Kuh noch zu entreißen, der Umschlag aber nicht mehr zu retten. Dass man für die Weide keine Schuhe brauchte, war selbstverständlich. Die Fußsohlen wurden im Sommer hart wie Leder, waren allerdings im späteren Herbst auch kälte-durchlässig. Nicht auf jedem Feld wie hier stand Regenwasser in Tümpeln, das noch angenehm warm war, sodass man die Füße darin wärmen konnte.

Ansonsten gaben Jahreszeit und Wetter die Arbeit wie eh und je vor. Bei Regenwetter wollte das Vieh in den Stall, ebenso wenn es in der Hitze vom Ungeziefer geplagt wurde. Das durfte nicht sein, das Vieh musste sich daran gewöhnen, sonst wäre es auf Dauer nicht auf der Weide zu halten gewesen. Anders bei Gewittern, die Mensch und Tier gleichermaßen fürchteten. Im Normalfall musste das Vieh auf das „Einfahren“ warten, bis mangels Taschen- oder Armbanduhr das Signal mit dem Horn, einem echten Horn eines Ochsen, gegeben wurde, ein wenig schöner Ton, unmusikalisch dazu, dem Röhren eines Hirsches ähnlich.

Geschichtliche Erkenntnis? Dauernder Wandel in 100 Jahren. Nichts mehr ist wie früher. Alles ist anders. Und vieles gibt es überhaupt nicht mehr. Man kann hinsehen, wohin man will. Die hier gerodete Fläche hat sich zwar der Wald noch nicht zurückgeholt, aber Früchte werden darauf nicht mehr gepflanzt, und das Gras frisst das Vieh von einem anderen, viel

größeren Hof. In unserem Hof wird keine Goldi, Gemsli, Blüemi oder Strießli und kein Nägeli mehr gehalten. Und deshalb braucht's den sorgenvollen Blick auf den Wolkenhimmel nicht mehr. Eine Maschine leistet in Stunden, wofür früher Scharen von Menschen nötig waren, und die arbeiteten selbst in der größten Hitze tagelang. Je nach der Dauer gleichbleibender Witterung wurde in der Kirche um gedeihlichen Regen oder Sonnenschein für die Feldfrüchte gebetet.

Der Klimawandel ruft die Erinnerung daran wieder wach. Kinder haben schwere Arbeit nicht mehr zu fürchten. Im „Volksschulalter“, um es altmodisch zu sagen, sieht man sie schon auf Traktoren. Spielzeug haben viele in Hülle und Fülle, sodass sie zu Einzelstücken, zur Puppe, zum Bärchen ein tieferes Verhältnis kaum mehr entwickeln können. Radfahren, schon mit vier und fünf Jahren auf dem Kinderfahrrädchen gelernt, kein Problem mehr. Kindgemäße (?) Fernsehsendungen im Kika sollen ihre Phantasie anregen, die Langeweile vertreiben. Gepflegte Geselligkeit, wenn Abends Nachbarn „z'Liecht“ kamen, Frauen Stroh flochten oder Wolle spannen, Männer am Stubentisch Cego spielten, nebenher Fragen zur Gemeindepolitik erörterten, „Spezialisten“ Geistergeschichten erzählten: dies ist Geschichte geworden. So wurden Kinder ins Leben eingeführt. Der viel weitere Schulweg in eine zentrale Schule wird im Bus zurückgelegt. Zum Viehhüten müssen sie nicht mehr möglichst früh wieder zu Hause sein. Das besorgt der elektrische Weidezaun. Langeweile vertreibt der Computer, moderne Technik können Kinder wendiger bedienen als viele Erwachsene, selbstbewusst zeigen es Enkel ihren Großeltern. Auch wenn man die Gefahr zu früher Abhängigkeit befürchten muss, ohne Elektronik geht nichts mehr, früher genügten Rechnen, Lesen und Schreiben. Das ist vorbei. Die Welt der Kinder werden die Volkskultur und Soziologie mehr als bisher in ihre Betrachtungen einzubeziehen haben.

Der erste Zeller Kapuziner P. Werner Volk (1889–1964)

Volksmissionar, Prediger und Dichter

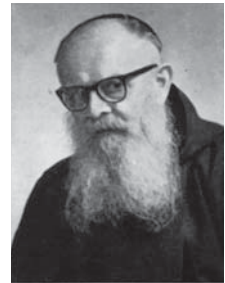
Leonhard Lehmann

Um die Wallfahrt zur „Maria zur Rose“, später dann „Maria zu den Ketten“ in Zell am Harmersbach rankt sich ein bunter Legendenkranz.¹ Sie wurden fleißig gesammelt und neu herausgegeben von P. Johannes Berchmans, der an dem später neben der Wallfahrtskirche entstandenen Fidelis-Kolleg als Musiklehrer und Chorleiter wirkte und sich auch auf Orgelbau verstand.² Etwa zweihundert Jahre lang wurden Pfarrei und Wallfahrt in Zell von Benediktinern aus dem Kloster in Gengenbach geleitet und betreut. Ab 1632, als in Haslach die Kapuziner ein Kloster für acht Brüder gebaut hatten, halfen ihnen diese aus. In ihrer Chronik heißt es: „Am Freitag gehen zwei Patres nach dem Mittagessen nach Zell zur Wallfahrtskirche und hören am Nachmittag und Samstag Beichte und kommen am Samstag nach dem Mittagessen zurück. Die gleichen Dienste leisten sie an den Marien- und Apostelfesten.“³

Nach Aufhebung der rechtsrheinischen Klöster 1803 übernahmen Kapuziner aus dem Kloster Königshofen jenseits des Rheins im Elsass die Aushilfen an der Wallfahrtskirche, bis auch diese Tätigkeit 1860 durch die Großherzogliche Regierung verboten wurde. Ab 1898 durften sie viermal im Jahr wieder aushelfen. Im Juni 1918 wurde das Klostersgesetz aufgehoben und schon im Oktober genehmigte die alte Großherzogliche Regierung die Niederlassung der Kapuziner in Zell. Das Ordinariat in Freiburg hatte schon 1917 ein Kloster in Zell befürwortet.

Der Zeitpunkt war günstig. Durch die Abtrennung des Elsass vom Deutschen Reich mussten auch viele Kapuziner aus dem Elsass auswandern. Klöster fanden sie außerhalb von Bayern nur zwei in Hessen (Bensheim und Dieburg). Das jetzt offene Baden und bald auch Württemberg boten sich als neue Gebiete für die Kapuziner an.⁴

In Zell wohnten zuerst zwei Patres im Pfarrhaus, zwei weitere und ein Bruder in einem Privathaus, das ihnen Fräulein Anna Zapf am Bahnhof zur Verfügung gestellt hatte mit Kost



Pater Werner Volk

und Logis. Dieser Notbehelf dauerte bis ins Frühjahr 1919. Dann war es Fräulein Therese Schmider, die ihr eigenes Häuschen am Kapellenplatz frei machte, damit die Kapuziner aus der „Zerstreuung“ in ihr „Klösterle“ ziehen konnten. Erst 1920/21 erstellte die Firma Himmelsbach aus Biberach den ersten Wohnflügel des Klosters parallel zur Kirche.

An diese Anfänge in Zell erinnert kein Geringerer als der erste Kapuziner, der aus dieser kleinsten ehemals freien Reichsstadt hervorgegangen ist. Er berichtet auch darüber, dass in seinem Elternhaus zeitweise ein Pater Kassian Reinhard aus Ratshausen (1870–1955) wohnte, der an der Volksschule in Zell Religionsunterricht gab und dort auch beerdigt wurde.⁵ Hier soll die Biografie des Paters Werner Volk aus Anlass des Klosterjubiläums in Zell 2019/20 in Erinnerung gerufen werden. Er muss eine interessante Persönlichkeit gewesen sein.

Kindheit und Jugend

Hubert wurde am 22. September 1889 als Sohn des Sparkassenrechners Georg Volk und seiner Gattin Karolina geb. Fischer in Zell am Harmersbach geboren; getauft wurde er am 6. Oktober 1889. Er besuchte die Volksschule in Zell und dann die Missionsschule in Straßburg-Königshofen bis Herbst 1906. Erst nach dem Ersten Weltkrieg, als das Elsass französisch wurde, verlegten die Kapuziner ihre Missionsschule von Königshofen nach Zell.

Profess und Priesterweihe

Nach dem Abitur ging Hubert Volk ins Kloster in Sigolsheim im Elsass, wo er am 17. September 1906 das Kleid der Kapuziner und den Namen Werner erhielt, ein Namenswechsel, wie er bis in die 1960er Jahre noch üblich war. Genau ein Jahr später legte er die Zeitliche Profess ab und nach drei Jahren in Münster die Ewige Profess, das heißt, er band sich zuerst für drei Jahre, dann für immer an den Orden. Bis 1910 studierte er in Werne an der Lippe Philosophie, woran sich dann die Theologie in Münster anschloss. Am Samstag, den 10. August 1912 wurde er im Dom zu Münster durch Bischof Felix von Hartmann zum Priester geweiht. Am Sonntag fuhr der Neupriester dann mit dem Zug in Richtung Heimat und wurde am Bahnhof in Biberach abgeholt. Wie dieser Empfang und der folgende Primiztag verlaufen sind, entnehmen wir der *Schwarzwälder Post* vom Dienstag, dem 13. August 1912:

Erhebende Freudentage hat die hiesige katholische Kirchspielgemeinde hinter sich, das seltene Fest der Primizfeier eines Gemeindeangehörigen. Gegen 30 Wagen und zirka 50 Radfahrer, alle Räder und Gefährte schön verziert, hatten sich am Sonntagnachmittag auf dem Bahnhof in Biberach eingefunden und geleiteten den Hochw. Neupriester, Kapuzinerpater Werner, ein Sohn des Sparkassenrechners Georg Volk, im Triumphzug in seine Vaterstadt, wo am Eingang bei der Sonne der Primiziant von der Geistlichkeit, den verschiedenen Vereinen und einer großen Menschenmenge empfangen und in feierlichem Zug zur kath. Stadtpfarrkirche geleitet wurde. Herr Stadtpfarrer Isidor Kaiser richtete herzliche und zugleich ergreifende Begrüßungsworte an den Primizianten, welcher ebenso bewegt allen für den schönen Empfang dankte. Am eigentlichen Festtag wurde der Neupriester um 9 Uhr an seiner elterlichen Wohnung abgeholt und in feierlicher Prozession in die Wallfahrtskirche geleitet. Diese war bis auf den letzten Stehplatz besetzt und viele Gläubige konnten keinen Platz mehr finden. Die Festpredigt hielt Kapuzinerpater Dionysius von Straßburg-Königshofen. Hierauf brachte der Neupriester sein Erstlingsopfer dar. Die feierliche und erbauende Handlung dauerte bis gegen halb 12 Uhr. Die weltliche Feier fand im Gasthaus zum Löwen statt.

Mehr schreibt die Heimat-Zeitung nicht und bringt auch keine Fotos. Solche waren damals noch selten. Außerdem umfasste jede Ausgabe des am Dienstag, Donnerstag und Sonntag erscheinenden Blattes nur vier, sechs oder acht Seiten. In den Tagen zuvor hatten die Eltern in der Zeitung zur Primizfeier ihres Sohnes eingeladen; das Rathaus hatte den Einwohnern von Zell Tannenreisig zur Verfügung gestellt, sodass sie ihre Häuser entlang der Straße zieren konnten. Auch Fähnchen und Birken fehlten am Elternhaus und entlang der Hauptstraße nicht.

Marinefeldgeistlicher

Nach ersten Erfahrungen der Seelsorge in Mainz wurde P. Werner im Ersten Weltkrieg zum Militär eingezogen. Er wollte in den hohen Norden und meldete sich deshalb bei der Marine. Vom 1. August 1915 bis Ende 1918 diente er als Marinefeldgeistlicher, zuerst drei Monate in Flensburg auf dem Schiff „Seiner Majestät König Wilhelm“, dann vom 1. November 1915 bis 18. Dezember 1918 als Garnisonspfarrer der Marinefestung in Kiel.⁶ Aus dieser Zeit sind im Archiv in Altötting viele Postkarten und Briefe erhalten, aus denen wir z. B. erfah-

ren, dass er im November 1917 schwer erkrankte und eine Gallenstein-Operation durchmachte. Obwohl er Träger des Kriegsverdienstkreuzes und des Hindenburgkreuzes war, wollte er nach dem Ersten Weltkrieg nichts mehr von diesem schrecklichen Blutvergießen wissen. Was ihm blieb, war seine Reiselust, weshalb er sich gleich bei der „mobilen Truppe“ der Volksmissionare meldete.

Beliebter Volksmissionar und Prediger

Bis zum II. Vatikanischen Konzil (1963–65) gehörten die sogenannten Volksmissionen zur geplanten Seelsorge: In die Pfarreien kamen alle 10–15 Jahre besonders begabte Prediger, um eine Woche lang täglich sogenannte Standespredigten zu halten, morgens vor der Arbeit für die Männer, um 9 Uhr für die Frauen, nachmittags für die Schulkinder und abends war Andacht mit Predigt für alle. Die drei bis vier Volksmissionare, meistens Jesuiten, Franziskaner oder Kapuziner, wohnten im Pfarrhaus oder in Familien; sie teilten sich die Predigten auf, besuchten zwischen den Predigten die Kranken und hörten in der Kirche die Beichte. Ziel der Volksmission war die religiöse Erneuerung der ganzen Gemeinde. Ab 1919 gehörte auch P. Werner zur Truppe der Volksmissionare der Rheinisch-Westfälischen Kapuzinerprovinz. Laut seinem Arbeitsbuch, das ebenfalls im Archiv aufbewahrt wird, hielt er 517 Missionswochen, kam also in ebenso viele Gemeinden. Zwischendurch war er auch immer wieder für drei Jahre Guardian, das heißt Oberer, in einem der Klöster der Provinz. So wurde er im Dezember 1927 der erste Superior im Klosterle „St. Fidelis“ in Offenburg.⁷ Dieses Amt band ihn dann mehr an das Haus und ließ ihn weniger reisen. Doch auch als Oberer wurde er immer wieder zu Festpredigten gerufen. Er muss über die Ortenau hinaus bekannt gewesen sein, wenn er 1922 in Feldkirch die Jubiläumspredigt zum 300. Todestag des hl. Märtyrers Fidelis von Sigmaringen († 24.04.1622)⁸ gehalten hat. Sie wurde sogar gedruckt.⁹ Er stellt darin den hl. Fidelis als Missionar dar unter dem doppelten Gedanken: 1.) Wie Fidelis unter den Protestanten im Prättigau (Schweiz) wirkte und 2.) welche Missionsaufgabe er uns hinterließ. Viele Fragen an das Publikum, Antworten, die sich P. Werner selber gibt und ein eingestreutes Gedicht machen diese Predigt recht anschaulich und lebendig.

Besonders gern predigte P. Werner über den heiligen Franziskus und war dafür oft auf Versammlungen des Dritten Ordens. So gestaltete er 1933 für die Gemeinde in Münster in

Westfalen eine ganze Woche. Ein Teilnehmer berichtet darüber in der *Monatsschrift für die Mitglieder des Dritten Ordens* Folgendes:

Immer wieder wird in der gegenwärtigen Schwere der Zeit der Ruf laut nach dem Franziskus unserer Tage, der wie zu seiner Zeit es verstehen möge, die religiös indifferenten und sozial gespaltenen Menschen von heute wieder zur Gottverbundenheit und zu gegenseitigem Verstehen zu führen. Eindeutig und zündend erklang dieser Sehnsuchtsruf der heutigen Menschheit von der Kanzel der stillen und ruhig gelegenen Kapuzinerkirche vor dem Neutor.¹⁰ Es waren Tage ernster Besinnung, aber auch froher Aufmunterung für die zahlreichen Teilnehmer an dieser Franziskus-Predigt-Woche. Eine volle Woche lang scharte der Prediger, P. Werner Volk, Guardian des Klosters in Offenburg, ansehnliche Scharen von Terziaren und Verehrern des hl. Franz um seine Kanzel. Der volkstümliche und beredte Prediger verstand es, den Heiligen von Assisi in seiner ganzen Größe und Bedeutung lebendig vor seinen Hörern erstehen zu lassen. Wahre Feierstunden wurden für die Zuhörer vor allem die Marienhuldigung und die eucharistische Feierstunde am Abend des Herz-Jesu-Freitags, in denen P. Werner die tiefen Beziehungen des hl. Franz zu diesen hehrsten Geheimnissen unseres Glaubens klar und anschaulich aufzeigte. Erhebend und eindrucksvoll gestaltete sich die herrliche Schlussfeier am Nachmittag des Pfingstsonntages, die bei allen Teilnehmern tiefe Anteilnahme und neue Begeisterung für den großen Heiligen von Assisi wachrief. Solche erhebenden Stunden sind für uns abgehetzte und leidbeschwerte Menschen eine Wohltat, die auch den grauen Alltag mit seiner drückenden Last und bitteren Schwere etwas sonniger gestalten. Den Veranstaltern und dem Prediger gebührt der wärmste Dank für diese erhebende Woche, die für alle reiche Frucht bringen möge.¹¹

Oft predigte P. Werner auch über den seligen Leopold Mandic (1866–1942), den kleinen Kroaten, der in Padua Kapuziner geworden war und dort ein geduldiger Beichtvater wurde, aufgesucht von Groß und Klein. Er predigte über ihn gleichsam „in weiser Voraussicht“, denn der ökumenisch gesinnte Kapuziner wurde erst 1976 von Paul VI. selig und 1983 von Johannes Paul II. heilig gesprochen.¹²

Wenn P. Werner eingeladen wurde, zum Patrozinium einer Pfarrei zu predigen, vertiefte er sich auch in das Leben eines nicht-franziskanischen oder kaum bekannten Heiligen, um daraus Lehren für seine damaligen Zuhörer und Zuhörerinnen zu schließen. So ist im Archiv eine mit der Schreibmaschine

getippte „Festpredigt auf St. Ägidius in Krensheim 1946“ erhalten, zu der P. Werner aus besonderem Anlass eingeladen wurde. Sein Mitbruder Barnabas Schenk (1876–1964) aus Krensheim im Landkreis Tauberbischofsheim feierte nämlich in jenem Jahr das Goldene Professjubiläum. In der Heimatpfarrei von P. Barnabas sollte dieses Fest zusammen mit dem jährlichen Patronatsfest gefeiert werden in Anwesenheit des Jubilars. Das Besondere an dieser Predigt ist, wie P. Werner versucht, Grundzüge im Leben des im Mittelalter sehr verehrten Nothelfers Ägidius auch im Leben des Jubilars Barnabas festzustellen und sie auf heute zu übertragen. Die fein gegliederte Predigt hat drei Teile mit jeweils zwei Unterabschnitten:

- I. Das Einschwenken in den Dienst Christi
- II. Der Eifer für die Selbstheiligung
- III. Die Arbeit zum Heil der Anderen
 - a) jeweils beim heiligen Ägidius,
 - b) bei P. Barnabas, dem Sohn der Ägidius-Pfarrei

Am Schluss jedes der drei Teile folgt jeweils eine „Applikation für das Christenvolk“. Der Zeit entsprechend zitiert P. Werner die Bibel auf Latein, nicht aber ohne die kurzen Sätze gleich zu übersetzen.

Durch die Volksmissionen kam P. Werner weit herum; so beteiligte er sich z.B. 1933 an einer Volksmission in Essen-Karnap, in Rheinfeldern, Stühlingen, Ottenhöfen, Herrenberg, Stadelhofen, Dinglingen bei Lahr und in Gengenbach. Bei der letzteren waren seine Begleiter P. Wolfram und P. Maximin; er schreibt darüber in den Provinz-Nachrichten:

Die Mission fiel in die Zeit des „Aufbruches der deutschen Nation“. Trotz der aufgeregten 14 Tage politischer Umwälzungen ging die Mission reibungslos vonstatten. Anfangs wurde uns gesagt, dass etwa 400 in der Pfarrei keine Ostern machten und dass sicher 200 auch von der Mission fern blieben. Der Erfolg übertraf die Erwartungen bei weitem. Es waren keine 30, welche die Mission nicht mitmachten. Für P. Maximin war es die „Jungfernmision“. Aber er machte seine Sache gut.¹³

Nach dem Zweiten Weltkrieg nahm er 1950 an Volksmissionen in Heuweiler, Ettenheimmünster, Konstanz, Lathen (im Emsland), Bernau (in der Schweiz), Kempen, Mahlberg und Bermersbach teil. Solche von zwei bis vier Kapuzinern gehaltenen Volksmissionen dauerten gewöhnlich zwei Wochen und gliederten sich in thematische Predigten und Standespre-

digten. Ein jüngerer Kollege, P. Karl Kühlkamp aus Gelsenkirchen (1902–1980), der oft mit P. Werner zusammen eine Volksmission ausrichtete, äußerte in einem offenen Brief an alle Volksmissionare der Provinz Kritik an der langen Dauer dieser Missionen und an der Aufspaltung ihrer Themen.¹⁴ Dazu nimmt P. Werner ausführlich Stellung in der darauf folgenden Nummer des *Assisi-Glöcklein*, woraus wir Abschnitte zitieren, die deutlich machen, um welche Fragen es damals ging und wie Probleme von damals noch heute virulent sind. Zum Vorschlag, eine Konferenz der Volksmissionare einzurichten, sagt er:

*Eine solche wird uns bestimmt Anregungen und Förderungen bringen. Aber zuerst wollen wir durch eine Umfrage die Notwendigkeit zu klären suchen. Und wenn man die entstehenden Fragen ohne Konferenz erledigen kann, dann ließe sich das Reisegeld und die übrigen Kosten sparen. Unter unseren Lebensverhältnissen mit Baunöten und anderen Sorgen ist dieser Gesichtspunkt – zumal wir Kapuziner sind – wohl zu beachten.*¹⁵

Zum Problem, dass nie alle zu den Predigten kommen und speziell die Männer fehlen, schreibt P. Werner:

*Es wird ja wohl allgemein die Teilnahme der Gläubigen an einer Mission nach der Zahl der Beichten bzw. der Kommunionbildchen berechnet. Ein Bild über den Predigtbesuch ist damit noch lange nicht in allen Fällen gegeben. [...] Den schon zu alten Zeiten aufgetischten Propagandasatz, dass die Frauen ihre Männer mitbringen, habe ich noch nie für ein Dogma gehalten. Welcher religiös abgestandene, ausgehöhlte, angefaulte, abgeirrte Mann lässt sich gerne von seiner Frau mitbringen? Ja, daheim lässt er sich von ihr bearbeiten, – aber mitbringen? Dagegen von Männern zu Männern lässt er sich schon eher mitnehmen! So ist meine Erfahrung, aus der heraus ich dafür bin, dass für die Ledigen eine gemeinsame (Frauen und Männer) und eine getrennte Standespredigt stehen bleiben soll.*¹⁶

Dass P. Werner an 14-, ja gar an 16-tägigen Missionen festhalten will und welche Themen er für die einzelnen Tage vorsieht, erkennt man an seinem Vorschlag:

1. Eröffnungssonntag: vormittags: Einleitungen; nachmittags und abends: Gott und Mensch; 2. Montag: Jesus Christus; 3. Dienstag: Gottes Ordnung der Gebote; 4. Mittwoch: Unordnung in der Sünde; 5. Donnerstag: Regulator des Gewissens; 6. Freitag:

Das entscheidende nach dem Leben wird gebaut im Leben; 7. Samstag: Gott als Weggenosse im Bußsakrament; 8. mittlerer Sonntag: vormittags gemeinsame Standespredigten, nachmittags und abends die besonderen; 9. Montag: Geheiliger Menschenleib im jungfräulichen und ehelichen Leben; 10. Dienstag: Gemeinschaftsleben in Gerechtigkeit und Liebe; 11. Mittwoch: das Gebetsleben des Katholiken am Sonntag und Werktag; 12. Donnerstag: der geweihte Priester vermittelt das Allerheiligste; 13. Freitag: Im Kreuz und Messopfer begreift sich das Erdenleid; 14. Samstag: es geht nur mit Maria; 15. Schlusssonntag: vormittags öftere Kommunion – Schluss: nur in der Kirche liegt das Heil; 16. Montag: Treue um Treue in der Verbindung mit den Armen Seelen. – Eine große Schwierigkeit entsteht natürlich, wenn ein Seelsorger von der zehner- oder gar achttägigen Mission nicht abgehen will, da bliebe dann nichts anderes übrig, als dass man zwei Themata am Werktag hält und die Standespredigten einfügt.¹⁷

Eine Seite weiter rückt P. Werner von dem gängigen Prinzip ab, den Erfolg der Mission an der Frage zu messen, wie viele Menschen die Sakramente empfangen haben. Er sieht den Grund für den Rückgang der Teilnahme nicht so sehr in den angebotenen Themen als vielmehr in den veränderten Menschen und Zeiten vor allem in der Großstadt, wie er es in Frankfurt erlebt hat:

Was ich 1919 die acht Monate in Frankfurt erlebt habe und innerlich nicht verdauen konnte: dass wir nämlich in unserer Kapuzinerkutte auf den Straßen herumlaufen konnten, ohne dass man weiter von uns Notiz nahm – mit anderen Worten, das die Frankfurter damit innerlich fertig waren: man kann beides nebeneinander existieren lassen – so kommt mir heute die große Masse der Menschen vor. Ich habe kürzlich in Ludwigshafen nicht einmal auf dem Fahrrad Aufsehen erregt! Also die Menschen von heute brauchen uns nicht; sie stehen auf dem Standpunkt: Religion ist Privatsache; lass ihn. Solche Erkenntnis und solches Eingeständnis ist bitter! Es leben zwei Welten nebeneinander her. Die eine braucht die andere nicht mehr, und die andere möchte wohl an die eine heran, aber die eine hat keine entsprechende Wellenlänge mehr. Die demokratische Freiheit, die in Amerika auf religiösem Gebiet „Respektierung des Andersgläubigen“ bedeutet, heißt bei uns: „Hinweg mit dem Religiösen aus dem ganzen öffentlichen Getriebe! Hinein mit ihm ins Kämmerlein des Privaten und rein Formellen!“ [...] Was die Zeiten angeht, gilt: „Tempora mutantur et nos mutamur cum illis!“ Ja

wahrhaftig, die Zeit formt die Menschen, sogar die Kapuziner! Unsere Zeit ist prägnant wiedergegeben im Titel des Buches von Dessauer und Hornstein: „Die Seele im Bannkreis der Technik“ (Olten, 2. Auflage 1952). Der Weg für uns ist damit vorgezeichnet im Aufwerfen der Frage: Wie hat Christus in seiner Zeit gearbeitet, wie würde er in unserer Zeit arbeiten? Er hat Gott transparent gemacht aus dem Gegebenen und ging von da über zu sich und zu seiner Kirche. Das Furchtbare an unserer Zeit ist, dass die Technik Gott zugedeckt hat. Daher der Subjektivismus, die Zügellosigkeit, die Selbstvergötterung, der Vergnügungstau, die Brutalität, die Verlogenheit, die Sinnlichkeit und Opferscheu [...] kurz: das Aufgehen im Irdischen und das Zudecken des Ewigen. Am erschreckendsten zu sehen in der Abnahme der Priester- und Ordensberufe.¹⁸

P. Karl aus dem Rheinland, der mit seinen Fragen diese ausführlichen und ehrlichen Antworten zur Zukunft der Volksmission herausgefordert hat, charakterisiert seinen älteren Mitbruder und Kollegen aus der Ortenau nach dessen Ableben wie folgt:

[...] Ja, unser guter Werner! Wir alle haben ihn sehr geschätzt, er war ohne allen Zweifel der Typ eines Kapuzinervolksmissionars, er war es mit ganzer Seele. Ich weiß nicht mehr, wo ich überall mit ihm zusammen war. Eines weiß ich, ich konnte, ich mochte ihm immer wieder zuhören. Bei meinen ersten Missionen habe ich immer alle Predigten von ihm angehört. Ich habe viel von ihm gelernt. Er war in seiner Art einmalig, er hatte etwas Originelles. Er war ein ganz und gar selbständiger Arbeiter und Schaffer, kein Kompilator, er konnte keine Fertigware gebrauchen. Wie oft habe ich ihn beobachtet: die schwere tiefe Stirnfalte, ein zerkautes Streichholz im Mund, die Priesdose auf dem Tisch, so saß er da, grübelte, sinnierte und schrieb, ohne Bücher, ohne Vorlagen. Von unseren Urgroßvätern galt ihm Martin von Cochem als der Kapuzinermisionar.¹⁹ P. Werner traf wohl gut den Ton des Volkes. Er sprach nicht am Leben vorbei. In den meisten Fällen begann er seine Predigt mit einer erlebten oder auch wohl erdachten Begebenheit aus dem Leben. Das konnte er meisterhaft: erzählen, darstellen. Aber es blieb bei ihm nicht beim Geschichtchen. Er verstand es, vom Beispiel, vom Vergleich den Weg zu tiefsten dogmatischen Wahrheiten, zu christlichen Lebenswerten zu finden. Werner war ungemein kommunikativ. Er sprach mit seinen Zuhörern oft so, dass auf eine rhetorische Frage plötzlich jemand aus dem Zuhörerkreis antwortete. Das war auch immer sein Bestreben, uns Anfänger

zur Kommunikation zu bringen. Wie oft hat er zu mir gesagt: Karl, alles recht, alles gut, was Du sagst, aber Du musst es zu den Gläubigen sagen und es nicht mit rhetorischem Schwung den Kirchenmauern predigen. Karl, mal ein Geschichtchen in die Ausführungen hineinbringen, mal zwischendrin sagen: „Hört mal, ihr Lieben“, oder „Nun passt mal gut auf“, „Hört mal gut zu“ oder dergleichen. Er ließ uns schon ganz und gar unsere Eigenart, kritisierte nicht viel herum, machte uns Mut, gab uns Anweisungen, wie wir es machen sollten. Jede Predigt, so sagte er mir oft, muss ein Brückenbau sein. Du musst Dich in die Gedankenwelt der Zuhörer hineinversetzen, vom Ufer des Milieudenkens den Zuhörer hinüberführen zum Ufer christlichen Denkens, christlicher Lebensschau. Jede Brücke muss ihre tragenden Pfeiler haben. Und die Pfeiler, das sind dann die Dispositionsteile; auf etwas mehr oder weniger Schullogik kommt es da gar nicht an; anschaulich, praktisch, begründet und selbst echt überzeugt, darauf kommt es an. Das alles hat uns der Werner wohl immer vorgemacht. Ihn in allem nachahmen oder gar alles nachmachen, das konnte man freilich nicht. Wie oft ging sein Gemüt, sein Temperament mit ihm durch. Er konnte auf der Kanzel losheulen, aber auch losdonnern. Er war eben von allem, was er sagte, immer selbst gepackt. Er gab bisweilen auch interessante Intermezzos auf der Kanzel. In Essen, wo ich mit ihm zusammen war und er auf meine Bitten hin die Standespredigt der Jungmänner übernahm, sagte er mitten in der Predigt: Karl, hast du schon gezählt, wie viele Jungmänner da sind? Prompt antwortete ich von der Orgelbühne: 492. Und er schreit es förmlich in die Kirche hinein: Potztausend! Herr Pastor, haben Sie es gehört (Er lässt ihn aus der Sakristei kommen). Herr Pfarrer, schauen Sie, hören Sie, Sie hatten mit ca. 100 Jungmännern gerechnet und jetzt haben wir ein halbes Tausend da. Und dann ging's wieder an die Jungmänner: Saperlot, was seid ihr für Kerle! Wo seid ihr am Sonntag bei der hl. Messe, wo seid ihr bei der monatlichen Kommunion? [...]

Ein lieber, urgemütlicher Mensch war P. Werner. Am Abend, wenn das Tagewerk vollbracht war und ganz besonders, wenn eine Mission gut verlaufen war, nach der Schlussfeier. Was konnte er da nicht alles erzählen! Wie viel Kunststückchen konnte er uns da vormachen! Was waren das oft frohe, gelockerte, harmonische Stunden.

Unendlich viel hat unser guter Werner im Weinberg des Herrn gearbeitet. Wie viele Missionen, Exerzitien, religiöse Wochen, Triduen, Einkehrtage, Priestervorträge und Aushilfen mag er gehalten haben? Was mag er an schriftlich ausgearbeiteten Sachen alles hinterlassen? Vieles ist in den letzten Jahren als Ma-

nuskript zur Hilfe und Anregung für die Mitbrüder gedruckt worden. Das geschah aber erst in den Jahren nach dem Krieg. Uns jungen Missionaren hat er früher nie etwas schriftlich gegeben. Er drang immer auf selbständiges Arbeiten. „Nur was man selbst zergrübelt und erarbeitet hat, kann man auch überzeugt von sich geben“, das war sein Standpunkt. Wer sein Vertrauen gefunden hatte, dem konnte er sich mit vielen Fragen und Schwierigkeiten offenbaren. Und der gute Werner hat seine vielen und großen Fragen und Schwierigkeiten gehabt: persönlicher Art, auf dem Gebiet unserer Volksmissionsmethoden, um den Geist unseres Kapuzinerordens. Der liebe Herrgott hat sie ihm jetzt sicher im Licht seiner Herrlichkeit alle genommen. R. i. p. [Requiescat in pace]²⁰

Unter Hitlers Terror

Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten wurde es gefährlich, Volksmissionen zu halten. Man musste aufpassen, was man sagte und durfte nicht politisch werden. Ein Wort gegen den „Führer“ und seine Partei konnte zur Anzeige, zur Haft und auch zur Einlieferung in ein KZ führen. Das Bischöfliche Ordinariat Rottenburg, Abteilung Statistik, veranstaltete 1946 eine Umfrage unter den Klöstern des Bistums, welche Mitglieder von der NSDAP behelligt worden seien und wie. Der Guardian des Kapuzinerklosters in Bad Mergentheim, P. Theodor Lutz von Hasselt (1899–1987), antwortete am 25. Januar 1946:

Durch Maßnahmen des Dritten Reiches wurde von unserem Konvent einzig der derzeitige Vikar P. Werner (Hubert Volk) behelligt.

Bestrafte Handlung: Auf dem Stimmzettel die Bemerkung: „Ja, falls Kampf gegen die Kirche aufhört.“

Strafen: durch die örtliche Sturmabteilung (SA) tätliche Misshandlungen, durch Gestapo sofortige, zeitlich unbegrenzte Landesverweisung.

Unsere 1937 eröffnete Klosterschule (13 Zöglinge) wurde von der Provinzleitung Ostern 1938 geschlossen und die Zöglinge einem anderen Internat zugeteilt, da die Behörde als unabdingbare Voraussetzung für das Weiterbestehen der Schule die geschlossene Überführung der Jungen in die Hitlerjugend (HJ) verlangte. Das leerstehende Internatsgebäude musste ab Sommer 1938 zwangsweise an die Wehrmacht vermietet werden, die es bis Sommer 1940 als Kaserne und bis Kriegsende als Kriegsgefangenenlager benutzte.²¹

P. Theodor schreibt leider nicht, welche Wahl es war, bei der sein Vikar auf dem Stimmzettel die Bemerkung machte: „Ja, falls der Kampf gegen die Kirche aufhört“. Die Wahl vom 10. April 1938 kann es jedenfalls nicht gewesen sein, denn da war P. Werner schon erster Superior im Kloster „Maria Linden“ bei Ottersweier²² und hatte schon einige Konflikte mit der Gestapo hinter sich: 1936 und 1937 verwarnte sie ihn wegen staatsabträglicher Äußerungen. Doch ein Strafverfahren des Sondergerichts Mannheim wegen Vergehens gegen das Heimtücke-gesetz fiel Anfang 1938 unter Amnestie. Umso eifriger suchte die Gestapo einen Grund, den Kapuziner zu verhaften und fand ihn anlässlich der Wahlen zum Reichstag am 10. April 1938, als er noch offener und eindeutiger seine Meinung kundtat. Sie brachte ihm die Gegnerschaft nicht nur der SA, sondern auch der Parteianhänger unter den Katholiken. Er wurde misshandelt und von der Gestapo des Badischen Landes verwiesen.²³

P. Werner suchte Schutz in dem nur wenige Kilometer weiter südlich gelegenen Kloster in Offenburg, das er ja von früher gut kannte. Was geschehen war, wird ausführlich in der *Chronik des Klosters Offenburg* geschildert:

Im April kam P. Werner eines Abends plötzlich in unser Kloster. Er war in großer Aufregung. Bei der Wahl am 10. April hatte er in unbegreiflicher Weise auf seinen Stimmzettel geschrieben: „Für die Reichstagswahl enthalte ich mich der Stimme, weil wir Geistliche nach dem Willen des Führers keine Politik treiben sollen, und ich warte darauf, dass in dem GROSSEN DEUTSCHLAND die katholische Religion DASSELBE RECHT, DENSEL-BEN SCHUTZ UND DIESELBE BETÄTIGUNGSFREIHEIT genießt wie DIE VOM DEUTSCHEN GLAUBEN! Es ist mir recht, wenn mein Wahlschein dem Reichswahlleiter zu Gesicht kommt. P. Werner.“

Die Folge dieser unbegreiflichen Tat war, dass ihm eine aufge-regte Menge am selben Abend die Fenster des Klosters eingewor-fen hat. Als er sich verteidigen wollte und außerhalb des Klosters trat, wurde er durch einen Kinnhaken zu Boden geworfen. Da die Menge auch an den folgenden Tagen sich aufgeregt zeigte und die Polizei die Aufrührer nicht feststellen konnte, glaubte er, sich in „Maria Linden“ nicht mehr halten zu können. Er kam zu uns, fuhr in derselben Nacht zum P. Provinzial. Dieser schickte ihn in unser Kloster zurück, wo er die Entwicklung abwarten sollte. [...] Da auch die weltliche Obrigkeit, besonders der Herr Landrat von Bühl, von einer Rückkehr nach Ottersweier eindringlich abriet, bat er um seine Versetzung. Er wurde nach Kleve versetzt.²⁴

Was hier ausführlich geschildert wird, fasst P. Theodor neun Jahre später in seinem Bericht aus Bad Mergentheim in einem kurzen Satz zusammen, um zu sagen, dass sein derzeitiger Vikar unter der Gestapo gelitten hat. Nach dem Zwischenfall in Ottersweier und der Ausweisung aus Baden wurde P. Werner jedenfalls nach Kleve am Niederrhein versetzt, wo er laut Personal-Schematismus von April 1938 bis September 1943 stationiert war und auch das Amt des Guardians innehatte. Als solcher hatte er eine fiktive Begegnung mit dem Preußenheld, dem „alten Fritz“, über die er ein Gedicht verfasste, das hier später folgt.

Im Mai 1941 wollte P. Werner Mitglied in der Reichsschrifttumskammer werden. Der Antrag wurde im Auftrag der Kammer vom Sicherheitsdienst und vom Kirchenministerium beurteilt. Beide empfahlen den Antrag abzulehnen, weil Hubert Volk politisch unzuverlässig sei. Noch im gleichen Jahr beanstandete die Gestapo ein Glückwunschgedicht. Auf wen er dieses Gedicht verfasst hatte und wie es lautete, war bisher nicht herauszufinden. Ab Anfang 1942 ermittelte die Gestapo auch wegen angeblicher Verbreitung verbotener Druckschriften. In der Tat hatte sich P. Werner als lokaler Direktor bzw. Kommissar des Dritten Ordens (Franziskanische Laien-Gemeinschaft) schon schriftstellerisch hervorgetan,²⁵ aber in den ordenseigenen Zeitschriften ist nichts zu finden, was die Katholiken gegen den Staat aufhetzen könnte. P. Werner war nicht vom Kaliber eines P. Ingbert Naab (1885–1935) aus der benachbarten Bayrischen Kapuzinerprovinz. Dieser hatte „zu Beginn des Aufstiegs der Nationalsozialisten den Verlauf eines faschistischen Regimes unter Adolf Hitler vorgezeichnet und fast prophetisch in der Zeitung *Der gerade Weg*, die er zusammen mit Dr. Fritz Gerlich herausgab, publiziert. Nach den Wahlen von 1933 flüchtete er und entkam so dem Zugriff der Nationalsozialisten, die die Redaktionsräume stürmten und Fritz Gerlich zusammenschlugen, verhafteten und später im KZ Dachau ermordeten. P. Ingbert versteckte sich auf verschiedenen Stationen (Bayern, Württemberg, Schweiz, Tschechien), bis er in Straßburg seiner Krankheit und den Strapazen der Flucht erlag.“²⁶

Gesuchter Exerzitenmeister

War die Volksmission schon eine intensive Seelsorge, so noch mehr die Arbeit mit kleinen Gruppen bei Exerziten, das heißt geistlichen Übungen, wie sie der Gründer der Jesuiten, Ignatius von Loyola (1491–1556), eingeführt hatte. Zielgruppen

solcher Exerzitien waren vor allem Ordensleute, Priester, aber auch Soldaten, Studenten, Brautpaare. Sie boten P. Werner eine willkommene Abwechslung zu den lauten und überfüllten Volksmissionen. Dass es dabei nicht um ein Entweder-Oder geht, erklärt er schon in einer handschriftlich erhaltenen Darlegung, aus der ich hier zitiere:

Wie oft haben wir uns über dieses Thema schon ausgesprochen auf Missionen, Aushilfen und im Kloster. Bald holt der eine, bald der andere einen Gedanken aus der eigenen Denkmachine hervor oder er bringt eine aufgeschnappte Bemerkung von draußen mit. Immer dreht es sich um den Kernpunkt: Mission oder Exerzitien, Mission und Exerzitien? Die vom Freiburger Missionsinstitut haben die Segel entschieden nach dem Exerzitienwind gedreht. Einer hat sich sogar zu der Äußerung verstiegen: „Die Missionen haben sich überlebt.“ Dass er diese Weisheit aus seiner Erfahrung geschöpft hat, glaube ich allerdings vermeinen zu dürfen.

Tatsache ist das Dreifache: 1.) Eine Mission, die zieht, ist für diejenigen, die sie mitmachen, auch heute noch ein seelisches Erlebnis ersten Ranges. 2.) An die große Mehrzahl der wirklich abseits Stehenden kommt die Mission heute nicht mehr heran. 3.) Das ganze Gegenwartsleben ist zu sehr darauf eingestellt, bei der Allgemeinheit, die eine Mission mitgemacht hat, einen nachhaltigen Einfluss für die Zukunft nicht aufkommen zu lassen.

Da sehen nun die Wortführer der Exerzitien-Bewegung das Heilmittel in den Exerzitien. Ich habe schon einmal in einer Konferenz den zahlenmäßigen Beweis vortragen hören, das bei so und sovielen Exerzitien-Häusern im Land und in so und sovielen Jahren die ganze Diözese durchexerziert sei. Ja! Wenn sie kämen! Durch Exerzitien einen direkten, greifbaren Einfluss auf das religiöse Leben der Allgemeinheit zu erzielen, halte ich für eine Utopie! Es ist nicht Aufgabe der Exerzitien, große Sünder aus dem Abgrund zu retten. Exerzitien setzen vielmehr gläubige Menschen voraus; solche, die schon nach Vollkommenheit streben oder doch streben sollen, sowie solche, die zum Höherstreben angeleitet und geschult werden wollen.

Diese indirekte Einwirkung auf die Allgemeinheit durch Erziehung von Apostelseelen in den Exerzitien wird man nicht hoch genug anschlagen können. Daneben behält dann die Mission ihre Eigenart und Bedeutung. Vielleicht dürfen wir Missionare die praktische Folgerung ziehen, unsere Missionstätigkeit etwas mehr darauf anzulegen, auch durch die Mission in jedem Stand eine kleine Schar von Apostelseelen heranzubilden. So würden

Mission und Exerziten einander in die Hand arbeiten und sich ergänzen. Gewiss sollte man meines Empfindens vor allem einmal nicht mit „Exerziten“ benennen, was diesen Namen nicht verdient. Und man schadet der Exerziten-Sache dadurch, dass man Exerziten-Stoff bei jeder beliebigen Gelegenheit (Triduen, Vorträge usw.) verwendet, genau wie man der Missionssache nur schadet, wenn der Missionsstoff Lückenbüßer für alles Mögliche sein muss. P. Werner.²⁷

Im Archiv liegen etliche Bündel ausgearbeiteter Exerziten-Vorträge. Vor allem im Alter widmete er sich ihnen gerne, so dass er auf 329 Exerzitenkurse kam und ähnlich viele Triduen. Doch die letzten aktiven Jahre, die P. Werner nach vielen Jahren in Säckingen wieder in Offenburg verbrachte, wurden schon bald durch Krankenhausaufenthalte und Kuren unterbrochen. In einem ärztlichen Attest vom 6. Mai 1957 bescheinigt ihm der Chefarzt des St.-Joseph-Krankenhauses in Offenburg, Dr. Fritz Kaiser, am Ende einer langen Liste von Beeinträchtigungen:

[...] Die krankhaften Veränderungen am Herzen sind so schwerwiegend, dass nach ärztlicher Auffassung in absehbarer Zeit Herr Pater Werner nicht in der Lage sein wird, seine bisher verrichtete Tätigkeit in der Seelsorge (Missionen und Exerziten) weiter auszuüben. Es ist nichts dagegen einzuwenden, wenn er leichtere Arbeiten im Sitzen verrichtet. Nach der Entlassung aus der stationären Behandlung, deren Zeitpunkt noch nicht feststeht, ist ein längerer Erholungsaufenthalt an einem ruhigen Ort erforderlich.²⁸

In der Tat ist ein Brief erhalten, den P. Werner im folgenden Jahr aus dem Kloster Reute in Oberschwaben geschrieben hat, wohin er zur Erholung gegangen war. Auch dort musste er ins nahe Kreiskrankenhaus in Bad Waldsee eingeliefert werden wegen hohen Fiebers. Er unterrichtet seinen Provinzial P. Theoderich Senftle (1895–1962) darüber, dass er einen für die Schwestern in Reute vorgesehenen Exerzitenkurs nicht halten kann und er in Stühlingen um eine Vertretung gebeten und sie erhalten habe. Er bittet seinen Oberen um Verständnis, dass er „eigenmächtig gehandelt“ habe, weil die Zeit drängte.²⁹

In der *Chronik des Kapuzinerklosters Zell a.H. 1918–1980*, die sich aktuell auch dort noch befindet, lesen wir zu Beginn des Jahres 1964:

Am 17. Januar starb in Offenburg auf dem Weg der Überführung ins Krankenhaus P. Werner. Am Dienstag, den 21. Januar, wurde er hier in Zell, seiner Heimatstadt, begraben. P. Bardo, Definitor, hielt im Auftrag des verhinderten Provinzials das Requiem und die Beerdigung. Viele Geistliche gaben ihm das letzte Geleit. Infolge der Kälte war der Boden 60 cm gefroren, so dass durch einen Kompressor das Grab aufgerissen werden musste.

Kurz fasst sich auch die Heimatzeitung, die am 20. Januar 1964 ohne Foto berichtet:

Am vergangenen Freitag verstarb im 75. Lebensjahr in Offenburg P. Werner Volk. Als ältester Sohn der Eheleute Georg und Karolina Volk am 22. September 1889 in Zell geboren, besuchte er die Klosterschule in Königshofen. Am 17. September 1906 trat er in das Noviziat in Sigolsheim ein. Nach den philosophischen und theologischen Studien in Werne und Münster wurde er am 10. August 1912 zum Priester geweiht. Seine Primiz feierte er in der Wallfahrtskirche. Im ersten Weltkrieg war er Marinepfarrer in Kiel. Viele Jahre wirkte er als eifriger und erfolgreicher Volksmissionar, Exerzitienmeister und Priesterseelsorger. 1962 konnte er in Offenburg sein goldenes Priesterjubiläum feiern. Unermüdlich tätig bis in die letzten Lebenswochen, verzehrte er seine Kräfte in der Arbeit für das Gottesreich. Noch am 8. Dezember 1963 hielt er in der Wallfahrtskirche die Festpredigt.

Das 1976 erstellte *Totenbuch der Kapuziner* vermerkt über ihn: „Marinepfarrer (1915–18), beliebter Volksmissionar, Exerzitienmeister, mehrfach Oberer“ (S. 9). Damit sind seine wesentlichen Tätigkeiten genannt. Es gibt aber noch eine andere Seite an ihm, seine poetische Ader.

Gedichte von P. Werner

P. Werner hat immer wieder kurze Artikel veröffentlicht im *Assisi-Glöcklein*, das in allen Klöstern gelesen wurde. In der Nummer 33 des Jahres 1953 erwähnt er z. B. auch die eingangs schon genannten zwei Frauen, die den ersten Kapuzinern in Zell Kost und Logis gaben. In der Nr. 5 des Jahres 1958 bittet er ums Gebet für eine weitere Wohltäterin, die aus dem Schreilegrund³⁰ stammte: „In Zell ist am Josefstag eine treue Seele im Alter von 79 Jahren heimgegangen zum Vater. Alle, die in Zell auf unserer Schule waren oder als Kapuziner im Kloster, kennen sie. Es ist Therese Gutmann – bekannt als „Schreilebure Theres“. Seit uns „Maria zu den Ketten“ anvertraut ist, ist auch

Therese Gutmann bei den regelmäßigen Reinigungsarbeiten in der Wallfahrtskirche und durch viele andere Dienste eine treue, anspruchslose Helferin gewesen.“

Oft berichtete P. Werner über Volksmissionen, Predigten und Festtage in den Klöstern; letztere waren ihm Anlass, auch Gedichte zu verfassen. Das älteste, das uns erhalten geblieben ist, stammt aus dem Jahr 1936. Es ist sehr allgemein gehalten und konnte zu jedem freudigen Anlass vorgetragen werden. Seine Besonderheit besteht darin, dass es dem Alphabet folgt. P. Werner trug es bei Anlässen wie Hochzeiten, Alten-Nachmittagen und Geburtstagen vor, verschenkte oder verschickte es. Es soll auch hier nochmals erklingen:

A. B. C.

1. *Der Aff' ist ein possierlich Tier / der Blaufuchs hat der Beine vier.*
2. *Currucca pfeift und singt sehr schön / der Distelfink kommt mit dem Föhn.*
3. *Der Eskimo im Eise sitzt / der Filzschuh gegen Kälte schützt.*
4. *Der Gänserich macht viel Radau / der Has' sitzt auf der grünen Au.*
5. *Der Igel ist ein Stacheltier / und Kiebitzeier wünsch' ich mir.*
6. *Gar mancher hat 'ne Laus im Pelz / und Mäuse birgt die Burg von Eltz.*
7. *Ein kostbar' Pelztier ist der Nerz / der Ochs hat einen langen Sterz.*
8. *Gefräßig ist der Pelikan / die Qualle schwimmt im Ozean.*
9. *Der Ritter trägt ein Eusenkleid / der Säugling schreit die meiste Zeit.*
10. *Das Täubchen liebt der Senior nicht / der Uhu ist ein Bösewicht.*
11. *Der Vagabund schläft oft im Grünen / das Wachs bezieh'n wir von den Bienen.*
12. *Xsundheit, Xaver, mit drei X / für Ypsilon man findet nix.*
13. *Das Zebra ist kein Zeppelin / und mich macht dieses Dichten hin.³¹*

Die Stadt Kleve (*Clivia*) wird „die Perle des Niederrheins“ genannt. Dort hatten die Kapuziner seit 1649 ein Kloster, das aber 1802 zerstört wurde. Sie kamen 1866 wieder und errichteten in der Unterstadt ein kleineres Kloster mit Kirche, die dem Heiligsten Herzen Jesu geweiht ist und heute als Pfarrkirche dient. P. Werner war 1938–1943 in Kleve stationiert und Guardian des Klosters.³² Er lässt sich erzählen, warum die Brüder

gratis das Brennholz bekommen: das sei eine alte Tradition aus der Gründungszeit, die Brüder müssten dafür aber für die Armen Seelen beten. Vielleicht war diese Gegenleistung zu seiner Zeit eingeschlafen und er möchte sie wieder beleben. Jedenfalls fingiert er einen Besuch des „Alten Fritz“ beim Guardian in Kleve, der er selber ist.

Der alte Fritz und der P. Guardian in Kleve

*Die Kapuzinermönche hier, / so ließ ich jüngst mir sagen,
sie durften in dem Forstrevier / umsonst ihr Brennholz schlagen.
So doch, dass sie dafür die Pflicht / zu beten übernommen
für Arme Seelen, die noch nicht / im Himmel angekommen.
Für sie, die nach des Herrn Gebot / im Fegefeuer brannten
und reuevoll in ihrer Not / erflehten den Gesandten,
der ihnen diese frohe Mär, / so heiß begehrt, verkündigt:
„Nun folget mir, kommt alle her, / jetzt seid ihr ganz entsündigt!“
Der Preußenheld, der alte Fritz, / kam einst nach Kleves Gauen
und spürte Lust, auch mal den Sitz / der Mönche anzuschauen.
Und wie gedacht, so auch getan, / er fuhr zum Kloster schnelle,
traf alle nebst dem Guardian / schon wartend vor der Schwelle.
Der zeigte ihm den schönen Raum, / die Kirche und die Zellen,
das Tageslicht vermochte kaum / die letzt'ren zu erhellen.
Doch in der Küche brannte hell / ein ziemlich großes Feuer.
Da wandte sich der König schnell: / „Hier ist das Holz nicht teuer!
Und hör, da fällt mir eben ein: / Wie geht's den Armen Seelen?
Sie sind wohl ledig ihrer Pein. / Mir deucht, das kann nicht fehlen.
Ihr betet schon so lange Zeit, / und wenn ihr's recht geübet,
schauen dorten sie die Herrlichkeit, / wo nie ein Aug' sich trübet.“
„Ja, Majestät, wir beten noch, / und zwar an allen Tagen.
Ob sie erlöset sind jedoch, / vermag ich nicht zu sagen.
Sobald ich aber den Bescheid / von oben hab' empfangen,
dann soll er auch in kurzer Zeit / nach Potsdam hingelangen.“
„Ja, ja! Mein guter Guardian, / so wollen wir es halten,
so ist die Sache abgetan, / und alles bleibt beim Alten.“
Er reicht die Hand ihm froh erregt, / und plaudernd ging's zum
Wagen.
Worum sich das Gespräch bewegt, / wusst' keiner mir zu sagen.
Noch aus dem Wagen rief er: „Dank! / Wir bleiben Euch gewogen
in Gnaden unser Leben lang!“ / Und fort die Rosse flogen.³³*

Ein Memento-mori-Gedicht

Am 25. Februar 1954 widmete der Zeller Kapuziner seinem Mitbruder Manfred Intveen, der 1932–1941 Missionar in Li-

tauen gewesen war, und dessen fünf Kursgenossen, die in Münster das 25-jährige Ordensjubiläum feierten, zu ihrem Jubiläum folgendes Gedicht, das er auf eine Postkarte schrieb:

*Lieber Manfred und Genossen, / seid mit meinem Dank begossen!
Die Mixtur will mir gefallen, / so wie mir, so gilt sie allen:
„Vita nostra brevis est“. / Wenn's schwer und wenn es levis ist.
Auch mit 130 Jahren – / ist es doch ein kurzes Fahren
auf der Menschen Lebensbahn. / Ziehst du zum Vergleich heran:
Schöpfung, Sterne, Welt und Licht, / bleibst du stets ein kleiner
Wicht.
Selbst Methusalem wird stumm, / schaut er sich im Weltall um.
Gar vor Gottes ew'gem Reigen / hüllst du dich als Nichts ins
Schweigen.
Doch dem „Brevi finietur“ – / (wenn di Vita gottvoll war)
folgt: „ut animae donetur“, / einst bei Gott ein ewig Jahr.
Jeder schafft's im kurzen Leben, / was sich ewig wird ergeben.
Gruß in Treuen jetzt und ferner / sendet Euch der Bruder Werner.³⁴*

Offenbar hatte P. Manfred oder ein anderer aus seinem Kurs P. Werner in humorvoller Weise ein Lebenselixier angepriesen, auf das er nun ebenso humorvoll eingeht. Das Gedicht lässt erkennen, wie der Zeller Kapuziner das Leben geschaut und verwirklicht und was er im Grunde überall gepredigt hat: das Leben ist kurz; nütze die Zeit, damit du lebst in Ewigkeit. Das erinnert an die Memento-mori-Tradition der Barockzeit: Predigten, die den Menschen nahelegten, täglich daran zu denken, dass sie sterben müssen; an sich schöne, das bunte Leben darstellende Bilder, auf denen aber doch in einer Ecke der Tod lauerte in Form eines Totenschädels oder Sensenmannes. Das Gedicht zeigt auch, wie behände P. Werner mit Latein hantieren konnte. So grüßt uns heute noch aus längst vergangenen Tagen einer, der nach guter alter Kapuzinertradition nie in seiner Heimat Zell stationiert war, jedoch zu den Gründervätern der neuen Niederlassungen in Offenburg und Ottersweier gehört und mit Freude die Anfänge des Zeller Klosters mitbekommen hat. Wie sehr er mit der Ortenau verbunden war, bezeugt auch die Tatsache, dass er den ersten badischen Terziarentag in Offenburg mitorganisierte. Er fand am 21. September 1931 statt und sah so viele Mitglieder, dass für die Predigten und Gottesdienste die Kapuziner- und Klosterfrauenkirche nicht ausreichten, sondern auch die beiden Pfarrkirchen in Anspruch genommen werden mussten. Am Nachmittag um 2 Uhr war Festversammlung in der Stadthalle. P. Kilian Müller OFMCap von Deggingen hatte den Vorsitz. Das Begrüßungs-

schreiben des Hochw. Herrn Erzbischofs Karl Fritz wurde verlesen; in ihm hieß es: „Der dritte Orden des hl. Franziskus ist für alle, die es ernst nehmen mit ihren Verpflichtungen ohne Zweifel eine ausgezeichnete Schule, um sich selbst zu heiligen und im Sinne der Katholischen Aktion an der Befestigung und Ausbreitung des Reiches Gottes mitzuarbeiten.“ Bei dieser Versammlung in der großen Stadthalle hielt P. Werner Volk ein Referat, das in dem Appell gipfelte: „Auf zur Drittordenstat! Durch den religiösen Radikalismus auf Grund der Drittordensregel gegen den heutigen ungesunden Radikalismus.“³⁵ Das mag auch heute noch gelten, wenn der Zeller Kapuziner mit „religiösem Radikalismus“ eine freudige Radikalität gemeint hat, mit der Schwestern und Brüder, die sich an Franz von Assisi orientieren, das Evangelium leben sollten.

Anmerkungen

- 1 *Vollständige Beschreibung der ersten erstaunlichen Wunder=Geschicht / wegen welcher unser Marianisches Gnadenbild MARIA zur Ketten genannt wird. Den andächtigen Wallfahrern zu Lieb Gedruckt zu Rottweil bei Joan. Thaddäo Feyrer, Anno 1749. Ein Wallfahrts- und Gebetbuch zu Ehren der Gnadenmutter Maria zu den Ketten in Zell am Harmersbach*, hrsg. von Ludwig Heizmann. Mit Abbildungen, Lahr, Verlag des Anzeiger: für Stadt und Land, 1916, ²1919. Hadrian Hess, *Maria zu den Ketten. Betrachtungen zu den Altären, Statuen und Gemälden der Wallfahrtskirche in Zell am Harmersbach*, Kapuzinerkloster, Zell am Harmersbach 2016.
- 2 Johannes Berchmans: *Legendenkranz „Maria zu den Ketten“ Zell am Harmersbach*, Verlag Franz Huber, Offenburg 1949; Ders., *Orgelbau*, in *Assisi-Glöcklein*. 51, 1959, 29–31; Nekrolog über ihn in *Fam.-Nachr.* 51, 1968, 84–86
- 3 *Klosterchronik Haslach*, 7, aufbewahrt im Provinzarchiv der Deutschen Kapuziner (= PADK) in Altötting, Abt. Rheinisch-Westfälische Provinz (= RWP), Fasz. 2/3; vgl. Manfred Hildenbrand, *Das Kapuzinerkloster in Haslach im Kinzigtal*, Haslach o. J. (nach 1975), 4.
- 4 Adalbert Ehrenfried: *Die neuen Kapuzinerklöster in der Ortenau*, in *Die Ortenau* 58, 1978, 634–644. Paulinus Veith, *Kapuziner in Stühlingen und Zell am Harmersbach*, in Theodor Hogg/Bernd Mathias Kremer (Hrsg.), *Wo Gott die Mitte ist. Ordensgemeinschaften in der Erzdiözese Freiburg in Geschichte und Gegenwart*, Lindenberg – Beuron 2002, 141–145.
- 5 Werner Volk: *Die Anfänge der Klostergründung in Zell*, in *Assisi-Glöcklein. Familien-Nachrichten der Rhein.-Westf. Kapuzinerprovinz* 35, 1953, Nr. 33, S. 31–32. Nekrolog zu P. Cassian ebd. 37, 1955, Nr. 42, S. 27–28. Ab 1963 fällt der Haupttitel *Assisi-Glöcklein* weg.
- 6 *Biographisches Lexikon der Katholischen Militärseelsorge Deutschlands 1848–1945*, hrsg. von Hans Jürgen Brandt und Peter Häger, Bonifatius, Paderborn 2002, 859.
- 7 *Festschrift zur Konsekration der Sankt-Fidelis-Kirche Offenburg* 28. April 1963, Kapuzinerkloster, Offenburg 1963; *Pfarrbrief der Gemeinden St. Fidelis – Bühl – Griesheim. Jubiläumsausgabe 50 Jahre „Klösterle“ in Offenburg* (Die Pfarrschaukel, Nr. 9 + 10), Kapuzinerkloster, Offenburg 1977. Manfred Merker, *Franziskanische Spuren in Offenburg: ein Beitrag zur Kulturgeschichte der Ortenau*, in *Collectanea Franciscana* 84, 2014, 23–78, bes. 69–71: „Die neuen Kapuziner von 1927 bis 2002 in St. Fidelis.“

- 8 Ferdinand della Scala, *Der heilige Fidelis von Sigmaringen. Erstlingsmartyrer des Kapuzinerordens und der „Congregatio de propaganda fide“*. Ein Lebens- und Zeitbild aus dem 16. und 17. Jahrhundert, Verlag Franz Kirchheim, Mainz 1896; Oktavian Schmucki, *Fidelis von Sigmaringen (1578–1622)*. *Bibliographie*, Istituto Storico dei Cappuccini, Rom 2004.
- 9 Werner Volk, *Der hl. Fidelis als Missionar. Festpredigt gehalten am 28. April, in 1622–1922. Jubiläumspredigten zu Ehren des hl. Fidelis von Sigmaringen, Erstlingsmartyrer des Kapuzinerordens und der Gesellschaft zur Verbreitung des Glaubens, gehalten in der Festwoche zu Feldkirch vom 23. bis 30. April 1922*, hrsg. von Willibald Kramer, Verlag des SLW, Feldkirch 1923, 101–108.
- 10 Vgl. Leonhard Lehmann, *150 Jahre Kapuziner vor dem Neutor*, Münster 2008.
- 11 *St. Franziskusblatt* 56, 1934, 211; vgl. auch einen weiteren Bericht S. 284.
- 12 Lisel Gutwenger, *Pater Leopold Mandic. Der Heilige zwischen Ost und West, ein charismatischer Beichtvater*, Christiana-Verlag, Stein am Rhein 1983.
- 13 *Unsere Volksmissionen*, in *Assisi-Glöcklein* 15, 1933, Nr. 3, S. 78–83, Gengenbach S. 81.
- 14 Veröffentlicht in *Assisi-Glöcklein* 32, 1950, Nr. 23, S. 5–8.
- 15 Werner Volk, *Zu unseren Volksmissionen*, in *Assisi-Glöcklein* 33, 1951, Nr. 24, S. 1.
- 16 Ebd. S. 2–3.
- 17 Ebd. S. 4–5.
- 18 Ebd. S. 6–7. Vgl. Stefan Knobloch, *Missionarische Gemeindebildung. Zu Geschichte und Zukunft der Volksmission*, Passau 1986.
- 19 Martin von Cochem (1634–1712) war über zwei Jahrhunderte der meistgelesene religiöse Volksschriftsteller. Sein *Leben und Leiden Christi* erschien noch 1912 bei Herder Freiburg als schön ausgestattetes Hausbuch; seine *Erklärung des heiligen Messopfers noch 1953* beim Jodok-Verlag in Überlingen. Vgl. Leonhard Lehmann, *Durch Bücher zum Beten bewegen. Zum 350. Geburtstag des Volksschriftstellers Martin von Cochem*, in *Wissenschaft und Weisheit* 48, 1985, 196–226.
- 20 Karl Kühlkamp, *P. Werner als Missionar*, in *Fam.-Nachr.* 46, 1964, 37–40.
- 21 Diözesanarchiv Rottenburg, Bestand: G 1.5, Nr. 152; Kopie im PADK Altötting, RWP, Mappe 427, Dok. 5. *350 Jahre Kirche und Kloster der Kapuziner in Bad Mergentheim 1628–1978*, hrsg. vom Kapuzinerkloster, Bad Mergentheim 1978; S. 52 ist die Anwesenheit von P. Werner für 1944/45 vermerkt, während P. Theodor von 1938 bis 1946 Guardian war.
- 22 Adalbert Ehrenfried, *Maria Linden bei Ottersweier*, Konkordia Verlag, Bühl 1974.
- 23 Vgl. Roland Weis, *Würden und Bürden. Katholische Kirche im Nationalsozialismus*, Freiburg 1994, 169; *Priester unter Hitlers Terror. Eine biographische und statistische Erhebung*, bearbeitet von Ulrich von Hehl, Christoph Kösters, Petra Stenz-Maur und Elisabeth Zimmermann, 4., durchgesehene und ergänzte Auflage, Schönningh, Paderborn 1998, Band I, 655.
- 24 *Chronik des Klosters Offenburg*, S. 2, im PADK Altötting, RWP, Nr. 530. Der Text ist zitiert bei Harald Weber, *Kapuziner im Nationalsozialismus. Ein Beitrag zur Geschichte der Rheinisch-Westfälischen Kapuzinerprovinz*, in *Wissenschaft und Weisheit* 72, 2009, 251–283, hier 259, Anm. 45.
- 25 *Franziskus und Klara. Die Anfänge des Dritten Ordens*, in *St. Franziskuskalender 1912*, S. 14; *Die Ehrfurcht des hl. Bruder Konrad vor dem Priester*, in *Audi Filia* 8, 1934/35, 75–80; *Seliges Sterben*, ebd. 9, 1935/36, 177–182; *Die makellose Jungfrau Maria als Neuschöpfung in Christus*, ebd. 12, 1938/39, 5–9; *Die hl. Rosa von Viterbo – Wunderkind der Kraft Gottes*, ebd. 125–132; *Das Innenleben des Terziaren*, in *Der Ordensdirektor* 19, 1925, 172–176; *Franziskus als Meister der Innerlichkeit*, ebd. 20, 1926, 144–148.
- 26 Harald Weber, *Kapuziner im Nationalsozialismus*, 260; vgl. Helmut Witetschek, *Pater Ingbert Naab OFM Cap., ein Prophet wider den Zeitgeist*, München 1985.
- 27 Werner Volk, *Zur Exerzitien-Bewegung bei uns*, in *Assisi-Glöcklein* 7, 1925, Nr. 3, S. 6–7. Zu Geschichte und Sinn der Exerzitien vgl. Paul Imhof – Manfred Scheuer, *Exerzitien*, in *Lexikon für Theologie und Kirche*, Bd. III, Freiburg 1995, 1106–1111.
- 28 PADK Altötting, RWP, Mappe 427, Dok. 459.
- 29 PADK Altötting, RWP, Mappe 427, Dok. 460.
- 30 Schreilegrund heißt ein Ortsteil von Unterharmersbach, der nur zwei Häuser hat; er liegt zwischen Hohstahl und Gefäll. Beim „Schwarzen Adler“ biegt man von der Hauptstraße rechts ab und fährt in die Schreilegasse am Schreilebach entlang etwa 2 km bis zum Ende des engen Tales.
- 31 PADK Altötting, RWP, Mappe 427, Dok. P 284.

- 32 Eelco Hekster, *Kapuzinerkloster Herz-Jesu in Kleve*. Books on Demand, Norderstedt 2011.
- 33 *Assisi-Glücklein* 32, 1950, Nr. 20, S. 23–24.
- 34 *Fam.-Nachr.* 46, 1964, 41. Ebd. S. 32–37 „Etwas über die Volksmission und die Mission in Aachen“ von P. Karl.
- 35 *Der Ordensdirektor* 25, 1931, 26–27.

Die Schiltacher Bürger- und Volkswehren 1918/19

Helmut Horn

Erstaunlicherweise tauchen in den Akten des Schiltacher Stadtarchivs in der postrevolutionären Zeit von 1918/19 drei verschiedene Wehren auf. Trotz relativ rarer Nachweise ihrer Existenzen seien sie hier etwas näher beleuchtet und in den Kontext der damaligen Zeit gesetzt.

Noch unmittelbar vor dem Umsturz weist das badische Innenministerium am 9. November 1918 die Bezirksämter an, gegenrevolutionäre Bürgerwehren zu bilden, die bei inneren Unruhen in der Lage sein sollen einzugreifen. In erster Linie sollen die Wehren aus Angehörigen von Krieger- und Schützenvereinen bestehen.¹

So informiert der Wolfacher Amtsvorstand „die Bürgermeisterämter des Bezirks“ mit Schreiben vom 10. November 1918 „Die Oeffentliche Sicherheit betr.“:

Nicht wegen heute schon bestehender Gefahr sondern in Erwägung, dass bei der gegenwärtig in den grossen Städten bemerkbaren Unruhe, wenn nicht die Zufuhr so doch die Verteilung der Lebensmittel stocken und dann die dort befindlichen Personen zur Selbsthilfe genötigt sein könnten, empfehle ich in dortiger Gemeinde eine Bürgerwehr (vielleicht in Anschluss an Feuerwehr oder Militärverein) zu gründen.

Ich werde mich bemühen, den Mitgliedern dieser Wehr, falls dies gewünscht wird, Waffen und Munition zu besorgen.

Ich sehe bis 14. ds. Mts einen Bericht entgegen, für wieviel Personen einer dortigen Wehr Waffen und Munition gewünscht werden.²

Durch die Ereignisse der nächsten Tage sollte diese Initiative eigentlich gegenstandslos werden. Denn die bisherige Regierung ist nicht mehr weisungsbefugt. Und seit dem 10. November 1918 ist eine neue provisorische Regierung im Amt. Außerdem haben inzwischen die Soldatenräte die polizeiliche Macht ergriffen.

Jede Bildung bewaffneter Formationen muß [...] unter den neuen Machtverhältnissen mit den Arbeiter- und Soldatenräten rechnen.³

Das Generalkommando regt trotz der gewechselten Machtverhältnisse an, zur Aufrechterhaltung der Sicherheit *Bürger- und Volkswehren* aufzustellen.

Abgesehen von dem Willen der Arbeiter- und Soldatenräte, die neue Ordnung zu sichern, gibt es mit dem Kriegsende zusammenhängende Umstände, die ein Interesse aller Behörden konstituieren, kurzfristig neue Wehrverbände aufzustellen: Die Rückführung des Westtheeres, die Demobilisierung, die Räumung der neutralen Zone innerhalb eines Monats und ein viel zu geringer Bestand an Polizeitruppen.⁴

Baden ist vom Rückzug des Frontheeres stark betroffen, da Elsass-Lothringen laut Waffenstillstandsbedingungen innerhalb von 15 Tagen geräumt sein muss. So durchqueren ca. 250000 bewaffnete Soldaten Baden auf dem Weg in die Heimat. Zusätzlich „müssen in einer neutralen Zone von 10 km östlich des Rheins alle Militärpersonen abgezogen werden“.

Die Soldatenräte übernehmen die Aufgaben, den weitverbreiteten Verkauf von Heeresgut durch Soldaten und Offiziere zu bekämpfen, die Entwaffnung und Demobilisation der Soldaten durchzuführen und mitunter eindringlich aufzuklären, nicht gegen die neuen Machtorgane vorzugehen.⁵ Jedoch konzentrieren sich die Soldatenräte auf die Garnisonsstädte und somit ist weitere Unterstützung notwendig, v. a. in den Orten ohne Soldatenräte.

Die *Volksregierung*⁶ in Baden reagiert darauf mit einer telegraphischen Anweisung der Minister des Innern (Haas) und für militärische Angelegenheiten (Brümmer) an die Bezirksämter vom 12. November, umgehend *Volkswehren* wegen der kurzfristigen Räumung großer Teiler Badens zu bilden.

Innerhalb 30 Tagen müssen große Teile Badens, darunter wichtige Städte, militärisch geräumt werden [...] Zur Aufrechterhaltung der Ordnung sind daher sofort Volkswehren zu bilden. [...] In allen Städten ist die Volkswehr so stark zu bemessen, daß ständig eine große Truppe zum Angriff bereit steht, die auch starken Banden, die sich bilden, entgegenzutreten die Macht hat. [...] Oberstes Ziel ist: Aufrechterhaltung der Ordnung, Sicherung der Verpflegung des Landes, Schutz von Frauen und Kindern.⁷

Das Bezirksamt Wolfach informiert am 14. November sämtliche Bürgermeister „die öffentliche Sicherheit – hier – die Bildung von *Volkswehren* betr.“:

Die Volksregierung in Karlsruhe gezeichnet Haas, Brümmer, hat nunmehr die Bildung starker Volkswehren in jedem Amtsbezirk ausdrücklich angeordnet. Die Volkswehr soll lediglich zur Aufrechterhaltung der Ordnung und dem Schutz von Leben und Eigentum dienen. Zur Bildung der Wehr werden zunächst die Bürgermeister der 4 Städte veranlaßt[,] einen Stamm von 5–12 ortsansässigen, ehrenhaften Männern gegen eine Tagesgebühr von 10,- M einzustellen. Die Männer sind, wo ein Arbeiter oder Soldatenrat besteht, in Einvernehmen mit diesem zu wählen, womöglich sind tapfere ehemalige Soldaten, die mit der Handhabung der Waffen schon vertraut sind zu gewinnen. Die Ortswehr soll ihren Hauptmann wählen. Auf Wunsch stellt sich der Stadtkommandant der Gendarmerie zur Verfügung. Aber auch das übrige Polizei- und Forstschutzpersonal ist beizuziehen.

Außer Bildung dieses Stammes, sind möglichst viele weitere zuverlässige Männer aus der Stadt, deren Zeit es irgendwie erlaubt, aufzufordern[,] der Volkswehr beizutreten. Die Bürgermeisterämter der umliegenden Landorte fordern ihre Einwohner zum Beitritt zur Ortswehr der nächsten Stadt auf. Auch diese Wehrmitglieder erhalten an den Tagen[,] an denen sie tätig sind, 10.-M. Doch werden sie zunächst nur zur Unterrichtung sich stellen und dann ihrer Arbeit wieder nachgehen[,] um von Zeit zu Zeit zur einer Vollversammlung der Wehr zusammen zu kommen, stets aber sich auf Gefahrruf bereit zu halten.

Nach Bildung der Ortswehren werden wir nach Anhörung derselben einen Bezirkshauptmann bestellen, dem namentlich obliegt[,] das [Z]usammenwirken der Ortswehren des ganzen Bezirkes gegen besonderes starke Räuberbanden zu leiten.

[...]

Die übrigen Bürgermeisterämter wollen ein Verzeichnis der Personen vorlegen, die sich der Ortswehr angeschlossen haben. Sie dürfen die Sache nicht leicht nehmen, denn gerade die Landorte, in den die Städter unerschöpfliche Vorräte vermuten, sind zu schützen.

Obgleich die Volksregierungen, Arbeiter- und Soldatenräte in der Reichs- und allen Landeshauptstädten vor Vergreifen an Leben und Eigentum dringend warnen und Todesstrafe darauf androhen, sind jetzt schon an manchen Orten fern der Hauptstädte üble Plünderungen vorgekommen. Deshalb ist der Auftrag der Volksregierung raschestens auszuführen.⁸

Es entstehen von Ort zu Ort stark abweichende Wehren in Bezug auf Zusammensetzung und Leitung. Teilweise sind es „ausgesuchte Genossen“,⁹ dann Arbeiter- und Soldatenräte, in Karlsruhe ein Drittel bürgerliche Bewerber. Dort besteht man

aber darauf, dass „der Rest von den Arbeitern und Soldaten gestellt würde“.¹⁰ Auf Protest der Räte stößt das Entstehen von rein bürgerlichen Wehren.

In Schiltach hingegen finden sich, wie wir weiter unten sehen werden, erst mal keine Arbeiter in den Wehren.

Anfangs ist vonseiten Hermann Hummels,¹¹ der als Stellvertreter von Johannes Brümmer im Ministerium für Militärische Angelegenheiten amtiert, geplant, die Volkswehren zu zentralisieren, um die radikale Linke in die politische Führung einzubinden. Brümmer von der USPD schlägt Hermann Remmele,¹² ebenfalls USPD, für die Organisation der Volkswehr vor. Dessen Bedingungen sind:

*Ersetzung des noch bestehenden Heeres durch die Volkswehr, Übernahme sämtlicher Waffen- und Munitionsbestände durch die Landeszentrale der Volkswehr, unmittelbarer Verkehr der Zentralleitung der Volkswehr mit den örtlichen Unterstellen, selbständige Wahl des gesamten Arbeitsstabs der Zentralbehörde und Betätigungsrecht gegenüber den örtlichen Leitungen der Volkswehr.*¹³

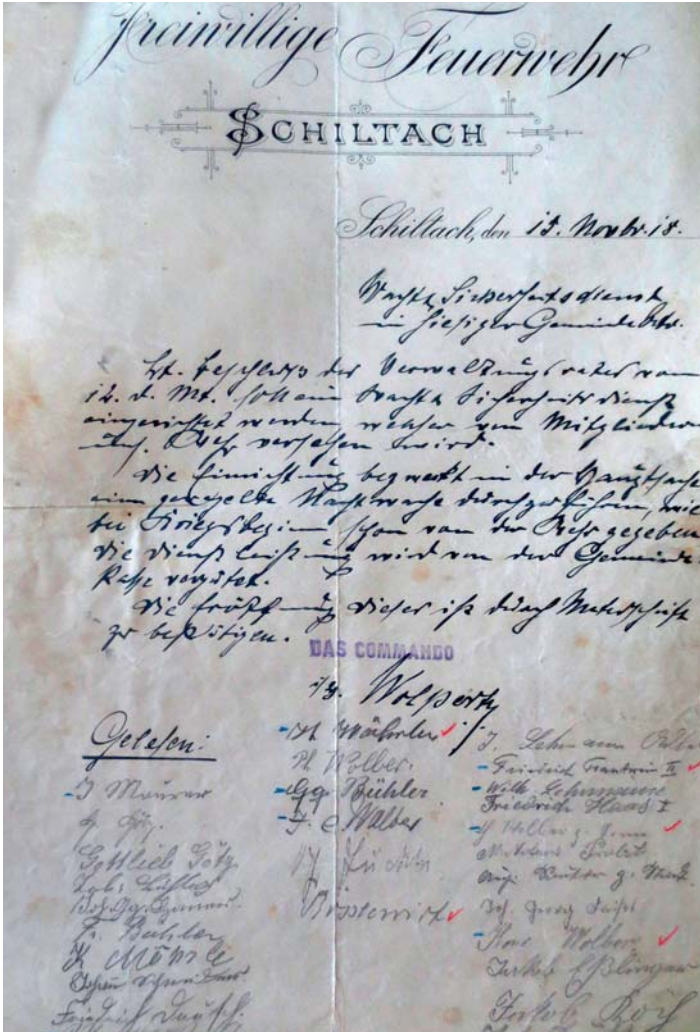
Adam Remmele¹⁴ aber durchschaut die Absichten, die letztendlich hinter den von seinem Bruder genannten Bedingungen stecken:

*Aus diesen Forderungen schaute deutlich die Absicht heraus, die Staatsumwälzung weiter zu treiben, und zwar in der Richtung auf das Ziel einer proletarischen Klassenherrschaft. Gewisse Kreise wollten eben aus den Volkswehrformationen ein Fundament für eine später zu errichtende „Rote Armee“ machen.*¹⁵

Die meisten Kabinettsmitglieder teilen diese Ansicht, sodass eine Zentralisierung nicht mehr weiter verfolgt wird. „Selbst die USPD-Minister setzen sich offenbar kaum für H. Remmele und seine Konzeption ein.“¹⁶

In Mannheim und Karlsruhe liegen das Kommando und die Organisation beim Arbeiter- und Soldatenrat. Die Hauptaufgabe besteht in der Bewachung öffentlicher und privater Anlagen, der Verfolgung von Schiebern und Hamsterern sowie dem Schutz von zurückgelassenem Militärgut.¹⁷

Ende November zeigen die „26 Amtsbezirke die Existenz von Volkswehren mit insgesamt ca. 14 500 Mann an“.¹⁸ Im Dezember wird festgestellt, „daß die Volkswehren ihren Aufgaben im allgemeinen bisher durchaus gerecht geworden und daß sehr erhebliche Werte durch sie geborgen und geschützt worden sind“.¹⁹



Liste der Feuerwehr-Wehr 1918 (Stadtarchiv Schiltach)

Im Stadtarchiv Schiltach findet sich ein Schreiben der Freiwilligen Feuerwehr vom 15. November 1918: „Wacht u. Sicherheitsdienst in hiesiger Gemeinde betr.“:

Lt. Beschluss des Verwaltungsrates vom 12. d. Mt. soll ein Wacht u. Sicherheitsdienst eingerichtet werden, welche von Mitgliedern uns. Wehr versehen wird. Die Einrichtung bezweckt in der Hauptsache eine geregelte Nachtwache durchzuführen, wie bei Kriegsbeginn schon von der Wehr gegeben. Die Dienstleistung wird von der Gemeindekasse vergütet [...]²⁰

Unterzeichnet ist das Schreiben von Bürgermeister Wolpert und mit dem Stempel „Das Commando“ versehen.

Dieser Beschluss „des Verwaltungsrates“ ist nicht im Protokoll des Gemeinderates vermerkt, da zu dieser Zeit keine Sitzung stattfindet. Es ist wahrscheinlich, dass sich die Bildung dieser Wehr an dem Schreiben des Wolfacher Amtsvorstandes vom 10. November orientiert, in dem ein „Anschluss an Feuerwehr“ empfohlen wird.

Neben der Liste der *Feuerwehr-Wehr* finden sich zwei Listen von *Volkswehren* im Stadtarchiv in Schiltach, von denen nicht gesagt werden kann, ob die unterschiedlichen Wehren, einmal bürgerlich, einmal arbeiterlich, hintereinander oder parallel existieren, ob sie überhaupt agieren oder nur auf dem Papier stehen.

Zum einen gibt es eine Liste von zehn Mann, von der auch der Bürgermeister spricht, als er dem Bezirksamt als Antwort auf sein Schreiben vom 14. November am 18. November mitteilt, dass sich eine „Volkswehr“ gebildet hat. Obmann ist Christian Armbruster, sein Stellvertreter Wolber z. Rössle (Anm.: in Klammer immer der Jahrgang):

1. Armbruster, Chr. (1859)
2. Wolber z. Sonne (1867)
3. Wöhrle, Heinr. (1869)
4. Schillinger, Küfer (1869)
5. Trautw II x mstr. (1873)
6. Wolber, Konrad (1873)
7. Scheerer, Sattlermstr. (1874)
8. Gubler, Joh. (1878)
9. Wolber z. Rössle (1878)
10. Kast, Schmiedmstr (1879)²¹

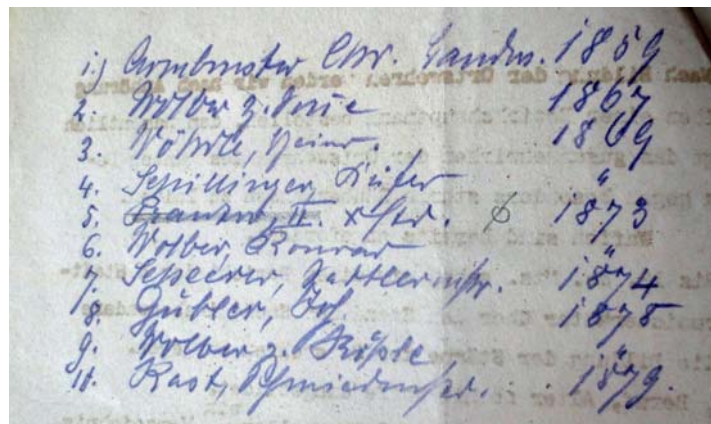


Abb. 2: Liste der bürgerlichen Volkswehr von 1918, Stadtarchiv Schiltach

Ohne Zweifel sind hier keine Arbeiter und keine Räte dabei, es ist eine bürgerliche Wehr. Sei es, dass sich bis zum 18. November 1918 in Schiltach noch keine Räteorganisation gebildet hat, oder sei es, dass sie entgegen dem Sinn der Anweisung der badischen Volksregierung übergegangen worden ist.

Und dann gibt es zwei nichtdatierte Listen, die eindeutig Arbeiter umfassen. Im „Namensverzeichnis der Volkswehr Stammmannschaft“²² sind 15 Namen aufgezeichnet (Anm.: in Klammer immer der Jahrgang):

1. Höhn Friedr. Führer (1879)
2. Faist Jakob Stellv. (1881)
3. Faist Georg Waffenmeister (1889)
4. Aberle Abraham (1888)
5. Aberle Philipp (1876)
6. Bühler Tobias (1882)
7. Faist Hermann (1871)
8. Faiss Johann (1874) (Anm.: soll wohl Faist heißen)
9. Kamm Georg (1890)
10. Lutz Johann (1887)
11. Müller Christ. (1884)
12. Probst Wilhelm (1873)
13. Schaib (1884)
14. Schorn Josef (1884)
15. Springer Wilhelm (1889)

Die zweite Liste umfasst die „Reserve Mannschaften“ und enthält nochmals 19 Namen. Eine offizielle Mitteilung vom „1. Jan. 1919“ lautet:

*Der Stamm der Wehr z. 1. Jan. 1919: 15 Mann und 20 Mann Reserve. Obmann ist Fr. Höhn Säger. Stellvertr. J. Faißt, Polierer [.] Weitere Munition ist nicht erforderl. Aufwendungen für die Volkswehr wurden bis jetzt keine gemacht.*²³

Mit Abraham Aberle, Georg Faist, Friedrich Höhn, Wilhelm Probst tauchen vier Namen in der Stammmannschaft auf, die nachweislich auch dem Volksrat angehören. Mit Georg Sauerbrunn, Mathias Schmieder, Konrad Wolber und fraglich August Wolber (= A. Wolber bei den Räten?) nochmals drei oder vier Namen in der Reservemannschaft.

Am 2. Dezember teilt das Bezirksamt Wolfach mit, dass die „für die Volkswehren des Bezirks bestellten Gewehre und Munition“ eingetroffen sind und am 6. Dezember am Bahnhof – Güterhalle Wolfach abgeholt werden können.²⁴ Für Schiltach sind dies 40 Stück.²⁵ Welche Wehr in Schiltach damit beliefert wird, ist den Archivunterlagen nicht zu entnehmen.

Liste der arbeiterlichen
Volkwehr von 1918
(Stadtarchiv Schiltach)

Namens-Verzeichnis der
Volkwehr. Stammanschaft
geboren

1	Hölm Friedr. Fintze	1879
2	Faist Jakob Stellr.	1881
3	Faist Jorgg. Waffenmeister	1889
4	Abele Abraham	1888
5	Abele Philipp.	1876
6	Bühler Tobias	1882
7	Faist Hermann	1871
8	Faist Johann	1874
9	Kamm Jorgg	1840
10	Lutz Johann	1882
11	Müller Christ.	1884
12	Probst Wilhelm	1873
13	Schait.	1884
14	Schren Joseph	1884
15	Springer Wilhelm	1889

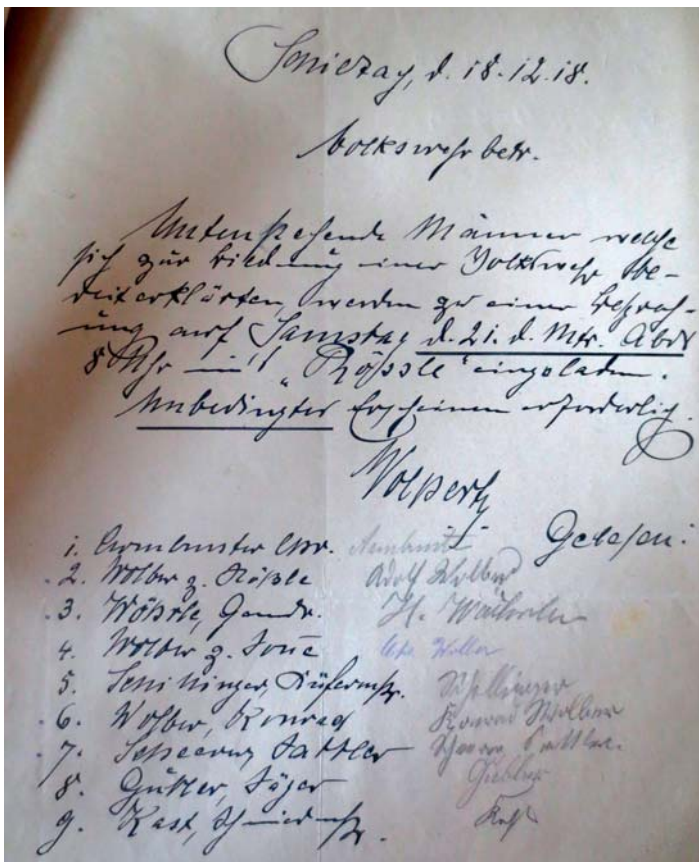
Unklar aufgrund der Datenlage im Schiltacher Stadtarchiv ist, ob gleichzeitig oder nacheinander zwei verschiedene Wehren in Schiltach existent sind. Mysteriös wird es, als Bürgermeister Wolpert am 18. Dezember die Männer der zuerst gebildeten „Volkwehr“ ins Rössle einlädt. Hieß sie doch ursprünglich „Bürgerwehr“ und war exakt eine solche und keine „Volkwehr“. Seit Anfang Dezember gibt es nachweislich einen Schiltacher Volksrat und keinesfalls hätte eine Volkwehr ohne dessen Zustimmung existieren dürfen.

Untenstehende Männer welche sich zur Bildung einer Volkwehr bereit erklärten, werden zu einer Besprechung auf Samstag, d. 21. d. Mts ABd. 8 Uhr ins Rössle eingeladen. Unbedingtes Erscheinen erforderlich.²⁶

Auf dieser Liste sind die Männer der Wehr aus dem November verzeichnet.

1. Armbruster Chr.
2. Wolber z. Rößle
3. Wöhrle, Gemdr.
4. Wolber z. Sonne
5. Schillinger, Küfermeister
6. Wolber, Konrad
7. Scheerer, Sattler
8. Gubler, Säger
9. Kast, Schmiedmstr.

Was mit dieser Einladung, die „unbedingtes Erscheinen erforderlich“ macht, bezweckt wird, öffnet Raum für viele Spekulationen, die mangels weiterer Information nicht weiter verfolgt werden können. Bildet sich erst zu diesem Zeitpunkt die Wehr



Einladung zur Bespre-
chung am 21.12.1918
(Stadtarchiv Schiltach)

der Arbeiter, die spätestens ab 1. Januar 1919 aktenkundig ist? Zumindest kann man annehmen, dass eine Arbeiterwehr dem Bürgertum suspekt ist. Welche Angst treibt das Bürgertum vor Weihnachten 1918 um, ihre Bürgerwehr zu (re)aktivieren?

Eingang in das Protokoll des Gemeinderats finden die Wehren nicht. Über irgendwelche Aktivitäten der Wehren gibt es auch keine Archivalien, sodass wir nur ihre Existenz in Schiltach zur Kenntnis nehmen können, ihre weitere Bedeutung aber bleibt im Dunkeln.

Anfang Dezember räumt Marschall Foch der deutschen Waffenstillstandskommission das Recht ein,

*[...] in der neutralen Zone Polizeitruppen zu installieren. Hieraus ergibt sich, daß die Volkswehr in der neutralen Zone nur als Polizeitruppe tätig sein kann, d. h. sie muß den Polizeibehörden angegliedert sein und darf auch äußerlich nicht den Eindruck einer militärischen Truppe machen.*²⁷

Wie die Landeszentrale²⁸ weiter mitteilt, darf ab jetzt in der neutralen Zone u. a. die Kleidung nur noch der Zivilkleidung gleichen, als Waffe nur noch die Pistole statt dem Gewehr getragen werden und jeder Volkswwehrmann muss eine Legitimation erhalten, „aus der außer den Angaben über seine Personalien ersichtlich ist, daß er als Hilfspolizeibeamter seines Wohnortes zu betrachten ist“.²⁹

Die neutrale Zone ist eine 10 km breite Zone östlich des Rheins, die entmilitarisierte Zone 50 km östlich des Rheins. Schiltach liegt also in der entmilitarisierten Zone, sodass die Anordnungen für die neutrale Zone Schiltach nicht betreffen.

Nachdem das Westtheer bis Anfang Dezember 1918 fast vollständig rückgeführt ist, fallen zunehmend die Aufgaben der Volkswehren weg. Die Volkswehren, die regulären Truppeneinheiten zugeordnet sind, müssen die neutrale Zone verlassen. Die anderen sind nun keine militärische Einheiten mehr, sondern „Unterstützungseinheiten der örtlichen Polizeikräfte“.³⁰

Am 9. Dezember 1918 wird vom Ministerium des Innern für die neutrale Zone angeordnet, „daß die Volkswehr dort in Betracht der Entmilitarisierung nur als Polizeitruppe tätig sein kann“.³¹ Zwei Tage danach teilt der Innenminister den Bezirksämtern mit,

[...] daß mit der Beendigung des Truppen-Rückmarsches die Tätigkeit der Volkswehren nunmehr wesentlich eingeschränkt werden könne. Insbesondere seien verstärkt ehrenamtliche Dienste einzurichten; die Stelle der Bezirkshauptleute sei nun im allgemei-

*nen überflüssig; die Bewaffnung sei auf das unbedingt Erforderliche zu beschränken.*³²

Dies bedeutet, dass die Volkswehren nicht mehr unter Kontrolle der Räteorganisationen stehen, sondern ausschließlich unter der des Bezirksamts, speziell hier der Polizeibehörde. Das Mitteilungsblatt der Landeszentrale für die Räte vom 24. Dezember 1918 aber teilt mit, dass bei Beratungen in Karlsruhe es „ausdrücklich als selbstverständlich betrachtet“ wurde, „daß diese Organisationänderung im Einvernehmen mit den Arbeiterräten durchgeführt werden soll“.³³

*Es kann also keine Rede davon sein, daß die Volkswehren grundsätzlich jedes Einflusses der Arbeiter-Räte entzogen werden sollen.*³⁴

Verwiesen wird auf den Erlass vom 11. Dezember, in dem das Ministerium des Innern „ausdrücklich“ darauf hinweise,

*[...] es könnte in allen Orten, in welchem sich eine Verminderung der Zahl der Wehrmänner als zweckentsprechend herausstellt, eine ehrenamtlich tätige Volkswehr eingerichtet werden, welche im Bedarfsfall zusammengerufen werden kann. Diese Notwendigkeit könnte sich herausstellen, wenn etwa Plünderungen usw. versucht werden sollten.*³⁵

In den Großstädten ändert sich folglich durch die Bestimmung wenig, da dort noch weiterhin großer Bedarf an Wachpersonal besteht. Trotzdem reduziert sich mit Wegfall der Aufgaben zunehmend der Personalbestand der Volkswehren. Dass die „Herabsetzung des Mannschaftsstandes der Volkswehren“ gerechtfertigt ist, begründet das Amtsblatt damit, dass die Demobilisierung im Badischen Lande beendet sei und eine Bewachung von Heeresgut kaum noch in Frage komme. Folglich „lassen sich allzuhohe Ausgaben für die Zwecke der Volkswehr nicht mehr rechtfertigen“.³⁶

Heftig kritisiert wird in diesem Amtsblatt das „eigenmächtige Vorgehen der Heeresleitung“ mit dem Einmarsch von Militärpolizei in die neutrale Zone. Die vorläufige Regierung hat deshalb in Berlin bei dem *Rat der Volksbeauftragten*³⁷ gegen den Einmarsch der Polizeitruppen, „ohne daß diese gerufen waren“, „lebhaft Einsprache erhoben“.³⁸ Die Landeszentrale weist darauf hin, dass die vorläufige Regierung sich dagegen wehren müsse, „daß ihr die Militärgewalt nicht wieder solche Unannehmlichkeiten bereite, die dem Ansehen der Zentralgewalt des Landes außerordentlichen Schaden zufügen“.³⁹

Zum Abschluss des Artikels stellt die Landeszentrale fest, dass die Zeiten sehr ernst sind, „und wer Land und Volk lieb hat, der sollte seine Aufgabe darin erblicken, Schwierigkeiten helfen zu beseitigen, anstatt solche helfen zu vergrößern“. Gemeint ist damit das Misstrauen gegen die badische Regierung, „als ob dieselbe mit der Militärgewalt gegen das revolutionäre Volks unter einer Decke spiele“.

*Wenn es uns gelingt, die Ordnung aufrecht zu erhalten bzw. sie neu aufzubauen, dann droht der Republik keine Gefahr. Gefahr droht ihr aber, wenn Mißtrauen um sich greift und der Rechtsboden erschüttert wird, so daß eine Verlotterung unserer gesellschaftlichen Zustände um sich greift.*⁴⁰

In einem früheren Amtsblatt wurde die „weitgehende Kritik“ in der „rechtsstehenden Presse“ gegen die Volkswehr beklagt. Besonders dass die Arbeiter- und Soldatenräte „vom Standpunkt übertriebenen Machtgefühls aus die Volkswehr gegründet hätten“. Getadelt wurden in der Presse „die große Zahl der in der Volkswehr tätigen Männer und vor allem die ‚hohe Bezahlung‘ derselben auf Kosten der Staatskasse“.⁴¹

*In der kleinen Presse des Landes, oben auf dem Schwarzwald und im Odenwald vor allem wird sogar von einer Verschleuderung von Staatsgeldern gesprochen. Urheber dieser Artikel sind gebildete Herren, die, wenn sie nur möchten, sehr leicht die Möglichkeit hätten, sich über den wahren Stand der Dinge genau zu informieren.*⁴²

Zurückgeblendet wird auf die Zeit des Umbruchs:

*Als am 10. November die Revolution ausbrach, die im wesentlichen von den Truppen durchgeführt wurde, da herrschte im ganzen Lande zunächst großer Schrecken. Die Eigentümer von Besitz und Vermögen zitterten um ihr Hab und Gut. Die Soldaten aber und mit ihnen die Arbeiter des Landes dachten gar nicht daran, die Revolution durch Plünderungen und derlei Dinge herabzuwürdigen. Sie, die eben noch Umstürzler gewesen waren, entwickelten sich in den nächsten paar Stunden zu ausgesprochenen Ordnungsleuten. Sie nahmen die Verwaltung der unteren Staatsbehörden in die Hand und beim Heer, der Etappe und in den Garnisonen, wo grenzenlose Kopflosigkeit bei den Offizieren und Verwaltungsbeamten eingerissen war, sorgten für Ordnung und Fortführung der Verwaltungsgeschäfte.*⁴³

Darauf hingewiesen wird, dass beim Zurückfluten der Etappen-truppen massenhaft Heeresgut und Lebensmittelvorräte zu Spottpreisen verkauft wurden, dass „nicht nur [...] Soldaten beim Verkauf von Pferden, Kleidern, Lebensmitteln und sonstigem Kriegsgerät ertappt wurden“, sondern „auch Offiziere und höhere militärische Verwaltungsbeamte [...] Militärgut waggonweise ins Land [...] bracht[en]“, „um es für ihre Taschen zu versilbern“.⁴⁴

Da waren es die Vertreter des Generalkommandos und die vorläufige Regierung, die für die Schaffung der Volkswehr eintraten.⁴⁵

Um aber keinen Zweifel zu lassen, wie „durchaus in Ordnung die Einrichtung der Volkswehr ist“,⁴⁶ wird klargestellt, dass die Kosten für die Wachmannschaften bei militärischen Objekten die Reichskasse trägt und die Kosten für die Bewachung von Privatgebäuden und Lagern die Besitzer. Zulasten der Staatskasse fallen die Ausgaben für die Straßenbewachung an.

Die „gegen die Volkswehr ins Land geschleuderten Anklagen, die in starkem Maße verleumderische Absichten erkennen lassen“ und die sich immer wieder auf die Kosten der Volkswehr beziehen, seien „also nicht geeignet, die Interessen des Staates und der Städte zu schützen, sondern nur das Volk des platten Landes gegen dasjenige in den Städten lebende aufzuhetzen“.⁴⁷ Es sei ein Rätsel, wie sonst die Lebensmittelversorgung der Gesamtbevölkerung sicherzustellen sei. Diese Gefahr sei nicht durch die Revolution heraufbeschworen worden, sondern „die alte Herrschaft hat uns dieses Trümmerfeld hinterlassen“.⁴⁸

Es sind nicht allein die Kosten, die zunehmend die badische Regierung beeinflussen, die Volkswehren einzugrenzen bzw. später zu einem Ende zu bringen. Circa drei Millionen Mark im Monat an Kosten verursachen 10000 diensttuende Volksmänner. So wird, wie schon gezeigt, nur ein Teil der Kosten von Baden und ein Teil vom Reich beglichen, der Rest kann privat in Rechnung gestellt werden. Jedoch nehmen im November und Dezember 1918 die Mitgliederzahlen der Volkswehren explosionsartig zu, sodass die Volkswehren v. a. von der bürgerlichen Presse wegen der Kosten angegriffen werden. Dass dies so nicht stimmt, beweist interessanterweise gerade das Generalkommando, „welches die geringeren Kosten der Volkswehren – gegenüber den Soldatenräten – für deren Aufstellung anführt“.⁴⁹

Als die Regierung im Dezember 1918 mit dem Abbau der Volkswehren beginnt, argumentiert sie auch mit der finanziel-

len Belastung. Viel schwerer aber wiegt wohl für die *Vorläufige Volksregierung*, dass die Volkswehren eine zweite bewaffnete Macht darstellen, „die den Räteorganisationen einen Einfluss auch auf die Regierung sichert“.⁵⁰

*Im Dezember 1918 nimmt die Drohkulisse der Volkswehren wegen der enormen Mitgliederstärke und der Ausbreitung ein für die Regierung gefährliches Maß an, dem sie nunmehr begegnen muss.*⁵¹

Nachdem, wie beschrieben, die Rückführung des Heers im Dezember weitgehend abgeschlossen ist, spielt eine wesentliche Rolle beim Abbau der Volkswehren vor allem die Furcht vor einer „weitgehenden Linksorientierung“ und „die Furcht vor einer Radikalisierung“ dieser bewaffneten Kräfte v. a. im Zuge ihrer geplanten Auflösung. In diesem Punkt üben „bürgerlich-konservative Kräfte massiven Druck auf die Regierung aus“.⁵² Dieser Sicht schließt sich aber auch die MSPD unter dem Eindruck der sogenannten Zweiten Revolution in Mannheim und der Ausrufung einer Räterepublik an.

*Für die Regierung tendieren die Volkswehren spätestens seit Ende des Jahres 1918 zu sehr in eine spartakistische bzw. dezidiert regierungsfeindliche Richtung.*⁵³

Hermann Hummel, der nach dem Austritt von Brümmer aus der Regierung unter Anton Geiß ab dem 9. Januar im Ministerium für Militärische Angelegenheiten sitzt, beurteilt im Februar die Volkswehren so:

*Sie bilden an sich einen nicht sehr erwünschten Zustand und sind eigentlich mehr als die Erfüllung einer politischen Forderung der Arbeiterschaft anzusehen. Diese Truppe hat sich auch bei den Anforderungen anlässlich der Nationalwahl nicht als zuverlässig gezeigt.*⁵⁴

Sowohl die Regierung als auch die radikalen Linken halten die Volkswehren für nicht zuverlässig, jeweils in ihrem Sinne.⁵⁵ Dies wiederum spricht für die Eigenständigkeit der Volkswehren, bei denen „keine parteipolitische Zuordnung möglich ist“.⁵⁶ Trotzdem gilt es als sicher, dass die große Mehrheit der Volkswehren seit Anfang 1919 eindeutig links von der Regierung steht und damit sind sie ihr ein Dorn im Auge. So ist es der ehemalige Angehörige der Landeszentrale der Räte und jetziger Innenminister Adam Remmele, der im Laufe des Som-

mers die Entlassung von USPD-Mitgliedern aus den Wehren forciert.⁵⁷

Parallel zum Abbau der Volkswehren wird ab März 1919 der Aufbau von sogenannten Reserve-Miliz-Bataillonen gefördert, die den Einwohnerwehren in anderen Teilen Deutschlands entsprechen und die mit durchweg regierungsfreundlichem Personal ausgestattet werden.⁵⁸ Die Regierung erhofft sich dadurch „eine zuverlässige Truppe zu schaffen, deren man angesichts befürchteter Auseinandersetzungen mit der radikalen Linken zu bedürfen meint“.⁵⁹

Am 24. April 1919 wird vom Bezirksamt Wolfach ein Schreiben an die Bürgermeister des Bezirks versandt, „die öffentliche Sicherheit – hier – die Bildung von Volkswehren betr.“:

*Im Hinblick darauf, daß nun ein bad. Volksheer aufgestellt wird, durch das bei Störungen der öffentlichen Ordnung der Gendarmerie sofort die etwa nötige Unterstützung gewährt werden kann, werden gemäß Erlaß des Ministeriums des Innern vom 9. IV. 1919 NS27030 die Volkswehren in unserem Bezirk wieder aufgehoben. Die z. Zeit für die Volkswehr erhaltenen Waffen und die noch vorhandene Munition sind alsbald frachtfrei an das Neben Artl. Depot in Lahr gegen Empfangsbescheinigung abzuliefern [...]*⁶⁰

Am 30. April vermerkt Bürgermeister Wolpert in Schiltach, dass die Gewehre dorthin eingesandt wurden.

Dieses in dem Schreiben erwähnte „badische Volksheer“ stellt einen Kompromiss zwischen Generalkommando und vorläufiger Volksregierung in Baden dar, der von der Reichsregierung und dem preußischen Kriegsministerium gebilligt wurde.⁶¹ Es geht Baden vor allem um die Lockerung der militärischen Bindung an Preußen und um mehr militärische Autonomie. Mehr badische Offiziere, eigene Abzeichen, besondere Eidesformel. Hummel stellt bei der bundesstaatlichen Konferenz am 3. Februar 1919 dar, um was es Baden vor allem geht:

*Starken Einfluß auf die Besetzung der Offiziersstellen, ferner eine Vorschrift, daß die badischen Truppen im eigenen Lande untergebracht werden. Unerträglich erscheint es uns, daß fernerhin badische Truppen von preußischen Offizieren befehligt werden. Nach dieser Seite erhebt sich auch die Frage, ob nicht die Kommandogewalt der Zivilstaatsgewalt zu unterstellen sei.*⁶²

Abgesehen davon, dass dem Generalkommando entscheidenden Einfluss auf die Ausgestaltung der neuen Truppe eingeräumt wird und die Soldatenräte nicht einbezogen werden, auf

deren Protest die Minister Haas und Trunk mit Rücktritt bei Nachgiebigkeit gegenüber den Soldatenräten drohen, scheidet die Bildung eines demokratischen Volksheeres durch das Gesetz vom 6. März 1919 zur Bildung der Reichswehr. In einer Vereinbarung zwischen badischer Regierung und dem *General-kommando*⁶³ geht somit das *Badische Volksheer* im Mai 1919 in der *Reichswehr* auf. Bis zum 22. März 1919 werden nur sechs badische Freiwilligen-Bataillone und einige kleinere Einheiten aufgestellt.⁶⁴ Ausgerechnet die Soldatenräte werden bei der Bildung derjenigen Einheiten ausgeschaltet, „die den Grundstock des demokratischen Volksheeres abgeben sollten“.⁶⁵

Der Traum vom unabhängigen badischen, demokratischen Volksheer ist damit beendet.

Im Frühjahr und Sommer 1919 wird der Abbau der Volkswehren verstärkt fortgesetzt, die Reste werden 1920 teils aufgelöst, teils der Sicherheitspolizei angegliedert.

Literatur

- Brandt, Peter und Rürup, Reinhard: *Volksbewegung und demokratische Neuordnung in Baden 1918/19*, Sigmaringen, 1991.
- Schmidgall, Markus: *Die Revolution 1918/19 in Baden*, Karlsruhe, 2012. Als epub erhältlich bei <http://books.openedition.org/ksp/2000>.
- Wimmer, Günter: *Adam Remmele, Ein Leben für die soziale Demokratie*, Ubstadt-Weiher, 2009.

Anmerkungen

- 1 Brandt & Rürup 1991, 112.
- 2 Stadtarchiv Schiltach, AS-1886.
- 3 Brandt & Rürup 1991, 113.
- 4 Ebd., 112. Aus Kontextgründen ins Präsens gesetzt.
- 5 Brandt & Rürup 1991, 88.
- 6 Das Kabinett Geiß I (offiziell Badische vorläufige Volksregierung) bildet vom 10.11.1918 bis 1.4.1919 die Landesregierung von Baden und ist damit die erste Regierung in Baden nach dem Umsturz.
- 7 Wimmer 2009, 147.
- 8 Stadtarchiv Schiltach, AS-1886.
- 9 Brandt & Rürup 1991, 113.
- 10 Ebd.
- 11 Hermann Hummel, * 22.6.1876 in Lahr/Schwarzwald, † 13.9.1952 in Krefeld; Chemiker, Pädagoge, Manager und Politiker (DDP); von 1909 bis 1918 und von 1919 bis 1924 Mitglied des Badischen Landtags, von 1924 bis 1930 Mitglied des Reichstags.
- 12 Hermann Remmele, * 15.11.1880 in Ziegelhausen bei Heidelberg, † 7.3.1939 in Moskau; ein kommunistischer Politiker (SPD, USPD, KPD); am 7.3.1939 wird Remmele zum Tode verurteilt und am selben Tag auf dem Donskoi-Friedhof erschossen.
- 13 Wimmer 2009, 147.

- 14 Adam Remmele, *26.12.1877 in Altneudorf bei Heidelberg, †9.9.1951 in Freiburg; SPD-Politiker, Mitglied des Landtags von Baden, Mitglied des Reichstags, von 1919 bis 1929 Innenminister und 1922/23 und 1927/28 Staatspräsident im Land Baden – somit Chef der Kabinette Remmele I und Remmele II.
- 15 Wimmer 2009, 147.
- 16 Brandt & Rürup 1991, 117. Mit Bezug auf das Sitzungsprotokoll des Gesamtministeriums vom 25.11.1918, GLA Karlsruhe, 233/24312.
- 17 Ebd., 113–114.
- 18 Ebd., 114.
- 19 Ebd. Zit nach: Mitteilungsblatt Nr. 2 v. 9.12.1918, 6f (Die Volkswehr in Baden).
- 20 Stadtarchiv Schiltach, AS-1886.
- 21 Ebd.
- 22 Ebd.
- 23 Ebd.
- 24 Ebd.
- 25 Ebd. In: Zusammenstellung der von den Gemeinden bestellten Waffen.
- 26 Ebd.
- 27 Mitteilungsblatt für die Arbeiter-, Bauern- und Volksräte Badens, Nr. 4 vom 24.12.1918, 15. Staatsarchiv Freiburg W 307 Nr. 66, Bild 12; <http://www.landesarchiv-bw.de/plink/?f=5-117568-12>.
- 28 Die Landeszentrale war der dreiköpfige Vorstand des Elferausschusses, der Zentrale der badischen Räte, ab 26.11.1918 aktiv. Herausgegeben wurde das Mitteilungsblatt für die Arbeiter-, Bauern- und Volksräte Baden von der Landeszentrale. Karlsruhe, Nr. 1–16 (30.11.1918–6.9.1919).
- 29 Mitteilungsblatt (wie Anm. 27).
- 30 Schmidgall 2012, 194.
- 31 Brandt & Rürup 1991, 115, mit Verweis auf: Ministerium des Innern v. 9.12.1918, P. Brandt/R. Rürup Dok. Nr. 43.
- 32 Brandt & Rürup 1991, 115, mit Verweis auf: Vgl. Ministerium des Innern an Bezirksamter v. 11.12.1918, P. Brandt/R. Rürup Dok. Nr. 44.
- 33 Mitteilungsblatt (wie Anm. 27).
- 34 Ebd.
- 35 Ebd.
- 36 Ebd.
- 37 Der Rat der Volksbeauftragten ist die vom 10.11.1918 bis zum 13.2.1919 amtierende provisorische Regierung Deutschlands, die den Übergang vom Kaiserreich zur Weimarer Republik gestaltet. Er wurde im Zuge der Novemberrevolution aus jeweils drei Mitgliedern der Mehrheitssozialdemokraten (MSPD) und der Unabhängigen Sozialdemokraten (USPD) gebildet.
- 38 Mitteilungsblatt (wie Anm. 27).
- 39 Ebd.
- 40 Ebd.
- 41 Mitteilungsblatt für die Arbeiter-, Bauern- und Volksräte Badens, Nr. 2 vom 9.12.1918, 6. Staatsarchiv Freiburg W 307 Nr. 66, Bild 7–9/Permalink: <http://www.landesarchiv-bw.de/plink/?f=5-117568-7>.
- 42 Ebd.
- 43 Ebd.
- 44 Ebd.
- 45 Ebd.
- 46 Ebd.
- 47 Ebd.
- 48 Ebd.
- 49 Schmidgall 2012, 193.
- 50 Ebd.
- 51 Ebd., aus Kontextgründen ins Präsens gesetzt.
- 52 Ebd., 194.

- 53 Ebd., 195. Mit Bezug auf die Protokolle der Sitzungen des Gesamtministeriums vom 22.11. und 3.12.1918 und vom 8.1.1919, in: Landesarchiv GLAK 233 Nr. 24312.
- 54 Brandt & Rürup 1991, 116 in Fußnote 60. Zit. Hermann Hummel in einer Rede vom 3.2.1919 über die Neuordnung des deutschen Militärwesens.
- 55 Brandt & Rürup 1991, 116.
- 56 Ebd.
- 57 Ebd. Mit Bezug auf das Protokoll der Sitzung des Gesamtministeriums vom 25.7.1919.
- 58 Ebd. Mit Bezug auf die Protokolle der Sitzungen des Gesamtministeriums vom 17.3. und 7.4.1919, in: Landesarchiv GLAK 233 Nr. 24312.
- 59 Brandt & Rürup 1991, 117.
- 60 Stadtarchiv Schiltach, AS-1886.
- 61 Brandt & Rürup 1991, 117.
- 62 Ebd., 118, Fußnote 72.
- 63 GLA Karlsruhe, 233/12298.
- 64 Brandt & Rürup 1991, 118.
- 65 Ebd.

1937 in Rippoldsau:

Forstlehrfahrt und Diplomatenjagd

Von Ralf Bernd Herden

Bad Rippoldsau, das unter der Badeigentümer-Dynastie der Goeringer nicht nur zu einem der bedeutendsten Bäder des Schwarzwaldes, sondern zu einem Heilbad von Weltruf geworden war, hatte nach dem ständigen und kontinuierlichen Aufschwung von 1777 bis zum Tode Otto Goeringers (Otto Goeringer sen. 1853–1920, zu Kaisers Zeiten Leutnant der Reserve mit früherem Standort in Colmar¹, zuerst Alleineigentümer des Bades Rippoldsau, später Direktor der Bad Rippoldsau AG) in den Zeiten der Weltwirtschaftskrise existenziell zu kämpfen. Selbst die hervorragenden Einrichtungen des Fürstenbaus (der bereits 1865 errichtete Fürstenbau war zu seiner Zeit eines der modernsten Hotels in Europa) und der Villa Sommerberg (nicht weniger luxuriös und modern) sowie die fachliche Leitung durch den Hotelier von Weltruf, Ferdinand Huse², vermochten den Niedergang nicht zu verhindern. Huse war an den Katarakten des Nils genauso zu Hause wie in den allerersten Hotels Europas. Er sollte später das Kurhaus Sand zu höchster Blüte bringen.

Die Welt und die Sozialstrukturen hatten sich durch den Ersten Weltkrieg völlig gewandelt: Den russischen Hochadel der Zarenzeit gab es nicht mehr, er war in vielen Fällen sogar, wie die Zarenfamilie³, zum Opfer politischer Morde geworden. Der deutsche Adel war von den allgemeinen Zeitläufen gedemütigt und genauso geplagt wie Handel und Handwerk, Bauern- und Beamtschaft. Die Neureichen jener Tage zog es eben nicht mehr in den Schwarzwald, sondern ganz woanders hin ... Obwohl es immer wieder gelang, recht beachtliche Gästezahlen zu erzielen – an den Ruhm der Vorkriegszeit konnte man nicht mehr anknüpfen.

Die Bad Rippoldsau AG (gegründet 1908) war nicht erst in den dreißiger Jahren weniger erfolgreich und prosperierend als im Jahrhundert zuvor – vermutlich hatte sich der frühere Badeigentümer und spätere Baddirektor Otto Goeringer bereits mit dem Bau der „Villa Sommerberg“ (in den Jahren 1908/09, in Betrieb genommen im Frühjahr 1909) wirtschaftlich schon vor dem Ersten Weltkrieg deutlich übernommen.⁴

So waren deshalb die prägenden Ereignisse des Jahres 1937 für Bad Rippoldsau vermutlich weniger in der internationalen Politik und im reichsweit ausufernden Antisemitismus zu suchen, als in der Tatsache, dass Bad Rippoldsau Ziel einer Forstlehrfahrt und einer Diplomatenreise wurde.

Zuerst die Förster ...

Jagd und Forst zählten noch traditionell zu den „herrschaftlichen Tätigkeiten“⁵, und selbst ein Revierförster war zur damaligen Zeit noch fast so gottgleich, wie es der ihm als Amtsleiter vorgesetzte Forstrat selbstverständlich ohnehin war. Die „Grüne Fraktion“ gehörte eindeutig zum besseren Teil der Gesellschaft, wenn man auch der „großen Zeit“ unter Kaiser Wilhelm II., der sich trotz seiner Behinderung als „großer Nimrod“ sah, nachtrauerte. Aber man hatte ja wenigstens Ersatz erlangt in Person des Reichsforstmeisters und Reichsjägermeisters Hermann Göring⁶, der es verstand, „barock zu repräsentieren“.

Der erlauchte Kreis des „Deutschen Forstvereins“ fand sich Anfang September 1937 in Freiburg im Breisgau zu seiner 33. Mitgliederversammlung⁷ zusammen. Als Ehrengast begrüßte die „Freiburger Zeitung“ den französischen Forstminister Dr. André Liautey⁸ – der zwar den Spitznamen „Ministre de la Forêt“ trug, aber tatsächlich das Amt eines „sous-secrétaire d’Etat à l’Agriculture“ inne hatte. Oberbürgermeister Dr. Kerber und Kreisleiter Dr. Fritsch begrüßten den Ehrengast im Freiburger Rathaus, Staatssekretär Generalforstmeister Dr. von Keudell erwies ihm bei der Versammlung der Forstleute die Ehre.⁹

Zum allgemeinen Tagungsprogramm gehörte auch ein Tagesausflug mit dem Titel „Femel und Femelschlagwirtschaft im Tannenoptimum des Mittleren Schwarzwaldes“¹⁰, zu dem Forstrat Hans Willmann vom Badischen Forstamt Wolfach die Besucher in Bad Rippoldsau begrüßte.

„Bei klarem, sonnigem Wetter ging es um 7:00 Uhr in wechsellvoller Fahrt über Waldkirch durch das Elztal über die Passhöhe Heidburg durch in das Kinzigtal nach Wolfach. Von hier dann weiter durch das Wolfstal über Schapbach, Bad Rippoldsau (den Sitz des Forstamts) auf den Zwieselberg, dem Ausgangspunkt der Wanderung.“ – „Hier begrüßte der Forstamtsleiter und Führer des Ausflugs, Forstrat Willmann, die Teilnehmer der Exkursion und gab seiner Freude darüber Ausdruck, dass trotz der schweren Konkurrenz der am gleichen Tage stattfindenden Bodensee-Fahrt sich doch eine sehr stattliche Anzahl (...) eingefunden hatte.“

„Der Forstbezirk Wolfach umfasst heute 3650 ha Staatswald, 3000 ha Gemeinde- und Körperschaftswald, also im ganzen 6650 ha beförsterten Wald; daneben allerdings die gewaltige Menge von 16.000 ha bäuerlichen und 2000 ha fürstlichen Privatwald. (...) 850 ha des Staatswaldes sind ehemaliger Klosterwald von Rippoldsau und seit der Säkularisation in den Händen des Staates, 2500 ha hat der Staat erst 1934 von der Standesherrschaft Fürstenberg angekauft.“

Im Volksmund wird noch heute gemunkelt, S.F.D. habe das Geld seiner spielerisch-aufwendigen Lebenshaltung wegen dringend benötigt. Ob das wahr ist, muss dahingestellt bleiben.

Forstamtsleiter Willmann referierte detailliert über die Situation im Amtsbezirk. „Zopftrockene Alttannen gaben Veranlassung einer regen Aussprache über das Tannensterben. Der Wirtschaftler erklärte die Zapftrockenheit als eine Alterserscheinung, die auch durch besonders starken Flechtenbehang der zopftrockenen Tanne glaubhaft erschien.“ – „Besonderes Interesse erweckten die im Gemeindewald Schapbach gelegenen Versuchsflächen der Versuchsanstalt Freiburg. (...) Der (...) Bestand (...) war schon vor dem 1879 erfolgten Ankauf durch die Gemeinde stark aufgeastet. Die Aufastung hatte der Zuwachsleistung nichts geschadet, die Holzqualität dagegen wesentlich verbessert.“ Es muss sich dabei um die Waldflächen am Sandeckwald gehandelt haben, die aus dem Eigentum des Wilhelm Schaller, Bierbrauereibesitzer und Rappenwirt in Lahr,¹¹ in das Eigentum der Gemeinde gekommen waren. Wilhelm Schaller war ein fortschrittsliebender und aufgeschlossener, wenn auch nicht immer erfolgreicher Zeitgenosse.¹²

Nach Informationen über die Rieswirtschaft als aussterbende Form der Holzbringung, wobei der Betrieb der Burgbachrieße in Augenschein genommen wurde, wurde auch dem geselligen Teil Raum gegeben:

Nach einer gemütlichen Kaffeestunde im Bad Rippoldsau [also dem Anwesen der Bad AG, welches bald den Besitzer wechseln und in das Eigentum des Gaues Baden kommen sollte] und dem Besuch des RAD-Lagers¹³ sowie verschiedener RAD-Wegebauten und eines Försterholzhauses in echtem Schwarzwaldbauernstil ging es durch landschaftlich reizvolle Gegenden des Schwarzwaldes, der Vorberge und des Rheins nach Freiburg zurück.

Für die Forstfachleute sicherlich ein interessanter Ausflug, der auch eine gute Werbung für Bad Rippoldsau darstellte.

... dann die Diplomaten

Diplomatischer Besuch ersten Ranges ließ danach auch nicht lange auf sich warten. Genau eine Woche später war es dann soweit. Das Bezirksamt bereitete seine Gemeindeverwaltungen vorausschauend auf das große Ereignis vor:

Am 09. September 1937 werden die bei der deutschen Regierung beglaubigten Botschafter, Gesandten und das diplomatische Korps durch den Amtsbezirk Wolfach über Zell a.H., Unterharmersbach, Oberharmersbach über den Löcherberg, Peterstal, Bad Griesbach, Kniebis, Bad Rippoldsau, Schapbach, Oberwolfach, Wolfach, Gutach, Niederwasser nach Triberg fahren. Es ist geboten, dass die Orte in würdiger, ansprechender Weise sich den fremden Gästen gegenüber darstellen. Insbesondere ist dafür zu sorgen, dass entsprechend der ergangenen Verfügung alle hässlichen Reklameschilder rücksichtslos entfernt werden. Es wolle ferner die Bevölkerung veranlasst werden, möglichst in größerer Menge, bei der Durchfahrt der Diplomaten, sich in Tracht zu zeigen“, schrieb Landrat Dr. Wagner, der Leiter des badischen Bezirksamts Wolfach, am 03. September 1937 an die Bürgermeister seines Bezirks.¹⁴

Kurz darauf, am 07. September, erging die Anordnung, dass sich während der gesamten Zeit des Diplomatenbesuchs keine Langholzfahrzeuge auf den betroffenen Landesstraßen bewegen dürfen. Am Tag darauf folgte die Anordnung, dass von der Abfahrt der Diplomaten in Bad Rippoldsau an bis zum Passieren der Diplomatenfahrzeuge die Landesstraße bis Wolfach komplett zu sperren sei.

In Nürnberg war am 06. September der „IX. Reichsparteitag der NSDAP“, der sogenannte „Reichsparteitag der Arbeit“, eröffnet worden. Zu diesem Parteitag waren „als Ehrengäste des Führers“ auch die Chefs der ausländischen Missionen eingeladen worden, welche man mit einem Tagesausflug nach den Höhen des Schwarzwalds den Machthabern wohl gesonnen stimmen wollte.¹⁵

Die Gäste fuhren mit zwei Mitropa-Schlafwagen-Sonderzügen von Nürnberg nach Offenburg.

Dort wurden sie von Wagen und Fahrern des NSKK (Nationalsozialistisches Kraftfahrer-Korps), einer der SS und SA vergleichbaren Parteiformation der NSDAP (es gab ja auch so „interessante“ Formationen wie „Reiter-SS“, „Marine-HJ“ und „NSFK“ = „Nationalsozialistisches Flieger-Korps“) in Empfang genommen.

Ganz Deutschland war schließlich zu diesem Zeitpunkt uniformiert, neben die Ordensfrauen und Diakonissen der Kirchen oder die Schwestern der DRK-Schwesternschaften waren zwischenzeitlich auch die sogenannten „Braunen Schwestern“ getreten.

Die Nationalsozialisten bemühten sich insbesondere, durch diese Schwestern der sog. „NS-Schwesternschaft“ vor allem die Stellen der Gemeindeschwestern zu besetzen. Damit sollten vor allem kirchliche Einflüsse eingedämmt werden. Mündliche Überlieferungen berichten auch über entsprechende Bestrebungen im Wolfstal, „Braune Schwestern“ zum Einsatz zu bringen.

... und sprachkundige SS-Männer

Den Gästen sollte es an nichts fehlen. „Sprachkundige SS-Männer“ standen den Gästen genauso zur Seite, wie der badische Gauleiter und Reichsstatthalter Robert Wagner, der badische Ministerpräsident Köhler, ein General der Wehrmacht und ein Major der Gendarmerie. Unter den Besuchern waren u. a. die Botschafter der Türkei, Polens, Brasiliens, Argentiniens und Spaniens sowie 24 weitere Gesandte.

In Offenburg begrüßte die Hanauer Trachtenkapelle die Ankömmlinge, im Wartesaal boten Trachtenmädchen Erfrischungen und Andenken an die Stadt Offenburg an. Es wurde an nichts gespart, um bei den ausländischen Diplomaten einen guten Eindruck zu hinterlassen.

In Dreierreihen warteten vor dem Bahnhof die Fahrzeuge des NSKK, welche die Gäste durch „fahngeschmückte Straßen“ und „ein Spalier der Bevölkerung“ nach Gegenbach fuhren. Dort paradierte für sie die historische Bürgermiliz. Über das Renchtal, die Alexanderschanze und den badischen Kniebis ging es nach Bad Rippoldsau, wo die badische Staatsregierung einen Imbiss reichen ließ. Der Verlauf der Tour muss den Vorstellungen der Veranstalter entsprochen haben: „In den Dörfern begrüßten die Bauern und die Schulkinder, vor den Betrieben die Arbeiter den langen Zug“.

Die Bevölkerung soll die vorbeifahrenden Gäste mit Blumengeschenken geehrt haben. Somit müssen die Bürgermeister also den Befehl des Bezirksamtes getreulich befolgt haben – vermutlich hat es aber nicht einmal sanften Druckes bedurft, war man doch von Machtergreifung und „wiedererwachtem Deutschland“ fast noch siegestrunken.

Zu Tisch: Badische Spezialitäten

In Triberg wurde das Mittagessen eingenommen, selbstverständlich badische Spezialitäten, welche den Gästen hervorragend gemundet haben sollen.

Zur Unterhaltung hatte man die Gutacher Trachtenkapelle aufgeboten. Schwarzwälderinnen in Tracht servierten den Gästen. Der Berichterstatter vermerkt, dass der japanische Botschafter ein Schwarzwälder Kirschwasser aus der Korbflasche genossen habe, bevor man die Triberger Wasserfälle aufgesucht habe.

Nach weiteren Schwarzwaldstationen, u.a. Titisee und dem Feldberg, sowie Todtnau, wo „in strömendem Regen dichte Menschenmassen die Gäste jubelnd begrüßten“ erreichte man Freiburg, wo die Stadt im althistorischen Kaufhaussaal zu einem Weinabend eingeladen hatte. Den Trinkspruch des Bürgermeisters Dr. Hofner erwiderte der Doyen, der türkische Botschafter Hamdi Arpag, der genauso wie der polnische Botschafter Lipski für den schönen Tag gedankt haben soll.

Den Weinabend sollen die Gäste bis gegen Mitternacht genossen haben, bevor man sich wiederum zum Sonderzug begab. Abschließend erwähnte die Presse, dass die sorgfältige Vorbereitung und Abwicklung der Veranstaltung von der „Privatkanzlei des Führers“ organisiert worden sei.

Der Empfang der hierzu jeweils bestellten Bevölkerung scheint ganz im Sinne der Veranstalter auf die ausländischen Gäste gewirkt zu haben ...

Und später das böse Erwachen ...

Aus dem traditionsreichen Bad wurde bald der Standort einer Lehrerbildungsanstalt¹⁶. Das Führerhauptquartier „Tannenberg“¹⁷ auf dem Kniebis (ein Teil des Kniebis war ja damals noch badisch, der badische Kniebis gehörte zu Bad Rippoldsau) lag nicht allzu weit entfernt. Adolf Hitler nahm bei einer seiner Ausfahrten vom Kniebis die Strecke über das Wolfstal. In den letzten Kriegstagen war Bad Rippoldsau genauso Zufluchtsort der badischen Nazi-Größen¹⁸, und einen der unzähligen, tragischen Schlusspunkte des Zweiten Weltkrieges setzte der badische Forstrat Karl Hauger, der am Karsamstag 1945 den jungen Sinto Anton Reinhardt in Bad Rippoldsau ermordete.¹⁹ Und nicht zu vergessen die Brandschatzungen und hunderte von Vergewaltigungen, welche die Nachbarstadt Freudenstadt durch die einmarschierenden, französischen Kolonialtruppen zu erleiden hatte.²⁰

Anmerkungen

- 1 Militärische Personalakte Otto Goeringer sen., Landesarchiv Baden-Württemberg, Generallandesarchiv Karlsruhe, dort Bestand 456 E Nr. 3690 und 11746. Kopie im Privatarchiv des Verfassers.
- 2 Huse, Ferdinand: Scheinwerfer in das Hotelgewerbe. Selbstverlag des Verfassers. Druck durch L. Dischner & Cie., vormals Unitas in Bühl (Baden) 1948. Dort insbesondere die Seiten 98 und 125. Huse war von 15. April 1923 bis Herbst 1928 Generaldirektor und einziges Vorstandsmitglied der Bad Rippoldsau AG.
- 3 Sokoloff, N.: Der Todesweg des Zaren. Dargestellt von dem Untersuchungsrichter. Deutsche Erstausgabe 1928, Nachdruck Verlagsgesellschaft MIR in Rastede, o.J. Sokoloff war der durch den „Obersten Regenten Rußlands“ Admiral Kolttschak am 03. März 1919 in Omsk mit den Ermittlungen um den Mord an der Zarenfamilie beauftragte Untersuchungsrichter.
- 4 Handschriftlicher Vermerk des Direktors Ludwig Krieger, letztes Vorstandsmitglied der Bad Rippoldsau AG in Bezug auf den Bau der „Villa Sommerberg“: „Ursache des finanziellen Zusammenbruchs“. In Volz, Robert: Bad Rippoldsau in Vergangenheit und Gegenwart – Ein Heimatbuch. Herausgegeben im Auftrage der Ortsgruppe Rippoldsau des badischen Schwarzwaldvereins. Ohne Ortsangabe, ohne Verlagsangabe, Vorwort „Berlin/Karlsruhe im April 1928“. Dort S. 62, Exemplar im Privatarchiv des Verfassers.
- 5 Theilemann, Wolfram G.: Adel im grünen Rock: Adliges Jägertum, Großprivatwaldbesitz und die preußische Forstbeamtenschaft 1866–1914 (Elitenwandel in der Moderne/Elites and Modernity, Band 5); De Gruyter Akademie Forschung; 1. Auflage Berlin 2004.
- 6 Gautschi, Andreas: Die Wirkung Hermann Görings auf das deutsche Jagdwesen im III. Reich. Dissertation Göttingen 1997. Auch: Gautschi, Andreas: Der Reichsjägermeister – Fakten und Legenden um Hermann Göring; Nimrod/Neumann-Neudamm; 5. Auflage Melsungen 2009.
- 7 Deutscher Forstverein: Jahresbericht 1937. Verlag „Der Deutsche Forstwirt“ in der „Reichsnährstand-Verlags-Gesellschaft“; Berlin 1937.
- 8 Freiburger Zeitung/Freiburger Stadtanzeiger, 237. Abendausgabe vom 01. September 1937.
- 9 Freiburger Zeitung/Freiburger Stadtanzeiger, 238. Morgenausgabe vom 02. September 1937.
- 10 Hierzu und zu den folgenden Zitaten: Deutscher Forstverein: Jahresbericht 1937. Verlag „Der Deutsche Forstwirt“ in der „Reichsnährstand-Verlags-Gesellschaft“; Berlin 1937. Dort S. 507 ff.
- 11 Ich danke meinem langjährigen Mitarbeiter und treuen Freund, Amtsrat a. D. Erich Bächle, für entsprechende Hinweise und die Einsicht in Unterlagen seines Archivs. Wilhelm Schaller findet auch in der bekannten Chronik von Adolf Schmid „Schapbach im Wolfstal“, dort auf S. 556, Erwähnung, allerdings fälschlich als „Wilhelm Scholler“.
- 12 Herden, Ralf Bernd: Freimaurerei in Freudenstadt: Nicht erst seit 50 Jahren heimisch. In: Hierzuland Herausgegeben vom Arbeitskreis Heimatpflege im Regierungsbezirk Karlsruhe. 34 (2019), S. 58–59.
- 13 Zum RAD-Lager Johann-Peter-Hebel: Helff, Dipl.-Ing. Eduard (Generalarbeitsführer des Arbeitsgaues XXVII Baden): Grenzland Baden – Spaten zur Hand/Vom Werden und Schaffen des Arbeitsgaues XXVII Baden. 7. Auflage C.F. Müller Verlag Karlsruhe 1939, dort insbesondere die Seiten 50/89/129 (134).
- 14 Schreiben des Bezirksamts Wolfach an das Bürgermeisteramt Schapbach, Archiv der Gemeinde Bad Rippoldsau-Schapbach, Kopie im Archiv des Verfassers.
- 15 Vgl. hierzu die Artikel „Ausflug der fremden Diplomaten nach dem Schwarzwald“, „Die ausländischen Diplomaten in Offenburg“, „Die ausländischen Diplomaten auf der Schwarzwaldfahrt“ und „Abschluss der Diplomaten-Schwarzwaldfahrt“ vom 09., 10., 12. und 13. September 1937 in der „Lahrer Zeitung“. Der Verfasser dankt dem Stadtarchiv Lahr, Herrn Thorsten Mietzner, für freundliche Unterstützung.
- 16 Zur Lehrerbildungsanstalt Bad Rippoldsau ausführlich Schmid, Adolf: Lehrerbildung im Kurbad – 1941–1947: Turbulente Jahre in Bad Rippoldsau. In: Die Ortenau. 77. Jahresband 1997, S. 559 ff – eine umfassende und erschöpfende Darstellung dieses hochinteressanten Themas.
- 17 Herden, Ralf Bernd: Der Hofstaat des Führerhauptquartiers (auf dem Kniebis). In: Die Ortenau, Jahrgang 2013, S. 443–452. – Herden, Ralf Bernd: Das „Führerhauptquartier Tannenberg“ auf dem Kniebis. In: Die Ortenau. Jahrgang 2002, S. 681–684.

- 18 Herden, Ralf Bernd: Bad Rippoldsau und Straßburg. In: Die Ortenau. Jahrgang 2019, S. 165–180.
- 19 Herden, Ralf Bernd: Der Karsamstagsmord von 1945 in Bad Rippoldsau. In: Die Ortenau. Jahrgang 2012, S. 173–198.
- 20 Kopp, Volker: Besetzt. Französische Besatzungspolitik in Deutschland. be.bra-Verlag, Berlin 2005. Dort insbesondere S. 32–36.

„Der letzte und schöpferischste Parnes der Offenburger jüdischen Gemeinde“

Emil Neu und die Oktoberdeportation vor 80 Jahren nach Gurs

Martin Ruch

Nachdem die badisch-pfälzischen Juden am 22. Oktober 1940 durch die Nationalsozialisten in das südfranzösische Lager Gurs¹ deportiert worden waren, setzten vielfältige Bemühungen ein, den Menschen ihre Lage zu erleichtern, sie zu befreien oder wenigstens in weniger unwürdige Verhältnisse außerhalb des Lagers zu bringen. Für einige gelang diese „Liberierung“, die Entlassung in eine südfranzösische Gemeinde, meist in der Umgebung von Gurs, wo eine private Wohnung oder eine Pension bezogen werden konnte. Von hier aus unternahm man dann alle denkbaren Versuche, endlich die Emigration erreichen zu können – bis ab Sommer 1942 die „Endlösung“ erneut die Deportation für Tausende und den Transport über Drancy bei Paris nach Auschwitz in den Tod bedeutete.

Unter den etwa 6500 Menschen, die am 22. Oktober unter Verlust aller Habe ihre Heimat verlassen mussten, waren auch der letzte Vorsteher der Offenburger jüdischen Gemeinde, der sogenannte „Parnes“, Emil Neu (19.11.1874–24.12.1944) und seine Frau Clementine, geb. Wolf (24.2.1886–15.12.1976). Aus seiner Synagogengemeinde waren es aus Gengenbach neun, Durbach fünf, Diersburg elf und Offenburg 90 Personen, die die Fahrt nach Südfrankreich hatten antreten müssen. Der bereits im Jahr 1933 nach Paris emigrierte und dort als Zahnarzt tätige älteste Sohn Dr. Erwin Neu unternahm sofort alles, um den Eltern das Verlassen des Lagers zu ermöglichen. Das gelang ihm schließlich, und die Eltern konnten am 8. Dezember 1940 das Lager verlassen und im ca. 30 km entfernten Pau eine private Unterkunft beziehen. Zwar wurden sie später erneut für einige Wochen nach Gurs gebracht, konnten aber mit Hilfe des Sohnes erneut befreit werden. Schließlich gelang ihnen auf abenteuerliche Weise im Sommer 1942 die Flucht und Rettung in die Schweiz.

In der Zeit außerhalb des Lagers führten Emil und Clementine Neu eine umfangreiche Korrespondenz. Sie galt den mit ihnen aus Offenburg verschleppten Gemeindemitgliedern, die zunächst alle in Gurs, später auch in anderen Lagern untergebracht waren. Die Briefe galten aber auch anderen Bekannten



Clementine und Emil Neu, Passfotos zur Ausstellung von Kennkarten, 1939 (Staatsarchiv Freiburg)

und Verwandten und sie richteten sich auch an Institutionen im In- und Ausland mit dem Ziel, endlich die Auswanderung und die endgültige Rettung aus ständiger Gefahr zu erreichen. „Von Gurs erübrigt sich, Ihnen zu schreiben. Ihre ehemalige Gemeinde wird immer kleiner“, so einer der inhaftierten Offenburger Juden, Max Adler, angesichts der vielen Todesfälle.

Zwar sind nur wenige Briefe von Emil und Clementine Neu erhalten. Dafür zeugt aber ein dicker Aktenordner mit fast ausschließlich handschriftlicher Korrespondenz von den vielen Antwortschreiben an Herrn und Frau Neu. Hoffnung und Enttäuschung, Alltagsleben und Gerüchte, Fakten und Wünsche – sehr viel ist aus dem Leben der Deportierten hier festgehalten. Kaum ein Brief an Clementine und Emil Neu, der nicht mit einem Dank wenigstens für ein paar Zeilen, sehr häufig auch mit der dankenden Bestätigung einer Paketsendung beginnt. Man kann nur bewundernd auf dieses Engagement der beiden blicken, die, obwohl selbst in drückenden Verhältnissen lebend, unentwegt versuchten, Wünsche zu erfüllen, seien es welche nach Lebensmitteln, Medikamente oder Kleidung.

Der älteste Sohn der Familie, Dr. Erwin Neu, übergab im Zusammenhang mit den Editionsarbeiten an der Biographie der Familie Neu² dem Autor diesen Briefbestand mit der Bitte, diese Korrespondenz gelegentlich zu publizieren. Diese Sammlung erschien 2010 und ist inzwischen online zugänglich.³

Die Briefe an Emil Neu sind eindrückliche und unmittelbare Spiegel des Lagerlebens. Überwiegend sind sie als Zeugnisse der Hoffnung auf baldige Rettung und Auswanderung zu lesen. Sie sprechen aber auch von der über die Monate entstehenden Langeweile des erzwungenen Lagerlebens in einer Zwangsgemeinschaft. Not und Hunger, Krankheiten und Todesfälle, Gerüchte und Wahrheiten, Privates und Allgemeines werden dokumentiert. Angesichts der schon vorhandenen und umfangreichen Literatur über Gurs⁴ mag sich mancher fragen, ob diese Bestandserweiterung notwendig ist. Alle aufkommenden Zweifel sollte man aber stets mit dem Gedanken konfrontieren, dass hinter jedem dieser Briefe das Verbrechen der Deportation steht und der nationalsozialistische Rassenwahn. Beides erst hat diese oft letzten Lebenszeichen entstehen lassen und wir sind es den betroffenen Menschen schuldig, ihre Namen und Gedanken zu erinnern.

Als sich ab Juli 1942 im Zug der „Endlösung“ in Südfrankreich die Deportationen über Drancy nach Auschwitz in Bewegung setzten, gelang es den Eltern Neu, mit Hilfe des Sohnes Erwin über die Grenze in die Schweiz zu fliehen. Zwar mussten die Flüchtlinge dort erneut für Wochen in ein Lager in Büren,

Der religiöse Einfluss des Elternhauses hatte den jungen Ehemann veranlasst, sich gleich der jüdischen Gemeinde Straßburgs zur praktischen Mitarbeit zur Verfügung zu stellen. Der Ausbruch des Weltkrieges im Jahr 1914 und der jähe Tod seiner Gattin im Jahre 1916 unterbrachen seine jüdische aktive Tätigkeit bis zur Übersiedlung nach Offenburg / Baden im Jahre 1919, wo er im Juli 1920 eine neue Ehe mit Clementine Wolf, der Tochter des Parnes Ludwig Wolf und seiner Frau Nanette, geb. Picard, aus Wangen am Bodensee einging.

Als aktives Mitglied seiner neuen jüdischen Gemeinde zog er bald die Aufmerksamkeit der Glaubensgenossen auf sich und wurde im Jahre 1921 mit überwiegender Mehrheit zum Parnes gewählt, ein Amt, das er bis zum Ende der badischen jüdischen Gemeinden am 22. Oktober 1940 bekleiden sollte.

Es galt, in der altmodischen, von kleinlicher Missgunst durchsetzten Gemeinde vieles zu ordnen und zu modernisieren. Die aus Kippenheim bzw. aus Diersburg Zugewanderten, die den Großteil der Mitglieder darstellten, machten sich gegenseitig, wenn auch in freundschaftlicher Art und Weise, den Rang der Gemeindeführung streitig. Der Kontakt mit dem badischen Oberrat in Karlsruhe und besonders mit Prof. Stein wurde viel inniger und fruchtbarer infolge der Zugehörigkeit zur Bnai Brith Loge in Karlsruhe. Dem Präsidenten des Offenburger C.V., Dr. Schleicher, stand er als Vizepräsident zur Seite und genoss als Mitglied des Offenburger Bürgerausschusses auch in der ganzen Stadt ein großes Ansehen.

Langsam, aber unabwendbar, machte sich das Hitler-Regime bemerkbar, bis plötzlich am 9. November 1938 Emil Neu mit allen männlichen Glaubensgenossen der Gemeinde und seinem jüngsten Sohn nach Dachau verschleppt wurde. Nach vierwöchentlichem Aufenthalt im K.Z. wo er durch seinen Rat so manchem Unglücklichen beistand, konnte er wieder sein Haus betreten. Nun galt es, das jüdische Gemeindeleben den neuen verschärften Lebensbedingungen anzupassen und den inzwischen arbeitslos gewordenen und dadurch minderbemittelten Glaubensgenossen soweit wie möglich zu helfen. Zunächst wurden alle Möglichkeiten einer raschen Auswanderung, besonders der jüngeren Generation, ausgenutzt und der Parnes, der nun auch noch den abgewanderten Rabbiner vertrat, stand jedem Einzelnen der Emigranten mit praktischen Ratschlägen bei und überreichte ihnen als bleibende Erinnerung ein Stadtbild und eine Innenansicht des schönen Gebetshauses, das unter seiner Leitung einige Jahre zuvor umgebaut und renoviert worden war.

So veranlasste er die Gründung einer Gemeinschaftsküche, einer sogenannten Kantine, die in einem Nebensaal des Gemeindehau-

ses eingerichtet wurde. Der Frauenverein, unter der energischen Leitung von Frau Neu, wurde beauftragt, Vorräte von allen möglichen Lebensmitteln anzulegen, Gemüse und Früchte zu sterilisieren, nachdem verschiedene nicht jüdische Geschäftsleute die Kücheneinrichtung und das nötige Mobiliar größtenteils gestiftet hatten. Die Verwaltung und Betreuung der Gemeinde hatte sehr oft schwierige und lange Auseinandersetzungen bei der Gestapo zur Folge.

Der Tag der Einweihung rückte näher. Doch kurz zuvor stürmte eine Rotte Nazis das Gemeindehaus, zerstörte die Betsäle und die Kantine mit allem Zubehör. Die Juden wurden vertrieben und fanden teilweise in München oder auch bei Freunden Unterkunft. Von Wangen am Bodensee versuchte Emil Neu erneut den Kontakt mit seinen ehemaligen Schäflein herzustellen, und endlich, nach vielen leidvollen Monaten, sahen sich Gemeinde und Parnes wieder vereint. Doch der 22. Oktober 1940 besiegelte endgültig das Los der Gemeinde in Offenburg. Die Gemeindeglieder und auch diejenigen der weiteren Umgebung wurden in der Realschule Offenburg versammelt. Die meisten hatten in der Aufregung der Austreibung aus den Behausungen am frühen Morgen natürlich nur an einige Habseligkeiten gedacht. Der Tag zog sich in die Länge. Wieder war es der Parnes, der von der Gestapo die Erlaubnis erzwang, Lebensmittel für alle einkaufen zu können. So konnte der strengste Hunger gestillt und etwas Reiseproviant für den langwierigen Transport mit unbekanntem Ziel besorgt werden.

Zum Glück für viele verschickten die Nazis die Pfälzischen und Badischen Juden nach Südfrankreich, und zwar nach Gurs. Wenn die Unterkunft und Verpflegung infolge des durch den Waffenstillstand und die Besetzung des nördlichen Frankreichs herrschende mangelhafte Organisation auch vieles zu wünschen übrig ließ, so waren die Vertriebenen doch weder moralischen noch physischen Misshandlungen ausgesetzt. Auch hier ohne Mittel, nur dank seiner guten französischen Sprachkenntnisse und in Zusammenarbeit mit dem damaligen Rabbiner Bauer aus Pau (Basses Pyrenées) konnte er wieder vielen seiner Leidensgefährten das harte Lagerlos erleichtern. Auch nach seiner Freilassung aus dem Lager Gurs stand er mit Rat und Tat seinen Freunden und ehemaligen Leidensgefährten bei. Im November 1942 gelang es ihm und seiner Frau Clementine sich in die Schweiz zu flüchten.

Nach einem tatkräftigen inhaltsreichen Leben, immer in Sorge um seine kleine und große Familie, nämlich die Gemeinde, fand der letzte und schöpferischste Parnes der Offenburger jüdischen Gemeinde nach einer langen und schweren Krankheit seine letzte

Ruhestätte. Es war am 8. Tebeth 5705, dem 24. Dezember 1944, auf dem Kreuzlinger Friedhof, als der Rabbiner Dr. Lothar Rothschild⁶, von St. Gallen kommend, im Beisein der treuen Lebensgefährtin und der Schweizer Verwandtschaft, aber ohne das Kadisch seiner weitentfernten und nichts ahnenden Kinder, einen letzten Gruss seinem ehemaligen Parnes und Freund widmete.

Anmerkungen

- 1 Siehe Teschner, Gerhard: Die Deportation der badischen und saarpfälzischen Juden am 22. Oktober 1940: Vorgeschichte und Durchführung der Deportation und das weitere Schicksal der Deportierten bis zum Kriegsende im Kontext der deutschen und französischen Judenpolitik. Frankfurt am Main; Berlin; Bern; Wien [u. a.], 2002.
- 2 siehe Ruch, Martin: „Aus der Heimat verjagt“ – Zur Geschichte der Familie Neu. Jüdische Schicksale aus Offenburg und Südbaden. Konstanz 1998.
- 3 Ruch, Martin: „Nichts wie hoffen und warten ...“: Oktoberdeportation der badischen und saarpfälzischen Juden 1940. Briefe aus den südfranzösischen Lagern an den letzten Vorsteher der jüdischen Gemeinde Offenburg, Emil Neu. Offenburg 2010. www.freidok.uni-freiburg.de/volltexte/7312. – Der Aktenordner mit den Originalbriefen wurde dem Stadtarchiv Offenburg übergeben.
- 4 Viele Gursberichte in der von Erhard R. Wiehn herausgegebenen Reihe im Gorre-Verlag Konstanz, u. a. Wiehn, Erhard R. (Hg): Oktoberdeportation 1940. Konstanz 1990. – Liefmann, Martha und Elde: Helle Lichter auf dunklem Grund. Die Abschiebung aus Freiburg nach Gurs 1940–1942. Konstanz 1995.
- 5 Stadtarchiv Offenburg, Nachlass Neu.
- 6 Lothar Rothschild (*7. Dezember 1909 in Karlsruhe; †27. März 1974 in St. Gallen) war ein in Deutschland geborener Schweizer Rabbiner und Publizist. Er gehörte zu den bedeutenden liberalen Rabbinern des deutschsprachigen Judentums nach dem Zweiten Weltkrieg. Rothschild wuchs in Basel auf. Er studierte Geschichte an der Universität Basel und erhielt seinen Rabbinertitel am Breslauer Seminar. Seinen ersten Posten als Rabbiner trat er in Saarbrücken an. Anschließend kehrte er nach Basel zurück und wirkte von 1938 bis 1943 bei der Flüchtlingsfürsorge des Verbandes Schweizerischer Armenpflegen. Er war im Grenzort Kreuzlingen und ab 1943 in St. Gallen als Rabbiner tätig. Mit Einfühlungsvermögen wandte er sich den Nöten der hier aufgenommenen jüdischen Flüchtlinge zu. 1968 legte Rabbiner Lothar Rothschild aus gesundheitlichen Gründen sein Amt in St. Gallen nieder.

„So ist uns vergönnt, seine Ruhestätte jederzeit aufzusuchen“

Matthäus Hermann exhumierte seinen 1941 in Russland gefallenen Sohn und überführte ihn nach Schiltach

Hans Harter

Als vielleicht einmalige, persönliche Selbstauführung eines kleinen und unbekanntenen Menschen während des Kriegs 1939/45 bezeichnete der in Radolfzell lebende Bahnbeamte Matthäus Hermann (1896–1969) eine 1941 getätigte Aktion: Die Heimüberführung des Leichnams seines beim sog. „Russlandfeldzug“ gefallenen Sohnes Ernst. Von *einigen Berufskollegen gebeten* beschrieb er sie 1963 in einer 17-seitigen Abhandlung unter dem Titel *Ein dunkler Ausschnitt aus meinem Leben!*¹ Zugehörige Fotos sind leider nicht erhalten, sodass die Ereignisse in Russland durch Aufnahmen bebildert sind, die der aus Schiltach stammende Franz Bächle (1913–2000) als Wehrmachtssoldat dort 1942 gemacht hat.²

Die Todesnachricht

Der Angriff der deutschen Wehrmacht auf die Sowjetunion war noch keine Woche alt, als Karl Ernst Hermann, gebürtig und aufgewachsen in Schiltach, am 27. Juni 1941 bei Boremel am Styr (West-Ukraine) mit 21 Jahren fiel.³ Zehn Tage später erhielten die Eltern, Matthäus und Marie Berta Hermann, geb. Schmalz,⁴ in Radolfzell die Nachricht: *Ich glaubte wahnsinnig zu werden.*

Eine Anzeige nach der *dummen und blöden Methode „Für den Führer und Großdeutschland gefallen und in stolzer Trauer etc.“* ist über meine Gesinnung zur Sache Hitler gegangen. Den nächsten Angehörigen habe ich es auf Karten bescheiden zur Kenntnis gegeben. Trotz meinem sonstigen Schweigen wurde dies von der braunen Umgebung stark diskutiert. Auch der Radolfzeller Bürgermeister bemängelte in seinem Beileidsschreiben, dass er „leider durch Zufall erfahren mußte“, dass „der Soldat Ernst Hermann, als Kämpfer für unsern großen Führer und für die Zu-

Ernst Hermann (links) mit Schulfreund Fritz Ziegler in Schiltach, um 1930 (Vorlage: Ehrhardt)





Grab von Karl Pfaff
aus Schiltach, gefallen
am 6.7.1941 in
Russland. – Vorlage:
StA Schiltach

kunft Deutschlands in die Armee der Unvergeßlichen eingegangen (ist)“.⁵

Entschluss und Planung

Damit wollte sich der Vater jedoch nicht abfinden und er wälzte den Gedanken, den toten Sohn *nach der Heimat zu überführen*. Dies *mit der Umgebung zu besprechen und planen war aussichtslos, weil man bei 90% der Menschheit für verrückt erklärt und zudem als Antinazi öffentlich dazu noch herumgeschmiert worden wäre*. Als *kleiner Beamter [...] konnte ich dies mir nicht leisten, wenn ich meinen Brotgeber behalten wollte*. Es hätte den Schmerz auch *nicht gelindert*. Zuerst wandte er sich

zweimal an das Oberkommando der Wehrmacht, die sterblichen Überreste überführen zu dürfen: *Es wurde abgelehnt*. Da beschloss er, *auf eigenes Risiko nach Osten zu reisen, die Leiche auszugraben, einzusargen und nach der Heimat per Eisenbahn überzuführen*. Dabei hoffte er auf seine *bescheidenen Fachkenntnisse* als Eisenbahner, aber auch auf den Vorteil, als solcher in Uniform auftreten zu können. Auch das Ziel war ihm klar: Boremel am Styr, wo Ernst getötet und bei zwei Häusern unter einem Birkenkreuz bestattet worden war. Er hatte einen Fotoapparat bei sich gehabt, mit dem die Kameraden Fotos vom Grab machten und ihn mit dem Film an die Eltern zurückschickten.

Über Dresden–Krakau nach Lemberg

Mit der Planung seelisch und moralisch soweit gestärkt – auch seine Frau konnte ihn nicht davon abbringen – bestieg er am 15. September 1941 einen Schnellzug, im Gepäck Verpflegung für acht Tage, Kirschwasser sowie eine Mauser-Armeepistole mit 16 Schuss. Über Leipzig erreichte er am anderen Vormittag Dresden, wo er Bekannte aufsuchte. Am nächsten Tag ging es über Breslau nach Krakau. Hier öffnete er um Mitternacht mit dem Vierkantschlüssel das Dienstabteil eines überfüllten Soldatenzugs nach Lemberg, das Ende Juni besetzt worden war. Schlaflos kam er hier am 18. September an, wo *SS-Soldaten auf den Bahnsteigen herumstolzierten*.

Er suchte den Fahrdienstleiter auf, als *Berufskollegen*, dem er sich mit seinem Vorhaben anvertraute: *Du musst sehr vorsichtig sein, die SS haben schon 3200 Zivilisten umgelegt*, womit er die



*Deutsche Soldaten in
Russland, 1942
(Foto: F. Bächle)*

beginnenden Massenmorde an Juden und Polen meinte. Der Kollege leitete ihn an den Bahnhofsoffizier weiter, einen Hauptmann, dem er sein Vorhaben, die *Heimüberführung* seines Sohnes, vortrug. Dieser brüllte Hermann an, gab auf den Wink eines anwesenden Oberst aber nach, nur den Waggon müsse er selbst besorgen. *Darauf meine Antwort: Das ist mir die geringste Sorge. Der Hauptmann danach: Dann führen Sie Ihr Vorhaben aus, um noch einzugestehen, dass er beim Frankreichfeldzug seinen Schwager verloren hatte, die Heimüberführung aber abgelehnt wurde: Sagen Sie es, wie man es machen kann. In meinem nächsten Urlaub mache ich es so wie Sie.* Hermann bedankte sich, *aber ohne Deutschen Gruß, und zog von dannen. Dies war natürlich alles nur geredet. Schriftlich hatte ich nichts.* Dennoch: *Seelische Befriedung, denn er konnte sich jetzt auf die Erlaubnis zur Überführung der Leiche durch diesen Offizier berufen.*

Noch lagen 230 Kilometer *per Eisenbahn und Achse* vor ihm, vor allem aber die Besorgung eines Eisenbahnwagens. Ein auf dem Bahnhof Lemberg diensttuender Reichsbahn-Oberinspektor, beheimatet in Wien, half ihm, mit dem zuständigen Eisenbahn-Verkehrsbüro telefonisch zu verhandeln, *es waren alles Österreicher und waren nicht abstoßend.* Sie sagten ihm zu, auf den 20. September *einen gedeckten leeren Wagon nach Dubno zu leiten. Doch gemacht wurde nichts, weil Dubno ca. 180 Kilometer entfernt war und ein solcher weiter Leerlauf eines Waggons im Krieg nicht verantwortet werden konnte.*

Über Dubno zum Grab

Den Bahnhof von Dubno, wo vom 23. bis 29. Juni 1941 die bis dahin größte Panzerschlacht des Kriegs stattgefunden hatte, in



Russische Zivilisten
auf der Düina, 1942
(Foto: F. Bächle)

deren Verlauf sein Sohn Ernst umkam, erreichte er per Zug am 19. September Auch hier wandte er sich um Hilfe an den Fahrdienstleiter, der zuerst ablehnte. Hermann zeigte sich *ihm gegenüber erkenntlich, und nach einigem Hin und Her sagte er zu*. Sie gingen zu Fuß zum Bürgermeisteramt der drei Kilometer entfernten Stadt, wobei er erfuhr, daß auch hier *die SS-Truppen 1200 Juden – Männer, Frauen und Kinder – umgelegt hätten. Wenn ich wolle, dann zeige er mir den Hügel, wo sie darunter verscharrt*

wären. *Ich hatte dazu keine Zeit und auch kein Interesse, solche Scheußlichkeiten in Augenschein zu nehmen.*

Den Bürgermeister von Dubno – er konnte deutsch, das Gebiet war bis 1939 polnisch gewesen – bat er um die Vermittlung eines Dolmetschers, eines Totengräbers und eines Schreiners für die Anfertigung eines Sargs. Der Bürgermeister kam nicht nur allen Bitten nach, sondern stiftete auch die Bretter für den Sarg. Der Schreiner hatte ihn bis zum Abend fertig, aus starken Brettern, schwarz angestrichen mit einem kleinen, weißen Holzkreuz auf dem Deckel, wofür er 45 Reichsmark erhielt.

Noch waren die etwa 70 Kilometer bis zum Grab am Styr zu organisieren, und Hermann wusste nicht, wo er *ein Fuhrwerk oder Lastwagen herbekommen werde*. Aber *das Glück kam mir ungeahnt zu Hilfe*: Er traf einen Oberschirrmeister namens Lehner aus Nürnberg, dem er sein Problem schilderte, worauf dieser ihm anbot, ihn per Lkw hinzubringen. Abends erschien er mit einem Fünf-Tonnen-Laster, einem Soldaten und sechs Fässern Sprit auf der Pritsche, sie nahmen den Sarg, den Dolmetscher und den Totengräber auf, Hermann selber hatte seine Aktentasche dabei, *mit Armeepistole, Kirschwasser und Rosen aus dem Garten von zu Hause*. Die nächtliche Fahrt auf Feldwegen endete jedoch etwa sechs Kilometer vor dem Ziel im Morast, aus dem auch Pferdegespanne eines benachbarten Orts den Lkw nicht herauszuziehen vermochten. *Meine persönlichen Sorgen traten weit zurück. Ich hatte nur noch Sorgen für den Oberschirrmeister, den Soldaten und den Lastwagen, weil ich befürchtete, daß sie Nachteile durch mich bekommen würden und die von mir angewandte Intrige – ich hätte die schriftliche Genehmigung zur Überführung der sterblichen Überreste meines Sohnes – auffliegen konnte. Vorsorglich habe ich überall gesagt, die Genehmigung liege beim Bahnhofsoffizier in Lemberg, damit sie nicht verlustig ginge. Sie hatten es ja alle für wahr genommen.*

Doch: *Gott war mit und bei mir.* Sie konnten beim Dorfbürgermeister übernachten und frühstücken. Als sie am frühen Morgen des 20. September wieder bei dem eingesunkenen Lastwagen ankamen, traute Hermann seinen Augen nicht, *als ich eine Menge Männer und Frauen sah und vor allem, daß der Lastwagen vollständig frei ca. 20 Meter vor der eingesunkenen Stelle zur Weiterfahrt bereitstand.* Die Menschen vom Dorf gingen für alle Fälle mit, und bald waren sie am Styr, der mit seinem Überschwemmungsgebiet hier ca. einen Kilometer breit war. *Wir konnten das Birkenkreuz auf dem Grab, das überhöht und unterhalb von zwei Häusern war, mit den Augen in der Landschaft sehen.* In einem Kahn überquerten sie den Fluss, die hilfreichen Leute schlossen sich an, *es mögen alles zusammen ca. 50 Personen gewesen sein.*



Offenes Soldatengrab, 1942 (Foto: F. Bächle)

Die Exhumierung

An der Ruhestätte verweilten wir einige Minuten in stillem Gedenken gemeinsam. Zwei Jungen aus den oben stehenden Häusern berichteten, durch den Dolmetscher befragt, dass Ernst *durch einen russischen Fliegerangriff auf die Truppe⁶ mittags gegen 2 Uhr schwer verwundet worden wäre. Es wäre offenbar kein Arzt anwesend gewesen. Nach etwa zwei Stunden wäre er gestorben. Am gleichen Tag noch habe man ihn militärisch begraben.*

Jetzt, 85 Tage später, stand der Vater an seinem Grab: *Man muß sich in meine seelische Lage versetzen.* Während der Totengräber und einer der Jungen vom Ort gruben, blieb er, *bis die Stiefelspitzen sichtbar wurden,* um dann auf Bitten des Oberschirrmeisters zur Seite zu gehen, Kirschwasser trinkend und Stumpfen rauchend, doch *zweimal war es, als wenn mich ein Herzschlag befallen sollte.* Den Blick auf den in Verdunklungspapier eingewickelten Sohn in voller Uniform ließ er sich aber nicht nehmen: *Mein Sohn war ganz natürlich, nur war er blutleer. Eine Verwesung hatte noch nicht begonnen gehabt. Der schwarze dichte Boden hatte dies bis dahin offenbar verhindert.* Nachdem der Sohn eingesargt worden war, legte er ihm den Rosenstrauß in die Hände, aufs Gesicht ein mit Kölnischwasser besprengtes Tüchlein, dann wurde der Sargdeckel befestigt.

Die Heimreise begann. Vier Männer nahmen den Sarg auf die Achsel, einige trugen die Geräte. Am anderen Ufer wurden Sarg



Russischer Mann,
1942 (Foto: F. Bächle)



Russische Frau, 1942
(Foto: F. Bächle)

und Geräte auf dem Lastwagen verstaut. Die hilfreichen Dorfleute lehnten eine finanzielle Anerkennung ab und wünschten uns Glück und Gottesbegleitung für die Heimfahrt. Die Frauen fielen in Tränen aus. Sie alle drückten uns noch die Hand, und ich bedankte mich bei jedem Einzelnen durch Händedruck für ihre wertvolle Hilfe. Auf dem Weg nach Dubno sank der Lastwagen nochmals ein und musste freigeschaufelt werden, nicht ohne die Hilfe zweier Bauern, die von ihrem Acker hergeritten kamen: Solche Hilfe im sogenannten Feindesland hätte ich mir vordem nie träumen lassen.

Heimfahrt mit dem Sarg: Dubno–Lemberg

In Dubno kam der Sarg in eine Baracke am Bahnhof, der Dolmetscher und der Totengräber erhielten zusammen 25 Reichsmark, der Soldat 20 Reichsmark und Kirschwasser, während Oberschirrmeister Lehner eine Zuwendung ablehnte. Vom Fahrdienstleiter erfuhr Hermann von einem Zug am anderen Morgen nach Lemberg, sodass er noch mit den Rangierern wegen eines Eisenbahnwagens verhandeln konnte: Da ich ihr Dasein finanziell etwas aufbesserte, schoben sie einen leeren gedeckten Güterwagen heran, verluden den Sarg mit dem Birkenkreuz und verbleiten ihn. Die Bezeichnungen stellte er auf mitgebrachten Formularen aus, als Begleitpapier diente ein Nachsendeschein, vor Krakau war die Abfertigung auf Eilgutfrachtbrief jedoch nicht möglich. In Wirklichkeit schulde ich heute noch der damaligen Deutschen Reichsbahn von rund 500 km von Dubno nach Krakau die Frachtkosten.

Ein überraschend gemeldeter Güterzug bot die Möglichkeit, noch nächtens wegzukommen, was dem sonst hilfreichen Fahrdienstleiter in Dubno wohl recht war: Ich vermute heute noch, daß er es mit der Angst zu tun hatte und froh war, wenn er mich mit dem Leichenwagen nur noch in Gedanken begleiten konnte. Der Zugführer meldete jedoch volle Belastung und weigerte sich, den zusätzlichen Wagen einzustellen. Erst als Hermann ihm sein schweres Anliegen vortrug, willigte er ein. So erreichte er am frühen Morgen des 21. September Lemberg, wo er glücklicherweise den ihm von der Herfahrt bereits bekannten Fahrdienstleiter antraf. Dieser organisierte das Umrangieren des Leichenwagens zum Personenbahnhof und an einen Zug Richtung Krakau. Auch hier überwachte ich alles, bis der Wagen angekuppelt und die Zugschlußsignale umgesteckt waren. Dem Zugführer des Personenzugs, der sich nach den Begleitpapieren erkundigte, wurde gesagt, dass sie in der Eile im Güterbahnhof geblieben wären und durch den Fahrdienstleiter nach Krakau nachgesandt werden würden.

Heimfahrt mit dem Sarg: Lemberg–Breslau

Die Zollbeamten an der ehemals russisch-polnischen Zollgrenze hielten Hermann, wie er meinte, aufgrund seines schlechten Aussehens *für einen Abgängigen, dem seine Lebensdauer nur noch kurz sein kann. Sie schauten mich an und ließen mich in Ruhe.* Am Kreuzungspunkt Debica, dem Ziel des Personenzugs, musste der Leichenwagen auf den Eilzug Lublin–Krakau umgestellt werden. Zwar hatte der telefonisch informierte Fahrdienstleiter die Rangierlok bereitstellen lassen, doch lehnte der Eilzugführer die Mitnahme aus technischen Gründen ab: *Wieder mußte ich leider mein Leidwesen vorbringen. Ich glaube, daß er aus reinem Mitleid nach reichlicher menschlicher Überlegung die Dienstvorschrift vergessen hatte und zusagte.*

Eine weitere Hürde tat sich in der Eilgutabfertigung in Krakau auf: *Die Begleitpapiere fehlten. Zur Abfertigung einer Leiche muß auch noch der Leichenpaß vorgelegt werden. Auch er fehlte. Außerdem war das Abfertigen von Leichen vom Osten nach Deutschland damals verboten [...] Alle Redekunst und Selbstherrlichkeit mußte ich aufwenden, um in ihnen keine Hintergedanken aufkommen zu lassen.* Schließlich gelang es Hermann, die Widerstände zu überwinden: Die fehlenden Papiere würden von Lemberg nachgesandt, hilfreich waren auch die von ihm mitgebrachten und ausgefüllten Blankoformulare, Eilfrachtbrief, Bezettelungen, Nachsendebegleitschein, sodass der Wagen mit dem Sarg schließlich an einen Personenzug nach Breslau gehängt wurde. Ziel war *Schiltach im Schwarzwald*, der *Heimatort* von Ernst. *Ich blieb dabei, bis ich das Schlußlicht vom abfahrenden Zug nicht mehr sehen konnte.* Doch musste der Zug noch die letzte Zollgrenze zwischen Deutschland und Polen bei Beuthen-Hindenburg durchlaufen, weshalb *ich erneut sehr unruhig* wurde.

Ermattet ließ sich Hermann im Bahnhofsgebäude von Lemberg erst einmal rasieren, doch *der Körper war wie ausgetrocknet und die Haut verschluckte zweimal den Seifenschaum*, wie es der Friseur noch nie erlebt hatte. Ein warmes Essen und drei Halbe Bier in der Wirtschaft hatten ihn wieder gestärkt, als er nach Mitternacht, es war der 22. September, den Schnellzug nach Breslau bestieg. Er bat den Zugschaffner, an der Zollstation zu fragen, *ob schon ein Wagen nach Schiltach durchgelaufen wäre.* Beim dortigen Halt hörte er das Gespräch mit, bei dem ihn der Schaffner als *Eisenbahn-Oberinspektor* bezeichnete. Der Zollbeamte bestätigte: *Vor einer Stunde ist ein Leichenwagen mit nur einem Nachsendeschein, auf dem geschrieben stand, Papiere folgen nach, hier durch. Wir glaubten, es wäre der General soundso, der vor wenigen Tagen im Osten gefallen ist. Die Überführung von Leichen*



„Bestattung von
27 Kameraden der
Stabskompanie“,
1942 (Foto: F. Bächle)

ist streng verboten. Wir haben den Wagen mit Zollblei versehen und laufen lassen [...] Ich hätte ihn vor seelischer Freude umarmen können [...] Nun war es geschafft. Gott hat mich begleitet und beschützt. Meine Armeepistole hätte ich zu Hause lassen können. Mein Vorsatz war doch, der Erste, wo sich mir in den Weg stellt, mußt du umlegen. Natürlich hätte ich danach die Justiz an mir selbst vollziehen müssen, weil damals nur der Henker gewartet hätte.

Ankunft in der Heimat

Die weitere Heimfahrt ging *erleichtert* vor sich. In Dresden besuchte Hermann nochmals die Bekannten, ihnen sagend, *daß wir den Krieg verlieren würden. Sie stimmten mir nicht zu und verneinten es auch nicht. Sie blieben zuversichtlich. Es ging ja auch noch vorwärts. Die Schlacht bei Kiew tobte ja gerade zur damaligen Zeit.* Über Leipzig-Halle kam er am 23. September mittags wieder in Radolfzell an, *wo ein warmes Bad, warmes Essen und einige Stunden gesunden Schlafs die gesundheitlichen Schäden wieder einigermaßen in Ordnung brachten.*

Tags darauf fuhren er und seine Frau *in die Heimat* nach Schiltach. Am 25. September traf am dortigen Bahnhof der Leichenwagen ein, und es mussten Formalitäten erledigt werden: Die Einlösung des Frachtbriefs in Höhe von 800 Reichsmark, die Entfernung der Zollbleie und die Freigabe des Wagens durch einen Zöllner. Die Vorsprache bei Bürgermeister Eugen Groß ging *einfach und menschlich vor sich*: Er schlug ein Grab auf dem *Ehrenfriedhof* vor: *Wir haben für die Soldaten einen Ehrenplatz auf dem Friedhof bereits angelegt⁷ – ein Soldat ruht schon dort⁸ – und Sie haben die Gewißheit, daß die Stadt nach Ableben aller Angehörigen das Grab erhalten und pflegen wird. Ich bin auf diesen Vorschlag eingegangen.*

Begräbnis in Schiltach und Nachspiel

Freitag, den 26.9. haben wir unsern Sohn Ernst in aller Stille, also ohne großem Tamtam, im Beisein der eigenen näheren Angehörigen auf dem Heimatfriedhof beigesetzt. In letzter Minute kamen noch vier Männer, die uns gut kannten, mit Hakenkreuzflagge und nahmen an der Beisetzung teil. Ehrenabordnung, wurde uns gesagt, die man nicht ablehnen durfte [...] Ich kehrte stumm in den Alltag zurück.

Gefallenen-Bestattung. Der den Heldentod für das Vaterland gestorbene Ernst Hermann, Schütze in einem Flakregiment, wurde am Freitag bestattet. An der Beisehung nahm eine größere Abordnung Politischer Leiter der NSDAP-Ortsgruppe teil. Der Ortsgruppenleiter widmete dem Tapferen einen warmempfundenen Nachruf.

Aus: Schwarzwälder
Tagblatt vom
29.9.1941
(StA Wolfach)

Ohne Nachspiel konnte die Aktion aber nicht bleiben: *Nicht genug, daß man seinen Sohn für solch einen Wahnsinn [...] verloren hat. Die Mitmenschen – natürlich nicht alle – waren noch neidisch, daß es mir gelungen ist, die sterblichen Überreste nach der Heimat zu überführen. So wurde ich von Unbekannt zur Anzeige gebracht:* Sechs Wochen später erreichte ihn ein Einschreiben des Wehrmachtsbezirkskommandos Offenburg, in dem gefragt wurde, wer ihm die Erlaubnis zur Überführung des Sohnes gegeben habe. In seiner Antwort verwies Hermann auf den ihm namentlich nicht bekannten Offizier in Lemberg, der sie *aus reinem Mitgefühl* mündlich erteilt habe. Ein weiteres Schreiben mit acht Fragen folgte, die er mit „unbekannt“ beantwortete, *danach wurde ich offiziell in Ruhe gelassen.*

Doch stellte er für sich *die Menschen in der Heimat und die sogenannten Feinde im Osten* einander gegenüber: *Wie hoch standen die Charaktere der Menschen im Osten, die mir [...] jede Hilfe ohne jegliche finanzielle Anerkennung gaben, denen, die mich zur Anzeige brachten, gegenüber.* Eine Zahlung von 300 Reichsmark, die es 1944 für jeden gefallenen Angehörigen gab, lehnte er ab: *Ein Kind – Sohn – war doch kein Rind, das man verkauft.* Seine *Ruhestätte in der Heimat* ließen die Eltern *sauber instandsetzen.* *So ist es uns vergönnt, sie selbst in Ordnung zu halten und jederzeit aufzusuchen.* Hermann beendete seinen Bericht damit, dass er ihn für *wahrheitsgetreu in seinen Sonnen- und Schattenseiten* erklärte, nicht ohne *allen denen, die mir bei der nicht einfachen Durchführung behilflich waren, nochmals von ganzem Herzen zu danken: Unser Herrgott möge es ihnen tausendfach belohnt haben.*

Nachbetrachtung

Die *persönliche Selbstaufführung* Hermanns, von der er wusste, dass sie *von einem großen Glück begünstigt war*, oder, wie er fest glaubte, dass er *einen unsichtbaren und treu sorgenden Begleiter hatte, den Herrgott!*, hinterlässt auch heute noch einen tiefen Eindruck: Nicht nur, weil sie wohl tatsächlich einmalig war, sondern auch als Akt eigenständigen Handelns unter der *Gewaltherrschaft*, dazu unter den nochmals verschärften Bedingungen des Kriegs. Gedeihen konnte seine Aktion nur auf-

„Heldenfriedhof“ in
Beljajewo, mit dem
Grab des Schiltachers
Hermann Schlick,
1942 (Foto: F. Bächle)



grund seiner Abneigung gegenüber dem Nationalsozialismus,⁹ der mit der Einberufung¹⁰ und Opferung seines Sohns und einzigen überlebenden Kinds¹¹ tief in sein Leben eingriff. Obwohl die Wehrmacht zu diesem Zeitpunkt auf der Siegerstraße war und Weltmachtvorstellungen umgingen, ließ er sich davon nicht anstecken. Seine politische Prägung hatte er in der Weimarer Republik erhalten, wo er, wie bis heute in der Familie berichtet wird, ein glühender Anhänger des 1921 ermordeten Finanzministers Matthias Erzberger war, weshalb er den Übernamen „Erzberger“ hatte.¹²

Ohne seinen Beruf als Reichsbahner, der in Uniform auftrat, wäre seine Aktion nicht möglich gewesen. So war sie auch eine Art „Köpenickiade“, jedoch mit weitaus ernsterem und gefährlicherem Hintergrund: Für die Überführung von Leichen standen im Krieg keine Kapazitäten zur Verfügung, weshalb sie strikt verboten waren. Dies vermochte er mit viel *Redekunst und Selbstherrlichkeit* auszuhebeln, aber auch Ausreden und Täuschung. In seinem *Leidwesen* fand er überraschend viel kollegial-menschliches Verständnis, besonders berührend bei Polen und Ukrainern, *den sogenannten Feinden im Osten*. Andererseits hätte er sich notfalls mit der Waffe in der Hand durchgesetzt, und war, um *dem Henker* zu entgehen, zum Selbstmord entschlossen. Diese Gewaltbereitschaft gegen andere und sich selber kam aus der festen Überzeugung, dass das Hitler-Regime ihm bereits viel zu viel abverlangt hatte. Ihm war allein sein natürliches Recht als Vater geblieben, und er tat, was dieses ihm für den in den Krieg geschickten, einzigen Sohn gebot: Ihn wenigstens im Tod dem Regime zu entreißen und in die Familie zurückzuholen: *So war uns vergönnt, seine Ruhestätte [...] jederzeit aufzusuchen.*

Auch mit diesem Anspruch handelte er den Intentionen des Regimes zuwider: Eine Verfügung des Oberkommandos der Wehrmacht vom 29. Dezember 1939 „Betr. Ehrenfriedhöfe der Gemeinden“ legte fest, dass diese „auf den rein örtlichen Bedarf zu beschränken“ seien. Grund sei die Absicht, „alle Gefallenen zu gegebener Zeit auf besondere Ehrenfriedhöfe der Wehrmacht zusammenzubetten und zwar auf Plätze außerhalb von Gemeindefriedhöfen in besonders hervorragender landschaftlicher Lage“. Daher könne „die augenblickliche Bestattung der Gefallenen und in Lazaretten verstorbenen Wehrmachtangehörigen auf Gemeindefriedhöfen nur eine provisorische sein“. Den Gemeinden sei „vertraulich“ naheulegen, „keine größeren Aufwendungen für die Anlage von Ehrenstätten und die Ausgestaltung der Kriegsgräber zu machen“.¹³ Auch als Tote sollten die Soldaten noch dem Regime gehören und als Vorbilder für „Opfer“ und „Heldentum“ dienen, für familiäre Bedürfnisse wie Trauer, Gedenken und Gebet an einem individuell gestalteten und umsorgten Grab war kein Platz.

Die letzte böse Erfahrung Hermanns war die anonyme Anzeige, aus *Neid*, wie er meinte, wohl aber auch, weil die Diktatur derartige Eigeninitiativen nicht dulden konnte. Genau befragt, vor allem, wer ihm *die Erlaubnis* dafür erteilte, verwies er auf *einen Wehrmachtsoffizier*, der sie *aus reinem Mitgefühl* gab – als Beispiel von Menschlichkeit in unmenschlicher Zeit.

Matthäus Hermann im April 1945 in Radolfzell

Mutig und angetrieben von seinem Sinn für das Richtige und Notwendige handelte Hermann auch weiterhin: Als am 25. April 1945 französische Truppen auf Radolfzell vorrückten und die Öffnung der Panzersperren verlangten, andererseits aber SS- und Wehrmachtssoldaten in Stellung gingen, sorgte „der Bahnbeamte Mathäus Hermann“ dafür, dass eine bestimmte Sperre geöffnet wurde: „Er ließ sich weder durch Drohungen eines fanatischen Volkssturm-Truppenführers noch durch den Protest des Ortsgruppenführers beirren.“ Auch an der geforderten Hissung der weißen Fahne am Kirchturm, die Vikar Karl Ruby vornahm, war er beteiligt: Er und ein anderer Bürger bewachten mit Pistolen den Turmeingang, um die Aktion gegen eigene deutsche Soldaten abzusichern.¹⁴ Hermann selber beschrieb die Situation so: „Am 25. April 1945 habe ich als erster nach der Hissung der weißen Fahne mich schützend vor die katholische Pfarrei mit der Waffe in der Tasche gestellt.“¹⁵ So wird „Mathäus Hermann“ auf einer 1995 beim Radolfzeller Münster angebrachten Gedenktafel „Zur Erinnerung



Gedenktafel in Radolfzell (Foto: Christof Stadler, Radolfzell)

an die Bewahrung von Radolfzell“ unter denjenigen genannt, die „die totale Zerstörung der Stadt verhinderten“¹⁶ (vgl. Anhang).

Weitere Überführungen 1945/46

Auch mit der Exhumierung und Überführung gefallener Soldaten war er noch nicht fertig: In einem vierseitigen Nachtrag seiner Ausarbeitung¹⁷ schildert er drei weitere Fälle aus der unmittelbaren Nachkriegszeit, die auf ein diesbezüglich weit verbreitetes Bedürfnis schließen lassen: *Ende 1945 holte ich den Rangierer Lang, Sohn des Herrn Fischers Lang in Iznang, der kurz vor Ende des Krieges zehn km vor Rothenburg ob der Tauber gefallen ist, auf Verlangen in die Heimat nach Iznang [...]. Auf dem Rückweg mit dem Lastwagen wurde noch ein Junge von 17 Jahren, der erst 14 Tage Soldat war und bei einem Fliegerangriff auf Herbertingen gefallen ist, in die Heimat nach Markelfingen mitgenommen. Beide Überführungen erforderten den ganzen Mann, bei den damaligen Zonen-grenzen.*

Ein Roman ist die sehr schwere Überführung, die er anfangs Januar 1946 von Berlin nach Radolfzell ausführte. Sie betraf den Architekt und Bauingenieur Hirling, der beim Kampf um Berlin in Charlottenburg gefallen war und den seine Frau nach der Heimat überführt haben wollte: Fahrt mit dem Amizug von Frankfurt nach Berlin, eingeschlossen im Kühlraum des Speisewagens, da die russischen Kontrolleure nur alliierte Reisende duldeten. Exhumierung und Einsargung durch ein Leicheninstitut, Beschaffung eines Eisenbahnwagens unter großen Umständen – im Volksmund würde man es mit Recht Bestechung nennen. Der

Intrigeweg auch für die Abfertigung nach Erfurt, bei Besetzung des Waggons über Hof, Ulm nach Radolfzell, wo er jedoch nicht eintraf. Nach elf Tagen dann die Mitteilung aus Erfurt, dass die Leiche dort beschlagnahmt worden war. Geldangebote halfen nicht, sodass er nach Erfurt musste. Die Zonengrenze bei Gerstungen überquerte er nachts zu Fuß im Schneesturm *zwischen dem Amiposten und Rußposten*, um dann mit einer Lok nach Eisenach, von dort mit einem Güterzug nach Erfurt zu fahren. In Erfurt wurde er bei der Eilgutabfertigung, der Polizei und der Reichsbahndirektion abgewiesen, erst ein Staatsanwalt ließ sich durch zwei Stück Rasierseife überreden und gab ihm eine mündliche Erlaubnis. Auch auf dem Südfriedhof musste er *alle Redekunst aufwenden und zum Schluß gaben sie mir die Leiche frei*. Ein Schreiner fertigte eine große Kiste für die Leiche an, die ihm *ein armer Familienvater mit viel Kindern und einem alten Gaul gegen 50 Reichsmark und einen Brotlaib* zum Bahnhof fuhr. Von Erfurt nach Eisenach war sie als Gepäck aufgegeben, in Gerstungen kam sie in den *russischen Rückwanderzug*, dort wurde sie in den *Amirückwandererzug* umgeladen, er selber versteckte sich *zwischen Leichenkiste und Wagenstirnwand* und konnte sich, auch *mit Hilfe der Mitfahrenden*, allen Kontrollen entziehen. In Bebra musste er bei der Aufgabe der Kiste dann *Farbe bekennen*. Der Vorstand der Güterabfertigung sagte, *Sie bekommen sofort einen Waggon, so etwas ist einmalig*. Wenige Tage später kam der Leichenwagen in Radolfzell an – *eine harte Arbeit war geleistet. Ich hatte dabei außer Mut auch großes Glück*.

Soldatengräber in Schiltach

In Schiltach hatte sich inzwischen der „Ehrenfriedhof“ für die toten Soldaten gefüllt: In einer 1953 aufgestellten „Kriegsgräberliste“ sind insgesamt zehn Wehrmachts- und SS-Soldaten aufgeführt,¹⁸ darunter „Hermann Karl Ernst“, die hier ihre letzte Ruhe fanden. „Mit Einverständnis der Angehörigen“ wurden 1988 die Kriegsgräber „aufgelassen“, auch das von Ernst Hermann.¹⁹ Am Haupteingang des Schiltacher Friedhofs wurde eine Gedenkstätte errichtet, mit einem granitenen Kreuz und der Inschrift „Ihr Opfer mahne zum Frieden“ sowie zwei liegenden Platten, auf denen die Namen der zehn in Schiltach begrabenen Soldaten des Zweiten Weltkriegs verzeichnet sind. Acht von ihnen sind hierher überführte Einheimische: Fr. Wilhelm Rieger, Karl Ernst Hermann, Otto Finkbeiner, Richard Walter, Josef Hauer, Wilhelm Hübner, Wilhelm Bühler und Ernst Schmieder. Karl Klenkhart (aus Wien) und Albert Fleischer (aus Langenreinsdorf, Lkr. Zwickau) wurden



Das „Ehrenggrab“ auf dem Schiltacher Friedhof
(Foto: Harter)



Die Soldatengräber auf dem Bühl in Vorderle-
hengericht (bis 1956) (Vorlage: Kipp)

am 21. April 1945 beim französischen Einmarsch in einem Gefecht in Vorderlehengericht getötet bzw. tödlich verwundet und in Schiltach begraben.²⁰ Bei dem Gefecht fielen zwei weitere deutsche Soldaten: Franz Mescheder (aus Bramsche, Lkr. Osnabrück) und Ferdinand Hengstbach (aus Ahden, Lkr. Paderborn), die vor Ort „auf dem Bühl“ beerdigt wurden. Die von Anwohnern gepflegten Soldatengräber wurden 1956 aufgelassen und die sterblichen Überreste nach Kehl umgebettet.²¹

Anhang

„Abschrift

Kath. Stadtpfarramt U L F, Radolfzell (Bodensee)
Radolfzell (Bodensee), den 4. Februar 1946

Bestätigung

Herr Reichsbahnsekretär Mathäus Hermann, Radolfzell, Friedrich Werberstraße 14, geb. am 20.5.1896, ist mir seit Jahren persönlich bekannt, aus seinen Gesprächen kannte ich die Ablehnung der nationalsozialistischen Weltanschauung. Er hat seine nazigegnerische Gesinnung besonders am 25. April 1945, dem Tage der Übergabe der Stadt an die französischen Kampftruppen in mutiger Weise bewiesen. Mathäus Hermann hat bereits am Vormittag die Panzersperre beim Kaufhaus Streicher geöffnet. Als ich nach 1/2 2 Uhr mittags zusammen mit Herrn Vikar Karl Ruby auf eigene Faust und Gefahr am Kirchturm der Münsterkirche die weiße Fahne hisste, stellte sich Mathäus Hermann mit seinen Handfeuerwaffen mir zu unserem Schutz zur Verfügung und hielt mit mir und einem anderen Radolfzeller namens Stuber die ganze kritische Zeit

aus bis zum Eindringen der Franzosen. Er hat seine Hilfsbereitschaft mit den Worten unterstrichen: Herr Stadtpfarrer, jetzt wird jeder niedergeknallt, der die weisse Fahne herunterholen will. Wir mussten mit solchen Dingen rechnen und es hat sich später herausgestellt, dass ‚die Saboteure am Wehrwillen durch Hissen der weissen Fahne unschädlich zu machen seien‘. Es kam aber, Gott sei Dank, anders. Ich war aber in jenen kritischen Minuten bis zum Eindringen der Kampftruppen froh, wenigstens zwei mutige Männer um mich zu haben. Herr Hermann hat ferner meinem Vikar Karl Ruby, der auf dem Kirchturm die Fahne bewachte, in bereitwilliger Weise einen Revolver zur Verteidigung zur Verfügung gestellt. Herr Hermann blieb auf meine Bitten bei mir an der Kirche, bis die ersten Kampftruppen der Franzosen eintrafen.

Ich habe obige Angaben nach bestem Wissen und Gewissen gemacht.

(Stempel) gez. Josef Stuber, Stadtpfarrer²²

Anmerkungen

- 1 Datiert Radolfzell, den 19. Februar 1963, unterschrieben Matthäus Hermann, Friedrich Werberstraße 14. – Hans Ehrhardt, Schiltach, ein Verwandter Hermanns, übergab die Niederschrift 2018 dem Verfasser, sie liegt inzwischen im Stadtarchiv Schiltach (AS-4266). – Die kursiv gesetzten Zitate sind ihr entnommen.
- 2 Die Fotos stellte Frau Marliese Haas, geb. Bächle, Oberwolfach, dankenswerterweise zur Verfügung.
- 3 Geboren am 13.9.1920 in Schiltach (Standesamt Schiltach, Nr. 39/1920). – Vgl. StA Schiltach, Familienbuch: Geboren 14.9.1920, evangelisch getauft 18.10.1920, „27.6.1941 gefallen“.
- 4 Matthäus Hermann wurde am 20.5.1896 in Kaltbrunn (heute: Ortsteil von Schenkenzell) geboren, seine Frau Marie Berta, geb. Schmalz, am 19.3.1900 in Schiltach. Ihre Heirat war am 4.9.1920 in Schiltach, wobei er zur evangelischen Kirche übertrat (Familienbuch, wie Anm. 3). – Er starb am 15.10.1969 in Radolfzell (Standesamt Schiltach, Nr. 165/1969). – Nach seinen Angaben war Hermann seit 1919 „Hilfsbetriebsassistent“ im „Fahr- und Abfertigungsdienst“ der Reichsbahn in Schiltach, 1931 wurde er nach Radolfzell versetzt, wohin er mit seiner Familie zog. 1933–1939 war er dort „Reichsbahnbetriebsassistent“, 1939–1941 „Reichsbahnassistent“, vom Juli 1940 bis Februar 1941 „nach Bahnhof Kolmar (Elsaß) abbefohlen“, 1941–1946 wieder in Radolfzell als „Reichsbahnsekretär“ (Staatsarchiv Freiburg D 180/2 Nr. 44290). – Der Sohn Ernst, „Konditorlehrling“, verzog am 2.9.1935 nach Engen (Stadt Radolfzell, Meldedatei).
- 5 Schreiben vom 9.7.1941 an „Herrn Matth. Hermann, hier“ (Stadt Radolfzell, Fachbereich Stadtgeschichte). – Ebd. die Bitte um ein Bild des Sohns, „wenn möglich in Uniform“, um es „zum ehrenden Gedenken der für Deutschlands Größe und Freiheit gefallenen Söhne der Stadt Radolfzell [...] im Archiv aufzubewahren“. – Ebd. die Antwort Hermanns und seiner Frau vom 16.7.1941, dass „wir eines seiner kleinen Bilder als Soldat in Cherbürg vergrößern lassen (haben)“ und „es der Stadt überlassen“. Das Foto war dort leider nicht auffindbar.
- 6 Laut Schwarzwälder Tagblatt vom 29.9.1941 war Ernst Hermann „Schütze in einem Flakregiment“. In seiner Ausarbeitung gibt Matthäus Hermann, S. 16, an: *Grenadier, 2. Kompanie, Fla.-Btl. 603 (mot. S.)*. Ein Eintrag ins „Gefallenenbuch der Stadt Schiltach“ war vorgesehen, erfolgte aber nicht (StA Schiltach AS-3832 Notizzettel).

- 7 In einer nichtöffentlichen Gemeinderatssitzung am 19.1.1940 gab Bürgermeister Eugen Groß bekannt, „daß für die gefallenen Krieger ein besonderes Gräberfeld angelegt wird“. Das Protokoll vermerkt: „Einwendungen dagegen wurden nicht erhoben.“ Es kam auf die damalige Westseite des Friedhofs, „zwischen die Kaufgräber Karlin und Heinzelmann“ (StA Schiltach AS-1795).
- 8 Bereits am 8.1.1940 teilte Bürgermeister Groß dem Totengräber Walz mit, dass „für die im Kriege gefallenen oder verstorbenen Soldaten, die in Schiltach beerdigt werden (Überführung oder im Lazarett Verstorbene) ein besonderes Gräberfeld angelegt“ wird. „Das erste Grab wäre für den verstorbenen Soldaten Fritz Rieger anzulegen“ (StA Schiltach AS-1795). Dieser war am 7.1.1940 in Lahr im Lazarett gestorben.
- 9 Seine NSDAP-Mitgliedschaft seit Frühjahr 1942 erklärte er in seinem Entnazifizierungsbogen: „Im Monat Oktober 1941 kam die Anfrage der Reichsbahndirektion Karlsruhe zur Beförderung zum Reichsbahnsekretär. Ich mußte auf Verlangen des Fachschaftswalters Bone in den Opferring eintreten. Im Frühjahr 1942 wurde ich in die Partei überführt. Nr. etc. habe ich damals verbrannt.“ (Staatsarchiv Freiburg, wie Anm. 4). – Am 4.2.1946 bestätigte Josef Zuber, katholischer Stadtpfarrer von Radolfzell, dass Matthäus Hermann ihm „seit Jahren persönlich bekannt war“, und er „aus seinen Gesprächen die Ablehnung der nationalsozialistischen Weltanschauung (kannte)“ (ebd.). – Hermann gab auch an, zweimal „auf das hiesige Parteigericht gezerrt“ worden zu sein: Das eine Mal, „weil ich den Weichenwärter Häßler in seiner Meinung unterstützt habe“, das zweite Mal, „weil ich den Dienst vor die Parteiinteressen gestellt habe“. 1935 habe ihn beim Erntedankfest „die braune Pest stark verfolgt“ (ebd.).
- 10 Ernst Hermann machte bereits 1940 den „Frankreichfeldzug“ mit (vgl. Anm. 5).
- 11 Das am 13.11.1928 geborene Kind Selma Johanna verstarb bereits am 4.12.1928 (Familienbuch, wie Anm. 3).
- 12 Mitteilung von Hans Ehrhardt, Schiltach, Neffe von Matthäus Hermann. – Einer politischen Partei gehörte Hermann vor 1933 nicht an, doch war er Mitglied der dann verbotenen „Gewerkschaft Deutscher Eisenbahner“ (Staatsarchiv Freiburg, wie Anm. 4).
- 13 StA Schiltach AS-1795.
- 14 Südkurier. Radolfzeller Zeitung Nr. 94, vom 23.4.1985, S. 13: „Kriegsende in Radolfzell (3)“ (Mitteilung der Stadt Radolfzell, Fachbereich Stadtgeschichte).
- 15 Entnazifizierungsakte, unterschrieben am 14.1.1946 (Staatsarchiv Freiburg, wie Anm. 4).
- 16 Monika Figgle, Tanja Kaiser: Helden. Verehrt – verkannt – vergessen. Auf Spurensuche in Radolfzell am Bodensee. Schülerarbeit, Friedrich-Hecker Gymnasium Radolfzell 2009 (Mitteilung, wie Anm. 14).
- 17 *Notiz!*, datiert *Radolfzell, den 25. Februar 1963*, unterschrieben *Matthäus Hermann* (StA Schiltach AS-4266).
- 18 Staatsarchiv Ludwigsburg EL 20/1 VI Bü 1388, Bild 2 (<http://www.landesarchiv-bw.de/plink/?f=2-2968980>). – Vgl. zu ihnen jeweils: StA Schiltach AS-3833f. (Gefallenenbücher der Stadt Schiltach).
- 19 Mitteilung der Stadtverwaltung Schiltach vom 18.10.2018.
- 20 Sterbebuch der ev. Kirchengemeinde Schiltach 1936ff., Pfarrarchiv Schiltach, S. 96f.
- 21 Staatsarchiv Ludwigsburg EL 20/1 VI Bü 1388, Bild 1 (<http://www.landesarchiv-bw.de/plink/?f=2-2968980>). – Die Quelle war bisher nicht bekannt, insofern ist zu korrigieren: Lehengericht Bd. 1: Aus der Geschichte, hrsg. von der Stadt Schiltach, Schiltach 2017, S. 183.
- 22 Abschrift, „Radolfzell den 21. Februar 1946, Bahnhof“, die Richtigkeit unterschriftlich bestätigt von Rechtsanwalt Bickel mit Stempel „Deutsche Reichsbahn Bahnhof Radolfzell“ (Staatsarchiv Freiburg, wie Anm. 4).

Hans Schwindt (1907–1942)

Kirchlicher Widerstand gegen den Nationalsozialismus im kommunalen Gedächtnis Rheinbischofsheims

Jonas Grab, Martin Grab und Florian Hellberg

Am 19. Juli 2019 wurde das bereits 1964 errichtete namenlose Gemeindehaus der evangelischen Kirchengemeinde Rheinbischofsheim in Hans-Schwindt-Haus umbenannt (Abb. 1)¹. Der folgende Beitrag wirft drei Schlaglichter auf die Geschichte der evangelischen Kirche im Nationalsozialismus in den Jahren 1933–1934² im Allgemeinen sowie auf den ehemaligen Gemeindepfarrer Hans Schwindt im Besonderen. Dabei umrahmt die Übersicht zur Geschichte der evangelischen Kirche im Nationalsozialismus (I.) die Rechercheergebnisse zum Leben Hans Schwindts aus bislang unveröffentlichten Quellen aus dem Archiv der evangelischen Gemeinde Rheinbischofsheim sowie dem Privatbesitz der Familie Schwindt (II.). Ein letztes Schlaglicht plädiert für die Berücksichtigung von Hans Schwindt als Beispiel regionalgeschichtlichen kirchlichen Widerstands gegen den Nationalsozialismus im Geschichtsunterricht und versteht sich zugleich als Plädoyer für eine Lokalisierung von Geschichtspolitik (III.).³



Abb. 1: Pfarrer Martin Grab (links) und Martin Schwindt (rechts), der Sohn Hans Schwindts, vor dem Eingang des Hans-Schwindt-Hauses am 19. Juli 2019

I. Die evangelische Kirche im Nationalsozialismus

Dass am 30. Januar 1933 Adolf Hitler durch den Reichspräsidenten Paul von Hindenburg zum Reichskanzler ernannt worden war, fand bei einem großen Teil der Christen beiderlei Konfessionen in Deutschland breite Zustimmung. In der evangelischen Kirche war schon 1932 die „Glaubensbewegung Deutscher Christen“ als eine antisemitisch und rassistisch geprägte innerevangelische Kirchenpartei gegründet worden, mit dem Berliner Theologen Joachim Hossenfelder an ihrer Spitze. Die Ziele der „Deutschen Christen“, die sich an der NS-Ideologie orientierten, waren die Angleichung des Protestantismus, die „Endjudung“ der Kirche sowie die damit einhergehende „Verbannung“ des Alten Testaments.

Am 21. September 1933 gründete sich der „Pfarrernotbund“ als eine Gruppierung innerhalb der Deutschen Evangelischen Kirche, die sich gegen die Bestrebungen der Deutschen Christen zur Wehr setzte, die Deutsche Evangelische Kirche in eine „Reichskirche“ ohne Christen jüdischer Herkunft zu entwickeln.

Diesem Pfarrernotbund traten bis zum Jahresende etwa 7000 Pfarrer bei, unter ihnen Martin Niemöller, Karl Barth und Dietrich Bonhoeffer. Diese 7000 Pfarrer schlossen sich 1934 zur „Bekennenden Kirche“ zusammen und wirkten als innerevangelische Oppositionsbewegung gegen die „Deutschen Christen“.

Im Sommer 1933 hatten die Nationalsozialisten die Kirchenwahlen manipuliert, sodass den „Deutschen Christen“ eine große Mehrheit in der Nationalsynode sicher war. Dort wurde der frühere Wehrkreispfarrer Ludwig Müller zum Reichsbischof gewählt. Aber die Mitglieder der „Bekennenden Kirche“ verweigerten dem Reichsbischof den Gehorsam. In überfüllten Gotteshäusern fanden Bekenntnisgottesdienste statt. Pfarrer der „Bekennenden Kirche“, denen die Deutsche Evangelische Kirche das Gehalt sperrte, wurden vielfach von ihren Gemeindegliedern materiell unterstützt. Die Leitung der „Bekennenden Kirche“ übernahmen sogenannte Bruderräte. Diese wiederum versammelten sich vom 28. bis 31. Mai 1934 in Wuppertal-Barmen zur Bekenntnissynode, die sich von den „Deutschen Christen“ und der nationalsozialistischen Vorsehungslehre entschieden distanzierte.

In einer zweiten Bekenntnissynode am 19. und 20. Oktober 1934 in Berlin-Dahlem wurde der Reichsbischof August Marahrens eingesetzt, der fortan die „Bekennende Kirche“ in Deutschland leitete. Bis zum Ende des Jahres 1934 unterschrieben Tau-

sende mutiger Pfarrer der „Bekennenden Kirche“ eine Erklärung, in der sie dem von den „Deutschen Christen“ gewählten Reichsbischof Müller den Gehorsam verweigerten. Einer dieser Pfarrer war auch Hans Schwindt.⁴

II. Pfarrer Hans Schwindt im Widerstand gegen den Nationalsozialismus

Hans Schwindt wurde am 25. Juli 1907 in Durmersheim geboren und verbrachte Kindheit und Jugendzeit in Durmersheim, Ittersbach, Dietlingen und Ettlingen. Nach dem Abitur studierte er von 1926 bis 1931 Theologie in Bethel, Tübingen und Heidelberg. Zum 1. November 1934 wurde er zum Pfarrer in Rheinbischofsheim berufen.

Unmittelbar nach seinem Dienstantritt am 29. November 1934 unterschrieb Hans Schwindt, schon längst Mitglied der Bekennenden Kirche, die folgende Erklärung:

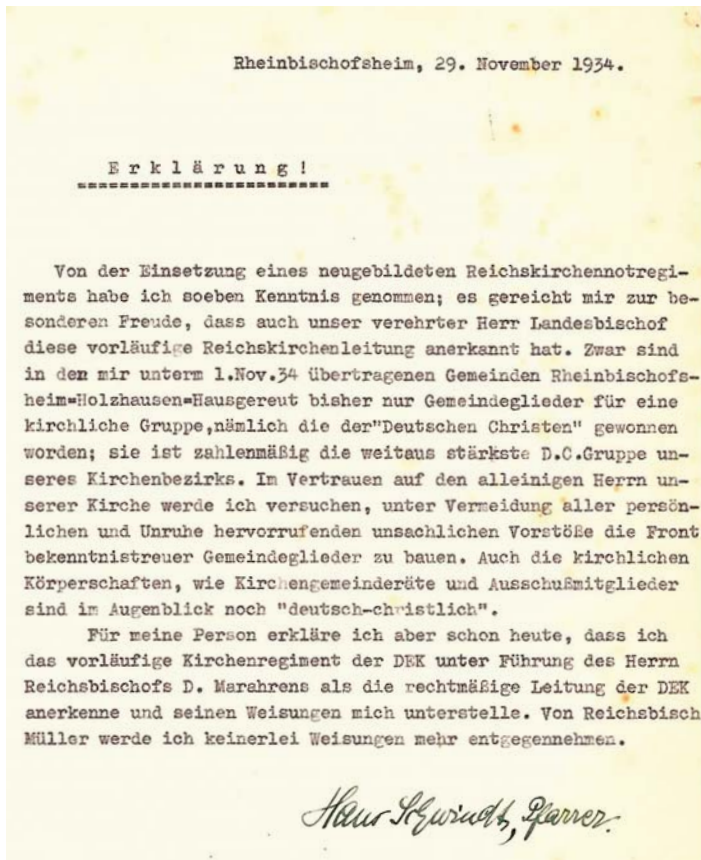


Abb. 2: Erklärung Hans Schwindts

Bei Dienstantritt hatte es Hans Schwindt also vor allem mit „Deutschen Christen“ zu tun – der Aufbau einer sich der Bekennenden Kirche zurechnenden Gemeinde war für ihn eine große Aufgabe. In seiner dritten Kirchengemeinderatssitzung am 27. Januar 1935 konnte er den Kirchengemeinderat überzeugen, sich aus der bisherigen Reichskirchen-Regierung unter dem nationalsozialistischen Bischof Müller auszugliedern und sich der vorläufigen Kirchenleitung der Deutschen Evangelischen Kirche anzuschließen.

Hans Schwindt scheute nicht das klare Wort gegenüber der Obrigkeit. Zum Beispiel als der Bürgermeister Wesel ihm am 22. Februar 1938 eine Notiz gab mit der Aufschrift: „Hiermit zur Kenntnis, dass Schulräume für die Wochengottesdienste und Strickstunden von nun ab nicht mehr zur Verfügung gestellt werden.“

Tags daraufhin kündigte Hans Schwindt im Abendgottesdienst von der Kanzel ab: „Die Kirchengemeinde hat ein Anrecht, zu erfahren, weshalb wir uns im Abendgottesdienst im Gotteshaus zusammenfinden.“ Dieser Satz reichte schon, um denunziert zu werden, und zu einer solchen Denunzierung betonte Hans Schwindt in einem Schreiben vom 24. Februar 1938 an den Bürgermeister „dass ich jederzeit den Mut haben werde, meine heutigen Ausführungen vor den von Ihnen nicht genannten Angebern mit der Wahrheit richtigzustellen.“

Nicht Konfrontation um jeden Preis – aber auch nicht klein beigeben. Dieses Bild zeichnen unsere Quellen von Karl Schwindt.

Interessant ist auch ein Blick auf diesen Archiv-Fund (siehe Abbildung 3): Religionsunterricht war ein Kampfgebiet zwischen Kirche und NS-Regime. Als die Tochter eines hochrangigen örtlichen NSDAP-Mitgliedes nicht mehr zum Religionsunterricht kam, schrieb Hans Schwindt diesem ohne Furcht einen Brief, der mit den Worten endet „Zu der Merkwürdigkeit Ihrer Einstellung kann ich nur sagen: Kommentar überflüssig!“ Hans Schwindt kämpfte um jedes Kind, auch unter seinen Konfirmanden. Obwohl für Konfirmanden der Pflichtdienst für die Jungen in der „Hilferjugend“ und für die Mädchen im „Bund Deutscher Mädels“ Vorrang genoss, konnte Hans Schwindt nach wie vor den großen Teil der Jugend konfirmieren.

Am 9. September 1939 schloss Hans Schwindt standesamtlich in Rheinbischofsheim, kirchlich am 4. Oktober 1939, die Ehe mit Käthe geb. Feurig aus Crimmitschau.

Gemeinde Friedensthal Religionslehrer (Pfarrer) Hans Schwindt, Florde
Kirchenbezirk _____

Stundenplan für das Schuljahr 1938/39

	Montag	Dienstag	Mittwoch	Donnerstag	Freitag	Sonntag	Bemerkungen
7-8	7.u.8.Klasse			Fortbild.sch. Mädchen I, 15			
8-9			7.u.8.Klasse			5.-8.Klasse, Choral-singer	
9-10		5.u.6.Klasse	3.u.4.Klasse			3.u.4.Klasse	
10-11	5.-8.Klasse in Holzhausen				5.u.6.Klasse		
11-12							Montags 11-12 Uhr, Fortbildungsschule Knaben, I. Jahrgang kollidiert mit Holzhausen, muß von Freistett aus versetzt werden.
12-1	Fortbild.sch. Mädchen II,	Fortbild.sch. Knaben II.	Fortbild.sch. Knaben III.				
1-2							Schüler aus Freistett, Dierheim u. Meprechtshofen: 23
2-3							Aus Rheinbischofsheim und Holzhausen: 6 Schüler!
3-4					3.u.4.Klasse		
4-5							Fortbildungsschule Knaben

Abb. 3: Stundenplan des Religionslehrers Hans Schwindt für das Schuljahr 1938/39

Der Trauspruch der Eheleute steht in Psalm 73, 28: „Das ist meine Freude, dass ich mich zu Gott halte und verkündige all dein Tun.“ Den Eheleuten wurde 1941 ihr Sohn Martin geschenkt, der am Ostersonntag 1942 in Rheinbischofsheim getauft wurde (Abb. 4). Im Jahr 1942 wurde der zweite Sohn Hans-Theodor geboren, der im Jahr 2008 verstarb (Abb. 5).

Zwei Jahre nach Ausbruch des Zweiten Weltkrieges wurde Hans Schwindt im Jahr 1941 zum Militär einberufen. Zunächst kam er an die Westfront. Der Kirchengemeinderat hatte sich bereits im September 1941 bemüht, bei der Heeresführung eine Teilfreistellung Hans Schwindts zu erreichen. Im Dezember erneuerte der Kirchengemeinderat seinen Wunsch, der auch vom Evangelischen Oberkirchenrat unterstützt wurde.

Ein Fronturlaub führte Hans Schwindt für einige Zeit in die Heimat (Abb. 6). Derweil war im März 1942 der Antrag des Kirchengemeinderates auf Unabkömmlichkeitstellung vom Wehrbezirkskommando Offenburg ohne weitere Begrün-

Abb. 4: Familie Schwindt am Ostersonntag, den 5. April 1942, vor dem Eingang der evangelischen Kirche in Rheinbischofsheim





*Abb. 5: Käte Schwindt
mit ihren beiden
Söhnen Martin und
Theodor*



*Abb. 6: Hans
Schwindt mit seinem
Sohn Martin während
des Fronturlaubs*

dung abgelehnt worden. Eine Unterschrift auf einer Rechnung des Maurers Kurt Müll, die am 20. April 1942 angewiesen wurde, ist das vorletzte schriftliche Dokument, das sich im Archiv der Gemeinde zu Hans Schwindt befindet. Sie belegt, dass Hans Schwindt auch im Heimaturlaub als Pfarrer tätig war. Vor allem aber wird das deutlich durch das letzte schriftliche Dokument, das datiert ist auf den 19. Oktober 1942 und die Taufe von Dieter Raub beurkundet. Es sollte die letzte von Pfarrer Hans Schwindt vorgenommene Taufe sein.

Im Spätherbst 1942 wurde er an die Ostfront abkommandiert, im November desselben Jahres brach der Kontakt mit seiner Familie ab. Hans Schwindt wurde vermisst.

Erst viele Jahre später wurde durch ein Schreiben eines anderen Soldaten zur Gewissheit, dass Hans Schwindt am 21. November 1942 bei einem Tiefflieger-Angriff in Tinguta, 50 Kilo-

meter südwestlich von Stalingrad, im Alter von 35 Jahren ums Leben gekommen war (Abb. 7).

III. ... können Widerstand gegen den Nationalsozialismus erläutern

Dem Bildungsplan des Landes Baden-Württemberg für das Fach Geschichte nach können die Schülerinnen und Schüler aller weiterführenden Schularten nach der Behandlung der Unterrichtseinheit „Nationalsozialismus und Zweiter Weltkrieg“ in der 9. Klasse das „Alltagsleben in der NS-Diktatur zwischen Zustimmung, Unterdrückung und Widerstand erläutern“.⁵ Am Beispiel von Hans Schwindt kann nicht nur dem kirchlichen Widerstand ein regionalgeschichtliches Gesicht gegeben werden, sondern auch dessen Handeln gegen das NS-Regime kritisch beurteilt werden.

Daneben bietet der Prozess der Umbenennung des Rheinbischofsheimer Gemeindehauses in Hans-Schwindt-Haus gewinnbringende Einblicke in lokale Erinnerungskulturen der rezenten Zeitgeschichte. Dringliches regionalgeschichtliches Desiderat ist es, auch danach zu fragen, wie kollektive regionale Erinnerungen ausgehandelt werden und welche Folgen beispielsweise die geschichtspolitischen Akte der Um- und Neubenennung öffentlicher Plätze, Straßen und Gebäuden für das Selbstbild lokaler Gemeinschaften haben. Folglich sollte gerade – auch geschichtsunterrichtlich – die Lokalisierung von Geschichtspolitik als eine Erweiterung der regionalen Erinnerungsgeschichte Berücksichtigung finden.⁶



Abb. 7:
Hans Schwindt

Anmerkungen

- 1 <https://www.bo.de/lokales/achern-oberkirch/rheinbischofsheim-benennt-gemeindehaus-nach-mutigem-pfarrer> (letzter Zugriff am 16.02.2020).
- 2 Vgl. einführend zur Geschichte der Kirchen im Nationalsozialismus Strohm, Christoph: Die Kirchen im Dritten Reich, München 2011 sowie Blaschke, Olaf: Die Kirchen und der Nationalsozialismus, Bonn 2019.
- 3 Siehe grundlegend für diese Erweiterung der Erinnerungsgeschichte Thießen, Malte: Das kollektive als lokales Gedächtnis: Plädoyer für eine Lokalisierung von Geschichtspolitik, in: Schmid, Harald (Hrsg.): Geschichtspolitik und kollektives Gedächtnis (Formen der Erinnerung Bd. 4), Göttingen 2009, S. 159–180.
- 4 Vgl. Rang, Martin: Die Kirche in Vergangenheit und Gegenwart, Göttingen ³1972, hier S. 241–258 sowie Busch, Ernst: Die Botschaft von Jesus Christus, Frankfurt 1971, hier S. 297–299. Zur evangelischen Kirchengemeinde Freiburg zur Zeit des Nationalsozialismus und zur Bekennenden Kirche in Baden vgl. Dietrich, Hans-Georg: Die evangelische Kirchengemeinde Freiburg 1933–1945 in der Begegnung mit dem Nationalsozialismus. Aspekte eines schwierigen Jahrzehnts, in: Schau-ins-Land 110, 1991, 213–255, sowie Klausung, Caroline: Die Bekennende Kirche in Baden (Veröffentlichung zur badischen Kirchen- und Religionsgeschichte, Bd. 4), Stuttgart 2013.

- 5 <http://www.bildungsplaene-bw.de/Lde/LS/BP2016BW/ALLG/SEK1/G/IK/7-8-9/08> (letzter Zugriff am 16.02.2020).
- 6 Vgl. Thießen 2009, S. 159 und S. 178–180 sowie ders.: Der kleine Nationalsozialismus: Perspektiven und Potenziale der Lokal- und Regionalgeschichte, in: Neisen, Robert et al. (Hrsg.): Kommunen im Nationalsozialismus. Verwaltung, Partei und Eliten in Südwestdeutschland (Oberrheinische Studien Bd. 38) Ostfildern 2019, S. 41–57.

Kinzigtal und mittlerer Schwarzwald in der Presse der DDR

Die Region im Spiegel der Berichterstattung der Tageszeitungen Neues Deutschland, Berliner Zeitung und Neue Zeit 1945–1990

Andreas Morgenstern

„Dieses ist ein tüchtiges Volk und ein bildschönes, ein liebenswertes Land. Mehr als nur ein Schimmer freien Schweizer Geistes liegt darüber. Sie schlagen hier wirklich einige Rekorde.“ So war am 18. Oktober 1947 in der „Neuen Zeit“ aus dem sowjetischen Sektor Berlins über die Menschen rund um den Schwarzwald zu lesen. Ein rundum positives Bild, welches sich so in den Zeitungen von Sowjetischer Besatzungszone (SBZ) und DDR aber nicht so schnell wieder finden sollte.

Verwundern kann das nicht. Seit nunmehr dreißig Jahren ist Deutschland wiedervereinigt. Grenzen sind Vergangenheit, die Systemkonkurrenz Geschichte. Der Blick über Mauer und Stacheldraht gehörte bis dahin aber zum Grundrepertoire der Medien in Ost wie West. Gerade für die Presse in der DDR stand die Aufgabe, den vor allem per West-Fernsehen und -Radio vermittelten Bildern ein eigenes „Westbild“ gegenüberzustellen. Die zentral gelenkten Medien als „schärfste Waffe der Partei“¹ hatten ein bestimmtes, festgefügtes Bild der Bundesrepublik zu vermitteln, gekennzeichnet von Arbeitslosigkeit, rücksichtslosem Konkurrenzkampf, latenter Kriegsvorbereitung und Verlust menschlicher Werte. Den Medien kam so eine Schlüsselfunktion bei der Selbstlegitimation des ostdeutschen Teilstaats zu.²

Das Leben im Kinzigtal, welches hier aus Sicht ausgewählter DDR-Tageszeitungen nachgezeichnet werden soll, lag nicht direkt im Blickfeld der ostdeutschen Verantwortlichen. Fern der innerdeutschen Grenze waren die Geschehnisse im Südwesten dennoch nicht uninteressant für die Ostmedien. Vor allem die Auswirkung der räumlichen Nähe zu Frankreich, zunächst auch die Darstellung der Lebensverhältnisse im Kinzigtal in der Französischen Besatzungszone riefen Aufmerksamkeit hervor. Änderungen in der Interessenlage konnten diesen Blick beeinflussen, weniger in begrifflicher Form,³ vielmehr in der Darstellung bestimmter Ereignisse. Diese Berichterstattung zeichnet der folgende Beitrag nach. Es entsteht keine lückenlose Dokumentation des Lebens im Kinzigtal 1945–1990, son-

dern, davon abgesetzt, eine Dokumentation, welche Ereignisse im Kinzigital als berichtenswert angesehen wurden und wie sich diese Berichterstattung vollzog.

Das Zeitungswesen der DDR kennzeichnete die ideologische Bindung an die aktuelle politische Linie im SED-Staat. Darüber hinaus existierten die insgesamt zuletzt 37 Tageszeitungen in direkter Trägerschaft der Parteien bzw. Massenorganisationen. Grundlage der folgenden Untersuchung sind drei Tageszeitungen in formal unterschiedlicher Trägerschaft, die die scheinbare Vielfalt der Presse der DDR ausdrücken. Gemeinsam ist den drei Organen die Herkunft Ost-Berlin. Die bedeutendste Zeitung der DDR, das „Neue Deutschland“, war laut Zeitungskopf das „Organ des Zentralkomitees der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands“.⁴ Seit Gründung der SED 1946 präsentierte das „ND“ zentral die jeweilige Position der Staatspartei. Es erschien in der gesamten DDR. Daneben unterhielt die SED noch Regionalzeitungen für die einzelnen Bezirke. In Ost-Berlin war dies die „Berliner Zeitung“, die zunächst 1945 als Presse der Roten Armee für die ganze Stadt gegründet worden war.⁵ Dritte ausgewählte Zeitung ist die „Neue Zeit“, 1945 als christliche Tageszeitung gegründet, aber noch in den 1940er Jahren zum gleichgeschalteten Zentralorgan der sowjetzonalen CDU deformiert.⁶ Der Zugriff zu diesen drei Zeitungen ist über die Staatsbibliothek Berlin online bis 1990 („Neues Deutschland“), 1993 („Berliner Zeitung“) und 1994 (Einstellung der „Neuen Zeit“) gegeben. Über eine durch umfassende Durchsicht ergänzte Volltextsuche, vor allem wegen der insbesondere in den ersten Jahrgängen gegebenen technischen Unzuverlässigkeit, konnten Meldungen über das Kinzigital, seine Ortschaften, Unternehmen und wichtige Personen zwischen 1945 und 1990 herausgearbeitet werden.

Französische Besatzungszeit

Mit dunklen Farben wurde die französische Besatzungsherrschaft von Beginn an gezeichnet. Das „Neue Deutschland“ gab Ende 1946 zwei Berichte aus „der großen englischen Zeitung ‚The Manchester Guardian‘“⁷ wieder, die am 16. und 17. Oktober dort veröffentlicht worden waren. Die Briten hatten darin kein gutes Haar an den Franzosen gelassen: „Man sollte hier die traditionelle französische Verachtung, wenn nicht sogar Haß gegen die Deutschen erwarten, aber es ist nichts davon zu sehen. (...) Große Zerstörungen sind nur in den Städten zu finden, und auch dort sind sie verhältnismäßig unbedeutend im Vergleich zu den anderen Zonen. Und doch ist eine Reise durch

das Rheinland, den Schwarzwald oder Vorarlberg (in der französischen Zone Oestereichs) ein tief niederdrückendes Erlebnis. Die Lebensmittellage ist hier schlimmer als irgendwo sonst in Deutschland. [...] Die Deutschen sind hier gleichgültiger und apathischer als irgendwo sonst in Deutschland. Das Zusammensein mit ihnen ist wie ein Alpdruck. Ihre Unterwürfigkeit ist fast unglaublich. [...] Es existiert eine Vorzensur, und die Franzosen liefern fertige Artikel, die gedruckt werden müssen.“ All dies mündete im „Guardian“ und sodann auch im „Neuen Deutschland“ im Fazit: „Die Militärs kümmern sich im allgemeinen nicht um die Bemühungen der Zivilverwaltung und unterstützen rechtsgerichtete deutsche Tendenzen. Dadurch erklärt sich der erstaunliche Einfluß ehemaliger Nazis in der französischen Zone.“⁸ Für den Leser mussten bei aller Unzufriedenheit mit den Verhältnissen in der eigenen sowjetischen Besatzungszone da die schlimmen Verhältnisse im Südwesten Kraft und vor allem Bestätigung für den „demokratischen Neubeginn“ unter dem Ideal der Sozialistischen Einheitspartei geben.

Folgend wurden massive Demokratiedefizite, auch im Kinzigtal, angeprangert. Unter dem Titel „Arbeitereinheit gegen CSV-Diktatur“ beklagte das „Neue Deutschland“, in den Kreisen Freiburg, Lahr und Offenburg seien Mandate unter CSV⁹ und SPD aufgeteilt worden, während die übrigen Parteien ohne Sitz blieben. „Das Verfahren war in den meisten Fällen so, daß eine von der CSV ausgearbeitete Vorschlagsliste für den Kreis Ausschuß vorgelegt und ohne Abstimmung zum Beschluß erhoben wurde.“ Im Kreis Wolfach stimmte sich die Sozialdemokratie aber gegen diese Vereinnahmung. Dort „bot die SPD einem Vertreter der KPD einen ihrer Sitze an. Die Vertreter der CSV setzten jedoch mit Hilfe ihrer Mehrheit durch, daß die KP-Vertreter ausgeschlossen werden“. Ein frühzeitiges Scheitern der lokalen Demokratie im Kinzigtal: „Parteidiktatur statt Zusammenarbeit aller demokratischer Parteien“.¹⁰

Doch sollte sich das Bild der Französischen Zone noch weiter verdüstern. Am 21. Juli 1948 berichtete ein ungenannter Korrespondent aus der „separierten Deutschlandzone“: „Die führende Hand der Besatzungsmacht, die aufbauen sollte, wurde zur zerstörenden Faust.“ Der Opposition würden die „primitivsten demokratischen Grundrechte durch die französische Kontrolle verweigert“, der Parlamentarismus sei eine „Farce“. Hand in Hand mit politischer ginge auch wirtschaftliche Unterdrückung. Der „systematische Abbau der Industrie“ habe die Industrie „tödlich betroffen“. Nun folge die „Überfremdung der noch vorhandenen Wirtschaftskapazität“. Die

„Daumenschrauben des Zwangs“ stelle die deutschen Unternehmer vor die Frage: Demontage oder französische Mehrheitsbeteiligung. Die Menschen sähen nun „dem Hunger ins Auge“.¹¹ Für diese wirtschaftsnationalistische, antifranzösische Anklage verzichtete der Artikel allerdings auf einen konkreten Beispielfall.

Selbst die der Ost-CDU nahestehende „Neue Zeit“, welche sich bisher in der antifranzösischen, antikapitalistischen Berichterstattung im Unterschied zu den beiden SED-Zeitungen zurückgehalten hatte, schlug 1947 in die gleiche Kerbe: „[A]uf allen Bahnhöfen stehen die langen Züge mit Holz via Kehl nach Frankreich, befohlener Export oder Reparationen, man weiß es nicht. Abrechnung ist noch nicht erteilt.“¹² Zu lesen war diese Aussage in dem gleichen Artikel, dem auch das freundliche Eingangszitat entnommen worden war. Die „Berliner Zeitung“ schrieb 1948 gar von einer „planlosen Abholzung des südbadischen Schwarzwaldes“.¹³ Da verwunderte es nicht, dass bei einem Vergleich der zugeteilten Lebensmittelmengen nach Eigenrecherche der „Berliner Zeitung“ nirgendwo so geringe Werte aufgeführt wurden wie für Alpirsbach aus der Französischen Zone. Für zwanzig Tage standen dort Anfang 1948 lediglich 4000 g Brot und 400 g Nahrungsmittel zur Verfügung. Zum Vergleich: Für die teils zerstörten Städte Leipzig, Jena und Schwerin in der Ostzone wurden Mengen von je 7000/500 angegeben.¹⁴

Ende 1948 hatten sich die westlichen und die östliche Besatzungszone/n sichtbar auseinanderentwickelt. In Ost und West zahlten die Menschen mit unterschiedlichem Geld, auf die Einführung der D-Mark hatte der Osten mit der Berlin-Blockade reagiert. West-Berlin war zum Abholzen zahlreicher noch stehender Bäume in den eigenen Sektoren gezwungen – für die Ostpresse eine Vorlage, noch einmal die „Franzosenhiebe“ zu geißeln: „In ungeheurem Ausmaß wird seit Jahren im Westen Deutschlands der Waldbestand geplündert, um den Weg über den Kanal und den Rhein zu nehmen. Der Schwarzwald ist nicht mehr wiederzuerkennen, und selbst die am westlichsten orientierten Mitglieder der bizonalen Länderregierungen sind mit einer derart starken ‚Orientierung‘ des deutschen Waldes nach Westen nicht einverstanden, so gewaltig ist der Schaden.“¹⁵

Neben diese Beschreibung eines erschwerten, wirtschaftlich wie politisch von Unfreiheit geprägten Alltags trat in der Berichterstattung allein ein einzelner Fall von Vergangenheitsaufarbeitung. Die Verbrechen des NS-Regimes hatten auch im Kinzigtal Spuren hinterlassen. Über ihre Aufdeckung war am

1. Oktober 1946 im „Neuen Deutschland“ zu lesen: „In dem Schwarzwaldstädtchen Haslach wurde vor einigen Tagen ein Massengrab geöffnet, in welchem 210 Skelette unbekannter Opfer des Nationalsozialismus aufgefunden wurden. Frauen, Geschwister und Kinder der Ermordeten hatten sich, soweit man die Leichen identifizieren konnte, aus Frankreich zur Beisetzungsfest eingefunden.“ Das „Neue Deutschland“ erwähnte das KZ noch ein zweites Mal im Abdruck einer Meldung der sowjetzonalen Presseagentur ADN vom 29. April 1948: „Die unterirdischen Vulkan-Werke bei Haslach in Südbaden wurden am Mittwoch [28.4.1948; A.M.] gesprengt“.¹⁶

Der Status Kehls

Von besonderer Bedeutung in der antifranzösischen Propaganda war die Statusfrage Kehls. Die Stadt stand bis 1949 unter direkter französischer Verwaltung. In Ost-Berlin war das ein nutzbares Thema. Offiziell unter der Überschrift „Ein Brief aus Baden“ – kein parteiisch wirkender Bericht eines Journalisten, sondern das Erleben der Einheimischen ausdrückend, wurde beklagt: „An Stelle der ausgesiedelten deutschen Einwohner sind bereits 7000 französische Bürger der Stadt Straßburg in Kehl angesiedelt worden. [...] Es ist vielmehr deutlich zu erkennen, daß allein ganz bestimmte kapitalistische Kreise Straßburgs, besonders soweit sie ihre Gelder im Straßburger Hafen angelegt haben, aus Gründen der Konkurrenz nicht daran interessiert sind, daß die Kehler Bevölkerung in ihre Heimatstadt zurückkehrt und der Hafen, wieder in Betrieb genommen wird.“¹⁷ Das Thema war somit gegeben: Nicht das französische Volk, sondern linksrheinische Kapitalisten versuchen ein Stück Deutschlands zugunsten ihres Profits zu kolonialisieren.

Wenn der Westen der Sowjetunion eine besondere Verantwortung für den Verlust der Heimat für Millionen deutscher Flüchtlinge und Vertriebene aus den ehemals deutschen Ostgebieten zuschrieb,¹⁸ dann sollte die Beschreibung von Kehls Situation dieses Bild zumindest hin zu einer allgemeinen, in Ost wie West existierenden Bedrohung verändern. Entsprechend fragte die „Berliner Zeitung“ am 12. April 1947 nach „Umsiedlung auch im Westen?“. Als Kronzeuge diente Frankreichs Premier Georges Bidault. Neben verschiedenen weiteren Gebietsabtretungen Deutschlands an seine Nachbarn habe er „Grenzberichtigungen am Rhein“ befürwortet. „Er nannte in diesem Zusammenhang den Rheinhafen Kehl, der die natürliche Ergänzung des Straßburger Hafens darstelle.“ Entschiedene Gegner einer solchen Entwicklung seien, wie das „Neue

Deutschland“ am Folgetag nachlegte, „die Kommunistische Partei Südbadens und die Gewerkschaften“. Sie „haben bereits gegen die Annexionsabsichten der Straßburger Großhandelskreise schärfstens protestiert und darauf hingewiesen, daß es bei dem Problem Kehl um die Existenz Tausender Werktätiger geht, deren Verbleiben in Kehl keineswegs vitale Interessen der französischen Nation beeinträchtigt.“¹⁹ Die Linie war klar: Auf der einen Seite standen die französischen Kapitalisten, die deutschen Boden annektieren wollten, und aufgrund ihres Schweigens offenbar auch ihre deutschen Gesinnungsfreunde, auf der anderen Seite engagierten sich die Kommunisten und die mit ihnen verbündeten Gewerkschaften für das nationale deutsche Interesse. Wie schon bei dem diskutierten Kampf gegen eine angeblich drohende CSV-Diktatur galten die Kommunisten als unverzichtbarer Partner eines fortschrittlich-verantwortlichen antikapitalistischen, nationalen und demokratischen Bündnisses. Über diesen Tatbestand dürfe vor Ort aber nicht berichtet oder gar öffentlich diskutiert werden. Der badische Landtag sei stattdessen eine „Taubstummenanstalt“; zur Zukunft Kehls herrsche von deutscher offizieller Seite lediglich beredtes Schweigen. Hier übernahm die „Berliner Zeitung“ am 8. Mai 1947, dem zweiten Jahrestag der Kapitulation, sichtlich mit Freuden die Kritik der damals linksorientierten „Rhein-Neckar-Zeitung“ (Heidelberg). Am Folgetag legte das Berliner Blatt nach, nun unter Bezugnahme auf die Berichterstattung in der Hamburger Wochenzeitung „Die Zeit“: „Nunmehr ist für die restlichen in Kehl verbliebenen Deutschen der offizielle Ausweisungsbefehl erlassen [...] Die Geschichte lehrt hingegen, daß Frankreich schon früher in Verfolg der von Richelieu eingeleiteten Politik der Einmischung und Schwächung gegenüber Deutschland versucht hat, die Stadt als militärischen Brückenkopf diesseits des Rheins für Frankreich zu annektieren. Offenbar spielen gleiche Gründe heute wieder eine Rolle in der französischen Politik. Das Verfahren erinnert peinlich an die Beschlüsse der berüchtigten Reunionskammern aus der Zeit Ludwigs XIV.“²⁰

Auch darüber hinaus zitierte man gern aus westlichen Publikationen, wenn damit die französische Besatzungspolitik angeprangert werden konnte. Aus den „Basler Nachrichten“ hieß es, „der geplante Kanal Basel-Straßburg nimmt dem eigentlichen Flußbett des Rheins mit seiner Breite von 150 m den Hauptwasseranteil. Für den Fluß bedeutet es das Erliegen des Schiffsverkehrs bzw. seine Verlagerung auf französisches Gebiet.“ Was schon allein für den Transportverkehr deutscherseits ein schwerer Schlag bedeutet hätte, sollte u. a. für das Kinzigtal

weiter gehende Folgen mit der folgenden Senkung des Grundwasserspiegels haben.²¹ Eine Hungerkatastrophe galt als ausgemacht. Hatten Kartoffeln bisher schon in der französischen Zone „museumshafte Seltenheit“²², musste sich die Lebensmittelversorgung weiter verschlechtern.²³

1948 standen richtungweisende Entscheidungen für Deutschland an, Rechtsfragen über den Status bestimmter Gebiete, wie Kehl, mussten gelöst werden. Die „Berliner Zeitung“ griff auf, dass Frankreich die nationalsozialistische Entscheidung einer gemeinsamen Leitung der Häfen Straßburg und Kehl als Vorbild für sein weiteres Vorgehen nähme. Harsche Kritik war einer solchen Darstellung gewiss: „Es verdient als historisches Ereignis festgehalten zu werden, daß der Standpunkt des Hitler-Regimes sozusagen richtunggebende Bedeutung für französische Maßnahmen gewinnt. [...] Wenn durch die moderne Wirtschaftsentwicklung eine engere Zusammenfassung der Häfen Straßburg und Kehl geboten erscheint, so besteht heute keine Schwierigkeit, dieses Ergebnis durch entsprechende wirtschaftliche Vereinbarungen zu erreichen. Hier aber handelt es sich um Annektion. [...] Jetzt plädiert ‚Le Monde‘ für die ‚endgültige Wiedervereinigung Kehls‘ (wieso Wiedervereinigung?) mit Straßburg. Im Zusammenhang mit den nicht verstummten Gerüchten über weitere rechtsrheinische französische Annexionspläne ist der Fall Kehl nur ein Schulbeispiel einer faktischen Annektion, die im Gegensatz steht zu den grundsätzlichen Beteuerungen, die in Paris abgegeben werden.“²⁴ Anfang 1949 galt die „Einverleibung“ als Zeichen für den „letzten Stempel der Kolonisierung Westdeutschlands [...] gegen die Bestimmung der Potsdamer Konferenz und mit der Unterstützung jener Deutschen, die Max Reimann²⁵ Quislinge nannte.“²⁶

Schließlich kam es aber doch anders. Als Kehl zurück unter deutsche Verwaltung kommen sollte, kommentierte man im Februar 1949 lakonisch: „Die von den Franzosen ausgeplünderte, ihres Hafens beraubte und zum großen Teil zerstörte Stadt Kehl, soll, wie Francois-Poncet²⁷ kürzlich in Freiburg äußerte, in absehbarer Zeit wieder den deutschen Eigentümern zurückgegeben werden. Allerdings, so betonte der politische Berater General Koenig²⁸, müsse eine Formel gefunden werden, die die alte Konkurrenz zwischen Kehl und Straßburg beseitigt. Er wußte dabei keinen besseren Vorschlag als den, ein internationales Statut für Kehl zu errichten. Das heißt, daß Frankreich niemals auf seine direkte Einflußnahme auf alle Probleme, die mit Kehl zusammenhängen, verzichten wird.“²⁹ Internationale Kooperation galt als Mittel indirekter Fremdbe-

Neues Deutschland ZENTRALORGAN DER SOZIALISTISCHEN EINHEITSPARTEI DEUTSCHLANDS

Grenzkorrekturen

Auf den Grenzkorrekturen... Auf den Grenzkorrekturen... Auf den Grenzkorrekturen...

Triumph sozialistischer Landwirtschaft

Industriepian der UdSSR für 1948 überfüllt - Produktion um 27 Prozent gegen 1947 gestiegen... Die UdSSR erfüllt, was der Plan der Wirtschaftsentwicklung...

Das ist das Ruhrdiktat

Die Ruhr den amerikanischen Monopolisten Streifen und Redewort für die Sozialisten... Wäre und Beihilge wäre mit der Verlegung des Ruhrstreifen...

Kuominchiang-Truppen in vollem Rückzug

Indien und amerikanische Politik in China... Kuominchiang-Truppen in vollem Rückzug... Kuominchiang-Truppen in vollem Rückzug...

Truman's Program des kalten Krieges

Wahlkampf in den USA... Truman's Program des kalten Krieges... Truman's Program des kalten Krieges...

Der Sieg der Ideen Lenins

Lenin-Museen - Ein Wallfahrtsort... Der Sieg der Ideen Lenins... Der Sieg der Ideen Lenins...

Verspätete Fluchtperiode erwartet

Berlin, 16. Jan. (APD). Mit einer Fluchtperiode... Verspätete Fluchtperiode erwartet... Verspätete Fluchtperiode erwartet...

Empfehlung in Warschau

Warschau, 16. Jan. (APD). Auf dem Parteitag... Empfehlung in Warschau... Empfehlung in Warschau...

General Markos greift ein

General Markos greift ein... General Markos greift ein... General Markos greift ein...

Abwärtstrend trotz Todesopfer

Berlin, 16. Jan. (APD). Der britische... Abwärtstrend trotz Todesopfer... Abwärtstrend trotz Todesopfer...

Ein bulgarischer Gast in Berlin

Ein bulgarischer Gast in Berlin... Ein bulgarischer Gast in Berlin... Ein bulgarischer Gast in Berlin...

Sowjet-Gewerkschafter entlarven Späster

Sowjet-Gewerkschafter entlarven Späster... Sowjet-Gewerkschafter entlarven Späster... Sowjet-Gewerkschafter entlarven Späster...

Geistliche Amateure

Geistliche Amateure... Geistliche Amateure... Geistliche Amateure...

USA-Gehheimdienst viel weiter verstärkt

USA-Gehheimdienst viel weiter verstärkt... USA-Gehheimdienst viel weiter verstärkt... USA-Gehheimdienst viel weiter verstärkt...

LENIN-KUNDGEBUNG

LENIN-KUNDGEBUNG... Lenin-Kundgebung... Lenin-Kundgebung...

Neues Deutschland, 21. Januar 1949 (Staatsbibliothek Berlin)

stimmung. Schließlich kündete die über Jahre geschürte Aufregung über Kehl in einer knappen ADN-Meldung, abgedruckt in der „Berliner Zeitung“ vom 16. Juli 1949: „Die gegenüber Straßburg am Rhein gelegene Stadt Kehl wird, innerhalb weniger Monate‘ zunächst zu einem Drittel in deutsche Verwaltung zurückgegeben werden. Wie aus der Verordnung des französischen Oberkommandierenden, General Pierre Koenig hervorgeht, soll die Rückgabe der restlichen zwei Drittel der Stadt Kehl innerhalb einer Frist ‚von vier Jahren‘ erfolgen.“ Kein

Kommentar zum offensichtlichen Wandel in der Entwicklung. Stattdessen musste die Überschrift, „Gebt mir vier Jahre Zeit“, einerseits an die Langwierigkeit und ggf. auch Umkehrbarkeit der Räumung hinweisen, andererseits erinnerte sie sicherlich auch manchen Leser an die Ankündigungen Hitlers aus den dreißiger Jahren, der mit dieser Formel Gleichschaltung und nationalsozialistische Staats- und Gesellschaftsdurchdringung vorbereitet hatte.³⁰

Die Darstellung Kehls als französischer „Brückenkopf“ endete hier. Allerdings tauchte das Bild mehr als ein Jahrzehnt später im Zuge des Algerienkrieges noch einmal in veränderter Form auf. Hier, im „Hinterland für OAS-Banditen“, könnten Mitglieder der „faschistischen“ Organisation „gefördert von der Duldsamkeit westdeutscher Behörden“ ohne Kontrollen die Grenze überwinden, um dann ihr Unheil weiter begehen zu können.³¹

Das Kinzigtal und die Wiederbewaffnung

Nach der Gründung der Bundesrepublik und verstärkt durch die Eskalation des Kalten Kriegs in Korea rückte die Frage einer Integration in wirtschaftliche, aber auch militärische Strukturen des Westens in den Fokus. Für die DDR war dies „kriegerische Morgenluft“, wie das „Neue Deutschland“ am 24. Oktober 1950 ihre Anklage gegen die „Einbeziehung der westdeutschen Wirtschaft in die Kriegsproduktion der Westmächte“ betitelte. Steuererhöhungen, weitere radikale Rationierungsmaßnahmen, eine Verstärkung der Interventionstruppen prägten „nach dem Muster der Nazis eine ‚Wirtschaftslenkung‘“. Dem stellten sich aber laut ADN-Meldung immer mehr Westdeutsche entgegen. So schloss der Artikel mit der Meldung: „Es sollte endlich dafür Sorge getragen werden, die Not der Opfer des vergangenen Krieges zu lindern, anstatt von neuen Kriegen zu reden und hierzu Vorbereitungen zu treffen, heißt es in einer Erklärung des katholischen Volksbüros Ortenau gegen die Remilitarisierung Westdeutschlands.“³² Jedoch nicht allein die Gefährdung des Friedens, sondern auch die angesprochenen wirtschaftlichen Auswirkungen erforderten Widerstand. Folgend war ein Jahr später zu lesen: „Die als Folge der Remilitarisierung anhaltende weitere Preissteigerung zwingt zu immer neuen Abwehraktionen. [...] In der Dorotheen-Hütte am Schwarzwald sind die Glasarbeiter in den Streik getreten.“³³ Der Ausstand war erfolgreich. „Mit vollem Erfolg endete am Wochenbeginn der Streik bei der Schwarzwälder Glaswerkstätten-Gesellschaft ‚Dorotheen-Hütte‘. Der

Rebellion der Frauen

Im Frühjahr 1948 wurde die Fabrikarbeiterin Ellen Smith aus Cardiff in England, Mutter von fünf Kindern, ihren Namen unter einer falschen Adresse auf dem Briefkopf Verbot der Atomombe und die Freilassung von Hiroshima unter dem Namen...

Mit steigender Spannung haben die Kombattanten des Friedens Aussehen nach ihren deutschen Schwerten gehalten. Würde das Gewicht ihrer Millionen ebenfalls der Seite des Krieges zufallen, oder besinnen sich nun auch die deutschen Frauen auf die Verantwortung der weiblichen Pflichten. Bisherige Hinstellen des Lebens...

Kritik: Dieses Zusammenstoßen des deutschen Frauentums in die Friedensfront der Welt gewinnt in einem stetigen Ausmaß. Ihre weitere Verantwortung bei dem Frieden und demokratischen Teil der Menschheit. Vermerkt doch jeder Mensch unter dem Diktandum, das in kurzer Zeit die deutsche Frauen der Internationalen Demokratischen Frauen-Organisation (IDF) zur Weltfrauenkonferenz in Genf einladen wird...

Die Anzahl der deutschen Friedensmänner kann freilich erheblich größer sein. Während in der Ostzone die Friedensmänner der menschlichen Bräutigam Aktion aktivere Tätigkeit betreiben, sind in der Westzone, während die demokratischen Parteien und Organisationen sich unterstützen, wird in Westeuropa und den Westzonen die Unterstützung von Frauenvereinen, Parteiverbindungen, wie etwa der IDZ, die auf der „Arbeit an der Menschlichkeit“ zur Hand sind...

Freilich war mit Churchill Methode einleuchtend, die amerikanische Friedenspolitik nicht zu erkennen, sondern sie zu ignorieren. Das ist die Politik der amerikanischen Politik, die dem Krieg die entscheidende Verantwortung für ihre paranoischen Absichten überträgt. Dieser Vorwurf aller ihrer Teilhaber und Kollaborier ist nicht ohne Bedeutung. Die Aufgabe der Friedensaktion unserer Frauen auf der ganzen Welt ist die gleiche. Wie die amerikanische Friedensbewegung, Stahns und die Wegweiser der deutschen Frauen, werden sie Rechenschaft über das Atomombenverbrechen zu geben.

Das Datum der fünf Millionen Frauen in Mittel- und Westeuropa, die sich einer Forderung auf Verzicht auf Waffen, ist eine klare Erklärung des alten demokratischen, eines Abzugs an die Kriegstreiber in Berlin und in Westdeutschland. Es enthält...

USA unter Druck der Friedenskräfte

Taktischer Rückzug / Bewusstsein der eigenen Schwäche / Neue Kandidatenpolitik

Washington (ADN/DFP/AP/Re). Die Friedensfront der Fortschrittspartei am nächsten Sonntag verliert bei den USA-Neuwahlen die Ausweitung Angelegenheiten werden sich mit Rücksicht auf die Wahlergebnisse der Präsidentschaftswahl der USA nicht verändern. Die Präsidentschaftswahl der USA nicht verändern, insbesondere in einem Krieg erzwungen, falls eine neue Wahl...

„Masterman“ sieht aus der veränderten USA-Politik den schließlichen Erfolg, das die USA unter dem Eindruck der Umstände so schwach sind, um einen Aggression zu vermeiden. Die „Masterman“ Länder seien in einer guten Lage, ruhigen vor. „Masterman“ sieht aus der veränderten USA-Politik den schließlichen Erfolg, das die USA unter dem Eindruck der Umstände so schwach sind, um einen Aggression zu vermeiden.

Drehbänke in Serbien

Belgrad (Zg. Ber.). Die vollkommene Vergrößerung der Drehbänke...

Belgrad (Zg. Ber.). Die vollkommene Vergrößerung der Drehbänke, die in Serbien hergestellt werden, hat zu einem Anstieg der Produktion geführt. Die Drehbänke werden in Serbien hergestellt und sind in der Lage, die Produktion zu steigern.

Weiße Kolonialsklaverei

Washington (ADN). Die Forderung von 15 Millionen europäischer Arbeiter...

Washington (ADN). Die Forderung von 15 Millionen europäischer Arbeiter, die in den weißen Kolonialländern arbeiten, ist ein Zeichen für die steigende Nachfrage nach Arbeitskräften. Die Forderung ist ein Zeichen für die steigende Nachfrage nach Arbeitskräften.

Marshall bezahlt den Krieg in Indonesien

Hollands Kolonialverwaltung erhält Dollarleistungen / Trotz Mitäufschlag des Sicherheitsrats / Valentine rät

Washington (ADN/DFP/AP). Zu einem außerordentlichen Einsatzplan für die Marshall-Administration in Holland. Valentine, vor dem USA-Sensationsmagazin, dem die USA-Sensationsmagazin, dem die USA-Sensationsmagazin...

Die Zahlung der Marshall-Subventionen ist ein Zeichen für die Unterstützung der USA für die Marshall-Subventionen. Die Zahlung der Marshall-Subventionen ist ein Zeichen für die Unterstützung der USA für die Marshall-Subventionen.

Die Zahlung der Marshall-Subventionen ist ein Zeichen für die Unterstützung der USA für die Marshall-Subventionen. Die Zahlung der Marshall-Subventionen ist ein Zeichen für die Unterstützung der USA für die Marshall-Subventionen.

Neue Städte im Kusnez-Becken

15-Jährige soll verdreifachen Wohnraum schaffen / Bricht an Stills

Moskau (SND/ADN). Die Regierung hat beschlossen, die Städte im Kusnez-Becken zu vergrößern. Die Regierung hat beschlossen, die Städte im Kusnez-Becken zu vergrößern.

Die Regierung hat beschlossen, die Städte im Kusnez-Becken zu vergrößern. Die Regierung hat beschlossen, die Städte im Kusnez-Becken zu vergrößern.

Die Regierung hat beschlossen, die Städte im Kusnez-Becken zu vergrößern. Die Regierung hat beschlossen, die Städte im Kusnez-Becken zu vergrößern.

Deutsche wieder gleichberechtigt

Antifaschistisches Komitee in Kurland gebildet / Eigene Zeitung

Bukarest (ADN). Die Bildung eines antifaschistischen deutschen Komitees in Kurland ist ein Zeichen für die Gleichberechtigung der Deutschen. Die Bildung eines antifaschistischen deutschen Komitees in Kurland ist ein Zeichen für die Gleichberechtigung der Deutschen.

Die Bildung eines antifaschistischen deutschen Komitees in Kurland ist ein Zeichen für die Gleichberechtigung der Deutschen. Die Bildung eines antifaschistischen deutschen Komitees in Kurland ist ein Zeichen für die Gleichberechtigung der Deutschen.

Die Bildung eines antifaschistischen deutschen Komitees in Kurland ist ein Zeichen für die Gleichberechtigung der Deutschen. Die Bildung eines antifaschistischen deutschen Komitees in Kurland ist ein Zeichen für die Gleichberechtigung der Deutschen.

Wegen Spionage ausgewiesen

Moskau (SND). Die USA-Journalistin...

Die USA-Journalistin wurde wegen Spionage ausgewiesen. Die USA-Journalistin wurde wegen Spionage ausgewiesen.

Die USA-Journalistin wurde wegen Spionage ausgewiesen. Die USA-Journalistin wurde wegen Spionage ausgewiesen.

Die USA-Journalistin wurde wegen Spionage ausgewiesen. Die USA-Journalistin wurde wegen Spionage ausgewiesen.

Finanzkraft für Frankreich

Paris (ADN). Die amerikanische Regierung...

Die amerikanische Regierung hat Frankreich finanzielle Unterstützung zugesagt. Die amerikanische Regierung hat Frankreich finanzielle Unterstützung zugesagt.

Die amerikanische Regierung hat Frankreich finanzielle Unterstützung zugesagt. Die amerikanische Regierung hat Frankreich finanzielle Unterstützung zugesagt.

Die amerikanische Regierung hat Frankreich finanzielle Unterstützung zugesagt. Die amerikanische Regierung hat Frankreich finanzielle Unterstützung zugesagt.

Malaya macht Schritt

London (ADN). Die britische Regierung...

Die britische Regierung hat einen Schritt in Richtung Unabhängigkeit für Malaya gemacht. Die britische Regierung hat einen Schritt in Richtung Unabhängigkeit für Malaya gemacht.

Israeln Parlament tagt

Jerusalem (ADN). Montag wurde in Jerusalem die 11. Sitzung des israelischen Parlaments eröffnet.

Die 11. Sitzung des israelischen Parlaments wurde eröffnet. Die 11. Sitzung des israelischen Parlaments wurde eröffnet.

Proletarisches Vermächtnis

London (ADN). Die Besprechungen über...

Die Besprechungen über das proletarische Vermächtnis sind in London im Gange. Die Besprechungen über das proletarische Vermächtnis sind in London im Gange.

Stymaster abgestürzt

Berlin (AP). Eine amerikanische Luft-

Eine amerikanische Luftkraft wurde abgestürzt. Eine amerikanische Luftkraft wurde abgestürzt.

24 Tote bei Bombenanschlag

Paris (ADN). Industriemanager...

Ein Bombenanschlag hat 24 Tote gefordert. Ein Bombenanschlag hat 24 Tote gefordert.

Wegen Spionage ausgewiesen

Moskau (SND). Die USA-Journalistin...

Die USA-Journalistin wurde wegen Spionage ausgewiesen. Die USA-Journalistin wurde wegen Spionage ausgewiesen.

Finanzkraft für Frankreich

Paris (ADN). Die amerikanische Regierung...

Die amerikanische Regierung hat Frankreich finanzielle Unterstützung zugesagt. Die amerikanische Regierung hat Frankreich finanzielle Unterstützung zugesagt.

Malaya macht Schritt

London (ADN). Die britische Regierung...

Die britische Regierung hat einen Schritt in Richtung Unabhängigkeit für Malaya gemacht. Die britische Regierung hat einen Schritt in Richtung Unabhängigkeit für Malaya gemacht.

Unternehmer mußte die berechtigten Lohnforderungen der Arbeiter anerkennen und die Kündigung aller Belegschaftsmitglieder zurücknehmen.“³⁴

Mochten die finanziellen Lasten der Wiederbewaffnung die Kinzigtäler schon schwer belasten, für die Gefahr für Leib und Leben durch die Militarisierung galt dies im Besonderen. 1952 startete darüber eine massive mediale Kampagne. Die Region galt als einer der Kampfplätze in einer möglichen kriegerischen Auseinandersetzung, weshalb das militärische Potential von den westlichen Besatzern ausgebaut werde. Neben einer Unterminierung der Straße zwischen Schramberg und Hornberg mit 808 Zentner Sprengstoff „auf USA-Befehl“³⁵ folgte die Anordnung der „französischen Besatzungsmacht“, die Höhenstraßen und Brücken des Schwarzwaldes zu unterminieren und mit Sprengladungen zu versehen. In der Bevölkerung habe sich daraufhin ein Sturm der Entrüstung entladen. Amtliche Stellen und gelenkte Westpresse spielten aber die Ereignisse klein: „Es stellte sich heraus, daß die badischen Behörden, die für die Verwaltung der Schwarzwaldgegenden zuständig sind, nicht mehr wissen, was sie als amtlich und im Auftrage der Franzosen verlauten ließen. Die südwestdeutsche Presse nahm von den militärischen Maßnahmen, besonders von den Sprengvorbereitungen, in einer Weise Notiz, die keinesfalls der erregten Stimmung innerhalb der Bevölkerung gerecht wurde.“³⁶ Der anonyme Freiburger „g.k.-Sonderkorrespondent“ vergaß nicht darauf hinzuweisen, selbst die SS habe 1945 bei ihren Rückmärschen von einer Sprengung der Berge abgesehen. Jedoch zeige sich bereits der wachsende Protest, „wenn man in den badischen Dörfern einen Satz liest, der wie eine Losung an Hauswänden und Latenzäunen immer wieder auftaucht: ‚Wir fordern Schutz vor unseren Beschützern!‘“³⁷ Beispiele für diesen Widerstand blieb die Berichterstattung einmal mehr schuldig.

Von dieser Bürgermeinung ließen sich die bundesdeutschen Regierenden aber offensichtlich nicht abhalten. Düsenjägerflugplätze entstünden so u. a. bei Lahr und alle Rohstoffe flössen in die Rüstung. Das trostlose Ergebnis westlicher Kriegstreiberei: „Arbeitslosigkeit, Not, Elend, wohin man blickt.“³⁸ In einem Brief „aus dem Westen unserer Heimat“ beklagte der anonyme Verfasser einen solchen Flächenbedarf für die militärischen Anlagen, dass „die Gefahr [besteht], daß in Zukunft sogar die Züge der Mittelbadischen Eisenbahngesellschaft nicht mehr die Verbindung mit dem Hanauer Land aufrechterhalten können.“ Für die Redaktion aber kein Grund, nicht doch mit Zuversicht in die Zukunft zu blicken: „Schwarzwald, Land der Ferien, deine Schönheit wird man besingen, wenn

niemand mehr von den amerikanischen und französischen Okkupanten sprechen wird.“⁴³⁹

Als Symbol des Widerstands gegen Aufrüstung und „Okkupation“ wurde Schiltach herausgestellt. Zunächst war es nur eine Notiz. Mit Stolz titelte die „Berliner Zeitung“ am 11. April 1952: „Schiltach wählte die Aktionseinheit“. ADN vorformulierte dafür, „mit den Stimmen der SPD und der KPD wurde am Sonntag in der Gemeinde Schiltach (Württemberg-Baden) [sic!] der sozialdemokratische Fabrikarbeiter Martin Fritz zum Bürgermeister gewählt. [...] Nur 155 Wähler sprachen sich für den Kandidaten der FDP (Bonner Regierungskoalition), 469 für den Kandidaten der Freien Wählervereinigung aus. Dieser Erfolg (...) ist darauf zurückzuführen, daß beide Parteien gemeinsam den Wahlkampf führten und Martin Fritz als bisher geschäftsführender Bürgermeister entschieden gegen den Einbau von Sprengkammern in die große Verkehrsstraße nach Schramberg (Schwarzwald) aufgetreten war.“ Eine kommunalpolitische Entscheidung zugunsten eines in der örtlichen Bevölkerung tief verankerten und lokalpolitisch seit Jahrzehnten engagierten Mannes wurde als Grundsatzentscheidung gegen die Bonner Politik gedeutet. Zugleich betonte man den Anteil der KPD an diesem Ergebnis, welche in Schiltach aber kaum größere Zustimmung erntete. Wahrscheinlich durfte man von der in Hessen verfassten ADN-Meldung aber kein größeres Ortswissen verlangen, wenn sie Schiltach sogar fälschlich dem Land Württemberg-Baden zuordnete, nicht Baden, noch nicht einmal dem nahen Württemberg-Hohenzollern.

Zum Symbol für den Kampf gegen die Aufrüstung wurde Schiltach wenige Monate später. Am 7. September 1952 titelte das „Neue Deutschland“ reißerisch „Sie wollen Deutschland vernichten – hier die Beweise“. Unterfüttert mit Fotos der Sprenganlagen an verschiedenen Brücken (darunter die Anlagen der fälschlich als „Schwarzwaldbahn“ betitelten Kinzigtalstrecke) beklagten die Autoren, „aus dem idyllisch gelegenen Schwarzwaldstädtchen“ dringe weithin der Alarmruf in die Welt: „Fremde Interventen gehen daran, eine deutsche Kleinstadt für die völlig Zerstörung vorzubereiten!“ – eine Folge des von Adenauer unterzeichneten „Generalkriegsvertrags“. Die öffentliche Empörung habe selbst die „Münchener Illustrierte“ zu einem Bericht gezwungen. Das Besondere an dieser Situation: „Das deutsche Volk muß die Kosten seiner Selbstvernichtung selbst tragen. Wie die ‚Münchener Illustrierte‘ in ihrem Bericht unumwunden zugibt“, müssten die Bürger von Schiltach „die Sprengvorbereitungen mitfinanzieren, denn sie gehen auf Besatzungskosten. Darum wurden also die Besat-

Sie wollen Deutschland vernichten – hier die Beweise!

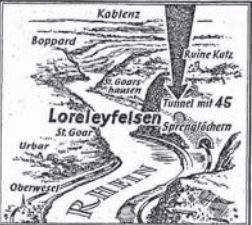


Der Ortsteil in diesem Bild, der von der 'Münchener Illustrierten' erwähnt, lautet: 'Vierzig Sprengturm an Ende des Schwarzwaldischen Kinzigtals'...

Vierzig Kilometer im Innern des alten Reiches, die größten Kernschießen Klänge mit Zünd- und 'Verdichtung' der Luft, von der Kitz...

amerikanische Imperialisten während des zweiten Weltkriegs offen auszusprechen: Deutschland soll in einen...

Belastung sind, für die Entwicklung dieses im Sprengturm...



An dieser schmalen Schwelme soll nach der Sprengung der Loreley die...

Fünf Millionen Kilo Dynamit für die Sprengtätigkeit im Schwarzwald
Die Sprengung der Schilcher Dörfer ist so groß, daß sich von Köln, wo die 'Münchener Illustrierten' zu...

Wie an der Loreley
Am 12. Juni und 30. Juli 1952 veröffentlichte 'Neues Deutschland'...

Ganz deutschlandweit soll eine Wüste werden
Es ist so klar, daß das Volk mit diesem Überwacht...

Sie wollen Krieg
1. Die amerikanischen und deutschen Imperialisten sind...

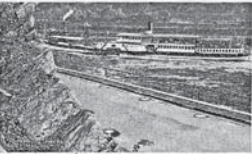
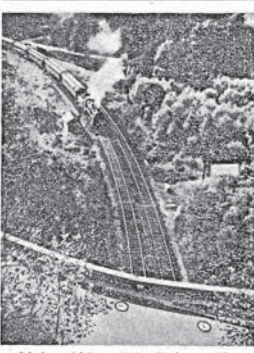
Sie wollen vernichten
2. Die amerikanischen Kriegerhelfer und ihre Bremer...

Das Volk muß befehlen
3. Das deutsche Volk muß die Kräfte seiner Selbst...

Das Volk ist dagegen
4. Die Reichsorgane wissen, daß die Bevölkerung diese...

Die Jahrelange Arbeit - mit einer Zündung vernichtet
Im Gegensatz der 'Münchener Illustrierten' in diesem Bild...

Achtung! Ausschneiden!
Sendet diese Seite nach Westdeutschland! Bringt sie in Häusern und Betrieben an!



So sah es an der Loreley aus, bevor langst Zeitungen die Sprengpläne...



Der Originaltext der 'Münchener Illustrierten' in diesem Bild lautet: 'Die schon...



Wie eine Tarnung ist die herliche Schwärzlichkeit erstirnt, hatten heute die 'Kin...



...stirnt' heißt, werden nicht nur die große Verleumdung, sondern auch kleine Verleumdungen...

zungskosten erhöht, damit die westdeutsche Bevölkerung ihren eigenen Selbstmord finanziert.“ Es bliebe nur eine Reaktion auf Ereignisse wie in Schiltach: „Die amerikanischen Imperialisten und die Adenauer-Clique wollen Deutschland vernichten. Die Beweise liegen vor. Es gilt, ihnen in den Arm zu fallen, bevor es zu spät ist.“⁴⁰
Immerhin aus Röttenbach bei Alpirsbach konnte man dabei einen Erfolg vermelden. So hieß es am 3. Dezember 1952 im

Neues Deutschland,
7. September 1952
(Staatsbibliothek
Berlin)

„Neuen Deutschland“, 2000 Teilnehmer eines Radsportfestes hätten Bürgermeister Müllers⁴¹ Protest gegen den Generalvertrag unterstützt. Einen der sehr seltenen Fälle einer Namensnennung im Kampf gegen die Wiederbewaffnung im Westen lieferte ein Helmut Skop, allerdings erst 18 Monate nach den Rötener Zeilen. Der Haslacher unterstützte den nach Ost-Berlin einberufenen II. Deutschen Nationalkongress: „Möge der Nationalkongress der Welt zeigen, daß die Mehrheit des deutschen Volkes die Spaltungs- und Kriegspolitik des Bundeskanzlers Adenauer auf das entschiedenste ablehnt. Wir hassen und verabscheuen den Krieg, der so namenloses Elend über die Menschheit bringt. Wir fordern Verhandlungen, Ächtung der Atomwaffen, Wiederherstellung der Einheit Deutschlands, Abzug der Besatzungstruppen, Frieden und Demokratie.“⁴² Es gab sie auch hier, die aus der ganzen Bundesrepublik willkommenen Stimmen gegen die Wiederbewaffnung, aber schon ihre geringe Frequenz deutet an, dass sie nicht den erhofften Druck gegen die Bonner Regierenden aufbauen konnten. Alternativ musste man sich schon auf allgemeine Äußerungen beschränken, wie beispielsweise Erwin Schoettles Mahnung bei einer SPD-Kreisversammlung in Wolfach, der 1955 zugunsten der Wiedervereinigung auch die Prüfung der Noten und Erklärungen der Sowjetunion forderte.⁴³

1956 beschrieb das „Neue Deutschland“ (ohne Hinweis auf die Quelle der Meldung aus der „New York Herald Tribune“), wie „erregte Proteste und drohende Haltung“ der Bevölkerung von Alpirsbach am 18. September 1956 „Beauftragte des Bonner Kriegsministeriums“ gezwungen hätten, eine „Werbeveranstaltung für die Bonner NATO-Armee“ abzubrechen. Ähnliches galt für Loßburg, wo, so die „Berliner Zeitung“ ergänzend und diesmal unter Erwähnung der US-Quelle, Jugendliche die Leinwand mit Feuerwehrspritzen unter Wasser setzten, um die Aufführung eines Werbefilms zu verhindern.⁴⁴ Derlei scharfe Auseinandersetzungen erschienen durchaus verständlich. Gezeichnet wurde das Bild einer weitreichenden Radikalisierung in der Bundesrepublik. So erfuhr man 1957: Adenauers Familienminister Franz-Josef Würmeling „säte auf [einer] CDU-Wahlversammlungen in Hausach und Zell (Südbaden) Haß gegen die SPD, indem er wortgetreu die Drohungen seines Führers [Adenauer; sic!] nachsprach.“⁴⁵

Der Weg in einen neuen Faschismus schien geebnet. Auch hierfür lieferte man Beispiele aus der Region, ohne mit Polemik zu sparen: „Ein großes Aufgebot von Polizisten SA-Schröders⁴⁶ überfiel in Gengenbach die Streikposten vor der Firma Pfähler & Co. Der schwere Zwischenfall wurde durch eine Provoka-

tion von Streikbrechern ausgelöst, die vom Fabrikgebäude her die als Wache postierten Streikenden mit Glasstücken und anderen Gegenständen bewarfen. Die Streikenden wehrten sich gegen diesen plötzlichen Überfall. Bei den Auseinandersetzungen gingen 25 Fensterscheiben des Fabrikgebäudes in Trümmer. Das große Polizeiaufgebot, das von dem Unternehmer herbeigerufen worden war, ging nicht gegen die Provokateure, sondern gegen die überfallenen Streikenden vor.⁴⁷ Auch im Kinzigtal hatte offenbar die Wiederaufrüstung, gegen die Bevölkerung beschlossen und zugleich diese in existentielle Gefahr bringend, den Pfad zu einer faschistischen Entrechtung der Gesellschaft geebnet.

Kapitalistisches Wirtschaftssystem

Das Kinzigtal war nicht der wichtigste Ort der Auseinandersetzung zwischen Kapital und Mensch. Dieser war nach marxistischer Lehre eher in den Großstädten, vor allem im hochindustrialisierten Ruhrgebiet zu finden. Dennoch finden sich auch vereinzelte Meldungen mit Bezug zum Kinzigtal. Für den Blick auf die Region war die Bedeutung als Urlaubsregion von Relevanz. So musste sich das westliche Konsumversprechen nicht zuletzt im Luxus einer Urlaubsreise erfüllen. Die Möglichkeiten hierfür waren aber in der dargestellten Realität sehr beschränkt. So verwundert es nicht, dass die „Berliner Zeitung“ pünktlich zum Sommer 1956 fragte: „Wer kann das bezahlen?“ Gemeint waren Angebote, wie ein „15tägiger Aufenthalt in Haslach im Schwarzwald, der u. a. von dem Westberliner Reisebüro Deutsche Land- und Seereisen Severin & Co. vermittelt wird, soll für Kinder im Alter von 6 bis 13 Jahren 246 WM [West-Mark; A.M.] kosten“.⁴⁸ Die „Neue Zeit“ legte dann kurz darauf nach: „Trotz Befürwortung des Arztes kann nicht jedes erholungsbedürftige Kind verschickt werden“.⁴⁹ Notwendige Erholung stand nur denjenigen zu, die das auch bezahlen konnten. Jedoch fanden sich in beiden Artikeln keine weiteren Einzelheiten über das Angebot, auch erfuhr der interessierte Leser nicht die Höhe der durchschnittlichen Gehälter der arbeitenden Eltern. Passend dazu die folgende Meldung: „Der Kreistag des badischen Kreises Wolfach hat die Schuldenlast seiner 30 Gemeinden mit insgesamt 11 Millionen D-Mark angegeben.“⁵⁰ Die wirtschaftliche Realität blieb auffallend unausgeleuchtet. Derlei Artikel über das Leben in der Bundesrepublik hatten zu zeigen, dass der versprochene Wohlstand allein einer schmalen Gruppe von Kapitalisten zufalle.

Noch ein Beispiel für die Illustration des Kapitalismus, auch im Kinzigtal, zu lesen unter der Überschrift „So werden Konkurrenten aus dem Wege geräumt“ aus Kehl: „Daß die Kinderbuchvorstellungen vom ‚freien Spiel der Kräfte‘ in einer ‚freien Wirtschaft‘ nichts mit den westdeutschen Realitäten gemein haben, mußte jetzt auch der Herr Korf aus Kehl im Badener Land erfahren.“ Was war geschehen? In Konkurrenz zu den großen Stahlherstellern an Rhein und Ruhr gründete Willy Korf 1968 selbst ein Stahlwerk und stellte sich damit gegen die geballte Marktmacht der bisherigen Monopolisten, die sich – später letztlich erfolglos – gegen den neuen Wettbewerber wendeten.⁵¹ Dazu der Kommentar in der Ostpresse: „Grotesk? Das ist nur die innere Logik der Konzernherrschaft. Wer sich nicht ihrer Macht fügt, wird skrupellos mit Vernichtung seiner Existenz bedroht, der eine per Haftbefehl und Ermittlungsverfahren, der andere per Boykott und auf Ruin berechnetem Preiskampf. Wie sich Herr Korf in diesem Krieg auf Leben und Tod entscheiden wird, wissen wir noch nicht. Bei Strafe seines Untergangs wird er klein begeben müssen und seine Niederlage höchstens per verschärftem Rationalisierungsdruck auf seine Arbeiter auszugleichen suchen.“⁵² Korf sollte nicht kleinbegeben und baute ein erfolgreiches Unternehmen auf.

Kinzigtaler Personen und einzelne Begebenheiten

Aber auch jenseits der Blockkonfrontation schafften es Schwarzwald und Kinzigtal hin und wieder in die Presse der DDR. 1950 drehte die DEFA (Nachfolgerin der UFA in Potsdam-Babelsberg) ihren ersten Farbfilm – „Das kalte Herz“ nach Wilhelm Hauff. Die „Neue Zeit“ war voll des Lobes und zitierte den Regisseur Paul Verhoeven: „Es ist ein echtes deutsches Märchen voll Ernst und Innerlichkeit [...] Ein besonderer Zauber geht von ihm aus, es hält uns eine ganze Predigt, der wir uns gläubig wie Kinder hingeben sollten. Ein Stoff, der ohne dramatische Höhepunkte breit dahinfließt.“⁵³ Die Distanz zum kapitalistischen System in dem romantischen Märchen ließ es zu einem bevorzugten Sujet werden.

Auch Heinrich Hansjakob fand Erwähnung. Unter dem kulturhistorischen Titel „Aus unserm Schatzkästlein“ zitierte ihn die „Neue Zeit“ 1953: „Das Glück der Menschen ruht in der Zufriedenheit, und diese ist eine Tochter der Einfachheit, der Sparsamkeit und der Selbstverleugnung.“⁵⁴ Hansjakobs Herkunft wurde an dieser Stelle nicht thematisiert. Noch zweimal fand er Eingang in die Zeitungen, wenn auch jeweils nur am Rande. In einer Laudatio auf den früheren, aus Freiburg stam-

menden Reichskanzler Joseph Wirth (als Träger des Lenin-Preises genannt, tatsächlich hatte er 1955 noch den Vorgänger Stalin-Preis erhalten) war 1979 zu lesen, Wirth hätte „schon bald nach der Novemberrevolution [1918; A.M.] zu erkennen gegeben, daß er aus den etwa von dem Volksschriftsteller Heinrich Hansjakob repräsentierten demokratischen Traditionen des badischen Katholizismus herausgewachsen war. Sich nicht bereit zeigte, eine Politik der sozialen Restauration und des Chauvinismus zu unterstützen.“⁵⁵ Stellten die Zeilen Hansjakob nicht wirklich ein positives Zeugnis aus, so schrieb Franz Hammer 1980 immerhin vom dem „verkannten Schwarzwälder demokratischer Gesinnung Heinrich Hansjakob“.⁵⁶

Eine einzelne Erwähnung findet sich auch für den bekannten Schwarzwaldkünstler Wilhelm Hasemann. Dem Meister der Gutacher Künstlerkolonie wurde 1988 eine Schrift der vom Kulturbund in Bad Liebenwerda herausgegebenen Schriftenreihe zur Heimatgeschichte gewidmet. Jenseits der Lebensdaten, geboren 1850 in Mühlberg (Elbe) und „vor 75 Jahren im Schwarzwald gestorben“, war darüber zu erfahren, das „Heft veröffentlicht, mehrere Reproduktionen seiner Werke. Darunter die in seiner Heimat entstandenen Werke ‚Domäne Borschütz‘ (1869) oder ‚Verunglückte Schlittenpartie‘ (1866). In Mühlberg wird eine Sonderausstellung mit Werken des Künstlers Wilhelm Hasemann vorbereitet.“⁵⁷

Ausführlicheren Platz als die beiden Künstler nahm der Historiker Ernst Engelberg ein. Der gebürtige Haslacher war einer der bedeutendsten Historiker der DDR. 1909 wurde er in ein den demokratischen Gedanken und der Arbeiterbewegung nahestehendes Elternhaus hineingeboren. Wie es in einer zeitgenössischen Laudatio weiterhin hieß, verurteilte ein „faschistisches Gericht“ den Kommunisten zu eineinhalb Jahren Zuchthaus. Im späteren Exil reihte er sich ein „in die Front der Antifaschisten“. „Ein Wegbereiter unserer Geschichtswissenschaft“.⁵⁸ Verbunden wird mit seinem Namen vor allem die zweibändige, noch heute in vielen Bereichen aktuelle Bismarck-Biographie, erschienen zeitgleich in beiden deutschen Staaten 1985 und 1990. Auch dank seiner herausgehobenen Funktion, u. a. Direktor des Instituts für Deutsche Geschichte an der Karl-Marx-Universität Leipzig und 1958–1965 Vorsitzender des DDR-Historikerverbands, vertrat er Thesen zu Erinnerungskultur wie Politik in Bundesrepublik und DDR. Im Allgemeinen entsprachen diese der Politik der SED. Hin und wieder lohnte es sich aber, „zwischen den Zeilen“ zu lesen. So monierte er am 10. November 1955 in seiner kritischen Auseinandersetzung mit den bürgerlichen Schillerehrungen von 1859 in

Berlin: „Durch Johlen, Pfeifen, passiven und aktiven Widerstand gegen die Anordnungen der Polizisten machte das werktätige Volk Berlins seinem Groll Luft. Die erhitzte Phantasie der geängstigten und blamierten Polizisten schlug sich dann in ihren Berichten nieder, die von Exzessen sprachen. In Wahrheit waren es Demonstrationen gegen Polizeiwillkür und Beamtenabsolutismus.“⁵⁹ Zweieinhalb Jahre nach der gewaltsamen Niederschlagung der Proteste vom 17. Juni 1953 mussten manchem Leser die Parallelen auffallen.

Jenseits solcher wissenschaftlich bzw. kulturell aktiver Personen fanden noch einige weitere Kinzigtäler(-gruppen) Eingang. Zunächst zwei positiv konnotierte Beispiele: „Ludwig Denz aus Offenburg unterrichtete in einem Schreiben Willi Stoph⁶⁰ von der Tatsache, daß aus Mittelbaden (Kreise Offenburg, Kehl, Lahr und Wolfach) Briefe und Listen mit 166 Unterschriften, in denen die völkerrechtliche Anerkennung der DDR gefordert wird, an Bundeskanzler Brandt übergeben wurden.“⁶¹ Auch in der Region gab es also Befürworter der erstrebten völkerrechtlichen Anerkennung der DDR – Gegner des Alleinvertretungsanspruchs der Bundesrepublik scheinbar allerorten.

Zweites Beispiel, ebenfalls aus den 1970er Jahren: „Zur Solidarität mit dem von Berufsverbot betroffenen Lehrer Rainer Hurst hat der Ortenauer Arbeitskreis gegen Berufsverbote aufgefordert. Dem 25jährigen Pädagogen wird wegen seiner Mitgliedschaft in der DKP die Einstellung als Grund- und Hauptschullehrer verweigert.“⁶² Widerstand gegen das bürgerlich-kapitalistische System, auch im ländlichen Raum.

Erwähnung finden muss noch ein Fall von gewaltsamem Protest gegen die Grenzabsperungen in Berlin, von der Ostpresse besonders skandalisiert. Unter dem Titel „Organisatoren der Attentate gegen DDR-Staatsgrenze saßen in Baden“ vermeldete das „Neue Deutschland“ 1963: „Auf Grund der Unruhe in der Westberliner Bevölkerung über die Sprengstoffanschläge faschistischer Banditen gegen den antifaschistischen Schutzwall sah man sich in Westdeutschland genötigt, vier Attentäter zu verhaften. Es handelt sich dabei um Personen aus Haslach in Baden-Württemberg.“⁶³ Zwei Monate später erfuhr der Leser Einzelheiten des Anschlags, eingeleitet von der Beschreibung West-Berlins im Stile eines Spionageromans: „Vorn die abendländische Lichterstadt, das ölige Reklamelächeln im zurechtgemachten Feinleutegesicht, aber dahinter das Regime der kalten Krieger, der Bombenwerfer und ihrer Besatzerbeschützer.“⁶⁴ Die Haslacher waren verwickelt in Aktionen, „geplant und koordiniert vom Bundeskanzleramt in Bonn“. „Daraufhin kamen [die] Terroristen nach Westberlin, wo sie am 2. und 16. Dezem-

ber 1962 in Berlin-Neukölln und in Berlin-Kreuzberg zwei Sprengstoffanschläge verübten. Die aus Haslach in Baden-Württemberg stammenden Terroristen hatten 25 kg hochbrisanten Sprengstoff Ammon-Gelit in Koffern verpackt auf dem Luftwege nach Westberlin transportiert. Bei den Sprengstoffanschlägen wurden schwere Beschädigungen an Wohnungen und Geschäften in Westberlin verursacht.⁶⁵ Der Hamburger „Spiegel“ schrieb dagegen übrigens nur von „zwei bescheidenen Löchern in die Ulbricht-Mauer“.⁶⁶ Verurteilt wurden die „Provokateure“ 1964 zu „Bagatelstrafen“: „Dietrich Schneider aus Haslach im Schwarzwald, der den Sprengstoff unter Mißbrauch der Luftwege über der DDR im Flugzeug aus Westdeutschland nach Westberlin geschafft hatte“, wurde zu sechs Monaten Haft verurteilt. „Fünfmonatige Gefängnisstrafen erhielten Else Schneider und Hans Litschgi, beide aus Haslach.“ Alle Verurteilten erhielten Bewährung – eine angesichts der Gefährlichkeit ihrer Handlungen zu geringfügige Strafe, so die Presse monierend.⁶⁷

Friedliche Revolution und Zusammenfassung

Es überrascht kaum, dass das Kinzigtal in der Berichterstattung während der revolutionären Veränderungen in der DDR nicht im Mittelpunkt stehen konnte. Völlig außen vor blieb es aber nicht. Nach dem Mauerfall schwollen die Flüchtlingszahlen an. Die DDR drohte mit den zahlreichen Aussiedlern vor allem seine junge, gut ausgebildete Bevölkerung an den Westen zu verlieren. Da kam es manchem Redakteur gelegen, konnte er über eine „täglich schwindende Aufnahmebereitschaft“ in der Bundesrepublik berichten. So beschrieb die „Berliner Zeitung“ am 4. Januar 1990 wachsenden Protest „gegen den Zuzug von Überläufern“ – die Begrifflichkeit deutet schon an, wessen Geistes hier der Redakteur war: „Als etwa in einem Feriendorf im baden-württembergischen Loßburg 100 Flüchtlinge einquartiert werden sollten, protestierten die Hausbesitzer: Ostler hätten in der ‚schönsten Perle aus der Schwarzwaldschatulle‘ (Tourismusprospekt) nichts zu suchen. Erboste Eigentümer drohten dem Regierungspräsidium gar mit Schadensersatzklagen wegen Wertminderung ihrer Wohnungen.“ Hier wurde Ausreisewilligen die Botschaft vermittelt, sie seien im Westen nicht willkommen und gälten dort bestenfalls als Menschen zweiter Klasse.

Noch bestanden zwei deutsche Staaten und zumindest nach den beiden (früheren) SED-Zeitungen „Neues Deutschland“ und „Berliner Zeitung“⁶⁸ auch noch zwei Völker. DDR-Eigen-

staatlichkeit und ein schwerer Neustart für Ausreisende wurden betont. So musste wiederholt das Klischee der den Westen nur aus der ZDF-Serie „Schwarzwaldklinik“ und dem Staatsbürgerkundeunterricht kennenden DDR-Bürger herhalten, die dann schwer enttäuscht würden.⁶⁹ Vielleicht bezeichnend, dass das „Neue Deutschland“ nun selbst eine einseitige mediale Ost-West-Darstellung anprangerte, die man selbst über Jahrzehnte gepflegt hatte.

Ein letzter, ganz anders gearteter Artikel zum Abschluss. Er erschien am Samstag, 5. Oktober 1990 – Deutschland war seit zwei Tagen wiedervereinigt – in der inzwischen zur FAZ-Gruppe gehörenden „Neuen Zeit“. Rudolf Gerhardt, ein wohl auch für die FAZ tätiger Bühler Publizist, berichtete voller Romantik über die Region. Schon der Titel „Über den Reben liegt Glockengeläut“ lud geradezu zu einer Wanderung auf dem beschriebenen Ortenauer Weinpfad ein: „Die Ortenau, eine von Klima und Natur verwöhnte Landschaft im deutschen Südwesten, ist ein Eldorado für Weinkenner und Wanderfreunde. Rebhänge und Obstbäume, Schwarzwaldberge und das Oberrheintal bilden eine Kulisse, aus der die beschaulichen badi-schen Weinorte mit ihrem reichen Fachwerk und den blumenbeladenen Balkonen als bunte Tupfen herausragen. Und von den Höhen reicht der Blick hinüber ins benachbarte Elsaß. (...) ‚Nicht zu sehr‘: Diesen maßvollen Satz der alten Griechen könnte sich der ganze Landstrich zu Herzen genommen haben. Hier sind die Berge nicht zu hoch und die Täler nicht zu tief, die Flüschen nicht zu schnell und die Dörfer nicht zu groß“. Hier ist zu fragen, ob der vorgeblich redaktionelle Beitrag nicht eher kaum versteckte Tourismuswerbung bot.

Das liebevolle Zitat spannt den Bogen zu dem Lob über die Schwarzwälder und ihr Land am Anfang des Artikels. Doch waren beide für die 45-jährige Berichterstattung untypisch. Aber was erfuhren die Leser der drei ausgewählten DDR-Tageszeitungen nun tatsächlich über das Kinzigtal und das Leben hier? Man könnte das Ergebnis beinahe mit einem Wort zusammenfassen: Nichts. Berichterstattung „über Land und Leute“ findet sich bis 1990 im Prinzip nicht. Die verschiedenen Meldungen, insbesondere in der Frühzeit über die französische Besatzungspolitik und später auch über den Kampf um die Wiederbewaffnung beschränkten sich auf standardisierte Darstellungen, wie sie über praktisch jede andere Region Westdeutschlands auch zu lesen waren. Ortsspezifika fehlten, Beispiele für allgemein beschriebene Missstände lieferten die Zeitungen kaum einmal. Für die DDR-Presse hatte die Berichterstattung über den Westen funktionale Bedeutung. Fäulnis

der politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse war darzustellen, um die Verhältnisse im Sozialismus dagegen erstrahlen zu lassen.

Von Interesse ist aber dennoch, dass selbst eine als konservativ geprägt geltende Region, man denke nur an die dauerhafte Zustimmung zur in der DDR besonders kritisch betrachteten bundesdeutschen CDU, medial präsentablen Widerspruch hervorbrachte. Wenn selbst hier auf dem Land Opposition zu vermelden war, dann erschien die Bundesrepublik insgesamt längst nicht so stabil, wie sie es bei einer realistischen Einschätzung tatsächlich war. Auffällig ist aber auch, dass die Berichterstattung über die Jahrzehnte abnahm. Spätestens nach der Preisgabe der Einheit der Nation (ausgedrückt in der DDR-Verfassung von 1974) war das Kinzigtal nur noch eine ferne Region im Ausland.

Letztlich ist zu konstatieren, dass die Region in den DDR-Medien nur am Rand eine Rolle spielte. Sie war wie jeder andere Ort im Kapitalismus geeignet zur Darstellung scheinbarer oder tatsächlicher Widersprüche, sie war aber kein offensichtlicher „Kampfplatz“.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Holzweißig, Gunter: Die schärfste Waffe der Partei. Eine Mediengeschichte der DDR, Köln 2002.
- 2 Vgl. auch Fiedler, Anke/Meyen, Michael (Hrsg.): Fiktionen für das Volk: DDR-Zeitungen als PR-Instrument, Fallstudien zu den Zentralorganen Neues Deutschland, Junge Welt, Neue Zeit und Der Morgen, Berlin 2011: Ein „Insiderbericht“ einer früheren Redakteurin ist zu finden in Oshlies, Renate: Schöne neue Zeit: Erfahrungen in einer Blockparteizeitung. In: Horch und Guck. Zeitschrift der Gedenkstätte Museum in der „Runden Ecke“ Leipzig 03/2010, S. 26f.
- 3 Vgl. dazu u. a. Morgenstern, Andreas: „Mitteldeutschland“: ein Kampfausdruck? Der Begriffswandel in der DDR-Tageszeitung Neue Zeit. In: Deutschlandarchiv, hrsg. von der Bundeszentrale für politische Bildung, 25.5.2018 (<http://www.bpb.de/geschichte/zeitgeschichte/deutschlandarchiv/269713/mitteldeutschland-ein-kampfausdruck>, Zugriff: 7.10.2019).
- 4 Zunächst erschien das „Neue Deutschland“ noch als „Zentralorgan der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands“, das Zentralkomitee als formales Führungsgremium folgte 1950 dem bisherigen Parteivorstand der SED. Vgl. u. a. Malycha, Andreas/Winters, Peter Jochen: Geschichte der SED. Von der Gründung bis zur Linkspartei, Bonn 2009, insb. S. 37–46, 72–79.
- 5 Aufgrund des besonderen rechtlichen Status Berlins als Vier-Sektoren-Stadt fungierte Ost-Berlin formal nicht als Land bzw. ab 1952 als 15. Bezirk der DDR, weshalb die „Berliner Zeitung“ auch direkt vom SED-Zentralkomitee herausgegeben wurde, aber analog den anderen SED-Regionalzeitungen praktisch als Bezirkszeitung für die DDR-Hauptstadt fungierte. Mit ihrer Erstausgabe am 21. Mai 1945 gehört die „Berliner Zeitung“ zu den frühesten Zeitungsgründungen nach Kriegsende. Die verbreitete Annahme, sie sei die überhaupt erste Neugründung nach Kriegsende gewesen, muss hingegen relativiert werden, da mit den „Aachener Nachrichten“ bereits vor dem 8. Mai 1945 im besetzten Gebiet die erste neue Zeitung entstanden war.

- 6 Impekoven, Holger: „Gewinnt alle christlichen Bürger zur Mitarbeit!“. Die CDU-Presse in der SBZ und DDR. In: ders./Plank, Victoria: Feigenblätter. Studien zur Presselenkung in Drittem Reich und DDR, Münster 2004, S. 119–240, insb. S. 163–178.
- 7 Seit 1959 unter dem Titel „The Guardian“ verbreitet und dem linksliberalen Spektrum zuzuordnen.
- 8 Neues Deutschland, 8.11.1946.
- 9 Gemeint ist die Badische Christlich-Soziale Volkspartei (BCSV).
- 10 Neues Deutschland, 15.11.1946.
- 11 Neues Deutschland, 21.7.1948.
- 12 Neue Zeit, 18.10.1947.
- 13 Berliner Zeitung, 6.4.1948.
- 14 Berliner Zeitung, 23.1.1948.
- 15 Berliner Zeitung, 8.10.1948.
- 16 Neues Deutschland, 30.4.1948.
- 17 Neues Deutschland, 14.1.1947.
- 18 Vgl. u. a. dazu den zeitgenössischen Bericht von Rock, Walter: Wie es zur Oder-Neiße-Linie kam. In: Die Zeit, 11.12.1947.
- 19 Neues Deutschland, 13.4.1947.
- 20 Berliner Zeitung, 9.5.1947.
- 21 Berliner Zeitung, 13.7.1947.
- 22 Berliner Zeitung, 8.5.1947.
- 23 Berliner Zeitung, 13.7.1947.
- 24 Berliner Zeitung, 19.2.1948.
- 25 Max Reimann (1898–1977), 1948–1956 KPD-Vorsitzender, danach bis 1968 1. Sekretär der illegalen KPD.
- 26 Neues Deutschland, 21.1.1949.
- 27 André François-Poncet (1887–1987), 1949–1955 Hoher Kommissar Frankreichs in der Bundesrepublik.
- 28 Marie-Pierre Kœnig (1898–1970), 1945–1949 Oberbefehlshaber der französischen Besatzungstruppen in Deutschland und Militärgouverneur der französischen Besatzungszone.
- 29 Berliner Zeitung, 16.2.1949.
- 30 Allerdings betitelte bspw. auch „Der Spiegel“ am 29.11.1947 einen Artikel zur Kohleförderung mit dieser Überschrift.
- 31 Berliner Zeitung, 27.3.1962.
- 32 Neues Deutschland, 24.10.1950.
- 33 Neues Deutschland, 22.9.1951.
- 34 Berliner Zeitung, 28.9.1951.
- 35 Berliner Zeitung, 31.1.1952.
- 36 Neue Zeit, 28.2.1952.
- 37 Ebd.
- 38 Neues Deutschland, 5.3.1952.
- 39 Neues Deutschland, 6.4.1952.
- 40 Neues Deutschland, 7.9.1952.
- 41 Gemeint war sicherlich der damalige Alpirsbacher Bürgermeister Otto Müller (1949–1967 im Amt). Pikanterweise amtierte Müller bereits im Dritten Reich von 1938 bis 1945 als Bürgermeister von Holzgerlingen.
- 42 Neues Deutschland, 11.5.1954.
- 43 Neue Zeit, 28.1.1955.
- 44 Neues Deutschland, 22.9.1956; Berliner Zeitung, 25.9.1956.
- 45 Neues Deutschland, 30.7.1957.
- 46 Gerhard Schröder (1910–1989), 1951–1969 Bundesminister in verschiedenen Ressorts, 1933/34 zwischenzeitlich Mitglied der SA.
- 47 Neues Deutschland, 27.1.1959.
- 48 Berliner Zeitung, 11.7.1956.

- 49 Neue Zeit, 31.7.1956.
- 50 Neues Deutschland, 23.3.1963.
- 51 Vgl. u. a. Preiß, Jürgen: Kehler Stahlwerke feiern 50-jähriges Bestehen. In: Offenburger Tageblatt, 1.8.2018.
- 52 Neues Deutschland, 4.12.1968.
- 53 Neue Zeit, 29.6.1950.
- 54 Neue Zeit, 1.3.1953.
- 55 Der Artikel stammte von Günther Wirth, ein hochrangiger CDU-Politiker, Kirchengeschichtler und Publizist, der mit Joseph Wirth nicht verwandt war. Neue Zeit, 6.9.1979.
- 56 Neues Deutschland, 29.8.1980.
- 57 Neues Deutschland, 17.12.1988.
- 58 Neues Deutschland, 5.4.1989.
- 59 Berliner Zeitung, 10.11.1955.
- 60 Willi Stoph (1914–1999), 1964–1973 und 1976–1989 Vorsitzender des Ministerrats der DDR, 1973–1976 Staatsratsvorsitzender.
- 61 Neues Deutschland, 24.5.1970.
- 62 Neues Deutschland, 4.10.1978.
- 63 Neues Deutschland, 6.1.1963.
- 64 Neues Deutschland, 12.3.1963.
- 65 Neues Deutschland, 19.3.1963.
- 66 Der Spiegel 13/1963, 27.3.1963.
- 67 Neues Deutschland, 22.10.1964.
- 68 Während das „Neue Deutschland“ auch über 1990 hinaus als „Sozialistische Tageszeitung“ in (Mehrheits-)Besitz der SED-Nachfolgerin PDS blieb, wurden ab Sommer 1990 Anteile des Berliner Verlags, der Herausgeberin der „Berliner Zeitung“, von der parteieigenen VOB-Zentrag verkauft.
- 69 Neues Deutschland, 14.9.1990.

Karl Heitz (1909–1977)

Offenburgs Oberbürgermeister zwischen Wiederaufbau, Wirtschaftswunder und Gemeindereform

Michael Kitzing

Einleitung

Am 20. Dezember 1948 wählte der Offenburger Gemeinderat ein neues Stadtoberhaupt, die beiden aussichtsreichsten Bewerber waren dabei Walther Blumenstock und Karl Heitz als Kandidaten der Sozialdemokraten bzw. der CDU.¹ Karl Heitz hatte den Vorteil, gebürtiger Offenburger zu sein und bislang beruflich, außer in Karlsruhe und in Straßburg, vor allem in seiner Heimatstadt gewirkt zu haben. Blumenstock war dagegen schon während der Weimarer Zeit Beigeordneter gewesen.² Im März 1933 hatte er den Mut besessen, öffentlich gegen das Aufziehen der NS-Fahne auf den Gebäuden der Stadtverwaltung zu protestieren. Als Reaktion hierauf hatten ihn die Nationalsozialisten aus dem Amt bzw. in die Niederlande ins Exil gedrängt. Noch immer lebte Blumenstock in Haarlem und musste von dort seine Kandidatur betreiben. – Gleichwohl sah es zunächst so aus, als könnte Blumenstock für sich eine Mehrheit erreichen,³ denn die ersten vier ausgezählten Stimmen entfielen auf ihn. Am Ende setzte sich jedoch Heitz mit einer Stimme Mehrheit durch.

Um sein neues Amt war Heitz keineswegs zu beneiden, vielmehr gestaltete sich die Situation der Stadt Ende 1948 alles andere als erfreulich: „Währungsreform, leere Kassen, absolute Befehlsgewalt des [französischen] Gouverneurs, Wohnungsnot“⁴ – und das Badener Tagblatt hielt es außerdem für notwendig, den neuen Bürgermeister darauf hinweisen zu müssen, er solle endlich „Ordnung im eigenen Haus, in der Stadtverwaltung“, schaffen.⁵ Denn dort sah das Badener Tagblatt elementare Höflichkeitsregeln verletzt, bspw. im Umgang mit Kriegsbeschädigten. Die Sprache der Zeitung war überaus scharf, städtische Behörden seien keine öffentliche Versorgungsanstalt, sondern eine Einrichtung „zum Wohl und Frommen“ der ganzen Bevölkerung. Konkret verlangte das Badener Tagblatt die Schaffung einer Revisionsstelle bei der Stadtverwaltung mit der Aufgabe, „die Stellenbesetzung zu überprüfen. Manche Dienststellen sind offenbar zu stark besetzt, andere wiederum überlastet.“⁶ Außerdem wünschte das



*Karl Heitz
1909–1977
(Stadtarchiv
Offenburg)*

Blatt Sparmaßnahmen. Zu den hohen Landessteuern sollten nicht noch zusätzlich hohe Kommunalabgaben kommen.

Als gerade neu gewählter Bürgermeister enthielt sich Heitz damals offenbar einer umfangreicheren programmatischen Äußerung.⁷ Erst im Nachhinein, anlässlich seines 25-jährigen Dienstjubiläums, betonte er, bereits an der Jahreswende 1948/49 habe er auf die Europakarte gesehen und dabei den Gedanken gefasst: „Nachdem der Eiserne Vorhang im Osten heruntergegangen ist, liegt Offenburg im Herzen Europas! [...] Ich ging mit dieser Idee hausieren, bei Behörden, bei der Industrie. Immer wieder das gleiche Gebet: Offenburg liegt verkehrsgünstig, am Schnittpunkt wichtiger europäischer Eisen-

bahnlinien [...].“⁸ Heitz spielte hier darauf an, dass sich die geopolitische Lage Offenburgs im Gegensatz zur Weimarer Zeit wesentlich verändert hatte. In den 1920er Jahren war Offenburg durch den Verlust von Elsass-Lothringen im Versailler Vertrag und durch die zeitweilige französische Besetzung an die Peripherie versetzt worden.⁹ Mit der sich schon bald abzeichnenden deutsch-französischen Aussöhnung und gleichzeitig der Verhärtung der Fronten im Kalten Krieg gestaltete sich die verkehrsgeographische Lage Offenburgs seit den 1950er Jahren nun vollständig anders. – Als Ziel seiner Politik, so Heitz, ebenfalls im Nachhinein, habe er schließlich definiert, aus der kleinen Messe- und Beamtenstadt Offenburg eine Metropole der Ortenau schaffen zu wollen.¹⁰ Allerdings musste Heitz auch einräumen, dass er keineswegs sicher sein konnte, überhaupt die Zeit dafür zu bekommen, diese Ziele auch nur anzustreben, immerhin war er schon das fünfte Offenburger Stadtoberhaupt seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges.¹¹

Der Beitrag möchte nun anhand des Wirkens von Heitz einen Überblick über die Offenburger Stadtgeschichte im Verlaufe der 27-jährigen Amtszeit des Oberbürgermeisters geben. Wie lässt sich die Amtszeit von Heitz zeitlich gliedern? Welche Schwerpunkte hat dieser in seinem Wirken gesetzt, um die Probleme der Nachkriegszeit zu bewältigen und den angestrebten Aufstieg Offenburgs zur Metropole Mittelbadens einzuleiten? Auf welchen Gebieten war Offenburg in die allgemeine Entwicklung auf Landesebene eingebunden bzw. hat diese nachvollzogen und wo bzw. wie hat Heitz eigene Akzente gesetzt? In diesem Zusammenhang wird vor allem der Durchführung der Gemeindereform im Raum Offenburg besondere Aufmerksamkeit gewidmet. – Zunächst aber soll ein Blick auf den Lebensweg von Heitz bis zu seiner Wahl zum Offenburger Bürgermeister geworfen werden.

Herkunft – Ausbildung – Berufseinstieg

Karl Heitz wurde am 17. Januar 1909 als Sohn eines Eisenbahners in Offenburg geboren.¹² Hier absolvierte er auch seine Schullaufbahn, die er 1928 erfolgreich mit dem Abitur auf dem humanistischen Gymnasium (Grimmelshausen-Gymnasium) beenden konnte. In den folgenden vier Jahren studierte er in Freiburg, Bonn, Wien und Heidelberg Rechtswissenschaften. Auf das erste Staatsexamen 1932 folgte nach dem obligatorischen Vorbereitungsdienst 1936 das zweite juristische Staatsexamen.

An dieser Stelle des Lebenslaufs gilt es nach der Haltung von Heitz zum Nationalsozialismus zu fragen, wobei sich diese Frage nicht eindeutig beantworten lässt: In jedem Fall hatte Heitz keine exponierte Stellung und ist nicht als Funktionär einer NS-Organisation hervorgetreten. Allerdings ist Heitz nach Ausweis der zentralen Mitgliedskartei der NSDAP wie auch der Mitgliedskartei des NS-Gaues Baden bereits am 1. Juli 1929 in die NSDAP eingetreten (Mitgliedsnummer 143.176), um schon zum 31. Dezember 1929 aus der Partei ausgeschlossen zu werden. In beiden Karteien sind jedoch sowohl das Ein- wie auch das Ausschlussdatum durchgestrichen und mit dem Vermerk versehen: „Aufnahme ungültig“.¹³ Bedauerlicherweise liegt heute im Staatsarchiv Freiburg keine Entnazifizierungsakte mehr vor, aus der entnommen werden könnte, ob Heitz im Rahmen seines Entnazifizierungsverfahrens zu diesem frühen (wenn auch letztlich nicht rechtswirksamen) Parteieintritt Stellung nehmen musste und in welcher Form er dies ggf. getan hat. – Konsequenzen hatte der rechtsunwirksame Parteieintritt von 1929 für Heitz letztlich wohl keine, denn er ist, wie einem Vermerk in seiner Personalakte im Stadtarchiv Offenburg entnommen werden kann, im Rahmen seines Entnazifizierungsverfahrens als „Mitläufer“ eingestuft worden und musste auch keine Sühnemaßnahme ableisten.¹⁴ Diese Einstufung dürfte aus dem schließlich rechtsgültigen Parteieintritt im Juni 1937 mit Rückwirkung zum 1. Mai (Mitgliedsnummer 5.057.154) resultieren. Dem Aufnahmeantrag von Heitz in die NSDAP ist dabei eine befürwortende Stellungnahme des Nationalsozialistischen Kraftfahrerkorps (NSKK) Karlsruhe beigegeben, dem Heitz offensichtlich seit 1. April 1934 angehört hat.¹⁵ – Ein Parteieintritt im Sommer 1937 ist für einen jungen Akademiker, der in den Staatsdienst strebte bzw. für seine Profession eine staatliche Zulassung benötigte, durchaus typisch:¹⁶ Angesichts eines überaus starken Mitgliederandrangs im Frühjahr 1933 verhängte die NSDAP, um nicht von Opportunisten überlaufen zu werden, zum 1. Mai 1933 eine allgemeine Mitgliedersperre, die erst nach vier Jahren wieder gelockert wurde. Auch der Beitritt ins NSKK im Jahr 1934 kann als typisch angesehen werden: Viele derjenigen, denen nach dem 1. Mai 1933 der Eintritt in die NSDAP zunächst verschlossen blieb, versuchten ihre Loyalität gegenüber den Machthabern durch die Mitgliedschaft in einer der vielen NS-Nebenorganisationen zu demonstrieren.

Beruflich war Heitz ab 1936 als Assessor in zwei Karlsruher Kanzleien tätig, u. a. in der Sozietät von Franz-Xaver Honold und Reinhold Frank.¹⁷ Die Kanzlei Honold/Frank

war renommiert: Franz-Xaver Honold war als Mitglied der Zentrumsparterie von 1926 bis 1931 Reichsratsbevollmächtigter der badischen Staatsregierung; Frank war 1933 ebenfalls noch für die Zentrumsparterie in die Karlsruher Stadtverordnetenversammlung gewählt worden, wo er Konflikten mit den örtlichen Nationalsozialisten nicht aus dem Wege gegangen war. In den folgenden Jahren wurde das Anwaltsbüro Honold/Frank zu einem Treffpunkt des katholischen Widerstandes in Karlsruhe. Von den Widerstandskämpfern des 20. Juli war Frank als Unterbeauftragter für Baden vorgesehen, im Gefolge des gescheiterten Hitlerattentats vom 20. Juli 1944 wurde er jedoch verhaftet und im Januar 1945 in Berlin-Plötzensee ermordet.

Heitz verließ die Sozietät Honold/Frank im Herbst 1939 und war bis zu seiner Einberufung für den Feldzug gegen Frankreich selbstständig als Anwalt in Karlsruhe tätig. Nach dem Ende des Westfeldzuges und der Besetzung des Elsass' wurde Heitz bei der Finanz- und Wirtschaftsabteilung Straßburg des badischen Finanzministeriums dienstverpflichtet. Welche Tätigkeiten er hierbei genau übernommen hatte, ist nicht bekannt, eine Personalakte für die Zeit bis zum 31. März 1943 ist in den Beständen des Generallandesarchivs Karlsruhe nicht überliefert. Während der beiden letzten Kriegsjahre wurde Heitz erneut einberufen, um nach Kriegsende in seine Heimatstadt Offenburg zurückzukehren, wo er seit dem 1. Januar 1946 bis zu seiner Wahl zum Bürgermeister als Anwalt praktizierte.

„Das stetig wachsende Offenburg“: Grundzüge der Stadtentwicklung in den 1950er bis 1970er Jahren¹⁸

„Markstein“ Albersbösch¹⁹: Wohnungsbau und Ausbau der technischen Werke

Am Beginn der Arbeit von Heitz als Bürgermeister stand eine Neuordnung der städtischen Verwaltung, die das neue Stadtobhaupt entsprechend dem Wunsch des Badener Tagblatts auf wenige und gleichwohl leistungsfähige Ämter reduzierte.²⁰ – Anschließend konnte sich Heitz ab 1952 verstärkt der Beseitigung der Wohnungsnot, dem damals schwerwiegendsten Problem in Offenburg, zuwenden.

Zum Jahresende 1951 hatte ein Sechstel der Offenburger Bürger keine ordentliche Wohnung – und hierfür gab es gleich ein ganzes Bündel von Ursachen. Zwar waren nur 4% aller Wohneinheiten in Offenburg während des Zweiten Weltkriegs

ges vollständig zerstört worden, jedoch waren im Gegenzug auch nur 55% aller Wohnungen gänzlich in Takt. – Gerade diese unzerstörten Wohnkapazitäten wurden zu knapp einem Drittel von der französischen Garnison (teilweise bis zu 7000 Mann) beansprucht. Immerhin gelang es Heitz den Kontakt zur französischen Besatzungsmacht zu pflegen und zu erreichen, dass diese früher als andernorts bereit war, Wohnkapazitäten wieder freizugeben.²¹

Jedoch war Offenburg unabhängig davon zur Aufnahme zahlreicher Heimatvertriebener verpflichtet. Dies betraf zunächst Personen, die sich nach der Besetzung des Elsass' durch NS-Deutschland 1940 dort niedergelassen hatten, aber nach der Befreiung des Landes durch die Alliierten spätestens im November 1944 über den Rhein zurückfluteten und zuerst in Offenburg aufgenommen werden mussten. Hinzu kamen noch Personen, die am Kriegsende aus Kehl ausgewiesen worden waren. – Im Gegenzug musste Baden bis 1948/1949 immerhin keine Heimatvertriebenen aus den Ostgebieten aufnehmen: Die Franzosen hatten an der Potsdamer Konferenz nicht teilgenommen und fühlten sich folglich nicht an deren Beschlüsse zu den Bevölkerungsverschiebungen in Ostmitteleuropa gebunden. Dementsprechend riegelten sie ihre Zone konsequent ab und nahmen schlicht keine Heimatvertriebenen auf. Dies änderte sich jedoch 1948/1949 mit der Bildung der Trizone bzw. der Bundesrepublik Deutschland. Nunmehr kam es zur sog. innergebietlichen Umverteilung. Heimatvertriebene, die zunächst bspw. in Norddeutschland aufgenommen worden waren, sollten jetzt gleichmäßig auf das gesamte Bundesgebiet verteilt werden und wurden folglich auch in die Länder der französischen Besatzungszone umgesiedelt. Offenburg wurde als Verkehrsknotenpunkt zur zentralen Verteilstelle für alle von Südbaden aufzunehmenden Heimatvertriebenen wie auch für Sowjetzonenflüchtlinge. Zwischenzeitlich machten daher 70000 Flüchtlinge in Offenburg Station, von denen knapp 2600 (1953)²² dauerhaft blieben.²³

Vor allem, um diese unterzubringen, begann ab 1952 durch die Stadt der Bau der Siedlung Albersbösch,²⁴ der von den Zeitgenossen als „Markstein“ in der städtebaulichen Entwicklung angesehen wurde. Denn mit dieser Siedlung begann die Stadt Offenburg sich auch auf das linke Ufer der Kinzig auszudehnen. In Albersbösch entstanden zunächst siebzig Reihenhäuser in einer frühen Form der Fertiggbauweise, die für 17500 DM gebaut und genau für diesen Preis vor allem an Vertriebene aus dem früheren Jugoslawien und aus Rumänien weitergegeben wurden. Um im neuen Stadtviertel Albersbösch nicht nur

Wohnstätten, sondern auch ein Gemeinschaftsgefühl zu schaffen und den Dialog zwischen Alt- und Neubürgern anzuregen, initiierte der Oberbürgermeister hier zudem erfolgreich die Gründung eines Bürgervereins.²⁵

Der Bau der Siedlung Albersbösch und die schon 1950 erfolgte Erschließung des Gewanns „In der Eisernen Hand“ bildeten die Initialzündung für die Entstehung zahlreicher weiterer Wohngebiete (u.a. Hildtoltsweyer mit Stockfeld und Oberörtle, Uffhofen, In der Wann und In der Tagmess), wodurch der Wohnungsbestand der unmittelbaren Nachkriegszeit bis zur Mitte der 1970er Jahre mehr als verdoppelt werden konnte.²⁶ Der damit einhergehende städtebauliche Wandel wird besonders anschaulich daran deutlich, dass die Kinzig am Ende der Amtszeit von Heitz nun nicht mehr die Stadtgrenze markierte, sondern inzwischen mitten durch Offenburg hindurch floss.²⁷ Die starke Wachstumsdynamik drückte sich freilich auch im Ansteigen der Einwohnerzahl Offenburgs aus: Zur Jahreswende 1948/1949 hatte Heitz noch als Bürgermeister begonnen, erst kurz nach seiner Wahl überschritt die Stadt die 20000-Einwohner-Grenze, sodass er nun den Titel Oberbürgermeister führen konnte. Als er nach neun Jahren 1957 das erste Mal wiedergewählt wurde²⁸ – dann entsprechend der Gemeindevahlordnung des jungen Bundeslandes Baden-Württemberg erstmals von der Bevölkerung –, war Offenburg auf knapp 28000 Einwohner gewachsen.²⁹ Einhergehend mit dem Bevölkerungswachstum kam es zugleich zum Ausbau der technischen Werke und der sozialen Infrastruktur: So entstanden zwei neue Wasserhochbehälter, eine neue Brunnenanlage und – ebenfalls zeittypisch für ein allmählich entstehendes Umweltbewusstsein – eine Kläranlage. Umfangreichere Erneuerungsarbeiten wurden bei der Elektrizitätsversorgung und dem Schlachthof vorgenommen, die Stadt wurde an das Ferngasnetz angeschlossen, das städtische Krankenhaus erweitert und modernisiert, das St.-Josefs-Krankenhaus neu gebaut und ebenfalls schon bald erweitert.³⁰

Wirtschaftsstandort, Verkehrsdrehscheibe und Schulstadt Offenburg

Wirtschaftlicher Erfolg und damit verbundene Gewerbesteuer-einnahmen waren freilich eine Grundvoraussetzung, um den geschilderten Ausbau der technischen Infrastruktur zu finanzieren und um Arbeitsplätze für die zahlreichen Neubürger zu schaffen. – Jedoch gerade auf dem Sektor Wirtschaftspolitik musste Heitz zudem einen erheblichen Strukturwandel schul-

tern. So verlor die Landwirtschaft nach 1945 in der Ortenau zunehmend an Bedeutung. Auch traditionelle Industrien Offenburgs wie die Werbebranche (Emailplatten), die Textil- oder die Tabakindustrie konnten nicht mehr annähernd den Stand der Vorkriegszeit erreichen.³¹

Heutzutage gelang es jedoch ein neues Gewerbegebiet jenseits der Kinzig im Westen der Stadt, nördlich der Siedlung Albersbösch, zu erschließen.³² Hier konnten kleine und mittelständische Industrie angesiedelt werden, aber auch Großkonzerne aus dem Bereich der Elektronikindustrie (Telefunken) und der chemischen Industrie (u. a. Herstellung der Tesa-Streifen durch Beiersdorf).³³ Zudem gewann die Druckbranche immer stärker an Gewicht.³⁴ Der Burda-Verlag beschäftigte 4000 Angestellte (1973) und prägte Offenburg auch städtebaulich. Seit 1962/1963 wurde das Burda-Hochhaus zu einem modernen Wahrzeichen der Stadt; auf dem Rathausplatz stiftete Senator Franz Burda zudem die Ursula-Statue.³⁵

Zusammen mit der wirtschaftlichen Erschließung erfolgte der Ausbau der Verkehrswege, Offenburg erhielt bspw. einen öffentlichen Verkehrslandeplatz.³⁶ Vor allem aber wurde die Stadt 1960 an die Autobahn Hamburg–Frankfurt–Basel angeschlossen.³⁷ Bereits in den Jahren vor dem Anschluss Offenburgs an die Autobahn wurde auch das örtliche Straßenwesen weiter ausgebaut,³⁸ es entstanden neue Brücken über die Kinzig – und mit dem Ausbau der Verkehrsinfrastruktur wurde der Wirtschaftsstandort Offenburg immer noch attraktiver: Seit 1967 hatte die Großhandelskette Edeka ihren zentralen Verteiler für Süddeutschland in Offenburg,³⁹ auch der Messestandort Offenburg profitierte von der verkehrsgünstigen Lage. Auf dem Messegelände entstanden zwei neue Hallen, darunter die Oberrheinhalle,⁴⁰ die als Austragungsort regionaler wie auch überregionaler Veranstaltungen den Bekanntheitsgrad der Stadt wesentlich steigerte.

Mit der Verkehrsgunst waren jedoch erhebliche Schattenseiten verbunden: In den Köpfen der Städteplaner hatte sich in den 1960er und auch in den 1970er Jahren das Ideal „der autogerechten Stadt“ festgesetzt. „Radikale, durch den Abriss historischer Gebäude, hervorgerufene Stadtbildveränderungen verfügten über einen breiten gesellschaftlichen Konsens.“⁴¹ So wurde 1963 damit begonnen, Häuser in der Kornstraße abzureißen mit dem Ziel, hier Parkplätze anzulegen. Diesem Ideal folgte vier Jahre später auch eine umfangreiche Sanierung des Lindenplatzes.⁴² Viele alte Straßen und Wege in der Innenstadt verloren ihren ursprünglichen Verlauf und in gleicher Weise wurden auch zahlreiche historische Gebäude in der

Altstadt bedenkenlos abgerissen, wie z. B. „das letzte Stadthaus des Ortenauer Landadels, Eigentum der freiherrlichen Familie von Neveu“, das dem Großversandhaus Quelle weichen musste.⁴³ Offenburg verlor ein Stück seiner Identität.

Zu den großen Erfolgen der Ära Heitz gehört dagegen der Ausbau Offenburgs zur Schulstadt. So konnte ein Laudator anlässlich des zwanzigjährigen Amtsjubiläums von Heitz 1969 darauf hinweisen, dass es dem Oberbürgermeister gelungen war, die Zahl der Klassenräume in Offenburg von hundert (einem Stand, der seit 1913 konstant geblieben war!) auf 263 zu steigern⁴⁴ – gewiss stellte dies eine Leistung von Heitz dar, jedoch spiegelt sich hier auch der allgemeine Trend wider. Tatsächlich war vielerorts um 1900 mit dem starken Wachstum der Städte in den Ausbau von Schulen investiert worden. Derartige Bemühungen brachen jedoch mit dem Beginn des Ersten Weltkrieges vollständig zusammen. Infolge der Inflation, der nur kurzen Phase der Prosperität in der Weimarer Zeit und der starken Verschuldung der Städte im Zuge der Weltwirtschaftskrise erfolgten in den 1920er Jahren ebenfalls keine Investitionen in den Schulhausbau. Die Nationalsozialisten verwendeten Geld ohnehin vor allem für den Garnisonsstandort Offenburg bzw. für den Ausbau des Westwalles. Nachdem noch die Zerstörungen des Zweiten Weltkrieges hinzukamen, waren die Schulhäuser in den ausgehenden 1940er und beginnenden 1950er Jahren völlig überfüllt. In der zweiten Wahlperiode des Landtags von Baden-Württemberg war es schließlich allgemeiner Konsens, dass Gelder vor allem für den Neubau von Schulen und Sportstätten verwandt werden sollten.⁴⁵

Heitz hat die sich bietenden Möglichkeiten hierbei genutzt. So wurden in Offenburg die Eichendorffschule, die Waldbachschule, die Konrad-Adenauer-Schule, die Sonderschule, die Realschule und das Klostersgymnasium neu gebaut. Das Schillergymnasium wie auch das Okengymnasium wurden erweitert, das Grimmelshausen-Gymnasium erhielt einen zweiten Pavillon und die Georg-Monsch-Schule wurde renoviert.⁴⁶ Zum Ende der Amtszeit von Heitz pendelten täglich 5000 Schüler aus den Umlandgemeinden nach Offenburg.⁴⁷ Flankierend zum Ausbau Offenburgs zur Schulstadt konnte Heitz seine Gemeinde zudem um zahlreiche Institutionen aus dem Bereich Kultur, Sport und Freizeit bereichern: So entstanden Sportplätze und Großturnhallen, die Stadthalle wurde zu einem modernen Theaterbau umgewandelt, das Museum erhielt seinen heutigen Standort in der Ritterstraße, außerdem wurden ein Hallenbad und das Freizeitschwimmbad „Gifiz“ gebaut.⁴⁸

Schließlich wurde in der „Ära Heitz“ der Grundstein für den Aufstieg Offenburgs zum Hochschulstandort gelegt. Zwar blieben die Bemühungen von Oberbürgermeister und Gemeinderat um die Ansiedlung einer Pädagogischen Hochschule vergeblich,⁴⁹ jedoch war die Bewerbung um die Verlegung einer staatlichen Ingenieursschule nach Offenburg erfolgreich.⁵⁰ Aus dieser 1964 entstandenen Institution ist inzwischen die Hochschule für Wirtschaft, Technik und Medien hervorgegangen.

Bis zum Ende der 1960er Jahre war Offenburg erheblich gewachsen und gerade aus diesem Wachstum heraus entstand ein Platzproblem.⁵¹ So fehlte es angesichts der noch immer boomenden Konjunktur an Flächen sowohl für weitere Gewerbegebiete wie auch für die ebenfalls noch immer anwachsende Bevölkerung. Als Heitz 1969 zum zweiten Mal wiedergewählt wurde, hatte Offenburg auch inzwischen die 33000-Einwohner-Marke erreicht.⁵² Um nun den Platzbedarf für weitere Gewerbeansiedlung zu decken, kam es seit der Mitte der 1960er Jahre zur Gründung von Planungsgemeinschaften,⁵³ in deren Rahmen Offenburg im Zusammenspiel mit den Nachbargemeinden die weitere Regionalplanung vorantrieb. Die Planungsgemeinschaften wurden z.T. zur Vorstufe der seit 1967 von der Stuttgarter Landesregierung vorangetriebenen Gemeindereform. – Hatte Heitz während seiner ersten 20 Amtsjahre erfolgreich den wirtschaftlichen Wiederaufbau bewerkstelligt, so war dies eine bemerkenswerte, jedoch keineswegs singuläre Leistung. In etwas größeren Rahmen können bspw. Theodor Pfizer in Ulm, Paul Meyle in Heilbronn oder Johann Peter Brandenburg in Pforzheim, in etwas kleinerem Rahmen Karl Faller im benachbarten Emmendingen ebenfalls für sich beanspruchen, als tatkräftige Stadtoberhäupter ihre Gemeinden während knapp 20 Jahren durch die schwere Nachkriegszeit erfolgreich in die Jahre des Wirtschaftswunders geführt zu haben. – Beim Thema Gemeindereform vollzog Heitz jedoch nicht nur die allgemeine Entwicklung mit, sondern beanspruchte, selbst Akzente in größerem Rahmen zu setzen und sich in Entscheidungen auf Landesebene einzuschalten. Offenburg sollte nach Überzeugung von Heitz nicht nur einfach durch Eingemeindungen irgendwie wachsen, nein, der Oberbürgermeister wollte Offenburg zum Musterbeispiel einer künftigen Stadt, zum Modell für Gemeindefusionen im Südwesten entwickeln. Doch trotz des großen Engagements von Heitz um eine gute Kooperation mit den kleineren Kommunen im Rahmen der Planungsgemeinschaften und seiner Bemühungen um freiwillige

Gemeindefusionen gab es in machen Gemeinden gleichwohl erhebliche Vorbehalte gegen einen Zusammenschluss mit Offenburg, sodass es im Falle Windschlägs zur Zwangseingemeindung nach Offenburg kam.

Die Gemeindereform im Raum Offenburg – Karl Heitz als „Retter der Ortschaftsverfassung“⁵⁴

Am 17. Dezember 1974 unterzeichneten Heitz und der Bürgermeister von Windschläg, Johann Haury, den Eingemeindungsvertrag Windschlägs nach Offenburg zum 1. Januar 1975.⁵⁵ Im Rahmen der Unterzeichnung lobte Heitz die Erfahrungen mit den bisherigen neun Eingemeindungen Offenburgs, während Haury ein düsteres Zukunftsbild zeichnete. Der zukünftige Windschläger Ortsvorsteher griff zwar nicht Heitz, wohl aber die Landesregierung überaus scharf an. Die Eingemeindung Windschlägs sah er als Ausdruck eines undemokratischen Vorgehens seitens der Landesregierung. Alle Bemühungen um die Gemeindereform im Raum Offenburg beschrieb Haury als einen „Siebenjährigen Krieg“ um die Unabhängigkeit seiner Gemeinde, die zwangsläufig habe unterliegen müssen. Haury sah sich nunmehr als einen Offenburger „Muss-Bürger“, der vor dem Offenburger Oberbürgermeister und dem Gemeinderat „katzbuckeln“ müsse. Nach den Worten Haurys herrschte im Offenburger Ratszimmer Betroffenheit. Heitz versuchte dieser entgegenzuwirken, indem er betonte, die düsteren Voraussagen Haurys würden doch sicherlich nicht wahr, auch stieß er mit Haury gleichwohl auf die Zukunft Windschlägs als neuem Stadtteil Offenburgs an.

Welche der beiden Sichtweisen auf die Durchführung der Gemeindereform im Raum Offenburg war nun zutreffend? Können die insgesamt elf Eingemeindungen nach Offenburg als Erfolg gewertet werden? Hat schließlich die Stadt Offenburg die beim Abschluss der Fusionsverträge in sie gesetzten Erwartungen gegenüber den Teilorten erfüllt?

Im Dezember 1966 kam es auch in Stuttgart zur Bildung einer großen Koalition mit Hans Filbinger als Ministerpräsidenten und Walter Krause als Leiter des Innenressorts. Besonders Krause hatte die Durchführung einer Funktions-, Verwaltungs-, Kreis- und Gemeindereform zu einem seiner zentralen politischen Anliegen erklärt. So forderte er eine Reduktion der insgesamt 63 Landkreise auf 25.⁵⁶ Die Widerstände hiergegen waren erheblich, 1971 kam es sogar zu einem von der „Liga für eine demokratische Verwaltungsreform in Baden-Württem-

berg“ initiierten Volksbegehren zur Auflösung des Landtages.⁵⁷ Freilich wurde dieses von nur 8,6% der wahlberechtigten Bevölkerung unterstützt und war somit am Ende nicht erfolgreich, jedoch fiel der Schnitt bei den Landkreisen nicht derart scharf aus wie vom Innenminister ursprünglich gewünscht. Am Ende entstanden 35 statt wie vorgesehen 25 Landkreise. Im Zuge der Kreisreform wurde die Stellung Offenburgs als Sitz des Landratsamtes des neu entstandenen Ortenaukreises zusätzlich gestärkt.⁵⁸ In Offenburg mussten nunmehr auch Aufgaben wahrgenommen werden, die zuvor in die Kompetenz der Landratsämter in Kehl, Lahr, Wolfach und z. T. auch in Bühl gefallen waren.

Unmittelbar auf die Kreisreform folgte die Gemeindereform – und hier bestand erheblicher Handlungsbedarf.⁵⁹ Die Anwohner vieler kleinerer Gemeinden pendelten aus beruflichen Gründen in die nächst größeren Städte,⁶⁰ sodass zahlreiche Landgemeinden immer stärker zu reinen Wohnsiedlungen wurden, womit der Verlust von Steuerkraft (vor allem der Gewerbesteuer) einherging. Folglich sahen sich die betroffenen kleineren Kommunen nicht mehr in der Lage, ihren Bürgern eine entsprechende soziale Infrastruktur, wie Kindergärten, Schulen, Krankenhäuser bis hin zum Friedhof oder Freizeitanlagen, zu bieten. Gleichzeitig expandierten Städte wie Offenburg stark und benötigten, wie schon erwähnt, dringend Gewerbeflächen. Um diesen Defiziten entgegenzuwirken, sollten Gemeinden fusionieren, die sich hinsichtlich ihrer Strukturen ergänzten, wobei die Zahl der Gemeinden in Baden-Württemberg von ca. 3400 am Beginn der 1970er Jahre ursprünglich einmal auf 500 reduziert werden sollte. Tatsächlich bestehen in Baden-Württemberg nach dem Ende der Gemeindereform ca. 1100 Kommunen. Nach Vorstellung der Landesregierung sollte jede Gemeinde in ländlichen Regionen 8000, in Ballungsgebieten mindestens 20000 Einwohner zählen. Im Zuge der Gemeindereform verfolgte Innenminister Krause zugleich das Ziel, das Land mit einem Netz von Ober-, Mittel-, Unter- und Kleinzentren zu überziehen, die jeweils über zentrale örtliche Einrichtungen verfügen sollten.

Um die Bildung größerer Gemeinden voranzutreiben, verabschiedete der Landtag 1968 das erste Gesetz zur Stärkung der Verwaltungskraft kleinerer Gemeinden,⁶¹ das bei Gemeindefusionen Prämien aus Mitteln des Finanzausgleiches zwischen dem Land Baden-Württemberg und seinen Kommunen für den Ausbau der Infrastruktur in den Teilorten in Aussicht stellte. Besonders großzügige Fusionsprämien gewährte das Land,

wenn kleinere Gemeinden bis zum April 1972 eine Bürgeranhörung über ihre Zukunft durchführten und sich bis zum 1. Januar 1973 zu einer Gemeindefusion entschließen konnten.⁶²

Im Raum Offenburg kam die Gemeindereform 1969 in Gang. Im Zuge der vom Innenministerium angestoßenen Zielplanung erklärten sich damals alle elf späteren Teilorte Offenburgs zum Verflechtungsbereich Offenburg zugehörig.⁶³ Jedoch wollten alle Gemeinden zunächst selbstständig bleiben. Diese einheitliche Front bröckelte jedoch bald und schon 1970 kam es zu Fusionsverhandlungen zwischen Offenburg einerseits sowie Fessenbach und Zell-Weierbach andererseits.

Die Initiative für die Gemeindefusion ging dabei jeweils von Heitz aus, der es nun als sein Ziel definierte, Offenburg zum Gegenstück Straßburgs auf der deutschen Seite des Rheins zu machen.⁶⁴ Dementsprechend lehnte Heitz Bemühungen der vier Reblandgemeinden Zell-Weierbach, Ramersweier, Fessenbach und Ortenberg, sich zu einer Gemeinde zusammenzuschließen, ab. Alle vier Gemeinden, so Heitz, seien in ihrer Struktur viel zu ähnlich und könnten sich kaum ergänzen. Auch müsse überhaupt erst eine Verwaltung für alle vier Gemeinden geschaffen werden. Offenburg könne dagegen strukturelle Nachteile aller vier Kommunen aufwiegen und verfüge über eine entsprechende Verwaltungsstruktur.

Auf Bürgerversammlungen in Fessenbach und Zell-Weierbach entwickelte Heitz im Gegenzug im Herbst 1970 ein umfassendes Programm dessen, was er bzw. die Stadt Offenburg den neu hinzukommenden Gemeinden bieten könne.⁶⁵ Mit Hilfe der Gelder aus dem Finanzausgleich konnte Heitz zunächst einmal materielle Vorteile versprechen. In Zell-Weierbach stand dabei der Bau einer neuen Gemeindehalle für über 3 Mio. DM im Mittelpunkt, außerdem erklärte sich die Stadt Offenburg bereit, etwaige Mehrkosten für die Vollendung von Schule und Kindergarten zu übernehmen. Insgesamt sollten jährlich 750000 DM – das entsprach der aus dem Finanzausgleich zur Verfügung gestellten Summe – nach Zell-Weierbach fließen. Auch konnte Heitz im Zusammenspiel mit örtlichen Befürwortern des Zusammenschlusses den Bürgern von Zell-Weierbach vorrechnen, dass es ihnen längerfristig ohne einen Zusammenschluss mit Offenburg kaum möglich sein werde, größere lokale Investitionen zu stemmen. Wenn diese gleichwohl erfolgten, entstehe daraus ein massives Ansteigen der Pro-Kopf Verschuldung in der kleinen Gemeinde, sodass langfristig doch ein Investitionsstau kommen werde.

Neben ökonomischen Versprechungen konnte Heitz den zukünftigen Teilorten auch in rechtlicher Perspektive entge-

genkommen. Die Grundlage hierfür bildete das sogenannte zweite Gesetz zur Stärkung der Verwaltungskraft der Gemeinden. Dieses Gesetz sieht die Möglichkeit zur Einführung der Ortschaftsverfassung vor. Das bedeutet, dass in den nunmehrigen Teilorten Ortschaftsräte gebildet, ein Ortsvorsteher bestellt und eine örtliche Verwaltung eingerichtet werden kann, wodurch den zukünftigen Teilorten ein erhebliches Maß an Autonomie verbleiben sollte. Ursprünglich hatte die CDU-Fraktion ein stärker zentralistisches Modell vorgesehen. Nach Ausweis von Landtagspräsident Camill Wurz war es jedoch Karl Heitz, der seine politischen Freunde davon überzeugte, dennoch die Ortschaftsverfassung einzuführen.⁶⁶

Im Falle Zell-Weierbachs willigte Heitz nun in die Schaffung eines zwölfköpfigen Ortschaftsrates ein.⁶⁷ Dieser hatte auch das Recht, aus seinen Reihen einen Ortsvorsteher vorzuschlagen, der schließlich vom Stadtrat Offenburg bestellt wurde. – Bei der Wahl des Offenburger Stadtrates sollte jeder Bürger Zell-Weierbachs entsprechend der Größe dieses Gremiums über dreißig Stimmen verfügen; im Übrigen sollten drei der 30 Stadträte Bürger Zell-Weierbachs sein.

Darüber hinaus legte Heitz großen Wert darauf, dass möglichst viele Aufgaben weiterhin vor Ort in Zell-Weierbach erledigt werden konnten und die Pflege des örtlichen Kulturlebens die Unterstützung durch die Stadt Offenburg erhielt. Seine Argumentation schloss Heitz mit dem Hinweis, dass Zell-Weierbach ohnehin durch die Regionalplanung in den letzten Jahren eng mit Offenburg verbunden war, im Grunde Offenburg ja nur die Aufsichtsrechte übernehme, die zuvor beim Landratsamt gelegen hätten.

Diese Argumentation war durchaus erfolgreich. Natürlich wurden auf der Bürgerversammlung in Zell-Weierbach Stimmen laut, die betonten, der Brautstrauß könne nicht groß genug sein. Ein örtlicher Lehrer artikuliert sogar einen Forderungskatalog mit 30 Punkten, die er im Falle einer Eingliederung Zell-Weierbachs nach Offenburg erfüllt wissen wollte.⁶⁸ Gleichwohl stimmten Ende 1970 sowohl in Fessenbach wie auch in Zell-Weierbach breite Mehrheiten für ein Zusammengehen mit Offenburg.⁶⁹

Diese beiden Beispiele machten Schule. 1971 schlossen sich Bühl, Elgersweier, Griesheim, Waltersweier, Weier und Ramersweier während der Offenburger Herbstmesse der Stadt (mit Wirkung zum 1. Dezember 1971) an. Auch seitens des Landes wurden Heitz' Bemühungen um die Eingliederung der Umlandgemeinden anerkannt. So wohnte Innenminister Krause der Unterzeichnung der Fusionsverträge Offenburgs

mit Fessenbach und Zell-Weierbach Ende 1970 persönlich bei und würdigte im Festvortrag die Schrittmacherrolle Offenburgs auf dem Gebiet der Gemeindereform.⁷⁰

1973 konnte schließlich die Eingemeindung von Zunsweier vollzogen werden, zum 1. Januar 1975 wurden auch noch Bohlsbach und Windschlag Teilorte Offenburgs. – Gerade aber in Windschlag waren, wie schon gehört, die Vorbehalte gegen eine Eingemeindung massiv.

Im Rahmen einer Bürgeranhörung hatten sich im Februar 1972 über 80% der Bürger Windschlags gegen eine Eingemeindung ausgesprochen, und das bei einer Wahlbeteiligung von ebenfalls über 80%! Der Gemeinderat bestätigte schließlich dieses Votum mit 8:1 Stimmen bei zwei Enthaltungen.⁷¹

Der Bürgeranhörung war eine Bürgerversammlung vorausgegangen. Anders als anlässlich der Bürgerversammlung in Zell-Weierbach waren Heitz und die Vorkämpfer für ein Zusammengehen mit Offenburg gar nicht erst eingeladen worden bzw. kamen kaum zu Wort.⁷² So konnte der christdemokratische Gemeinderat Hermann Eggs gerade einmal darauf hinweisen, dass früher oder später eine Zwangseingemeindung kommen werde und man jetzt 1972 noch Fusionsprämien „herausschlagen“ könne. Andere Fusionsbefürworter sahen sich schließlich persönlichen Invektiven ausgesetzt und mussten den Saal verlassen.

Seitens Bürgermeister Haury wurde auf der Bürgerversammlung darauf hingewiesen, dass Windschlag aus eigener Kraft in den vergangenen Jahren eine Grund- und Hauptschule gebaut und den Kindergarten erweitert hatte.⁷³ Wenn man den Gürtel etwas enger schnalle, dann könne man auch in Zukunft anfallende Aufgaben bewältigen. Heitz und dem Offenburger Stadtrat wurde unterstellt, diese würden kaum Investitionen in der Kernstadt zugunsten Windschlags vernachlässigen. Darüber hinaus fielen noch einige sehr bemerkenswerte Argumente: Wenn Windschlag Teilort Offenburgs werde, so würde hier zukünftig die Post nicht mehr pünktlich zugestellt.

Letztendlich gelang es Windschlag jedoch nur noch knapp zweieinhalb Jahre seine Eigenständigkeit zu bewahren.⁷⁴ Im Herbst 1973 ordnete der nach den Landtagswahlen des Vorjahres ins Amt gekommene Innenminister Karl Schieß an, die Gemeindereform nunmehr auf dem Gesetzesweg zu einem zügigen Ende zu führen. Hierfür waren neuerliche Bürgeranhörungen vorgesehen. Auf der Grundlage des Ergebnisses dieser Bürgeranhörungen sollten anschließend die Gesetzesentwürfe für weitere Eingemeindungen erarbeitet und im Landtag

beschlossen werden. Die Windschläger Bürger lehnten die Eingemeindung nach Offenburg im Januar 1974 ein weiteres Mal mit einem ähnlich eindeutigen Ergebnis wie im Februar 1972 ab. Gleichwohl wurde die Eingemeindung Windschlägs nach Offenburg per Gesetz zum 1. Januar 1975 vollzogen, was für Haury den Ausgangspunkt seiner Wutrede aus Anlass der Unterzeichnung der Eingemeindungsverträge mit Heitz gab. Für Befremden sorgte in Windschläg besonders die Tatsache, dass andere Gemeinden des Ortenaukreises, die in etwa gleich groß waren (Ortenberg, Ohlsbach und Berghaupten) ihre Selbstständigkeit wahren konnten, möglicherweise aufgrund der parteipolitischen Zugehörigkeit der jeweiligen Bürgermeister zur seit 1972 in Baden-Württemberg allein regierenden CDU. – Auch in der Folgezeit vergaß es Haury freilich nie, gegenüber Heitz und dem Offenburger Gemeinderat darauf hinzuweisen, dass Windschläg nicht zur Stieftochter Offenburgs werden dürfe.⁷⁵

Letztlich bleiben die Befürchtungen Haurys unverstänlich, denn Heitz und der Offenburger Gemeinderat hatten sich gegenüber den bereits zuvor eingemeindeten Teilorten als durchaus loyale Vertragspartner erwiesen.⁷⁶ So hatte bspw. Zell-Weierbach entsprechend den Zusagen des Offenburger Oberbürgermeisters eine Festhalle für 3,6 Mio. DM erhalten. Sogar über die Verpflichtungen in den Eingemeindungsverträgen hinaus bekam Zell-Weierbach ein Feuerwehrgerätehaus samt neuem Löschfahrzeug, auch wurde hier eine neue Bank errichtet, die „außerdem ein wirtschaftlich bedeutender Faktor auf dem Bausektor“ war.⁷⁷ Hinzu kam noch ein „Trimm-Dich-Pfad“, wie auch die Flurbereinigung vorangetrieben wurde. Heitz hatte sich verpflichtet, namens der Stadt all diese Investitionen in einer Zeitspanne von sechs Jahren vorzunehmen. Tatsächlich waren die meisten dieser Vorhaben bereits vor Ablauf der Sechs-Jahres-Frist abgeleistet.⁷⁸

Die skizzierte Entwicklung für Zell-Weierbach steht stellvertretend für die übrigen Offenburger Teilorte. Auch hier entstanden Festhallen, Feuerwehrgebäude, Kinderspielplätze und Naherholungsgebiete. Der Ausbau der Druckwasserleitungen wurde gleichfalls fortgeführt.⁷⁹ – Aus Sicht der Stadt Offenburg besonders interessant war die Erschließung weiterer Gewerbegebiete, so zwischen der B33 und der B3 in Elgersweier⁸⁰ wie auch in Zunsweier.

Auch über die Amtszeit von Heitz hinaus ist die Stadt Offenburg ihren Verpflichtungen nachgekommen und hat in etwas über 20 Jahren insgesamt Investitionen von ca. 250 Mio. DM in ihren Teilorten getätigt.⁸¹

Zusammenfassung: Ein „dynamischer OB“⁸²

Anlässlich der Verabschiedung von Heitz als Offenburger Stadtoberhaupt im Januar 1976 resümierte das Offenburger Tageblatt: „Das Vierteljahrhundert der Ära Heitz wird als das dynamischste in die reiche Geschichte der Stadt Offenburg eingehen.“⁸³ Schon 1969 hatte das gleiche Blatt betont, Offenburg sei in den letzten 20 Jahren stärker gewachsen als in den vorangegangenen 100 Jahren zuvor.⁸⁴ – Wenn auch Lobeshymnen anlässlich des Ausscheidens von Politikern durchaus üblich sind, so kann man gleichwohl den anerkennenden Worten des Offenburger Tageblatts beipflichten: Als Heitz Ende 1948 zum schon fünften Offenburger Stadtoberhaupt der Nachkriegszeit gewählt wurde, fehlte es an finanziellen Mitteln, das Verhältnis zur Besatzungsmacht war belastet und gleichzeitig sah sich die Stadt mit der Herausforderung konfrontiert, fast 2600 Heimatvertriebene, die dauerhaft in Offenburg bleiben sollten, zu integrieren. In der Siedlung Albersbösch konnte diesen jedoch eine neue Heimstatt geboten werden, schon bald wurden weitere Wohngebiete erschlossen. Auf diesem Gebiet investierte Offenburg in Relation zur Größe der Stadt sogar mehr als Köln und konnte folglich im Wohnungsbau eine Spitzenstellung in der Bundesrepublik für sich beanspruchen. Zusammen mit dem Wohnungsbau wurden die technischen Werke erneuert und Offenburg zum Schulstandort ausgebaut. Investitionen in den Messestandort und eine erfolgreiche Ansiedlungspolitik im neuen Gewerbegebiet im Westen der Stadt, nördlich der Siedlung Albersbösch, machten sich finanziell überaus positiv bemerkbar: Zwischen 1949 und 1975 wuchsen die Gewerbesteuereinnahmen von 1,9 Mio. DM auf 35 Mio. DM, das städtische Haushaltsvolumen konnte von 5,4 Mio. auf 135 Mio. DM gesteigert werden und die Einwohnerzahl stieg von 20000 (1949) mitsamt den Eingemeindungen auf 52000 (1975).⁸⁵

Selbstverständlich waren dies beachtliche Erfolge, sie waren aber freilich nicht zuletzt Dank der allgemeinen Prosperität vom Beginn der 1950er bis zum Beginn der 1970er Jahre möglich. In der Frage der Eingemeindungen hat Heitz jedoch nicht nur die allgemeine Entwicklung nachvollzogen, sondern vielmehr selbstständig Akzente gesetzt. Durch sein Eintreten für die Ortschaftsverfassung konnte den Teilorten ein gutes Stück Autonomie gewährt werden, sodass diese bis auf Windschläg freiwillig den Zusammenschluss mit Offenburg suchten. Mit Hilfe der vom Land bewilligten Fusionsprämien konnte Heitz schließlich auch in den Teilorten großzügig investieren. Dabei

erwies sich Heitz als loyaler Vertragspartner, der nahezu alle Investitionsversprechen noch vor Ablauf der in den Eingemeindungsverträgen vorgeschriebenen Frist von sechs Jahren einlöste.

Heitz hat auch über Offenburg hinaus Spuren hinterlassen: Hatte Offenburg über Jahrhunderte die Funktion eines militärischen Brückenkopfes, so wurde die Stadt nun zu einem „Brückenkopf der Völkerverständigung“:⁸⁶ Schon 1952 kam es zu einem ersten Jugendaustausch mit Frankreich, ab 1957 folgte eine Schulpartnerschaft mit der Juragemeinde Lons le Saunier, aus der zwei Jahre später die erste Städtepartnerschaft Offenburgs erwuchs. Eine zweite Städtepartnerschaft konnte 1965 mit dem österreichischen Weiz abgeschlossen werden.

Privat galt Heitz als sportbegeistert – dementsprechend hatte der Sport auch seinem Wirken zunächst seit 1956 als stellvertretender, dann Vorsitzender des Sportausschusses des Deutschen Städtetags geprägt (1960–1975). Während seiner Amtszeit als Oberbürgermeister war er gleichzeitig 1970–1975 Präsident des Offenburger FV, der während dieser Jahre zweimal die südbadische Amateurmeisterschaft (1974, 1975) gewinnen konnte.⁸⁷ Hatte die Stadt Offenburg Heitz 1975 zu ihrem Ehrenbürger ernannt, so hat der Offenburger FV sein Andenken vier Jahre nach seinem Tod am 8. Juli 1977 durch die Benennung des Karl-Heitz-Stadions gepflegt.

Literatur

Feuchte, Paul: Verfassungsgeschichte von Baden-Württemberg (Stuttgart 1983)

Gall, Wolfgang M.: Kleine Geschichte der Stadt Offenburg (Karlsruhe 2013)

Kähni, Otto: Offenburg und die Ortenau (Offenburg 1976)

Müller, Bernd: Windschlag bleibt Windschlag, oder wird zum Negerdorf: vor über 20 Jahren wurde die Zwangsehe zwischen Offenburg und Windschlag geschlossen, in: D'r Windschläger Bött 1995, 18–24

Sepaintner, Fred Ludwig: Baden-Württemberg 1960–1992. In: Schwarzmaier, Hansmartin/ Schaab, Meinrad (Hrsg.): Handbuch der baden-württembergischen Geschichte. 4. Band. Die Länder seit 1918 (Stuttgart 2003), 591–895.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Badener Tagblatt 21.12.1948: Karl Heitz zum Offenburger Stadtoberhaupt gewählt. – Der Autor dankt Dr. Wolfgang M. Gall und David Boomers (beide Stadtarchiv Offenburg) für ihre Unterstützung bei der Recherche sowie Tipps und Hinweise bei der Beschäftigung mit Karl Heitz ganz herzlich.
- 2 Zu Walter Blumenstock und dessen couragiertem Auftreten gegenüber den Nationalsozialisten vgl. Kähni, Otto: Offenburgs Stadtoberhäupter seit 1803. In: Die Ortenau 47, 1967, 41–76; hier: 70; Ruch, Martin: Verfolgung und Widerstand in Offenburg (Offenburg 1994), 52–57.

- 3 Badener Tagblatt 21.12.1948: Karl Heitz zum Offenburger Stadtoberhaupt gewählt.
- 4 Rotary Club Offenburg: Vortrag von Manfred Wacker auf dem Meeting am 18. Juli 1977 in Memoriam Karl Heitz, 2, Manuskript hinterlegt, in: StadtA Offenburg, Personengeschichtliche Sammlung Karl Heitz.
- 5 Badener Tagblatt 21.12.1958: Der neue Bürgermeister vor großen Aufgaben; zu den Schwierigkeiten Offenburgs in den ersten Nachkriegsjahren vgl. Köhler, Werner: Offenburg nach 1945: Neubeginn und Wiederaufbau in Politik und Gesellschaft (Freiburg i. Br. 1993); Gall, Wolfgang M.: Die Stadtverwaltung Offenburg zwischen Zusammenbruch und demokratischem Neuanfang in Offenburg 1945–1947. In: Bräunche, Ernst Otto (Hrsg.): Stadt und Demokratie (Ostfildern 2014), 195–221.
- 6 Badener Tagblatt 21.12.1958: Der neue Bürgermeister vor großen Aufgaben.
- 7 Die Ausführungen von Heitz bei der Kandidatenvorstellung waren in der Summe eher allgemein gehalten. Allerdings betonte er bereits hier die verkehrsgünstige Lage Offenburgs; vgl. Auszug aus dem Protokoll der Gemeinderatssitzung vom 13.12.1948, Nr. 582: Vorstellung der Kandidaten für die Bürgermeisterwahl. In: StadtA Offenburg 8/5294, Personalakte Karl Heitz, 1948–31.12.1967.
- 8 Offenburger Tageblatt (OT) 31.12.1973: Nach 25 Jahren.
- 9 Zu Offenburg in der Weimarer Zeit vgl. die entsprechenden Beiträge im Sammelband Eisele, Klaus/Scholtzseck, Joachim (Hrsg.): Offenburg 1919–1949. Zwischen Demokratie und Diktatur (Konstanz 2004); sowie zusammenfassend Gall 2013, 164–176.
- 10 Badisches Tagblatt 19.1.1974: Er hat das Tor zum größeren Offenburg aufgestoßen.
- 11 Vgl. OT 31.12.1973: Nach 25 Jahren.
- 12 Zum Lebensweg von Heitz bis zu seiner Bürgermeisterwahl vgl. die Ständesliste; Heitz, Karl. In: StadtA Offenburg 8/5294, Personalakte Karl Heitz, 1948– 31.12.1967.
- 13 Vgl. BArch R 9361 – VIII Kartei/ 9831008 und BArch R 9361-IX Kartei/ 14541446. – Zu Jugendlichen bzw. jungen Erwachsenen in Offenburg, die bereits im Laufe der 1920er Jahre in die NSDAP eintraten, und deren Netzwerken vgl. Gall, Wolfgang M.: Von der Schulbank zur NSDAP. Neue Erkenntnisse zur Entstehungsgeschichte der Offenburger NSDAP (1922–1928). In: Haumann, Heiko/Schellinger, Uwe (Hrsg.): Vom Nationalsozialismus zur Besatzungsherrschaft (Ubstadt-Weiher u. a. 2018), 13–42; ders.: „Braune Spuren“. Karrieren städtischer NS-Eliten in Offenburg 1920–1960. In: Neisen, Robert/Maulhardt, Heinrich/Krimm, Konrad (Hrsg.): Kommunen im Nationalsozialismus (Ostfildern 2019), 321–344. Aus den Recherchen von Gall ergibt sich jedoch kein Hinweis auf eine nähere Verbindung von Heitz zu einer der vorgestellten Persönlichkeiten.
- 14 Säuberungsbescheinigung, Heitz, Karl vom 14.6.1948, in: StadtA Offenburg 8/5294, Personalakte Karl Heitz, 1948– 31.12.1967.
- 15 Vgl. Fragebogen. Anlage zum Antrag auf Aufnahme in die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei; Bestätigung NSKK, in: BArch R 9361 II – 390746.
- 16 Zur Bedeutung bzw. Interpretation des Beitrittsdatums zur NSDAP vgl. Danker, Uwe/Lehmann-Himmel, Sebastian: Landespolitik mit Vergangenheit (Husum 2017), 118–120.
- 17 Zu Franz-Xaver Honold und Reinhold Frank vgl. Kißener, Michael: Für das Recht. Die Karlsruher Widerstandsgruppe um Reinhold Frank. In: Ders./Lill, Rudolf (Hrsg.): 20. Juli 1944 in Baden und Württemberg (Konstanz 1994), 19–59; Gross, Robert: Reinhold Frank: Urteil – Vollstreckung – Nachurteil (Karlsruhe 2016).
- 18 Zum Überblick über das Wirken von Heitz als Offenburger Gemeindeoberhaupt vgl. die bilanzierenden Artikel aus Anlass von Amtsjubiläen bzw. dem Ausscheiden aus dem Dienst OT 18.1.1969: Große Gratulationscour für Karl Heitz; OT 31.12.1973: Nach 25 Jahren; OT 31.12.1975: Um Mitternacht geht die „Ära Heitz“ zu Ende; ebd.: Nach 27 Jahren verlässt Karl Heitz heute das Rathaus; OT 16.1.1976: Ein dynamischer OB. – Von Heitz selbst liegen mehrere Rechenschaftsberichte vor, vgl. OT 17.10.1957: Neun Jahre Aufbauarbeit; OT 17.10.1959: Baggersee soll großen Deich ersetzen (Rechenschaftsbericht auf einer kommunalpolitischen Aussprache der CDU). Zudem veröffentlichte die Stadtverwaltung jährliche Arbeitsberichte in der Tagespresse, vgl. bspw. OT 31.12.1954: Die Stadt Offenburg an der Jahreswende; OT 31.12.1957: Jahresüberblick der Stadtverwaltung Offenburg. – Zur Entwicklung Offenburgs nach 1945 vgl. Kähni 1976,

- 240–260; Offenburg im Wandel. 4. Fotografien aus der Zeit zwischen 1950 und 1975. Offenburg 1989; Gall 2013, 191–219.
- 19 OT 18.1.1969: Große Gratulationscour für Karl Heitz mit dem Abschnitt: Siedlung Albersbösch – ein Markstein.
- 20 OT 31.12.1951: Am Hauptproblem hat sich nichts geändert (die Artikelüberschrift bezieht sich auf die noch immer bestehende Wohnungsnot, die Neuordnung der Gemeindeverwaltung wird kurz genannt); OT 31.12.1954: Die Stadt Offenburg an der Jahreswende mit dem Abschnitt: Die Auswirkungen auf die Versorgungsanlagen. Der Artikel schließt mit dem Hinweis, dass sämtliche Aufgaben der Stadtverwaltung mit einem im Vergleich zur Vorkriegszeit nahezu unveränderten Personalbestand bewältigt wurden. – Zur Organisation der Stadtverwaltung vgl. auch OT 22.9.1956: Das Grundgesetz von Offenburg; OT 31.12.1957: Jahresüberblick der Stadtverwaltung Offenburg mit dem Abschnitt: Organisation und Leitung der Stadtverwaltung.
- 21 Zur Pflege der Beziehungen zur französischen Besatzungsmacht vgl. den Bericht über den Besuch des französischen Hochkommissars in Offenburg, Badisches Tageblatt 6.11.1949: „Offenburg – Vorposten freundnachbarlicher Gesinnung“. – Zur Wohnungsnot bzw. zur Beanspruchung von Wohnraum durch die französische Garnison vgl. Badisches Tageblatt 3.12.1949: Nur 50% der Beschäftigten wohnen in Offenburg; OT 30.12.1950: Offenburg ist die Metropole der Ortenau; OT 31.12.1951: Am Hauptproblem hat sich nichts geändert; OT 31.12.1952: Offenburger Jahresrückblick 1952. Metropole der Ortenau im Zeichen großer Wohnungsbauaktion und zahlreicher Landestagungen; Gall 2013, 200f. – In der Mitte der 1950er Jahre war schließlich der Ausbau der Franzosen-Viertel „im Lerchenrain“ und „im Galgenfeld“ abgeschlossen, sodass die Franzosen von diesem Zeitpunkt an verstärkt Raumkapazitäten in der Innenstadt freigaben, vgl. OT 10.5.1954: Der Lerchenrain wird bezogen; OT 14.8.1954: Klein-Frankreich in Offenburg.
- 22 Zahlangabe nach OT 31.12.1953: An der Jahreswende – der Flüchtlingsanteil an der Bevölkerung betrug somit genau 10%.
- 23 Gerhard Borawski: Vertriebene und Flüchtlinge 1950 und 1961. In: Historischer Atlas von Baden-Württemberg. Erläuterungen (Bd. II): Beiwort zu Karte XII, 06 (Stuttgart 1988), 1–12; speziell zur Situation in Offenburg vgl. Badener Tagblatt 6.10.1948: Dänemark-Flüchtlinge treffen ein; Badisches Tageblatt 4.1.1949: Notopfer für die Flüchtlinge; Badisches Tageblatt 22.1.1949: Im Kreis 3420 Flüchtlinge; Badisches Tageblatt 15.3.1949: Flüchtlinge für die Französische Zone; Badisches Tageblatt 11.6.1949: Will man einen fünften Stand?; Badisches Tageblatt 18.6.1949: Die Stimme der Flüchtlinge; Badisches Tageblatt 25.6.1949: Wo sollen die Flüchtlinge wohnen?; Badisches Tageblatt 23.8.1949: Die Unterbringung der Flüchtlinge; OT 26.1.1950: Soforthilfe nur ein Heftpflaster; OT 25.3.1950: Im „Zug der Hoffnung“ nach Südbaden; Gall 2013, 203f.
- 24 Vgl. OT 26.7.1954: Albersbösch – Neue Heimat für Vertriebene; OT 11.10.1954: Offenburgs schönste Schule eingerichtet. Gleichzeitig Einweihung der Vertriebenen-Siedlung in Albersbösch ...; OT 31.12.1955: Offenburg an der Jahreswende mit dem Unterabschnitt: Stadtteil Albersbösch größer als Rammersweier; OT 31.12.1955: Offenburg wandelt sein Gesicht (mit Abbildung der Siedlung Albersbösch); Rotary Club Offenburg: Vortrag von Manfred Wacker auf dem Meeting am 18. Juli 1977 in Memoriam Karl Heitz, 3, Manuskript hinterlegt, in: StadtA Offenburg, Personengeschichtliche Sammlung Karl Heitz.
- 25 Vgl. OT 31.8.1953: Primitivwohnungen in der „Nachtweide“?
- 26 Zum Thema Wohnungsbau vgl. u. a. OT 31.12.1953: An der Jahreswende (Kreditgewährung für weiteren Ausbau der Siedlung Albersbösch und der Siedlung Hildboltsweier); Nennung von Bauvorhaben im tabellarischen Jahresüberblick 1953, in: StadtA Offenburg 025–2, Stadtgeschichte 1945–55 Chronik; OT 31.12.1954: Die Stadt Offenburg an der Jahreswende (mit umfangreichen Zahlen zum Wohnungsbau seit 1948); OT 31.12.1956: Offenburg an der Jahreswende 1956/1957 mit dem Abschnitt: Hauptsorge Wohnraumbeschaffung; OT 31.12.1958: Offenburg an der Jahreswende mit dem Unterabschnitt: Wohnungen und Wohnbauförderung; OT 21.12.1960: Letzte Stunde des Wohnungsamtes; OT 1.9.1961: Auf 50000 Einwohner ausgerichtet (gemäß den hier zusammengestellten Äußerungen von Bürgermeister Eugen End hatte Offenburg seit Kriegsende 8,3 Mio. DM – in Relation zur Einwohnerzahl zehnmal soviel wie Köln – in den Wohnungsbau investiert. Gleichwohl beschrieb der Bürgermeister auch sechzehn Jahre nach Kriegsende den Wohnungsmarkt noch als überaus kritisch); Kähni 1976, 242.

- 27 In den 1950er und 1960er Jahren wurde schließlich der Kinzigdamm verstärkt, um dem bis dahin regelmäßig wiederkehrenden Hochwasser entgegenzutreten, vgl. u. a. OT 27.8.1953: Offenburg wird vor Hochwasser gesichert; OT 5.6.1954: Kinzigdämme jetzt hochwasserfest; OT 14.5.1958: Neues Industriegebiet im Seewinkel?
- 28 Vgl. OT 21.10.1957: Oberbürgermeister Heitz auf 12 weitere Jahre gewählt.
- 29 Vgl. OT 31.12.1957: Jahresrückblick der Stadtverwaltung mit dem Abschnitt: Einwohner-Meldekartei umgestellt.
- 30 Zu den einzelnen Infrastrukturmaßnahmen vgl. u. a. OT 25.10.1954: St.-Josefs-Krankenhaus in Offenburg; OT 31.12.1954: Die Stadt Offenburg an der Jahreswende mit dem Abschnitt: Die Auswirkungen auf die Versorgungsanlagen; OT 31.12.1955: Offenburg wandelt sein Gesicht (mit Abbildungen der im Bau befindlichen Kläranlage, des neuen Umspannwerkes und dem ebenfalls 1956 eingeweihten Feuerwehrhaus); OT 31.12.1956: Offenburg an der Jahreswende 1956/1957 mit den Abschnitten: 1957 sind folgende Bauten vorgesehen, Schwierige Verkehrsverhältnisse in der Stadtmitte, Patientenzahl im Krankenhaus gestiegen; OT 11.1.1957: Heute Einweihung des Operationstraktes; OT 31.12.1957: Jahresrückblick der Stadtverwaltung mit den Abschnitten: Städtisches Krankenhaus, Moderne Einrichtungen für den Schlachthof; OT 31.12.1958: Ein Stück Alt-Offenburg ging dahin mit dem Unterabschnitt: Neubauten – Richtfeste; OT 31.12.1958: Offenburg an der Jahreswende mit den Unterabschnitten: Städtisches Krankenhaus, Stadtwerke, Schlachthof; OT 16.2.1959: Ein Haus um die Wiege gebaut; OT 11.4.1961: Neue Abteilung im St. Josefskrankenhaus; OT 15.4.1961: Eine neue Abteilung im St.-Josefs-Krankenhaus; OT 17.4.1961: St. Josefskrankenhaus erfuh Krönung; OT 31.10.1961: Offenburg erhält Ferngas; OT 31.12.1963: Ein freundliches und verheißungsvolles Bild; – die Liste der Infrastrukturmaßnahmen ließe sich erweitern, bspw. um die Einrichtung des Weingarten-Friedhofes, vgl. OT 22.8.1959: Großbaustellen am Frauenweg; OT 28.11.1960: „Würdige Ruhestätten zu schaffen ...“
- 31 Vgl. Kähni 1976, 245; Gall 2013, 205.
- 32 Vgl. OT 14.5.1958: Neues Industriegebiet im Seewinkel?; OT 31.12.1958: Ein Stück Alt-Offenburg ging dahin (mit Hinweisen zur Industrieansiedelung und auf die angelaufenen Verhandlungen mit Beiersdorf); OT 31.12.1958: Offenburg an der Jahreswende mit dem Unterabschnitt: Stadtplanung und Grundstückswesen; OT 19.8.1961: Viele siedeln im neuen Industriegebiet; Gall 2013, 205–207.
- 33 Vgl. OT 12.6.1958: Offenburg erfüllt die Bedingungen; OT 19.6.1959: Beiersdorf – Vertrag unter Dach und Fach; Kähni 1976, 248. – Dagegen zerschlug sich eine Ansiedlung eines Siemens-Werks zu Herstellung vollautomatischer Waschmaschinen, vgl. OT 7.7.1961: Warum Siemens nicht nach Offenburg kam.
- 34 Zur Entwicklung von Burda OT 28.6.1954: Großdruckerei Burda wächst weiter; Kähni 1976, 245 f.
- 35 OT 28.10.1961: Zum 60. Geburtstag soll das Hochhaus stehen. Dr. Burda vollzog mit einem Bagger den ersten Spatenstich zum Verwaltungsgebäude auf dem alten Messplatz. – Zur Ursula-Statue vgl. OT 04.6.1960: Ausstellung der Ursula-Säulen eröffnet; OT 31.12.1961: Ein Jahr großer Ereignisse; Gall 2013, 206 f.
- 36 Dieser war auch mehrfach Austragungsort von Flugtagen mit großem Publikumsinteresse vgl. OT 25.5.1960: Großflugtag mit glänzendem Programm; OT 12.6.1961: Großartige Leistungen beim Offenburger Flugtag. – Zum Ausbau des Verkehrslandeplatzes in den 1970er Jahren vgl. OT 15.3.1975: Moderne Industrie zwischen Schwarzwald und Rhein. I. Das Industriegebiet Elgersweier.
- 37 Vgl. OT 16.4.1960: Die Autobahn vor der Haustüre; OT 1.10.1960: Das Offenburger Ei; ebd.: Anschluss an Europa; OT 3.10.1960: Auf der Autobahn bis Offenburg; OT 6.10.1960: Prolog zur Autobahneröffnung. – Selbstverständlich hatte in der Ära Heitz auch der Güterbahnhof weiterhin zentrale Bedeutung, vgl. OT 24.11.1951: Täglich 800–1300 Tonnen Güterumschlag. Offenburg – die größte Güterumladestelle des Südwestens.
- 38 Vgl. OT 31.12.1954: Die Stadt Offenburg an der Jahreswende mit dem Unterabschnitt: Die Auswirkungen auf die Versorgungsanlagen. Die Verkehrsverhältnisse bereiten Sorgen; OT 31.12.1958: Ein Stück Alt-Offenburg ging dahin mit dem Unterabschnitt: Neubauten – Richtfeste; OT 31.12.1958: Offenburg an der Jahreswende mit den Unterabschnitten: Stadtplanung

- und Grundstückswesen, Tiefbauamt; OT 4.10.1961: Neue Bundesstraße 33 bald befahrbar; Kähni 1976, 244.
- 39 Zur Ansiedlung von Edeka und der Entwicklung des Großhandels vgl. Kähni 1976, 248.
- 40 Zur Konzeption der schließlich 1963 fertig gestellten Oberrheinhalle vgl. OT 15.4.1961: Wie die Mehrzweckhalle aussehen wird; OT 24.5.1961: Im Sommer Baubeginn der Mehrzweckhalle; OT 13.6.1961: Mehrzweckhalle in moderner Gestaltung. – Zur Fertigstellung der Halle OT 31.12.1963: Ein freundliches und verheißungsvolles Bild; zur Entwicklung der Messe vgl. auch Kähni 1976, 249f.
- 41 Gall 2013, 208.
- 42 Ebd.– Zur Schaffung von Parkplätzen als Thema der Kommunalpolitik vgl. u. a. OT 31.12.1959: Parkplätze in der Gerichtsstraße und Lange Straße; OT 23.3.1957: Rée-Anlage erhält neues Gesicht. – Der Artikel betont zwar, dass auch in der Moderne Ruhezonen und Grünflächen für den Bürger notwendig seien, hebt aber zugleich die Notwendigkeit des Parkplatzbaues stark hervor.
- 43 Kähni 1976, 248; zum Abriss historischer Gebäude vgl. auch Gall 2013, 210.
- 44 OT 18.1.1969: Große Gratulationscour für Karl Heitz.
- 45 Insbesondere die SPD verstand sich als treibende Kraft beim Schulhausneubau, vgl. daher den umfassenden Bericht der SPD-Landtagsfraktion zu Investitionen im Schulhausbau in den 1950er Jahren: Leistung und Erfolg. Rechenschaftsbericht der Sozialdemokratischen Fraktion des Landtags von Baden-Württemberg 1956–1960 (Stuttgart 1960), 93–103.
- 46 Zu den verschiedenen Schulhausneubauten vgl. u. a. OT 19.9.1953: Die neue Gewerbeschule; OT 11.10.1954: Offenburgs schönste Schule eingerichtet. Gleichzeitig Einweihung der Vertriebenen-Siedlung in Albersbösch ...; OT 18.9.1956: Schulbau vor allen anderen Maßnahmen; OT 31.12.1958: Offenburg an der Jahreswende mit dem Unterabschnitt: Neubau der Volksschule auf den Waldbachwiesen; OT 23.4.1960: Schule und Heimstätte zugleich. Waldbachschule zu Beginn des neuen Schuljahres feierlich eingeweiht; OT 31.12.1963: Ein freundliches und verheißungsvolles Bild; Kähni 1976, 252–254.
- 47 Vgl. Kähni 1976, 261.
- 48 Vgl. 31.12.1955: Offenburg an der Jahreswende mit dem Abschnitt: Sportanlagen und Spielstätten; OT 31.12.1956: Offenburg an der Jahreswende 1956/1957 mit dem Abschnitt: 1957 sind folgende Bauten vorgesehen; OT 30.12.1957: Museum kommt in altes Landgericht; OT 31.12.1957: Jahresrückblick der Stadtverwaltung mit dem Abschnitt: Moderne Einrichtungen für den Schlachthof (in diesem Zusammenhang wird auch auf den Sportstättenbau eingegangen); ebd.: Abbildung der neu geschaffenen Sportstätte in der „Unteren Bannbösch“; OT 26.3.1960: Erholungszentrum auf der „Gifiz“. – Zur Entwicklung des kulturellen Lebens vgl. zudem Kähni 1976, 250–252.
- 49 Vgl. u. a. OT 29.11.1963: Pädagogische Hochschule für Offenburg; OT 19.2.1964: Offenburg hat beste Voraussetzungen; OT 8.2.1965: Offenburg wäre der beste Standort; OT 9.6.1965: Noch einmal wurden die Städte gefragt.
- 50 Zur Ingenieursschule vgl. OT 20.10.1961: Ist die Entscheidung schon gefallen?; OT 26.10.1961: Offenburger Sieg im Rennen um die Ingenieursschule.
- 51 Bereits 1953 musste Heitz auf einer Bürgerversammlung feststellen: „Die Stadt steht fast überall schon an den Grenzen ihrer Gemarkung und nur im Süden und Westen gibt es noch einige Ausdehnungsmöglichkeiten“, OT 31.8.1953: Primitivwohnungen in der „Nachtweide“?; ähnlich OT 31.12.1953: An der Jahreswende.
- 52 Vgl. Kähni 1976, 240.
- 53 Zum Planungszweckverband Offenburg vgl. StAF F 30/1 Nr. 5482.
- 54 OT 17.1.1976: Zahlreiche Ehrungen und Glückwünsche für Karl Heitz.
- 55 OT 18.12.1974: Kein „Katzbuckeln“ und keine Zwangsbürger; ebd.: OB Heitz: Windschläger sollen sich wohl fühlen können; Badisches Tagblatt 18.12.1974: Konsequent bis zuletzt; Badisches Tagblatt 19.12.1974: Aus dem Zusammenschluss soll „nur Gutes kommen“. – Grundsätzlich zur Gemeindereform im Raum Offenburg vgl. Müller 1995, 18.
- 56 Zur Kreisreform vgl. Feuchte 1983, 392–393; Römer, Karl: Die Gemeinde- und Kreisreform in Baden-Württemberg (1967 bis 1975). In: Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte 68, 2009, 391–407; Sepaintner 2003, 762–766.

- 57 Zu diesem Volksbegehren vgl. Sepaintner 2003, 639.
- 58 Zur Entstehung und Entwicklung des Ortenaukreises vgl. Gamber, Gerhard: Der Ortenaukreis – 10 Jahre danach. In: Die Ortenau 63, 1983, 30–40; Fehringer, Günther: 20 Jahre Ortenaukreis. In: ebd. 73, 1993, 57–76; Gamber, Gerhard: Der Landkreis Lahr in der Kreisreform. In: Geroldsecker Land 38, 1995, 16–22.
- 59 Zu den im Folgenden genannten Zielen der Gemeindereform vgl. Feuchte 1983, 393–403; Föll, Werner (Bearb.): Chronik der Stadt Heilbronn 1970–1974 (Heilbronn 1999), XIV–XVI; Sepaintner 2003, 767–770.
- 60 Schon an der Jahreswende 1955/1956 pendelten täglich 9000 Arbeitnehmer nach Offenburg, womit die Stadt „die relativ höchste Pendlerzahl der gesamten Bundesrepublik“ aufwies, vgl. OT 31.12.1955: Offenburg an der Jahreswende mit dem Unterabschnitt: Offenburgs Pendlerproblem; zur Anzahl der Pendler vgl. auch OT 31.12.1956: Offenburg an der Jahreswende 1956/1957 mit dem Unterabschnitt: Das Problem der Pendler. Bis 1976 war die Zahl der Berufspendler nach Offenburg schließlich auf 14000 am Tag gestiegen, vgl. Kähni 1976, 261.
- 61 Gesetz zur Stärkung der Verwaltungskraft kleinerer Gemeinden. In: Gesetzblatt für Baden-Württemberg Nr. 8 vom 29.3.1968, S. 114–117.
- 62 Zum Umfang der Fusionsprämien vgl. Schimanke, Dieter: Verwaltungsreform Baden-Württemberg. Verwaltungsinnovation als politisch-innovativer Prozess (Berlin 1978), 117 f.
- 63 Vgl. Müller 1995, 20.
- 64 Hierzu wie auch zum Folgenden vgl. OT 14.9.1970: „Vereinbarungen mit Offenburg nützen der Gemeinde“; ebd.: „Hochzeitsstrauß kann nicht groß genug sein“; OT 8.10.1970: „Ich glaube an die Ehrlichkeit der Offenburger“.
- 65 Ebd.
- 66 Vgl. Badisches Tagblatt 17.1.1976: Zahlreiche Ehrungen und Glückwünsche für Karl Heitz, mit der Zwischenüberschrift „Retter der Ortschaftsverfassung“. – Zur Ortschaftsverfassung vgl. Zweites Gesetz zur Stärkung der Verwaltungskraft der Gemeinden. In: Gesetzblatt für Baden-Württemberg Nr. 20 vom 14.8.1970, S. 419–421, Abs. 3 § 76 a) – § 76 d); Metzger, Paul/Sixt, Werner: Die Ortschaftsverfassung in Baden-Württemberg. Eine Orientierung für Ortschaftsräte und Ortsvorsteher (3. Aufl. Stuttgart u. a. 1994).
- 67 Zum Folgenden vgl. OT 14.9.1970: „Vereinbarungen mit Offenburg nützen der Gemeinde“; ebd.: „Hochzeitsstrauß kann nicht groß genug sein“; OT 8.10.1970: „Ich glaube an die Ehrlichkeit der Offenburger“.
- 68 Ebd.
- 69 Vgl. OT 21.11.1970: Historische Stunde des Zusammenschlusses mit Nachbarn.
- 70 Vgl. ebd.
- 71 OT 4.3.1972: Windschläger Gemeinderat lehnt Eingliederung ab.
- 72 Vgl. OT 26.2.1972: Der Bürgermeister musste zur Ortsschelle greifen; Badisches Tagblatt 28.2.1972: In Windschläg gingen die Wogen hoch; Müller 1995, 20–22.
- 73 Zu den Verdiensten Haurys um den Ausbau der örtlichen Infrastruktur vgl. auch Badisches Tagblatt 6.5.1977: Durch Wahl dem Bürger verpflichtet; zu Investitionen in Windschläg vgl. auch OT 29.10.1965: Ein Schmuckstück für die gesamt Gemeinde. Nach vier Jahren Planungs- und Bauzeit ist die neue Volksschule in Windschläg nun vollendet ...; ebd. 30.5.1973: TuS Windschläg hat ein neues schmuckes Sporthaus.
- 74 Zum Folgenden vgl. Müller 1995, 22–24.
- 75 Badisches Tagblatt 17.12.1974: Windschläger sollen nicht als Zwangsbürger behandelt werden; Badisches Tagblatt 18.3.1975: Windschläg „uneheliches Kind“ von „Mutter“ Offenburg; zu Ausbau und Finanzierung der örtlichen Infrastruktur in Windschläg in den darauffolgenden Jahren vgl. Badisches Tagblatt 15.1.1977: Auch in Windschläg nicht alle Wünsche zu erfüllen.
- 76 Vgl. OT 31.12.1973: Neue Stadtteile mit der Entwicklung 1973 zufrieden. – Zu den hier genannten Investitionen in Zell-Weierbach vgl. zudem OT 12.2.1971: Konzentration im Bankwesen zum Vorteil der Kunden; OT 19.5.1971: Große Mehrheit war für Fusion mit der Volksbank; OT 18.6.1973: „Aus der Not geschaffen und zum Erfolg geführt“; OT 29.6.1973: Doppelgeschenk für die Zeller Wehr: Obwohl nicht im Eingemeindungsvertrag: Feuerwehrhaus mit Kostenaufwand von 382000 DM erstellt; OT 3.7.1973: Unterstützung der Stadt wird auch später nicht aufhören;

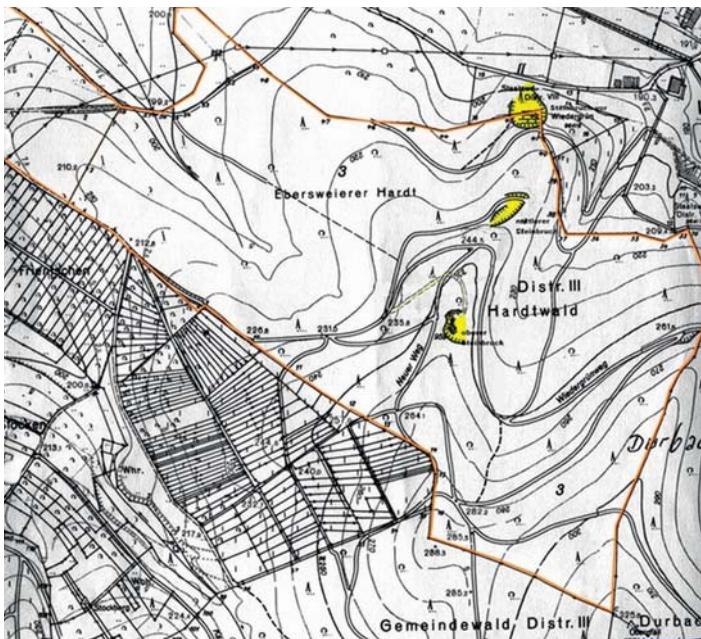
- Badisches Tagblatt: 13.9.1973 Trimm-Dich-Anlage bei der Wolfsgrube; OT 29.6.1974: Zeller Trimm-Dich-Anlage als Beitrag zur Naherholung.
- 77 OT 31.12.1973: Neue Stadtteile mit der Entwicklung 1973 zufrieden.
- 78 OT 27.12.1973: Nach zwei Jahren mehr geleistet als versprochen; ebd. 31.12.1973: Neue Stadtteile mit der Entwicklung 1973 zufrieden.
- 79 Ebd.
- 80 Vgl. OT 15.3.1975: Moderne Industrie zwischen Schwarzwald und Rhein; ebd. 15.12.1975: Dieses Industriegebiet kommt ganz Offenburg zugute; Badisches Tagblatt 14.4.1976: Weitere Firma nach Elgersweier umgezogen.
- 81 Vgl. Gall 2013, 210.
- 82 OT 16.1.1976: Ein dynamischer OB.
- 83 Ebd.
- 84 OT 18.1.1969: Große Gratulationscour für Karl Heitz.
- 85 Die Zahlen bei Kähni 1976, 265.
- 86 Vgl. OT 30.9.1952: Offenburg – ein Brückenkopf der Verständigung; zu Jugend- bzw. Schüleraustausch und der hieraus resultierenden Städtepartnerschaft vgl. OT 13.7.1959: Sag nur Europa und horch auf Dein Herz; OT 22.9.1959: Offenburg und Lons geben ein Beispiel. – Zur Vertiefung der Städtepartnerschaft vgl. u. a. OT 31.12.1963: Ein freundliches und verheißungsvolles Bild; Kähni 1976, 260.
- 87 <https://www.offenburgerfv.de/pdf/vereinsgeschichte.pdf>, 23 (eingesehen am 4.1.2020). Neben den hier genannten Ämtern hatte Heitz noch eine Fülle weiterer Positionen inne, u. a. war er auch Mitglied im Präsidium des dt. Städtetags (1967 ff.), Vorsitzender der Krankenhausgesellschaft des Landes Baden-Württemberg, Mitglied des Vorstands der dt. Krankenhausgesellschaft (Aufzählung der verschiedenen Vorstandsposten von Heitz u. a. Badisches Tagblatt 19.1.1974: Er hat das Tor zum größeren Offenburg aufgestoßen).

Granitsteinbrüche und Eisenstein im Ebersweierer Hardtwald

Hans I. Haffner

Im Heft 25, Seite 31, 1867, Beiträge zur Statistik der inneren Verwaltung des Großherzogthums Baden, geologische Beschreibung steht u. a.: „Auf dem nördlich von Durbach liegendem Berg, den Stöckwald, dessen Fuß aus Granit, dessen Spitze und nördlicher Abhang aber aus Porphyry besteht [...]“ Und „[...] die große Härte und Festigkeit des Gesteins machen es zu einem vorzüglichen Straßen- und Pflastermaterial“.

Die drei Steinbrüche im und am Hardtwald dienten über sieben Jahrhunderte der Gewinnung von Festgesteinen und Schüttgut aus Granitporphyr, vornehmlich für Kellermauerwerk, Böschungen und Begrenzungsmauern, für die Bachbefestigung und den Wegebau. Bei Lockergestein, einem stark zerklüfteten Porphyry, der teilweise im unteren Steinbruch vor Wiedergrün anfiel, wurde auch die Bezeichnung „Schottergrube“ benutzt. Der Gesteinsabbau wurde am Hang in hori-



Die Karte zeigt den 29 Hektar großen Hardtwald mit den drei Steinbrüchen.

zontaler Richtung betrieben. Es handelte sich um Übertage-Steinbrüche mit einer Abbauhöhe von zwischen vier bis zu zwölf Metern, auch als offene Steinbrüche bezeichnet. Die Waldgenossenschaft wurde 1805 aufgehoben, der Wald anteilig an die beteiligten Gemeinde verteilt, sodass die Gemeinde Ebersweier alleinige Eigentümerin der Steinbrüche wurde, die inmitten des Ebersweier zugeteilten Hardtwaldes liegen.

Ebersweier, 1215 erstmals erwähnt, benötigte zur Besiedlung Baumaterial (Holz und Steine). In dieser Anfangszeit, den ersten 130 Jahren, bestanden für die Nutzung der Wälder keine Vorschriften. Aufgrund von Raubbau und Überweidung waren jedoch die betroffenen Gemeinden gezwungen, im Jahre 1447 eine Staufener Waldordnung festzulegen, die die Entnahme von Holz, Futter und Steine regelte. Die erfolgte kostenlos für die Angehörigen der Waldgenossenschaft, sinngemäß wie der Holzschlag für ein Wohnhaus mit 70 Stämmen oder einem Keller (dessen Mauern mit dem Gesteinsmaterial erstellt wurde) mit 40 Stämmen. Von diesem Steinbruch (253 m NN, Fläche 324 qm) im Ebersweierer Hardtwald gewann man im Spätmittelalter (1250–1600) über 1500 cbm Steinmaterial als Bedarf für die Bautätigkeiten der stetig zunehmenden Besiedlung. Abbaumenge und Bevölkerungszuwachs lassen vermuten, dass der Steinbruch ca. 1550 aufgelassen wurde.

Der obere Steinbruch liegt versteckt im Wald zwischen dem mittleren Steinbruch und der Maiglöckchenhütte (289 m NHN). Die Abbaufäche betrug 36 Quadrat-Ruthen (324 qm); gewonnen wurden etwa 1500 cbm Granit, also ca. 5500 „Wägen“ à 0,6 t. (Das hätte für die Keller von etwa 20 Häusern genügt und könnte in etwa für die Anwesen um 1450 mit 180 Einwohnern gereicht haben.) Der etwa 60 m darunterliegende (mittlere) Steinbruch (ca. 234 m über NHN) maß 140 Quadrat-

(links) Historischer Steinbruch, war bis in 15. Jahrhundert im Abbau

Abb. 3: unten rechts zeigt wieder den Urzustand





*Mittlerer Steinbruch
Sohle etwa 234 m
über NHN, zwei
Drittel verfüllt, wurde
bis 1847 betrieben*

Ruthen (1260 qm)¹ und wurde im Zeitraum von ca. 1550 bis etwa 1847 (Badische Revolution) abgebaut. Man gewann dort ca. 9000 cbm (22500t) Granit, das waren nach damaligen Maßeinheiten ca. 37000 Rosslasten à 0,6 t bzw. 17000 Wagen à 20 Kubikfuß (ein Kubikfuß = 0,540 cbm = 1,35 Tonnen). Bis 1805 gehörten diese Steinbrüche den genossenschaftlichen Stabsgemeinden; die eingenommenen Gebühren für die gebrochenen Gesteine wurden anteilig an diese Genossen (Appenweier, Ebersweier, Herztal, Illental, Meisenbühl, Nesselried, Nußbach, Schlatten, Staufenberg, Wiedergrün, Zusenhofen) verrechnet. Da noch andere Steinbrüche im Genossenschaftswald betrieben wurden, waren über die hier beschriebenen Steinbrüche hauptsächlich nur die Bürger vor Ort (Ebersweier, Wiedergrün und Stöcken) die Bezieher und Nutznießer. Ab 1805 konnte die Gemeinde durch den Verkauf von Granitmaterial und -schotter ihre Kasse aufbessern. Der gewonnene Granitporphyr wurde ab 1825 zu 90% außerhalb von Ebersweier verarbeitet und eingebaut.

Die zwei oberen Steinbrüche fuhr man über die Rödergasse (jetzt Nesselriederstraße) und den Frientschenweg (jetzt Rödergasse) an; deren Steinmaterial wurde auch bei den Kelleraußenwänden und Gartenmauern des Pfarrhauses 1600 sowie bei mehreren besuchten Kellern verbaut. Beim Wohnhaus in der Wiesenstraße 19 fand sich in den Kellerwänden neben dem Granit aus dem Hardtwald beträchtliches Steinmaterial von den Abraumhalden aus der Zeit des Durbacher Bergbaus im Stöck- und Hardtwald. Auch wurde bei diesem, beim Umbau 2013, ein Schlussstein mit der Jahreszahl 1641 gefunden. Zu dieser Zeit, im und nach dem Dreißigjährigen Krieg, lag der Bergbau in Durbach brach, und so konnte Haldengestein für die Bewohner ein willkommenes billiges Mauerwerk sein, zumal im 17. Jahrhundert da kein wesentlicher Abbau vorgenommen wurde. Denn aufgrund des Dreißigjährigen Krieges und der Folgekriege fehlte ein Bedarf; die Zahl der Anwohner



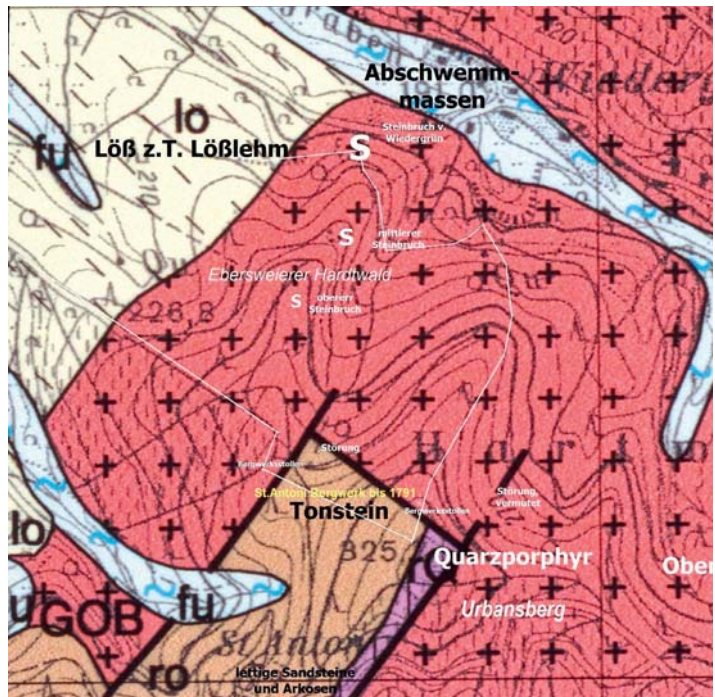
Stollenöffnung eines „unabbauwürdigen“ Erzgangs im Stöckwald, ca. 50m lang

hatte sich auf ein Viertel reduziert; auch Ebersweier zählte nur noch 28 Bürger plus den Familienangehörigen.

Während des Bestehens der Hardtwald-Genossenschaft wurden die Erlöse aus den Erträgen den beteiligten Stabsgemeinden zugeteilt; dazu zählten aber nicht die aus dem Bergbau im Hardtwald gewonnenen Eisenerze, denn die Bergbaurechte behielten die Staufener bzw. ab 1604 das Amt Staufenberg, Jahrzehnte später der Markgraf. Zeugnisse des Abbaus von Erz bzw. der Suche danach sind noch im Wald stellenweise ersichtlich. Aus der geologischen Karte ist nordöstlich von St. Anton zu erkennen, dass auch im Bereich des Ebersweierer Hardtwaldes Strecken des Antoni-Gangs mit Brauneisenerz erschlossen und abgebaut wurden; bzw. auch Stollen, die sich mit der Zeit als „unbauwürdig“ erwiesen.²

Das Gelände ist um Wiedergrün von tiefen Einschnitten geprägt. Diese lassen auf Eisensteinabbau und Bergschmieden schließen, in denen das gewonnene Erz bearbeitet wurde. Direkt angrenzend an einen solchen Tagebau sind große Erzadern (Brauneisenerz) zu sehen. Vermutlich wurde das gewonnene Erz um 1670 im Wiedergrüner Tal aufbereitet und eventuell verhüttet. Auch der historische obere Steinbruch, der 2019 „rekultiviert“ und dessen Zustand zur Zeit seiner Auflassung (etwa

Geologische Karte (Ausschnitt zwischen St. Anton und Wiedergrün). Die weiße Linie zeigt die Grenze des Ebersweierer Hardtwaldanteils. Ersehbar ist auch, dass Lagerstätten der unterirdischen ehemaligen Erzgänge innerhalb dieses Bereichs liegen. Die Mundlöcher der Stollen lagen auch im nördlichen Bereich.



1550) wiederhergestellt wurde, weist durchweg auf seinen Felsen rote dünne Flächen aus korrodiertem Eisenerz aus.

1965 besuchte der Verfasser zum ersten Mal den mittleren Steinbruch (oberhalb dem Zinken Wiedergrün) und meinte auf den ersten Blick, ein Übertagebergwerk zu besichtigen, da schmale vertikale, rote und Eisenerz führende Gänge im Granit zu sehen waren. Diese Gänge sind jedoch im Bereich Durbach, u. a. auch in dem Granit- und Granitporphyr-Vorkommen von hier sehr häufig.

Die Zeit nach der Auflösung der Waldgenossenschaft

Großherzogliche Badische Land-Zollordnung Karlsruhe 2. Jänner 1812

§. 8. Die Verzollung überhaupt geschieht entweder nach dem Gewichte, oder dem Maß, oder nach Rosslast, oder nach Wagen und Karch, oder nach Trager, oder nach Stück, oder nach dem reinen Geldwerthe. Der Zentner Zoll muß nach Sporco, und nicht nach Netto Gewicht entrichtet werden. Eine Rosslast ist zu 10 Centner anzunehmen; zwei Zugtiere oder Ochsen werden gerechnet einem Pferde, mithin ist die Last, welche ein Zugstier führt, für 1/2 Rosslast zu behandeln. Dies ist aber nur von gewöhnlichen Karch- oder Schaffpferden zu verstehen; bei Pferden, die an förmlichen Frachtwagen gehen, bei Pferden der Käs- und Sauerwasser-Fuhrleute sind 12 Sporco Centner für eine Pferdelaft anzunehmen.

Im Jahr 1805 wurde der Genossenschaftswald unter den einzelnen Gemeinden aufgeteilt. Ebersweier bekam den 32,5 ha (ab 1815, nach Ausstockung für die Rebenanlage 29 ha) großen Hardtwaldanteil am Frientschen, der jedoch weiter auf der Gemarkung Durbach blieb. Der Ebersweierer Hardtwaldanteil liegt deshalb vollständig auf Gemarkung Durbach, weil 1805 noch die Landesgrenzen zwischen Baden und Vorderösterreich bestanden und an der Nesselrieder Straße diese Landesgrenze verlief. Das Waldgebiet sollte aber badisch bleiben, und so wurden Durbach und die Herrschaft Staufenberg bevorzugt.

Die Erträge aus dem gesamten Hardtwald beider Gemeinden wurden nach der Aufteilung weiter vom Durbacher Hardtwaldverrechner Lorenz Werner unter Aufsicht des Stabsverwesers Bürgermeister Danner anteilig zugewiesen. In den Hardtwald-Rechnungen sind bei den Steinbrucherlösen zwischen 1807 und 1824 ca. 200 Wägen voll Stein aufgeführt. Die damaligen Steinhauer oder Steinbrecher waren Matias Hettich und Josef Bruder. Zu dieser Zeit wurden auch Einnahmen für „Wägen“ ins Hanauerische, nach Legelshurst, Windschlag und Bohls-



Ausschnitt von einer Karte aus dem Jahr 1838. Der Steinbruch vor Wiedergrün zu Beginn des Abbaus noch mit kleiner Fläche.

bach verbucht. Ab 1825 sind keine Steinentnahmen aus dem Hardtwaldsteinbruch in den folgenden „Durbacher-Hardtwalds-Rechnung“-Büchern mehr aufgeführt und Ebersweierer Kasenbücher gibt es nur noch ab 1831 bei der Gemeinde.

So lautet beispielsweise ein Eintrag: „Hardtwald Rechner Lorenz Wörner empfängt für 14 Wägen Bruch Steine von Xaver Brudy von Windschläg zwei Gulden 48 Kreuzer welches in Einnahme zu bringen ist. Durbach den 7. Mai 1813 Staatsverweser Danner“.³

Zwischen 1816 und 1819 erfolgte keine Ausbeutung im Steinbruch, der Sommer ohne Sonne und die folgende Hungersnot brachten alles zum Erliegen.⁴ Am 28. Juni 1820 wurde dann der Betrieb laut „Einnahm Geld vom Steinbruch“ weitergeführt. Der mittlere Steinbruch, unterhalb der heutigen Erschließungsstraße und ca. 60 m entfernt vom oberen Steinbruch gelegen, wurde bis zum Waldweg hin abgebaut und hatte so im hinteren Bereich eine Höhe von etwa sieben bis zehn Meter erreicht. Bis 1965 lag dieser Steinbruch noch im aufgelassenen Urzustand im Hardtwald und wurde dann Jahr um Jahr mit Grünabfällen und Erdreich verfüllt. Er weist heute nur noch ein Drittel der ehemaligen Fläche von etwa 1300 qm auf.

Der mittlere Steinbruch lieferte auch für die umliegenden Gemeinden Appenweier, Urloffen und Willstätt das Steinmaterial. Diese Gemeinden, die in der Rheinebene lagen und teilweise über kein eigenes Material verfügen konnten, erreichten so aus geringer Entfernung mit dem Pferdefuhrwerk die Steingruben von Ebersweier. Beispielhaft kann auf die noch vorhandenen Rechnungen und Quittungen ab 1833 verwiesen werden, einem Jahr, in dem Bürger der obig aufgeführten Gemeinden bedient wurden; es wurden insgesamt 170 Wägen Steine verkauft. Die Steinbrecher zu dieser Zeit waren Jacob Kunz und

Thomas Ganter. Zwischen 1830 und 1844 herrschte ein großer Bedarf dieser Steine, die im mittleren Steinbruch abgebaut und abtransportiert wurden. Die Ausbeutung war zu groß, sodass das anliegende Wege- und Straßennetz der ständigen Belastung nicht standhielt und die Wege teilweise unbefahrbar wurden (s. folgendes Kapitel). Die Erlöse pro Jahr stellten nur ca. 3% der Gesamt-Einnahmen der Gemeinde dar. Der Abbau (1830–1844) erfolgte in diesem Zeitrahmen etwa zu 75% für das Großherzogliche Straßenbauamt sowie für Wege und Straßen, zu 10% für Bach und Flussausbau (Kinzig, Willstät), zu 15% für Haus- und Mauerbau; davon 6% für Appenweier, 3% für Urloffen, 3% für Willstät und 3% für Ebersweier und Durbach.

Item	Amount	Year
1) Appenweier Stein 8 Wagen à 12	96	1846
2) Durbach 26. Durbach 20	520	1846
3) Kinzig Straße 70. 30 à 20	2100	1846
4) Appenweier Stein 24. 30 à 20	1440	1846
5) Kinzig Straße 20. 30 à 20	1200	1846
6) Appenweier Stein 20. 30 à 20	1200	1846
Total	104/96	

Die Einnahmen der Steinhauer 1846
 Die Rechnung ist befreit
 Appenweier den 26. Dez 1846
 Der Gemeinderath
 L. M. Schuster

Die Einnahmen der
Steinhauer 1846

Ein Beispiel für die Verwendung des Steinmaterials für die von Einheimischen vorgenommenen Arbeiten:

Stein aus dem Gemeinde-Hartwald ausgestellt an Johan Kern: Vom Gemeinderechner Wendelin Armbruster dahier werden für 30 Wagen Alle Lhasten zum Wagen hier à 12 Kreuzer = 6 Gulden Sage segs Gulden zur Einnahme angewiesen Ebersweier, den 26. März 1834 Gemeindevath⁵ ...

(Johan Kern, Durbach-Gebirg, Vater von Martin Kern Wiesenstraße (heute Anwesen Waldemar Siebert)

Der Gemeinderechner Glanzmann wird hiermit angewiesen bei Großh. Straßenbaukasse Offenburg für 51,94 Cub. 51f 56x für die Gemeindekasse dahier zu erheben. somit fünfzig ein Gulden 56 Kreuzer der Gemeindekasse Ebersweier in Einnahme Ebersweier 24. Oktober 1837 Gemeinerath

Eine weitere Rechnung mit folgendem Text lautet abgeheftet im Beilagenbuch zum Kassenbuch so:

Geschehen Ebersweier den 28. März 1841 vor dem Gemeindevath erscheint Waldschütz Heitz und zeigt an: Es sind 6 Klafter Stein aus dem Hartwald nach Appenweier, Urloffen hin ausgeführt und hat Steinbrecher Georg Birk und Josef Ganter per Klafter 30 Kreuzer zu zahlen. Es wurde daher der Gemeinde Casse Ebersweier – 3 Gulden sage: drei Gulden – in Einnahmen angewiesen Gemeinde Rath⁶



Aus dem Steinmaterial vom Hardtwald (mittlerer Steinbruch) besteht der Pfarrhauskeller u. die Mauer zur Straße. Erstellt um 1600. (Foto: Kalenderblatt 1991 Verlag v. Joseph von Paris, Straßburg)

Der nördlichste und am tiefsten liegende dritte Steinbruch (200 m über NN) wurde vom Wiedergrüner Weg vor dem Ortseingang rechts erschlossen. Der Name „Steinbruch bei Widergrien“ taucht in den Folgejahren auf. Der untere Steinbruch vor Wiedergrün gehörte teilweise nicht zum Hardtwaldverband. Er grenzte an diesen, das Grundstück war einst Domänenärar, später wurde die Gemeinde Ebersweier Eigentümer des Geländes. Aufgrund der starken Ausbeutung des

mittleren Steinbruchs (nach 1830 durch das Großherzogliche Straßenbauamt) wurde der „Wiedergrüner Steinbruch“ in den folgenden 120 Jahren nach und nach für Ebersweier und die Nachbargemeinden der Hauptlieferant von Steinmaterial.

In den Ebersweierer Kassenbüchern (ab 1833)⁷ unterscheidet der Rechner nicht den „Hardtwald-Steinbruch“ (mittlerer Steinbruch) vom „Steinbruch vor Wiedergrün“; alles läuft weiter unter der Bezeichnung „Hardtwald“. Sicher ist aber, dass alles Steinmaterial für das Großherzogliche Straßenbauamt bis 1847 vom mittleren Steinbruch stammt. Für den Steinbruch vor Wiedergrün wurde in den Büchern und Protokollen ab 1930 auch des Öfteren fälschlicherweise die Bezeichnung „der Steinbruch auf Gemarkung Ebersweier“ gebraucht.

Die Kirchenmauer entlang der Bohlsbacher Straße wurde im Jahre 1851 erstellt; das Material stammt aus dem unteren Steinbruch am Hardtwald. Die Mauer wurde 1931 wegen mangelnder Standfestigkeit abgerissen und neu wiedererstellt unter Verwendung des Altmaterials.

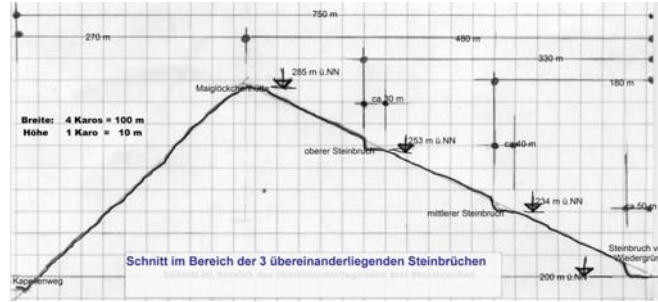
Die folgende Rechnung vom 30. März 1877 handelt von erforderlichen Steinen zur Befestigung des Bachufers, denn Ende 1876 entstanden beträchtliche Hochwasserschäden am Bachbett. Ersichtlich ist dies aus dem Kassenbuch, in dem sogar die Wiedererstellung einer Brücke aufgeführt wird. Entsprechendes geschah schon 25 Jahre davor, anfangs August 1851, nach



Der untere Steinbruch vor Wiedergrün



Stützmauer an der Bohlsbacher Straße, 1851, erstellt aus dem Steinbruch vor Wiedergrün; musste 1931 erneuert werden, unter Verwendung des vorhandenen Granitgesteins (Foto: hlh)



Geländeschnitt entlang den drei Steinbrüchen

einem extremen Hochwasser und damit entstandenen Schäden, die eine Bachufererneuerung und zwei Brückenbauten erforderten: Laut Kassenbuch Ausgaben über 676 Gulden unter der Position § 19 a Damm-, Fluss-, Brücken- und Wegbauten. Die Rechnung zeigt auf, dass die Gemeinde weiter ihren Bedarf aus dem eigenen Steinbruch deckte:⁸ *was Franz Glanzmann der Gemeinde Ebersweier im Jahre 1877 an Fuhrlohn abgedient habe den 27. Hornung (Februar) ein Wagen voll Steine in Widergrien geholt 4 Mark den 14. März [...] Ebersweier den 30. März 1877 Franz Glanzmann“*

Gemeinde-Rath Ebersweier und die Haupt-Landstraße Appenweier – Offenburg⁹

An das Großherzoglich Wohllobliche Oberamt

Am 3. Juli 1837 beschwerte sich die Gemeinde Ebersweier beim Großherzoglich Wohlloblichen Oberamt über das Großherzogliche Straßen- und Wasserwirtschaftsamt wegen der erfolgten und zukünftigen Steinabfuhrungen aus dem Hardtwald für die Befestigung der Landstraße Appenweier nach Offenburg, erster Bauabschnitt (1836/37) und zweiter Bauabschnitt (1837/38). Aus Gemeindesicht wurde „unredlich“ zu wenig bezahlt, sodass bei einer Kosten-Nutzen-Untersuchung für die Gemeindegasse ein Minusgeschäft entstand.

„Ungefähr vor einem Jahr wurde die Gemeinde gleichsam genötigt auf die Strecke vom Bau Appenweier bis zum Frauenbild im Bann Bohlsbach die benötigten Steine auf die Landstraße aus dem hiesigen Hardtwald für eine sehr geringe Entschädigung ausfolgen (=transportieren) zu lassen und zwar für 1836 und 1837 die Ruthe zu einem Gulden.“

Rödergass, jetzt
Nesselrieder Straße,
Abfuhrweg des
gewonnenen
Steinraums (Foto:
Wendelin Eckert)



Sie verweist darauf, dass jeder Nichtbürger von Ebersweier das 5-fache des Betrags bezahlen müsse. So würden durch diese immens große Ausfuhr an Steinen die Wege „ganz ruiniert“, der Wald „verdorben“ und die Wege zum Rebberg unpassierbar. Deshalb bittet der Gemeinderat um „gefällige Abwendung“ der Lieferung weiterer Steine für den zweiten Bauabschnitt.

Die Anhörung der Fachbehörde ergab:

Großherzogliche Wasser und Straßenbau Inspektion Offenburg und das Großherzogliches Wohllöbliche Oberamt daselbst, die Beschwerde der Gemeinde Ebersweier, die Steinabfuhr im Hardtwald betr.

In der Stellungnahme zur Ebersweierer Beschwerde stellte das Großherzogliche Straßenbauamt fest, dass im Vertrag mit der Gemeinde keine Mengenangabe (*Quantum*) festgesetzt worden sei. Weiter schilderte sie noch einmal die schon vorgenommenen und noch geplanten Baumaßnahmen: Der Bauabschnitt 1 betrifft die Haupt-Landstraße Appenweier – Offenburg, und

zwar hier von Appenweier bis zum „Frauenbild“ (Bildstöckle). Es wurden auf 1345 Ruthen Länge (4,035 Km), – wie die Gemeinde aus ihren Einnahmen ersehen kann –, mit 14,66 Cubikruthen oder 733 Wagen a 20 Cubikfuß (= 0,540 cbm) Ebersweierer Bruchgranit (= 400 cbm) überführt. Der folgende 2. Bauabschnitt vom „Frauenbild“ bis zum „Offenburger Pflaster“ betrage nur 618 Längenruthen (1,860 Km), also noch 337 Wagen (200 cbm).

Das heißt, der Unterbau der damaligen Hauptverbindungsstraße (jetzt B3) von Appenweier bis Offenburg wurde mit einer ca. 15 cm starken Granitbruchstein-Schicht als Tragschicht aus insgesamt 600 cbm (1500t) Ebersweierer Granit, in Straßenbreite über 5,900 km erstellt. Dazu schreibt das Groß-

herzogliche Straßen- und Wasserwirtschaftsamt[12] „belehrend“ und droht:

Langjährige Erfahrung hat gelehrt, dass die Haupt-Landstraße, deren Frequenz in neuester Zeit noch außerordentlich zugenommen hat, mit dem verwendeten Kinzigkies nicht unterhalten und viel weniger noch ihrem äußerst schlechten Zustande entrissen werden kann. Ein taugliches oder auch nur gleich brauchbares Material wie jeweils das aus dem Ebersweierer Gemeindewalde ist in der ganzen Gegend nicht zu finden, es wird daher keinem Zweifel unterliegen, dass wenn die Gemeinde uns zum letzten Mittel nötigt, sie zur Abtretung eines Waldteils im Zwangswege angehalten werden kann und wird.

Und bezüglich den „ruinierten und unpassierbaren“ Wegen wurde eine versöhnliche Lösung angeboten:

Was endlich den Weg in den Bruch betrifft, so haben wir ihn, soweit er durch den Wald geht, noch im Laufe dieses Monats auf alleinige Rechnung der Straßenbaukasse vollkommen herstellen lassen; er wird gegenwärtig mit Steinfuhren stark befahren und kann also auch durch die Felder nicht so in schlechten Zustand sein, dass die Einwohner nicht einmal ihr Lesegut darüber abführen könnten. Obschon aus ihren Ebersweierer Bruch sonst weiter Steine abgeführt wurden, wofür die Gemeinde sich in ihrer Eingabe selbst bekennt, und einen sehr hohen Bruchzins bezieht, und obgleich wir bereits einen großen und gerade den steinigsten Teil des Weges auf alleinige Rechnung repariert haben, so sind wir doch nicht abgeneigt, um die Sache im gütlichen Weg beizulegen, für diesmal auch noch die Wegstrecke vom Wald bis zum Dorfe Ebersweier zur Hälfte zu reparieren, sofern sich die Gemeinde zur Verbesserung der anderen Hälfte verstehen (bereit ist) will. Diesen gütlichen Weg schlagen wir namentlich nur aus dem Grund ein, weil bei der vorgerückten Jahreszeit längerer Vorschub nicht zulässig ist.

Nun ersuchen wir sofort das Großherzogliche Oberamt mit der sicheren Voraussetzung, dass Wohldemselben an der dringend nötigen Verbesserung der Landstraßen im hiesigen Oberamtsbezirk gleich uns gelegen ist, der Gemeinde Ebersweier unter dem gestellten Anerbieten zur Rücknahme der Beschwerde zu bewegen.

Über die Transportwege von den Steinbrüchen bis zur Windschläger Straße

Bedingt durch die vermehrten Steinabfuhren waren Abfahrtswege erforderlich, die mit den schweren Pferdefuhrzeugen auch befahren werden konnten. Allein im Jahr 1837 wurden

weit über 3000 Rosslasten über die Rödergasse abtransportiert; davon waren über 80% für das Großherzogliche Straßenbauamt bestimmt. Die benutzten Straßen waren erneut in einem desolaten Zustand, sodass die Gemeinde für die Wiederherstellungskosten die Verursacher heranziehen wollte. Es erfolgte deshalb wieder eine Beschwerde an das Großherzogliche Wohllobliche Oberamt:

Beschwerde der Gemeinde Ebersweier gegen die Großh. Wasser- und Straßenbaudirektion wegen Herstellung eines Weges in der Rödergass¹⁰ – 1839

Gehorsamste Beschwerde der Gemeinde Ebersweier gegen die Großh. Wasser- und Straßenbau-Inspektion – (vom 2. Okt. 1838) Die Herstellung eines Weges in der Rödergass aus dem hiesigen Steinbruch betr.

Schon den 23. Juli 1837 beschwerte sich die Gemeinde Ebersweier bei Großh. Wasser- und Straßenbau-Inspektion Offenburg über den Übelstand des Weges vom Dorf bis zum Wald, welchen die Steinfuhren auf die Landstraße verursacht haben, worauf unterm 29. Juli 1838 von dieser laut Anlage schriftlich angezeigt wurde, dass auf Kosten der Straßenbaukasse auch der Weg vom Dorf bis zum Wald wieder fahrbar hergestellt werden soll.

Nach einem weiteren Schreiben von Großh. Straßeninspektion vom 24. Aug.d.J. will diese die vorgesehene Arbeit vom Dorf bis zum Wald nicht leisten und will mit jenen 144 Wagen Kies, welche in den Waldwege kommen, alle Verbindlichkeiten erfüllt haben.

Mit dieser letzten Erklärung kann sich die hiesige Gemeinde nicht beruhigen und verlangt eine Entschädigung von circa 100f. – Einhundert Gulden zur Herstellung des fraglichen Weges. Das Großh. Wohllobliche Oberamt wird in dieser Sache um Rechts-hilfe gebeten. Ebersweier, 2. Okt. 1838, Gemeinderat, Bgm. Bieser, Neger, Schilling, Basler Bild Nr. 22

Die Wasser- und Straßenbau-Inspektion Offenburg antwortete mit Schreiben vom 24. August 1838, dass der Straßenmeister Dürr die Wege vom Dorf bis zum Wald nach Anordnung hergestellt habe und darauf 144 Wagen Kies (Granitschotter) verwendet worden waren.

Daraufhin erfolgte ein weiteres Schreiben des Bürgermeisterrates vom 24. April 1839 an das

Großherzogliche Wohllobliche Oberamt

Die Herstellung eines Weges in der Rödergass aus dem hiesigen Steinbruch betr. „Auf den verehrlichen Beschluß vom 2. April d.J.“ –

Die Gemeinde Ebersweier kann sich mit der Erklärung des Straßenmeisters Dürr durchaus nicht beruhigen, indem dieser angibt, dass der Weg bis zum Dorf auf Kosten der Straßenbaukasse fahrbar hergestellt worden sei, welche Angabe falsch und eine offenbare Lüge ist. Der Weg aus der Steingrube wurde nur ein Stückchen vor dem Wald am Frientschen (mit Granitschotter) überführt, nicht aber durch die Rödergass bis zum Dorf. [...] Die Steinbrecher Jakob Kuntz und Thomas Ganter haben einen großen Vorrat Steinraum bereitgehalten, der jedoch nicht abgeholt wurde. [...] Außerdem können die Fuhrleute, worunter auch die Gemeinderäte sind, es eidlich bezeugen, dass nur im Wald und ein Stückchen von hier der Weg mit Steinraum überführt wurde. Der Weg durch die Rödergass wurde durch die Steinfuhren auf die Straße dergestalt ruiniert, dass kein leerer Wagen mehr durchfahren konnte.

Mit Schreiben vom 29. April 1839 berichtete die Gemeinde an das Großh. Wohllobliche Oberamt, dass nach Beratung durch den Gemeinderat die Kosten für die Herstellung des Weges auf 70 bis 80 fl. zu berechnen sind. In der nochmaligen Stellungnahme der Großh. Wasser- und Straßenbau-Inspektion Offenburg vom 23. Juli 1839 heißt es, der Straßenbaumeister Dürr habe erklärt, dass 1. unter seiner Leitung die erforderlichen Arbeiten unter anderem mit dem Mitarbeiter Straßenwart Basler von Bohlsbach bewerkstelligt wurde, 2. das Material aus Steinschotter der Ebersweierer Brüche bestand.

Unter Rückschluss der Akten ersuchen wir das Großh. Oberamt, die ungeziemende Äußerung des Gemeinderats Ebersweier vom 24. April d. J. gegen meine in Pflichtengenommenen Straßen-Bau-Aufseher gebührend zurück zu weisen.

Daraufhin hat die Gemeinde Ebersweier den Kampf um „Die Herstellung eines Weges in der Rödergass aus dem hiesigen Steinbruch“ aufgegeben.¹¹

In den Jahren 1843 bis 1855 wurde von der Großherzoglich Badischen Staatseisenbahn die Rheintaleisenbahn zwischen Karlsruhe und Basel Bad. Bahnhof erbaut; ab 1861 existierte die Bahn-Verbindung von Appenweier nach Straßburg und ab 1. Juni 1876 gab es die Renchtalbahn bis Oppenau. Jetzt waren die Zeiten der Rosslastenfahrten vorbei und die Rheintalgemeinden und das Großherzogliche Straßenbau- und Wasserwirtschaftamt zogen es vor, die neuen Transportmöglichkeiten wahrzunehmen. Verladebahnhof für unsere Region war der Bahnhof Windschläg.

Die Steinbrüche im 20. Jahrhundert

Bau- und Fahrbetriebe der Gemeinde Ebersweier, Amt Offenburg

Erst nach der Jahrhundertwende, nachdem der einzige noch betriebene Steinbruch in Durbach-Tal aufgelassen wurde, stellte die Gemeinde Durbach den Antrag an Ebersweier, als Ersatz den Steinbruch bei Wiedergrün wieder (ab 1910) zu reaktivieren:¹²

[...] die Gemeinde Ebersweier besitzt in ihrem Gemeinde-Wald-Distrikt Hardtwald einen alten Steinbruch. Nachdem nun die Schottergrube in Durbach eingegangen ist, wurde von verschiedenen Seiten der Antrag gestellt, den genannten Steinbruch zur Schottergewinnung wieder zu eröffnen.

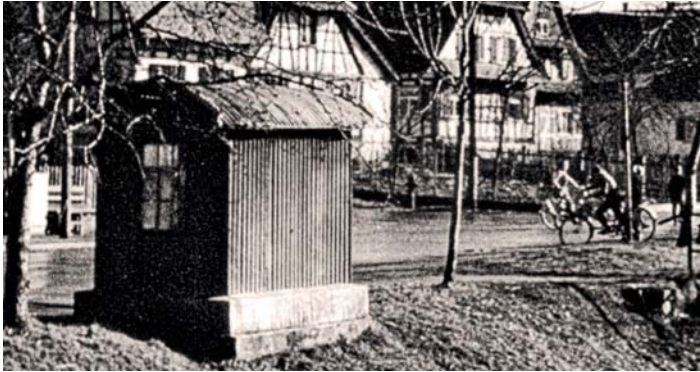
In der heutigen Sitzung sind nun der Gemeinderat Durbach, bestehend aus Bürgermeister Müller, den Gemeinderäten Adam Roth und Josef Benz, Letzterer in Wiedergrün wohnhaft, sowie Bürgermeister Noll von Nesselried erschienen, um in dieser Sache mit dem Gemeinderat Ebersweier zu verhandeln. Es wurde folgendes beschlossen:

Die Gemeinde Ebersweier räumt der Gemeinde Durbach das Recht ein. Schotter in der hiesigen Steingrube brechen zu dürfen. Wofür dieselbe der Gemeinde Ebersweier den cbm Schotter bzw. Rohmaterial mit 20 Pf vergütet, ohne jede Verpflichtung für den Betrieb des Steinbruchs, in Bezug auf die Einhaltung der gesetzl. Vorschriften, für welche die Gemeinde Durbach, bzw. der Übernehmer der Steinbrucharbeiter haftbar ist. Die Gemeinde Nesselried ist gleichfalls berechtigt, ihren Bedarf an Schotter aus der Steingrube zu beziehen. Der Vertrag mit der Gemeinde Ebersweier und Durbach soll auf unbestimmte Zeit, mit halbjährlicher Kündigung abgeschlossen werden und dem Großh. Forstamt Offenburg zuvor zur Einsicht vorgelegt werden.¹³

„Unter Bezugnahme auf das Rathausprotokoll vom 9. Januar d.J. Nr. 1 wonach [...] über die Eröffnung des Steinbruchs im Gemeindewald Ebersweier mit dem Gemeinderat Durbach verhandelt wurde, ist nachträglich von Quirin Schregser in Nesselried ein Nachgebot gemacht worden, wonach er der Gemeinde Ebersweier für den Cbm 30 Pf vergüten will. Der Gemeinderat hat aber beschlossen, die Vereinbarung mit der Gemeinde Durbach beizubehalten, wofür die Vergütung zwar nur 20 Pf für den Cbm beträgt, eine Einnahme aber von der Gemeinde Durbach sicherer und einfacher für die Rechnung

Gemeindewaage Ebersweier					Gegenstand <i>Gehaide</i> № 1648	
kg Brutto	kg Tara	kg Netto	Mirr-Druck, Karlsruhe	Verkäufer <i>Biaser</i> (<i>Hangs</i>)	Käufer <i>Sachwald</i>	Datum <i>29.7.68</i> Waaggeld <i>4.-</i>
2	8	5 1		Waagmeister <i>Jents</i>		

Wiegeschein



Brückenwaage 1903
Waaghäusle
(Foto von 1952)

ist. Der Antrag ist alsbald zu entwerfen und zur Unterzeichnung vorzulegen, nachdem zuvor das Großh. Forstamt Offenburg Einsicht hiervon genommen hat.“¹⁴ Derweilen hat man dem vom Großh. Forstamt Offenburg genehmigten Vertrag über die Verpachtung der Steingrube im hiesigen Gemeindewald in dreifacher Fertigung unterzeichnet, zur Weitergabe an den Gemeinderat Durbach und Ankündigung je eines Exemplars an die Gemeinden Durbach, Nesselried und dem Forstamt Offenburg.¹⁵ Die Aktivierung des unteren Steinbruchs bei Wiedergrün wird auch 1911 überörtlich erwähnt: „[...] ein kleiner Steinbruch für Schottermaterial in Domänenärar bei Widergrien wird betrieben“.¹⁶ Hier wurde nun bis zum Ersten Weltkrieg Steinmaterial abgebaut. Aus dem Kassenbuch 1910 wird unter den Einnahmen angeführt: *Durbach 44,20 RM, Nesselried 32,50 RM für 1945 cbm Gemeindekasse Schotter zu 20 Pf. aus der Steingrube 38,70 RM.*

Als Neuerung wurde 1903 mitten im Dorf eine Brückenwaage erstellt und fortan konnte die jeweils erworbene Gesteinsmenge gewogen und nach Tonnen verrechnet werden. Leider sind die noch vor Jahren existierenden Wiegebücher nicht mehr auffindbar.

Nach dem Ersten Weltkrieg

Ab 10. Februar 1924 wurde der Granitsteinbruch an Ludwig Spinner, Durbach, „Steinlieferungen derselben“, verpachtet. Der Pachtzins betrug „50 Pfennig pro Meter Steine“. Auf Anfor-

derung der Gemeinde, damit überhaupt eine Rechnungsstellung an den Steinbruchbesitzer möglich wurde, mussten Kunden der Gemeinde die Stückzahl mitteilen.¹⁷ Zum Beispiel laut Beleg vom 20. November 1927 des Wegebauunternehmers Michael Vollmer aus Kork hat dieser 300 cbm Stücksteine allein für den Wegebau der Straße nach Nesselried aus diesem Steinbruch bezogen.

Dazu steht im Protokollbuch 1927, S. 25 GAE: *Vom Steinbrecher Spinner wurde für die Gemeinde Nesselried gelieferten Steine aus der hiesigen Grube der Betrag von 50 RM gefordert.*¹⁸

Im Bericht¹⁹ über die am 9. Oktober 1934 stattgefundene Revision bei den *Bau- und Fahrbetrieben der Gemeinde Ebersweier/ Amt Offenburg* wird u. a. beanstandet, dass der Abraum zu weit vorne stehe und die Wand teilweise zu steil abgebaut werde. Deshalb sei ein Schutzstreifen von 1,5 m Breite zwischen Abraum und Wand freizuhalten. Der Böschungswinkel der Gesteinswand darf 60° nicht überschreiten, die beschädigte Umzäunung ist auszubessern und Zugang-Verbotstafeln sind aufzustellen. Dieser Bericht über eine Revision des Steinbruchs zu Ebersweier 1934 zeugt von dem jahrelangen Abbau, der jedoch noch vor Kriegsbeginn mangels Nachfrage nach Gesteinsmaterial endgültig eingestellt wurde.

Auch die Gemeinde Ebersweier suchte nach dem Aufschwung (1923–1928) den bequemeren Weg und bestellte benötigtes Steinmaterial von Fremdsteinbrüchen zum Standort Güterbahnhof Windschlag. So geschehen, sechs Jahre nach dem Ersten Weltkrieg, als die Straße nach Windschlag mit Schotter und Steinen erneuert werden musste. Das waren die Hartsteinwerke „Vulkan“ in Haslach (Rechnung vom 28. Februar 1925 an die Gemeinde) und die Renchtäler Porphywerke, Werk Hubacker (Bestätigung des Auftrags für 40 cbm Flickschotter nach Station Windschlag vom 11. Mai 1927).

Diese Betriebe lieferten wesentlich günstiger, da sie das Steinmaterial nach Aufbereitung direkt auf die Schienen brachten.

Die Gemeinde hatte das Grundstück nach Stilllegung des „unteren“ Steinbruchs und nach Kriegsende an den Staat veräußert; der hat es wiederum als Austauschfläche an einen Botenauer Bürger verkauft. Die Gemeinde wollte u. a. mit der Veräußerung das benötigte Geld für die Wasserversorgung zusammen bekommen.

Ebersweier wie auch Offenburg und die umliegenden Dörfer erlebten Brandschätzungen und Zerstörung ihrer Behausungen im Dreißigjährigen Krieg, im Holländischen Krieg 1672–1679 und im Pfälzischen Erbfolgekrieg 1688–1692 über ein Jahrhundert, sodass von der Bausubstanz meist nur noch die Keller

übrigblieben. Und die konnten beim Wiederaufbau wieder verwendet werden. So ist davon auszugehen, dass ein Großteil der Ebersweierer Gebäude im inneren Dorfbereich noch über die Mauern und Fundamente aus dem Mittelalter verfügt und deren Baumaterial so aus den Ebersweierer Granitsteinbrüchen stammt. Einige Keller-Mauerwerke wurden besucht:

- Pfarrhaus (um 1600) erstellt mit spätgotischem Gewölbekeller; Außenmauerwerk vom mittleren Steinbruch
- Paul Kuderer, Kelleraußenwände Granit vom mittleren Steinbruch, vermutlich weit vor 1729 erstellt, geschnittene Tafel mit Jahreszahl 1729 (Wiederaufbau) liegt vor
- Alex. Kuderer und Rob. Vogt, Wiesenstraße, Schlusstein 1641, Granitsteine vom mittleren Steinbruch und beträchtliches Material von den Abraumhalden des Bergwerks an der Südseite
- Kuderer Helmut, Schulstraße, hier wurden die Sandsteingewänder des ehemaligen Gasthauses Kreuz neben dem Rathaus (Abbruch Ende des 19. Jhd.) beim Bau verwendet
- Kirchenmauer an Bohlsbacher Straße mit Granitgestein aus Steinbruch vor Wiedergrün
- Mauer zwischen Pfarrhaus und Kirche, teilweise Granitporphyr vom Hardtwald, jedoch auch viel zusammengetragenes Steinmaterial, hauptsächlich Sedimentgesteine (Arkose) aus der näheren Umgebung
- Wiedergrün bei Theo Wörner; Stallgebäude jetzt Unterstellraum, rückwärtige Wand zum Hang Granitporphyr vom mittleren Steinbruch



Schlussstein, gefunden bei den Umbauarbeiten des Anwesens Robert Vogt, jetzt Alexander Kuderer. Datum und Inschrift 16 FR – SP 41



*Limonit Brauneisen (FeOOH)
(Sammlung u. Foto hlh)*

Bergbau

Da das Terrain des Ebersweierer Wald Vorkommen von Brauneisen in Form von Spalten und Einschlüssen im freigelegten Granit vermehrt aufweist und im südwestlichen Bereich des Ebersweierer Hardtwaldes Erzgänge laut geologischer Karte

lagen, erfolgen nun Auszüge aus dem Reisebericht, veröffentlicht im Jahr 1794 vom Schneeberger Bergbaubeamten August Beyer, geb.1746, der 1788 im Auftrag des Markgrafen das Bergwerk, das dann drei Jahre später den Betrieb einstellte, sowie den Aufbereitungsort besichtigte.²⁰

Von dem Dorfe Durbach, eine Viertelstunde gegen Mitternacht auf der nordöstlichsten Seite des Gebirges, und schon in einer ansehnlichen Höhe desselben in einer Bergschlucht, liegt eine Markgräfl. Badensche Eisensteingrube, Antonia genannt.

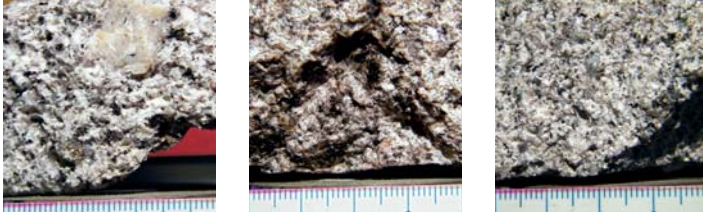
Die Streichrichtungen der Stollen, jeweils zwei übereinander, der untere neun Meter tiefer, verlaufen entsprechend der Geologischen Karte.

Der Gang ist ab- und zufallend, fünf Zoll bis ein halbes Lachter²¹ mächtig, und besteht aus braunem glasköpfigen Eisensteine mit theils gelber, theils brauner Ocher (FeO(OH) und eingemengten aufgelöseten Theilen sowohl von der hangenden als liegenden Gebirgsart.

Die Erzgänge wurden von Norden her durch zwei Stollen (Mundlöcher) aufgeschlossen. Das Feld über dem oberen Stollen war zu dieser Zeit schon abgebaut, ebenso der größte Teil des zwischen beiden Stollen gelegenen Feldes. Auch versuchte man die Erze bis neun Lachter (15 m) unter die Sohle des tiefen Stollens abzubauen, doch schlussendlich zwang Wassereintritt zum Einhalt. „Weil aber der Gang sich sodann verunedelt hat, und man beym fernern Forttriebe der Stellörter endlich an dem südwestlichen Abhange des Gebirges wieder zu Tage herauskommen seyn würde, so hat man die/:.....abgebauet, und sodann, um das theure Holz zur Unterhaltung der Zimmerung zu ersparen, die ganze Preßbaue samt den Stölln zu Bruche gehen lassen.“

1891 wurde die Grube nach vollständiger Ausbeutung geschlossen und das begehrte Erz konnte nicht mehr zur Aufbereitungsstätte ins Hammerwerk Bühlertal mit Pferdefuhrzeugen transportiert werden.

„Vom Städtchen Bühl, drey Viertelstunde gegen Morgen, im Gebirge, befindet sich ein Markgräfl. Badensches Hammerwerk, welches von dem Thale, in welchem es liegt, das Bühlerthal genannt wird. Der Eisenstein, welcher hier verschmolzet wird, besteht größtentheils aus faserigem braunen Eisensteine oder braunen Glaskopf von den Gruben am Wolfshag²² und bey Durbach.“ .../:.. „Jeder Abstich giebt 12 bis 15 Centner Masseisen



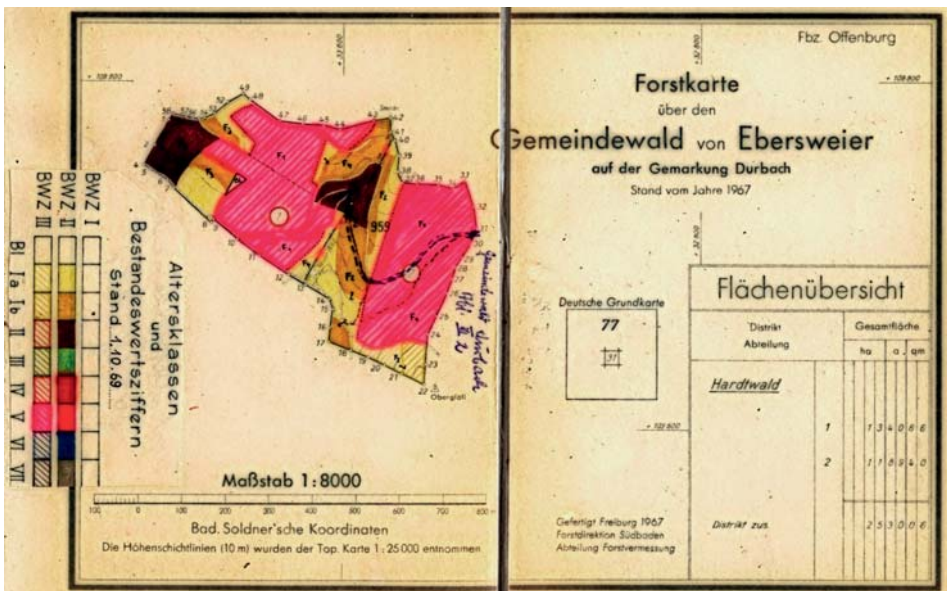
(v. li. n. r.) Gesteinsproben vom Steinbruch vor Wiedergrün, mittlerem und Historischem Steinbruch

(Eisenklötze zur Weiterbearbeitung) oder Roheisen, aus welchem entweder sogleich Sand- und Leimgußwaaren gemacht, oder nachher Stabeisen gefrischet wird.“...../:. „Dieses und die drey übrigen Markgräfl. Badenschen Hammerwerke, deren in Folge weiter Meldung geschehen wird, sollen jährlich über 10000 Gulden Überschuß geben.“

Der Ebersweierer Wald

Die Gemarkung mit 455 ha Gesamtfläche ist im Verhältnis zu den Nachbargemeinden nicht groß. Und die Waldfläche, die sich auf der Gemarkung befindet, besteht lediglich über 9 ha Wald im Gewinn „In der Bodenrütte“, ehemals im Besitz derer von Neveu. Weiterhin gehört dazu ein halber Hektar im Wassergraben, ehemals der Brauerei Jokerst, Bohlsbach, gehörend, jetzt verwaltet durch das Bundesvermögensamt. Dieses Wald-

Forstkarte von 1967 vom Ebersweierer Wald auf Durbacher Gemarkung



stück ist mit Schützengräben, aus der französischen Besatzungszeit stammend, durchzogen. Im Gewann „In der Bodenrütte“ befindet sich auch mit 217,5 m über NHN die höchste Erhebung der Gemarkung Ebersweier.

Auf Gemarkung Durbach liegt der Ebersweierer Hardtwald. Nach Aufteilung des Genossenschaftswalds Hardtwald 1805 an die teilhabenden „Genossen“ von Nussbach bis Appenweier erhielten die Ebersweierer den ihnen zustehenden Anteil von knapp 32,5 ha, der aber 1815 durch Ausstocken und Anlegen einer Rebfläche von 9,5 Morgen (3,42 ha) auf 29 ha reduziert wurde.

Der Wald lieferte Jahrhunderte das Bau- und Brennholz, Steinmaterial zur Gründung und Befestigung, Nahrung in Form von Bucheckern, Beeren und Pilzen sowie auch Fleisch, und er diente als Weide für die Hausschweine sowie als Zufluchtsort.

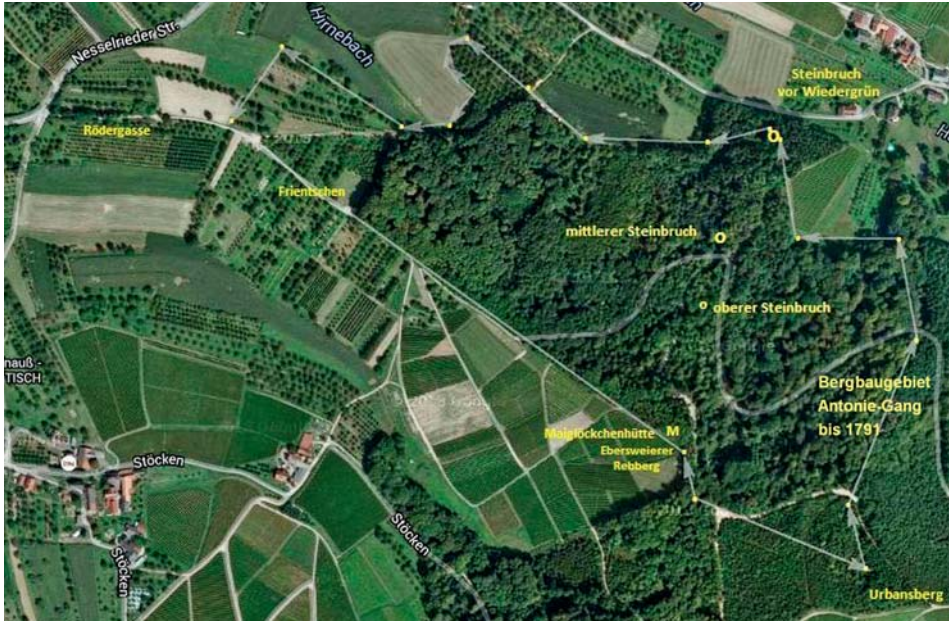
Die Gesamtfläche des Hardtwaldes wurde durch Ausstockungen weiter reduziert; so wurden 1935/36 als Ersatzfläche für den Exerzierplatz 1,6 ha und insgesamt bis 1948 weitere 2,07 ha ausgestockt und zu Feldern umgewandelt.

Heute hat der Wald mit 25,3006 ha vorhandener Waldfläche nur noch die Funktion eines Naherholungsgebietes und dient als Holzlieferant. Er gehört zum Distrikt III des Durbacher Hardtwaldes, Ebersweierer Hardt Lagebuch Nr. 959. Der Wald des Gesamtortes wurde in den vergangenen Jahrzehnten teilweise massiv durch Unwetter, wie 1976/77 mit Eisbruch und um die Jahrhundertwende durch die Stürme Lothar und Willi, verwüstet, doch der Teil Ebersweierer Hardtwald wurde bei allen drei Naturgewalten als heile Insel inmitten eines Kahlschlags fast grenzgenau verschont.

Wald im Wandel

Der Ebersweierer Hardtwald war bis auf die Steinbruchzufahrten relativ schlecht erschlossen. Breite Zufahrtswege waren ja nicht notwendig, da in der Regel nur Kurzholz vorwiegend zur Brennholznutzung transportiert werden musste. Heute sind der Hauptweg sowie die Waldwege zeitgemäß ausgebaut und mit Lkw befahrbar.

Er ist ein reiner Laubholzwald und aufgeforstet wurde verstärkt mit Kastanienbäumen (aus Nostalgie) und Roteichen und im schattigen Unterbereich mit Hainbuchen. Das Bild des Waldes hat sich gewandelt, früher ein „Brennholzwald“, jetzt ein Hochwald. Der Wald wurde in geringer Zeit vom Mittelwald zum Hochwald überführt, denn der Bedarf hatte sich grundle-



gend geändert: Heute braucht man keine Kastanienstecken mehr für die Reben und kein Kastanienholz für Pferde- und Kuhfahrzeuge, denn die wurden nicht mehr benötigt und die Holzleitern wurden durch Aluminiumleitern ersetzt. Um die Jahrhundertwende (1900) gab es im Dorf noch zwei Küfer- und zwei Wagner-Handwerksbetriebe; 100 Jahre später wurden die letzten Leitern aus Holz gefertigt. Der Fachwerkbau (mit verbautem Holz) kam zum Erliegen und das Brennholzschlagen war ein Relikt aus alten Zeiten, denn das Brennholz wurde in den letzten fünf Jahrzehnten durch billiges Erdöl ersetzt.

Der Ertrag aus dem Hardtwald kann derzeit mit fünf bis acht Festmeter pro ha und pro Jahr beziffert werden. Davon ist heutzutage der Brennholzanteil prozentual wieder angestiegen; eine Besinnung auf die Nachhaltigkeit des Brennmaterials Holz gegenüber anderen versiegenden Brennstoffen (die nun teuer werden) ist hier zu verzeichnen.

*Ebersweierer
Hardtwald (graue
Grenzlinie)*

Anmerkungen

- 1 Ruthe = 3 m, 1 Quadrat Ruthe = 9 qm, 1 Kubikruthe = 27 cbm = 1000 Kubikfuß, 1 Kubikfuß = 0,027 cbm, 20 Kubikfuß = 0,540 cbm
- 2 Unter „Brauneisenerz“ wurde abgebaut: Hämatit (roter Glaskopf, Eisenglanz Fe_2O_2), Limonit (Brauneisenerz, brauner Glaskopf FeOOH), Pyrolusit (Brauneisen MnO_2), Psilomelan (schwarzer Glaskopf MnO_2).
- 3 GAD Durbacher Hardtwald-Rechnungsbuch, 1807–1818, Rechnung-Nr. 25

- 4 „Das Jahr ohne Sommer 1816“ und die daraus hervorgerufene Hungersnot in den folgenden Jahren
- 5 GAE Beilagenbuch zum Kassenbuch, 1834, Nr. 33
- 6 GAE Beilagenbuch zum Kassenbuch, 1841, Nr. 25
- 7 Die Gemeinde, obwohl ab 1805 Eigentümer, hat die Verwaltung der Steinbrucherträge über das BMA Durbach bis 1825 bearbeiten lassen. Zwischen 1825 und 1831 liegen bei beiden BMA keine Bücher und Aufzeichnungen vor.
- 8 GAE Beilagenbuch zum Kassenbuch, 1877, Rechnung im Nr. 66
- 9 StAF B728/1 659
- 10 Rödergass ist heute die Nesselrieder Straße, der Frientschenweg heißt Rödergass ab der Kurve
- 11 aus Akte B 728/1 Nr. 657 StA. Freiburg
- 12 GAE Protokollbuch, Protokoll Nr. 03 vom 30. Jan. 1910, Top 3
- 13 GAE Protokollbuch, Protokoll Nr. 01 vom 09. Jan. 1910, Top 1
- 14 GAE Protokollbuch, Protokoll Nr. 03 vom 30. Jan. 1910, Top 3
- 15 Beiträge zur Statistik der inneren Verwaltung des Großherzogthums Baden, 1867, 25. Heft, S. 31
- 16 Der badische Rebort Durbach in seiner wirtschaftlichen Entwicklung v. Dr. Eugen Weiß, 1911, Einleitung S. 4
- 17 GAE XI, 2/10, 1927
- 18 GAE Kassenbuch, Einnahmen 1928, Nr. 30
- 19 GAE XI, 2/10, 1934
- 20 Beytraege zur Bergbaukunde, Dresden 1794, August Beyer (1746–1806), Seite 20–25
- 21 Ein Lachter sind 1,80 Meter (eine Mannesgröße)
- 22 nordwestlich vor Oberkirch

Die Kanone von Ebersweier

Hans I. Haffner

1. Teil: Im Dorf wird geböllert (1872–1945)

Seit frühester Zeit verwendet der Mensch Hilfsmittel, um Lärm zu erzeugen. Damit wollte er die rasche Verbreitung einer Warnung bezwecken, böse Geister vertreiben, seine Freude ausdrücken oder jemandem Respekt zollen. Dazu bediente er sich auch der Böller. Das Böllerschießen hat in der Ortenau Tradition. Dazu sei das Hornberger Schießen, 1700, erwähnt.

Den Böller bezeichnet man als ein Gerät, in dem eine verdämmte Pulverladung eingebracht und anschließend gezündet wird, so dass ein lauter Knall weithin zu hören ist. In Ebersweier wurden Standböller verwendet, die bevorzugt vom Veteranenverein benutzt wurden. Allgemein wurde bei honorigen Hochzeiten, Taufen und Geburtstagen geschossen (z. B. an des Kaisers Geburtstag, Jubiläum des Großherzogs, Vermählung des Thronnachfolgers usw.). Vereinzelt wurden auch beim Kirchweihfest und der Fahnenweihe sowie bei Beerdigungen amtlicher Würdenträger diese Ehrenbezeugungen vorgenommen sowie auch bei Beerdigungen von Mitgliedern des Veteranenvereins mit dreifachem Salut.

*Wer aber in der Schlacht frei vor dem Feind gefallen,
dem wird sein Grab gemacht, drei Salven sollen fallen¹*

Nach dem Ersten Weltkrieg hörte man Böllerschüsse erst wieder 1924 in Ebersweier (nach Abzug der franz. Besatzungsmacht) bei der Einweihung des Kriegerdenkmals; das heißt, die Tradition wurde aufrechterhalten! Die Gemeinde kam wieder für die Unterhaltung und die Munition auf. Der Munitionslieferant Fa. Bumüller, Offenburg, lieferte das Schießpulver für die Standböller. Diese wurden zumeist auf dem Gewinn Groß-Bündt² entzündet. Über eine Böllerkanone verfügte man noch nicht und im Verlauf des Ersten Weltkrieges wurden ja alle habhaften alten Kanonen eingeschmolzen und zu modernen Geschützen umgegossen.

„Es fielen die Hüllen, die Böller donnerten und die Glocken läuteten [...]“, so steht es im Zeitungsbericht über die Kriegerdenkmal-Einweihung im November 1925. 1927 (Männergesang-

Böllerschießen,
Postkarte von
E. Döcker 1903,
Böllerschütze grüßt
die Prozession im Tal



verein) und 1932 (Kriegerverein) stand das jeweilige 60-jährige Stiftungsfest an, das traditionsgemäß mit Böllerschüssen eröffnet wurde.

Die Forderung nach der Anschaffung einer Kanone wurde im Kreis der Kriegerkameradschaft³ über Jahre diskutiert, doch zurzeit der Weltwirtschaftskrise fehlten die finanziellen Mittel. Notwendig war die Kanone insbesondere wegen der erhöhten Unfallgefahr, bedingt durch die Handhabung der Standböller. Deshalb sollte hier die Kommune einspringen. Kriegervereins-Vorstandschaft und Gemeinderat waren personell fast identisch. Im Gemeindegremium von 1936 war der Kriegerverein mit Bürgermeister Anton Kuderer als Vorstandsmitglied, mit dem stellvertretenden Bürgermeister Anton Kling als Kameradschaftsführer und dem Gemeinderat Martin Knapp als Kassierer vertreten. Und diese waren mit den restlichen NSDAP-Räten überzeugt, dass das Dorf eine Kanone benötige. Deshalb sollte dieselbe baldigst nach Angebotsvorlage auch bestellt werden. Der Beschluss des Gemeinderats zum Erwerb einer Hinterlader-Salut-Kanone auf Kosten der Kommune wurde einstimmig gefasst.⁴

h. Eberswiler, 3. März. Seit einigen Wochen ist nach langen Verhandlungen unser Gemeindepalament vollständig. Als Gemeinderäte fungieren die Bürger Pius Kuderer, Franz Werner, Leo Kirn und Martin Knapp, als Beisitzer Anton Kling und August Wiedemer.

Zeitungsausschnitt vom Offenburger Tageblatt über den Gemeinderat am 3. März 1936; Bürgermeister war Anton Kuderer

3. Beschluss: Niederschrift über die Sitzung des Bürgermeisters und der Gemeinderäten am 28. Juli 1936.

Beschluss: 7. Anschaffung einer Salutkanone. Da die Mittel zur Anschaffung im Voranschlag vorgesehen sind, soll dasselbe sobald wie möglich beschafft werden.

Der Bürgermeister

Die „Schießmeisterstelle“ wurde am 8. Juli 1938 Emil Gütle⁵ übertragen, der zu der Zeit auch Schießmeister bei der Kriegerkameradschaft war und vor und nach dem Krieg als Farrenwärter und Totengräber für die Gemeinde arbeitete. Er spielte die große Trommel in der Ebersweierer Musikkapelle und war allgemein unter dem Namen „Columbus“ bekannt.

Niederschrift über die Sitzung des Bürgermeisters und den Gemeinderäten am 8. Juli 1938.

Beschluss: 2. Schiessmeisterstelle Die freigewordene Schiessmeisterstelle wurde dem Emil Gütle ab 1. Juli 1938 übertragen unter Zustimmung des Gemeinderats.

Der Bürgermeister

Ende 1940 wurde Emil Gütle zum Wachdienst bei Sigmaringen eingezogen und der wehruntaugliche Heinrich Huber (d'krumm Heiner), der ein Bein verloren hatte und als Feldhüter fungierte, bediente nun die Kanone. Er war seit dem 19. Februar 1930 berechtigt, Sprengungen (z. B. Baumstümpfe) vorzunehmen und max. bis 10 kg Sprengstoff in Besitz zu nehmen. Das Bürgermeisteramt meldete jeweils dem Badischen Bezirksamt ihre erfahrene Person im Sprengdienst, die die Salutkanonen und Signalbomben bedienen durfte. Dieser Schießmeister musste in jeder Beziehung einwandfrei und zuverlässig sein. Im Ratsprotokoll-Buch ist eine Zustimmung des Gemeinderats nicht eingetragen, also führte Heinrich Huber offiziell wohl das Amt auf Geheiß des Bürgermeisters aus. Die Erlaubnis zum Böllerschießen wurde ab 12. März 1936 vom Bürgermeisteramt und nicht mehr vom Badischen Bezirksamt erteilt.

Gebet der Schießmeister: „*Allmächtiger Gott, gib dass wir die Verantwortung als Böllerschützen nicht vergessen, dass uns die Gefahren des Böllerschießens immer bewusst bleiben, dass wir nicht schlampig werden im Umgang mit Pulver, dass wir niemals einen Böller gegen einen Menschen oder andere Lebewesen richten.*“

Heinrich Huber ließ ohne Mandat des Gemeinderats⁶ den leichtsinnigen Karl Springmann, Jahrgang 1910, der auch nicht eingezogen wurde, als seinen Helfer an die Kanone. Der war zu dieser Zeit „ein windiges Kerlchen“ und seitens der heimischen Jäger der Wilderei verdächtigt. An Neujahr wurde geböllert und tags darauf fand die Wartung der Hinterlader-Salut-Kanone, die zwischen Friedhof und altem Schulhaus (jetzt Haus der Vereine) stand, statt. Unkontrolliert und darum ungehemmt hantierte der „Gehilfe“ Karl Springmann mit Pulver und probierte das Stopfen in den Lauf. Leichtsinnig zündelte er noch, vergaß jedoch den Verschluss des Kanonenrohrs zu verriegeln und wohl auch, dass er ohne Sicherheitsabstand hinter



Stand-Böller aus Eisenguss, 17./18. Jahrhundert



Abb. 4: v. 1937 Emil Gütle, Schießmeister



Heinrich Huber, Feldhüter, 1935



Kanone (nach der Restauration) (Foto: Hans Haffner 2016)

der Kanone stand. Dieser unüberlegte neugierige Umgang mit der Kanone hatte zur Folge, dass mit einem Donnerschlag das Pulver explodierte, Karl Springmann bewusstlos hinter die Kanone geworfen wurde und an seiner Hand drei Finger durch die Explosion abgerissen wurden.

Rosa Huber, verh. Wagner, war damals zwölf Jahre alt, hörte den Knall und rannte auf die Straße. Sie verwunderte sich noch darüber, weil sie von keiner Hochzeit, keinem Fest oder einem Geburtstag wusste, bei dem geböllert wurde. Dann sah sie aber, wie der bewusstlose „Kanonier Gehilfe“⁷ von der Ehefrau des Franz Vetter und anderen Nachbarn zur Dorfstraße getragen und dann umgehend mit dem Krankenwagen ins Krankenhaus nach Offenburg zur Notversorgung gefahren wurde. Wenige Tage danach, am 9. Januar 1941, hatte der Gemeinderat eine Lagebesprechung im Rathaus.

Niederschrift über die Sitzung des Bürgermeisters und den Gemeinderäten am 9. Januar 1941.

Beschluss: Seite 325, 1. Unfall des Karl Springmann. Die Unkosten des Karl Springmann durch Abschuss wird erst Sonntag beschlossen. Der Heinrich Huber wird verhört, wer die Unkosten bezahlt. Er oder die Gemeinde.

Die Rekonstruktion des Unfalls seitens des Gemeindegremiums ergab, dass die Schuld wohl der Verunglückte trug. Nach Meinung des Gemeinderats bestand jedoch eine Teilschuld des Schießmeisters Heinrich Huber, des amtlichen Schießmeisters,

der seine Aufsichtspflicht hier grob verletzt hatte, schließlich war Karl Springmann weder beim Badischen Bezirksamt gemeldet, deren Erfordernissen er nicht entsprach, noch offiziell bei der Gemeinde angestellt. Der Gemeinderatsbeschluss lautete deshalb, dass die Kosten des Unfalls des Karl Springmann größtenteils von der Gemeinde, die Springmanns Mithilfe bisher still geduldet hatte, und teils von Heinrich Huber übernommen werden.⁸

Niederschrift über die Sitzung des Bürgermeisters und den Gemeinderäten am 19.1.1941.

Beschluss: 1. Betr. Unfall des Karl Springmann. Heinrich Huber hat sich entschlossen, die Unkosten des Unfalls des Karl Springmann von 200RM zu bezahlen. Vorausgesetzt die Gemeinde legt es aus und Heinrich Huber möchte es abverdienen in der Gemeinde. Die Gemeinderäte sind hiermit einverstanden. Eine unterschriebene Abtretungserklärung ist ausgestellt. Innerhalb von 2 Jahren muss die Schuld bezahlt sein.

Karl Springmann hatte nach jahrelanger „Antrags- und Bearbeitungszeit“ wegen seiner Selbstschuld nur eine dürftige Rente zugesprochen bekommen. Später, 1945, hat Karl Springmann (35 Jahre) mit Franz Heitz (damals 15 Jahre alt) rechtzeitig vor der Invasion der Franzosen die Kanone in einen Bombentrichter geworfen und abgedeckt.

2. Teil: Das Schmuckstück im Dorfbild (2008–2019)

Beim 75. Geburtstag erzählte Franz Heitz, wie so oft in einem großen Kreis von Interessierten, von seinen Erlebnissen bei Kriegsende. Unter anderem kam er auf die eilige Entsorgung



*Suche nach
der vergrabenen
Kanone 2008*



Die ausgegrabene Kanone wird vom Erdreich getrennt (Foto Horst Zentner)



OV Zentner bringt die Kanone zur Säuberung (Foto: Horst Zentner)



Sandstrahlbehandelte Kanone mit Rostschutzanstrich (Foto: Egon Morgenthaler)

der Böllerkanone bei Kriegsende. In lockerer Runde wurde beschlossen, diese mit einem Detektor zu suchen. Egon Morgenthaler bat Uwe Nassall, ob er in dem vermuteten Bereich auf dem Grundstück hinter dem Haus von Gustav Männle die Untersuchung vornehmen könnte. Auch der Ortsvorsteher Horst Zentner wurde hinzugezogen. Dieser veranlasste, dass Andreas Reinbold mit Bagger der „Detektor-Suche“ beiwohnen sollte, um sofort nach der Ortung die Bergung der Kanone zu veranlassen. Auch musste das Einverständnis des Grundstückseigners eingeholt werden. Nach den ersten positiven Anschlägen des Detektors trat Andreas Reinbold mit Bagger in Aktion, jedoch ohne Erfolg. Stattdessen fand man nur die Hufeisen eines nach dem Krieg vergrabenen Pferdes.

Inzwischen war auch Franz Heitz anwesend und wies auf einen Bereich etwa 50 m östlich hin, „dort sollte sie zu finden sein“. Tatsächlich schon nach der zweiten Schaufel Erdaushub war zu erkennen, dass das der gesuchte Bombenrichter sein musste. Die nächste Baggerschaufel hob dann die Kanone aus der Tiefe. Frau Paula Möser meinte: „Hätt’ man mich g’fragt, ich hab die Stell’ noch g’nau g’wisst.“



Letzte Arbeiten bis zum Richtspruch

Im Offenburger Tageblatt las man:
„Tatsächlich war die erste Ausgrabungsstelle leer und die euphorische Stimmung der Zuschauer sank auf den Nullpunkt. Doch nach den weiteren Baggerarbeiten – 50 Meter vom ersten Erdloch entfernt – sind nicht nur zahlreiche Pferdeknochen zum Vorschein gekommen, auch Pickel, Stacheldraht, Fahrräder, Kochtöpfe, Schaufeln und eine uralte Schreibmaschine lagerten in dem riesigen Bombenloch.“⁹

Das 2008 wieder ausgegrabene Fundstück war in gutem Zustand. Das Metall war wenig korrodiert. Arnold Männle organisierte zusammen mit Egon Morgenthaler den weiteren Ablauf. Nach dem Sandstrahlen durch die heimische Firma ERBIS Sandstrahltechnik GbR erhielt sie einen neuen Anstrich. Die Lafette wurde von Hermann Gumpp und seinem Kollegen aus Nordrach gefertigt und von Gerhard Kirn stammen die Wagenräder. Ein Meisterwerk von Arnold



*Richtspruch des Zimmermanns mit
 OV Horst Zentner (Foto: Gerhard Harmuth)*

*Das Kanonenhäusle im Dorfbild
 (Foto: Hans Haffner)*



Männle war es schließlich, die Achse, die in Ohlsbach erworben wurde, so passend herzurichten, dass sie die Kanone „schussfertig“ aufnehmen konnte. Nun übernahm der Ortsvorsteher Horst Zentner die Suche nach einem Aufstellungsort. Zusammen mit Werner Kuderer und dem Bauhof wurde der gefundene Standort überplant und danach landschaftsbezogen am Bachufer unter Zuhilfenahme von einer Tonne behauener Granitsteine angelegt. Karl F. Eckenfels, unser Zimmermeister, ließ es sich nicht nehmen, das dazu passende Häuschen zu fertigen und darauf zu stellen. Für die Beleuchtung sorgte schließlich Rudi Kirn. In einer kleinen Feierstunde wurde das Kanonen-Häuschen der Bevölkerung übergeben.

Anmerkungen

- 1 Soldatenlied, 1694.
- 2 lt. Margot Hauth, Hügel oberhalb der Kirche über dem Erdkeller an der Bohlsbacher Straße.
- 3 Benennung des Vereins im Laufe von 73 Jahren: Veteranenverein, Militärverein, Kriegerverein, Kriegerkameradschaft.
- 4 GAE Ratsprotokollbuch S. 268 v. 28. Juni 1936.
- 5 Ratsprotokollbuch 8. Juli 1938.
- 6 GAE Ratsprotokollbuch S. 325 Nr. 196, 1941.
- 7 Rosa Wagner als Augenzeugin.
- 8 GAE Ratsprotokollbuch S. 326. 19. Jan. 1941.
- 9 Aus dem OT-Artikel von Rosa Harmuth vom 31. Juli 2008.

Neue Literatur

Neue Literatur

Maier, Frumentia: Mehr als ein Dach über dem Kopf. Kinder schützen – Eltern stützen. Freiburg i. Br. (Verlag Herder), 2019, 219 S.

Marga Maier stammt aus Laufenburg (Baden). In jungen Jahren trat sie in die Kongregation der Franziskanerinnen vom Göttlichen Herzen Jesu in Gengenbach ein und erhielt den Namen Frumentia. Seit Jahrzehnten ist Schwester Frumentia in Offenburg bekannt, wo sie das erste „Haus des Lebens“ gegründet hat. Daraus sind eine ganze Reihe „Häuser des Lebens“ entstanden auf der Grundlage der Achtung des Lebens und zu dessen Schutz. Voraussetzung dafür war nicht nur die religiöse Haltung, sondern auch das Studium der Psychologie und Pädagogik. Schwester Frumentia lehrte viele Jahre Sozialpädagogik an einer Fachschule und baute ein heilpädagogisches Seminar auf. Schließlich wurde sie Frauenreferentin in der Diözese Freiburg. Nachdem sie die Landes-Verdienstmedaille Baden-Württemberg und das Verdienstkreuz der Bundesrepublik Deutschland erhielt, ist sie über ihren Landkreis Ortenau hinaus geschätzt.

Wie schon am Buchtitel deutlich wird, sind Räume für die Entwicklung von Kindern und den Aufbau von Beziehungen wichtig. Alle fünf Kapitel tragen in der Überschrift das Stichwort Haus und werden durch gemalte „Papierhäuser“ der Künstlerin Hannelore Weitbrecht eingeleitet. Diese Papierobjekte vermitteln über das konkret Berichtete hinaus etwas Visionäres, das durch Kunst erfahrbar wird. Das erste Kapitel „Das Schutzhaus“ erzählt auch die Historie des ersten Hauses des Lebens, indem es Geschichten von Kindern und Frauen in Not erzählt, die ein Dach über dem Kopf suchten wie auch ein Dach für die Seele, eben „Mehr als ein Dach über dem Kopf“. Im zweiten Kapitel „Das Säulenhaus“ geht es um die Säulen Bindung und Bildung, ohne die es kaum möglich ist,

Eltern zu werden und zu sein, mit denen aber Elternschaft auch unter schwierigen Bedingungen gelingen kann. „Das Kinderhaus“ im dritten Kapitel möchte Halt und Orientierung bieten, „das Flügelhaus“ im vierten Hoffnung und Zuversicht, und „das Bücherhaus“ im fünften lässt mit beschriebenen Blättern zurückschauen, und mit leeren, weißen Blättern ermutigt es, vorwärts zu gehen und neue Einsichten zu gewinnen. Person und Erfahrung werden hier eng aufeinander bezogen. In diesem Zusammenhang wird eine christliche Anthropologie vorgestellt, wie sie heute selten so verständlich zu finden ist.

Eingestreute Zitate beweisen, dass Sr. Frumentia auch viel gelesen hat, und zum auffälligen Verhalten und zur Entwicklung von Kindern hat sie auch selbst Aufsätze und 1980 ein Buch geschrieben. Das hier angezeigte darf als Summe ihres Lebens bezeichnet werden. Dabei klingt das Ordenscharisma nur zwischen den Zeilen durch. Das Schicksal der jungen Mütter (und Väter) und der Kinder hat Vorrang; es wird offen und lebensnah erzählt; nur daran, wie Sr. Frumentia damit umgeht, wie sie im „Haus des Lebens“ praktisch rund um die Uhr für jugendliche Schwangere da ist, wie sie zu Ärzten, Ämtern und Schulen vermittelt und wie sie zuerst einmal (auch am Telefon) lange zuhört, kann man das Plus einer Ordensfrau erkennen. Man spürt, dass hinter ihr eine Ordensgemeinschaft steht, die ihr neben dem Glauben auch Sicherheit gibt. Dank ihrer Tracht, ihrer Ausbildung und ihrer ehrlichen Absicht, jeweils für Mutter und Kind das Beste zu wollen, genießt sie auch Respekt. Ihr „Haus des Lebens“, in einem verlassenen Wirtshaus begonnen, wird schnell als Kinder- und Jugendhilfe-Einrichtung vom Landesjugendamt anerkannt und zieht weite Kreise als Anlaufstelle für solche, die der Hilfe bedürfen, wie für solche, die Hilfe geben wollen.

In einer Zeit, da die Kirche mit ihrer Heim-erziehung ziemlich in Verruf geraten ist, nennt dieses Buch viele positive Beispiele, wie Kindern und jungen Müttern geholfen wurde. Es ermutigt, in der Erziehung auf Bildung und Bindung zu setzen. Auch in Krisen und Belastungen können Eltern wachsen und an Kindern ihre Freude haben.

Leonhard Lehmann OFMCap

Uttenweiler, Bernhard (Hg.): Von der Klosterschule der Lehrbrüder von Ettenheimmünster zur Heimschule St. Landolin. Ettenheim, 2019, 100 S.

Bernhard Uttenweiler, früherer Vorsitzender des Historischen Vereins Ettenheim, lange Jahre stellvertretender Schulleiter der Heimschule St. Landolin, Autor zahlreicher Bücher über die Geschichte Ettenheims, gab als Herausgeber dieses neue Werk der besonderen Geschichte von Ettenheim heraus. Im Großformat (A4) bietet es auf etwas mehr als 100 Seiten eine Fülle der Geschichte, von der im Jahr 1920 gegründeten „Kongregation der Brüder der christlichen Lehre von Matzenheim in Ettenheimmünster“ und ihrer dort gegründeten Klosterschule bis in die heutige Zeit zur von der Erzdiözese im Jahre 1976 als Heimschule St. Landolin übernommenen Aufgabe durch den modernen Neubau in Ettenheim.

Im Jahre 1845 wurde im Elsass die katholische Ordensgemeinschaft der „Kongregation der Brüder der christlichen Lehre von Matzenheim“ gegründet, die sich in erster Linie der Bildung und Erziehung widmete, zuerst in Waisenhäusern, dann mit der Errichtung eines Kollegs in Matzenheim und einer Schule in Mulhouse. Die wechselnden politischen Entwicklungen, sei es zu Frankreich oder zu Deutschland gehörend, hatten viele Einwirkungen auf die Tätigkeit der Schulbrüder, insbesondere auch bedingt durch die unterschiedlichen Staatsangehörigkeiten und Sprachen auch ihrer Angehörigen. Da auch eine große Zahl an deutschen Schulbrüdern der Kongregation angehörte, wurde eine Einrichtung in Deutschland geschaffen, um so auch hier der Aufgabe in der

Bildung und Erziehung entsprechen zu können. Mit elsässischen Schulbrüdern wurde in Ettenheimmünster die Klosterschule mit Internat, später als Progymnasium geführt, errichtet. Hier waren sowohl elsässische als auch deutsche Ordensangehörige tätig.

Spannend sind die geschichtlichen und politischen Entwicklungen, die sich in den letzten 100 Jahren hier in der Raumschaft entfaltet haben – grenzüberschreitend mit dem Elsass, aus dem die Schulbrüder nach Ettenheim gekommen sind. Für die heutige Generation relativ unbekannt, die nun im Detail durch Originalberichte neu ins Bewusstsein gebracht werden. Der Katholische Lehrbrüderverein wurde im Jahre 1920 durch den Stadtpfarrer von Ettenheim und weitere Pfarrer aus der Umgebung zusammen mit den Schulbrüdern aus Matzenheim gegründet, die in Ettenheimmünster eine Klosterschule mit Internat einrichteten und dort in ihrer Aufgabe als Schulbrüder tätig werden wollten. Dieser Verein übernahm damit auch die Schulträgerschaft. Die selbstgestellte Aufgabe der Schule galt neben der Bildung vor allem der Förderung einer kirchlich interessierten und engagierten jungen Generation auch als Nachwuchs. Da nach deutschem Recht ein Deutscher Vorsitzender sein musste, hatte Stadtpfarrer Wilhelm Joseph Williard diese Aufgabe übernommen und führte den Verein bis 1925.

Im Jahre 1939 wurde die Klosterschule durch das NS-Regime an Ostern geschlossen. Mit einem ausführlichen Bericht durch Bruder Lorenz Schick (Provinzial der Kongregation und damaliger Vorsitzender des Lehrbrüdervereins) im Ettenheimer Stadtanzeiger im Jahre 1977/78, jetzt in vollem Umfang im Buch abgedruckt, wird über die schwierige Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg und danach berichtet. Auch diesbezügliche Berichte von Bernhard Uttenweiler geben weiteren Einblick in die damalige Zeit.

Die französische Militärbehörde gab am 16. Oktober 1945 die Gebäude der ehemaligen Klosterschule frei und gleichzeitig die Genehmigung zur Wiedereröffnung der Schule, und nach Genehmigung des Kulturministeriums von Baden am 15. Januar 1946

wurde der Schulbetrieb bereits am 21. Januar desselben Jahres mit der Sexta der Realschule, später Progymnasium, wieder aufgenommen. Hatte die Klosterschule 1939 nach 19 Jahren Tätigkeit durch das NS-Regime ihren Betrieb einstellen müssen, war 1965 die Notwendigkeit gekommen, neue Entscheidungen für die Zukunft zu treffen. Sowohl finanzielle Aspekte als auch vor allem der fehlende Ordensnachwuchs waren Anlass für Bruder Lorenz, mit der Erzdiözese Freiburg, Generalvikar Dr. Ernst Föhr, Gespräche zu führen, um die Zukunft der Schule zu sichern. Dieser beschloss, das Progymnasium der Lehrbrüder mit Internat in Ettenheimmünster zu schließen und als Heimschule St. Landolin in Ettenheim, ebenfalls mit Internat, weiterzuführen. Dabei wurde der Katholische Lehrbrüderverein Mitgesellschafter der neuen Gesellschaft, Geschäftsführer wurde der vor wenigen Monaten verstorbene Erzbischöfliche Finanzinspektor Helmut Berg. Oberstudiendirektor Dr. Gast, bisheriger Leiter in Ettenheimmünster, übernahm die Schulleitung der Heimschule St. Landolin.

Im Bericht von Bruder Lorenz, „mit großer Fabulierkunst“ verfasst, wird sehr ausführlich über die Geschichte der Klosterschule berichtet. Auch wird der schwierige Weg der Geländefindung für die neue Heimschule St. Landolin geschildert. Bei einer Fahrt mit Bürgermeister Herbert König wurde „per Zufall“, von Bauarbeiten und einer roten Ampel umgeleitet, schließlich das heutige Gelände „Filmersbach“ „entdeckt“. Der Bericht, 1977/78 in Fortsetzung im „Ettenheimer Stadtanzeiger“ veröffentlicht, ist eine Fundgrube zeitgeschichtlicher Geschehnisse. In einer von Generalvikar Föhr gesetzten Frist von drei Tagen musste seinerzeit Bürgermeister Herbert König die Zusage der Grundstückseigentümer im Filmersbach (das Grundstück umfasste rund 10 ha) erringen und hatte damit die Heimschule St. Landolin für Ettenheim gesichert. Im September 1967 wurde nach erfolgtem Neubau die Heimschule St. Landolin in Ettenheim eröffnet.

Bernhard Uttenweiler ist es gelungen, mit der Herausgabe dieses Buches das Wirken der

„Schulbrüder der christlichen Lehre“ in Ettenheim zeitgeschichtlich komplett zu dokumentieren und eine bisherige Lücke zu füllen. Eine hervorragende Quelle und Fundgrube. Mit zahlreichen Beiträgen wird der Zeitraum der letzten 100 Jahre dargestellt, werden Dokumente veröffentlicht, die weiteren Einblick in die Vergangenheit geben. Aber auch Personen, die wesentlich zur Entwicklung beigetragen haben, in ihrer Arbeit gewürdigt. Dabei auch Generalvikar Dr. Ernst Föhr, der schließlich als „Gründungsvater“ die Entscheidung für die Fortführung der Klosterschule von Ettenheimmünster als Heimschule St. Landolin getroffen und die Finanzierung durch die Erzdiözese gesichert hat. Ein Buch voller spannender Zeitgeschichte und Schulentwicklung in Ettenheim. Der auch grenzüberschreitend die wechselvolle Geschichte mit dem Elsass in der Verflechtung der Menschen durch die Politik deutlich macht. Ein unverzichtbares Buch für alle, die sich für unsere örtliche Geschichte interessieren. Und der Erinnerung all der vielen Menschen gewidmet, die sich hier engagiert haben.

Bernhard Uttenweiler hat viele Dokumente in den vergangenen Jahrzehnten gesammelt und dadurch der Nachwelt erhalten und mit großem persönlichem Aufwand und mit Herzblut dieses geschichtliche Dokument verwirklicht. Dafür ganz herzlichen Dank.

Herbert Birkle

Ebert, Karl: Grimmelshausens Heimat am Oberrhein. Hg. im Auftrag der Grimmelshausen-Gesellschaft von Peter Heßelmann. Bülh: seitenweise Verlag, 288 S., viele Farb-Abb. ISBN 978-3-943874-32-7.

Karl Ebert erschließt mit dieser großen Arbeit neue lokale, soziale und biografische Aspekte im literarischen Werk Grimmelshausens. Die Verwurzelung des Dichters in seiner Wahlheimat am Oberrhein zeigt sich im Niederschlag von örtlichen Ereignissen und vielfältigen Lebenserfahrungen in seinem Werk. Dazu hat Ebert zahlreiche lokale Spuren gesammelt und zusammengestellt, überprüft und mit neuen Forschungsergebnissen er-

gänzt bzw. konfrontiert. Dabei stellt sich erneut heraus, wie sehr Grimmelshausen auch seinen Alltag als Gutsverwalter, Wirt und Schultheiß literarisch verarbeitet hat. Die gesamte simplicianische Topografie wird detailliert von Ebert dargestellt, und so erweist sich dieses Werk als große Chance, die Bühne, auf der Grimmelshausens Welt auftritt, in aller Farbigkeit auch vor Ort kennenzulernen. Einzelaspekte sind wohl schon länger bekannt, aber es sind eben die Gesamtschau und die Zusammenfassung aller Spuren in der Region, die diese Arbeit so wichtig werden lassen. Das bewog auch die Grimmelshausen-Gesellschaft zur Herausgabe des Buches. Oberstudienrat i. R. Karl Ebert hat die Veröffentlichung nicht mehr erleben können, er verstarb 2016. Sein Buch ist ein Vermächtnis an die Literaturgeschichte der Ortenau. *Martin Ruch*

Hansjakob, Heinrich: Der Fürst vom Teufelstein. Erzählung. Mit Illustrationen von Wilhelm Hasemann. Hg. im Auftrag der Heinrich-Hansjakob-Gesellschaft von Peter Schäfer. Freiburg 2019, 120 S.

Die mittlerweile 12. Publikation in der Reihe der Kleinen Hansjakob-Edition ist dem Fürstenbergischen Forstmann Josef Anton Fürst im Heuwich gewidmet, den Hansjakob in dieser Erzählung porträtiert. Aber es erscheinen nicht nur der Forstmann, sondern auch die Schwarzwälder Landschaft jener Jahre und ihre Bewohner des mittleren Kinzigtales vor dem Leser. Die Flößerei, die Kirchen und Kapellen, die Harzer und Tagelöhner, die Jäger und Förster – Hansjakob hat in diesem Buch viele Aspekte geschildert aus dem Leben des „Fürsten“, der am 27. April 1893 starb: „Überall hin hatten die Leichenbitterinnen den Tod des Fürsten am Teufelstein gemeldet, auf alle Höfe in Kaltbrunn, Bergzell, Wittichen, St. Roman, Lehengericht, Schapbach, Rippoldsau, auf dem Kniebis und im Holzwald und hinab in die Städtchen Wolfe und Schilte ...“ Den schönsten Nachruf aber hat Hansjakob dem beliebten Waldmann und Bauernfreund Fürst mit seiner Erzählung geschrieben, die man auch heute noch gerne liest. *Martin Ruch*

Badische Landestrachten. Dargestellt und beschrieben durch den Maler Rudolf Gleichauf in den Jahren 1861 bis 1869. Bearbeitet von Brigitte Heck, Redaktion Isabelle Löffler. Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. 152 S. mit 94, meist farbigen Abb.

Das hier erstmals veröffentlichte Werk des Malers Rudolf Gleichauf dokumentiert in Bild und Text die als Trachten bezeichneten Bekleidungsmoden ländlicher Bevölkerungskreise im Großherzogtum Baden des 19. Jahrhunderts. Von 1861 bis 1869 fertigte Gleichauf im Auftrag des badischen Großherzogs 39 Aquarelle sowie ausführliche Beschreibungen an, die Einblicke in eine vermeintlich geschlossene bäuerliche Kultur als „bedrohter Lebensart“ boten.

Gleichaufs Werk zählt zu den ersten Erwerbungen der Ende des 19. Jahrhunderts geschaffenen volkskundlichen Sammlung in Karlsruhe, die in den Bestand des 1919 gegründeten Badischen Landesmuseums überging.

Aus heutiger Sicht stellt Rudolf Gleichaufs Arbeit eine für die Historiografie des Großherzogtums Baden außergewöhnliche kulturgeschichtliche Quelle dar, und 150 Jahre nach Fertigstellung der Auftragsarbeit füllt diese kritische Quellenedition auch eine große kostümhistorische Lücke. Nicht nur die wertige Aufmachung des repräsentativen Großformats beeindruckt. Auch die wissenschaftlichen Kommentare bereichern das kostümhistorische Wissen. Zusätzliche Dokumente wie die Kleiderordnung der Klosterherrschaft St. Blasien (1773) und das Verzeichnis der Trachten im Oberamt Blumberg aus der gleichen Zeit lassen die Dokumentation auch zum Lesevergnügen werden, wenn etwa Abt Martin II. feststellen muss, dass „die Hausvätter selbst, wann anderst selbe sich nicht dem Gelächter bloß stellen wollen, von Zeit zu Zeit sich besser kleiden ...“.

Martin Ruch

August Jakob Eisenlohr: Kirchliche Geschichte der Grafschaft Eberstein seit der Reformation. Orthografisch bereinigte, ergänzte und kommentierte Neuauflage der Originalausgabe (Karlsruhe: Braun'sche Hofbuchdruckerei 1874), Hrsg. von Wilhelm G. Neusel. Tübingen 2019.

Anlässlich des 800-jährigen Jubiläums der ersten urkundlichen Erwähnung des Murgstädtchens Gernsbach im Jahr 2019 erschien die umfassend überarbeitete Neuauflage einer Publikation aus dem Jahr 1874, die, worauf Stadtarchivar Winfried Wolf den Herausgeber dieser Neuauflage im Jahr 2016 am Rande einer Ausstellung hingewiesen hatte, im Stadtarchiv lediglich in Form einer maschinengeschriebenen Abschrift aus den 1950er Jahren, im Archiv der badischen Landeskirche überhaupt nicht mehr vorhanden sei. Wilhelm G. Neusel nahm sich der Sache an und erstellte auf Grundlage der erwähnten Abschrift und einer (der einzigen?) im Generallandesarchiv Karlsruhe vorhandenen Originalausgabe die hier besprochene, in mehrerlei Hinsicht vom Original abweichende Neuauflage.

Das Inhaltsverzeichnis wurde detaillierter gestaltet: die Gliederung in sechs Abschnitte mit insgesamt 24, über die Abschnittsgrenzen hinweg durchnummerierten Kapiteln trägt sehr zu dessen Übersichtlichkeit bei. Auch wurden mehrere Abbildungen eingefügt, und da Eisenlohr offensichtlich Kenntnisse der markgräfllich-badischen Landesgeschichte und der Entwicklung der herrschaftlichen Verhältnisse im nördlichen Schwarzwald vorausgesetzt hatte, die heutzutage vielfach fehlen dürften, wurden vom Herausgeber der Neuauflage umfassende Ergänzungen und Erläuterungen eingefügt, stets klar gekennzeichnet, je nach Art und Umfang kursiv in Klammern, mit grauer Textunterlegung oder mit einem grauen Balken an der Außenstegseite.

Eisenlohns Verdienst ist insbesondere, dass er die Verzahnung weltlicher und kirchlicher Geschichte und die resultierenden wechselseitigen Beeinflussungen in der trotz zahlreicher Konfessionswechsel letztendlich vorwiegend

katholischen Region, beginnend in der Mitte des 16. Jahrhunderts, sorgfältig aufgearbeitet und umfassend dargelegt hat; dies aus dem Blickwinkel des evangelischen Pfarrers von Gernsbach, der er seit 1859 war. Neusel hat das beinahe vergessene Werk für an der Geschichte des oberen Murgtals interessierte Leserinnen und Leser des 21. Jahrhunderts in einer sehr sorgfältig bearbeiteten und behutsam ergänzten Neuauflage wiederauferstehen lassen. Den Anhang bilden ein Verzeichnis der Stadtpfarrer, Diakone, Präzeptoren und Schulleiter seit der Reformation mit diversen biografischen Angaben zu den aufgeführten Personen sowie eine tabellarische Übersicht der im Kirchenbuch eingetragenen evangelischen Taufen des Zeitraumes 1579–1627.

Nicht nur die inhaltliche Bearbeitung, sondern auch die technische Verarbeitung des Buches, das insgesamt 135 Seiten umfasst und zahlreiche Abbildungen und Tabellen enthält, trägt dazu bei, dass nun eine sehr schöne, ansprechend gestaltete Ausgabe verfügbar ist. Als Titelbild dient eine Landkarte, in der die Lage der Grafschaft Eberstein im Jahr 1505 dargestellt ist, also am Vorabend der Reformation.

Karl-Peter Jungius, Termen (CH)

Ruch, Martin: Flucht und Vertreibung 1933–1945: Rettung in der Fremde, Jüdische Offenburg im Ausland, Vier biografische Skizzen, 2019, 155 S.

Martin Ruch ist es wieder einmal gelungen, nach intensiven Recherchen in vielen Archiven die Lebensdaten von vier ehemaligen jüdischen Einwohnern von Offenburg aufzuhellen. Dr. Siegfried Weissmann (* 1888 in Offenburg, † 1968 in New York) ist in Offenburg aufgewachsen. Nach seinem Jurastudium und einer Assessorenzeit in verschiedenen badischen Bezirksämtern kam er 1920 nach Karlsruhe, wo er eine Stelle im badischen Innenministerium erhielt. Als Oberregierungsrat wurde er 1933 nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten aus dem Staatsdienst entlassen. Aufgrund seiner darauffolgenden Tätigkeiten im Synagogen erfährt der Leser viele Details

des jüdischen Lebens in Karlsruhe. Im Frühjahr 1939 wanderte Dr. Siegfried Weissmann nach England und ein Jahr später in die USA aus. In den Staaten engagierte er sich daraufhin ebenfalls in verschiedenen karitativen Organisationen.

Dr. Arnold Reichenberger (* 1903 in Karlsruhe, † 1977 in Newtown): Nach seiner Jugendzeit in Karlsruhe und seinem Pädagogikstudium erhielt Reichenberger sein erstes Lehramt in Baden-Baden und wechselte 1931 ans Gymnasium Offenburg, bis er 1933 aus dem Schuldienst entlassen wurde. 1934 übernahm er eine Lektorenstelle in Mailand, musste Italien aber in Richtung USA 1939 verlassen, als dort ebenfalls die Rassegesetze eingeführt wurden. An der Universität von Pennsylvania entwickelte er sich zum produktiven Wissenschaftler und Professor.

Dr. Werner Bloch (* 1900 in Königsberg, † 1993 in Elmira, USA) war in Offenburg von 1928 bis 1936 als Kinderarzt tätig. Nach Erlass der Nürnberger Rassegesetze erhielt er 1936 eines der begehrten Affidavits und konnte sich mit seiner Frau und seiner Tochter nach den USA einschiffen. Als geschätzter Arzt und Musiker starb er 1993 im Alter von 92 Jahren.

Sehr reichhaltige Quellen kann Martin Ruch bei der Biografie von Fritz Baum (* 1925 in Offenburg, † 2012 in Rugell/Lichtenstein) verwenden, da er Kontakt zu dessen Tochter Sandra Goldmann hat. 1938 wanderte der 13-Jährige mit seiner Familie nach Liechtenstein aus, wo die Gelegenheit bestand, eine Textilfabrik aufzubauen, die Fritz Baum später übernahm. Seine große Leidenschaft war die Fotografie des gesellschaftlichen Lebens in Liechtenstein. Ruch konnte aus einem reichhaltigen Bilderarchiv viele Fotos der Fürstenfamilie entnehmen.

Der abschließende Artikel widmet sich den von der Stadt Offenburg organisierten Besuchen der überlebenden Mitglieder der ehemaligen jüdischen Gemeinde von Offenburg. Diese standen stets im Zeichen der Aussöhnung mit den überlebenden Holocaustopfern.

Das Buch soll vor allem motivieren, es Martin Ruch nachzuahmen, um noch mehr

über das Leben der ausgewanderten jüdischen Familien, die einst in der Ortenau gelebt haben, zu erfahren.

Norbert Klein

Morgenstern, Andreas (Hg.): Revolutionäre Jahre auf dem Land. Vom Kriegsende 1918 zur Weimarer Republik in Mittel- und Südbaden. Heidelberg – Ubstadt-Weiher, 2019, 208 S., viele sw-Abb.

Es ist der fünfte Band der Reihe „Lebenswelten im ländlichen Raum. Historische Erkundungen in Mittel- und Südbaden“ vorzustellen, der die Vorträge des 5. *Tages der Regionalgeschichte* im Juni 2018 in Waldkirch enthält. Zum 100. Jubiläumsjahr des Kriegsendes blickten die Referenten auf Ereignisse und Entwicklungen außerhalb der städtischen Zentren. Sie beschrieben die Situation zum Ende des Ersten Weltkrieges und den Neubeginn sowie die weitere Entwicklung in den 1920er Jahren im mittel- und südbadischen Raum.

Lahr (Thorsten Mietzner, Günther Klugermann, August Heinz), Kappelwindeck (Günther Mohr), Kehl (Uli Hillenbrand), Waldkirch (Johannes Maier), Schiltach (Andreas Morgenstern), Gremmelsbach (Karl Volk), Elzach (Heiko Haumann) sind die Orte, an denen Kriegsende, Umbruch und Neubeginn anhand der örtlichen Gegebenheiten untersucht wurden. Zahlreiche neue Einblicke in die Geschichte der Region während dieser „Schlüssel-epoche unserer Geschichte“ (Andreas Morgenstern) sind der Initiative zur Tagung zu verdanken. Ein sehr lesenswertes Buch!

Martin Ruch

Regio Mineralia. Mittelalterlicher Bergbau in den Vogesen und im Schwarzwald – Les mines au moyen âge, en Forêt-noire et dans les Vosges. Réd. Bernard Bohly, Pierre Fluck, Guntram Gassmann, Joseph Gauthier, Andreas Haasis-Berner, Carole Bégeot, Laure Giambérini. Université de Haute-Alsace & Éditions du Patrimoine Minier, 2019), 134 Seiten, zahlreiche Abb. ISBN 2-9518632-2-54.

Hier ist ein nur in geringer Auflage erschienenes Begleitheft einer gleichnamigen Wander-

ausstellung anzuzeigen, die 2019/2020 an mehreren Orten (u. a. Ste. Marie-aux-Mines, Wegscheid, Waldkirch, Sulzburg und Freiburg) zu sehen war. Das Projekt umfasste Beiträge von acht Autoren des Heftes sowie weitere Mitarbeiter und wurde von der EU im Rahmen des Programms Interreg V Rhin Supérieur 2014–2020 gefördert. Ein weiteres Beispiel für die wichtigen Kulturprogramme der Europäischen Union. Die Erforschung des historischen Bergbaus wird in Frankreich und Deutschland durch zahlreiche verschiedene Institutionen und Arbeitsgruppen getragen, deren Arbeit hier erstmals gemeinsam und grenzüberschreitend gewürdigt wird. Die Publikation ist in zwei Spalten durchgehend zweisprachig angelegt. Sie gibt einen Überblick über die Erzlagerstätten, beinhaltet auf S. 16 eine vereinfachte geologische Karte mit einer Kartierung der Erze mit farbigen Symbolen sowie Fotos einiger Erzstufen. Eine vereinfachte historische Karte zeigt die wichtigsten Territorien beiderseits des Oberrheins; allerdings wird dazu kein Stichjahr angegeben (Ende des Alten Reiches 1806?). Der Bergbau wird mit großartigen Farbaufnahmen von Geländespuren, Stollen und Fundobjekten veranschaulicht. Auf den Bergbau „vor dem 13. Jh.“ folgen das 13. und 14. Jh., dann das 15. bis 17. Jh. Aus der letztgenannten Periode liegen aus den Vogesen besonders aussagekräftige Befunde vor; sie wurden durch Vermessungen unter Tage und durch Ausgrabungen von Stolleneingängen und vorgelagerten Gebäuden gewonnen. Mit schönen Beispielen und Zeichnungen werden die Formen des Abbaus, die Förderung des Erzes und die Bewetterung (Belüftung) der Gruben dargestellt. Auf die Erzaufbereitung folgte die Verhüttung; für sie und auch für die Entwässerung des Bergbaus wurde teilweise Wasserkraft genutzt, wofür Kanäle angelegt wurden (z. B. der „Urgaben“ vom Gebiet des Klosters St. Peter in Richtung Glotter- und Suggental). Zahlreiche Relikte wie etwa Tiegel stammen vom Probieren der Erze. Auch die Auswirkungen auf die Umwelt werden untersucht, schließlich die Besucherbergwerke kurz dargestellt. Ein umfangreicher Katalogteil stellt in großartigen Fotos eine

Auswahl an Mineralien und Erzen, typische Keramikfunde des 13.–16. Jhs., Glasbecher sowie Ofenkacheln mit Ornamenten und figürlichen Darstellungen besonders der Renaissance vor. Zahlreiche eiserne Werkzeuge besonders des 15./16. Jhs. wurden in den Gruben geborgen. Ältere Werkzeugfunde sind hingegen selten; aufgrund ihrer Kostbarkeit wurde auf sie geachtet, und durch das Nachschmieden und Schärfen direkt im Anschluss an die gefahrene Schicht unterlagen sie der direkten Kontrolle.

Für Leser in der Ortenau sind zwei Lamenschälchen aus der Grube „Silbergründle“ bei Seebach im hinteren Achertal bemerkenswert; sie könnten m. E. statt ins „13./14. Jh.“ auch noch ins 15. Jh. gehören. Die Bibliografie (S. 131) hätte noch etwas ausführlicher ausfallen können. Insgesamt ist eine schöne und wichtige Übersicht entstanden, der eine weite Verbreitung zu wünschen ist.

Heiko Wagner

Am anderen Flussufer. Die Spätantike beiderseits des südlichen Oberrheins – Sur l'autre rive. L'Antiquité tardive de part et d'autre du Rhin supérieur méridional. Hrsg. vom Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart, bearbeitet von Gertrud Kuhnle und Eckhard Wirbelauer unter Mitarbeit von Martine Keller und Niklot Krohn. Archäologische Informationen aus Baden-Württemberg Heft 81 (Esslingen 2019), 344 S., zahlr. Abb.

Im Jahr 2019 erschien ein neuer Überblick über die Zeit der Spätantike am südlichen Oberrhein. Erstmals wurden beide Seiten des Rheins in den Fokus genommen und damit die früher so betonte Grenzzone am Rhein ein Stück weit relativiert. Außer den kriegerischen Konflikten und Schlachten gab es lange Zeiten der friedlichen Koexistenz, des Handels und des Austausches. Die 34 Beiträge von zahlreichen Autoren (die Aufsätze wurden mit Zusammenfassungen in der jeweils anderen Sprache versehen) können nicht einzeln gewürdigt werden. Sie behandeln historische Zusammenhänge, Materialgruppen (Funde),

aber auch Themen des Alltags wie die Lebensbedingungen, die Landwirtschaft und die Verkehrswege.

Unter den zahlreichen Fundplätzen sind für die Leser in der Ortenau besonders Straßburg, die Höhensiedlungen oder -befestigungen Kügeleskopf und Geißkopf am Ausgang des Kinzigtals, aber auch die bisher weniger bekannten wie Saverne, Dachstein, das Gräberfeld von Ittenheim und die ganz neu ergrabene Fundstelle von Dingsheim (in der Umfahrung westlich von Straßburg) interessant.

Die von Niklot Krohn vom Alamannen-Museum Vörstetten konzipierte und von der Europäischen Union geförderte zweisprachige Wanderausstellung war in Freiburg, Biesheim, Weil am Rhein und Straßburg zu sehen. Sie stellt wie die Veröffentlichung einen wichtigen Baustein der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit am Oberrhein dar. Sie bildet ein Vorbild für weitere Unternehmungen dieser Art, um unsere gemeinsame Vergangenheit zu erforschen und darzustellen.

Heiko Wagner

Blum, Siegfried: Mein Oberprechtal. Von Häusern und ihren Besitzern. Hg. von der Ortsverwaltung Oberprechtal. Ubstadt-Weiher 2019.

„Mein Oberprechtal“, wo liegt es? Im Elztal, im oberen Teil, da, wo die Elz vom Rohrhardsberg her in nordwestlicher Richtung fließt und sich dann in einem vielleicht namengebenden „Brech“, eine scharfe Kehre, südwestlich nach Waldkirch wendet. Im Norden geht es dem Kinzigtal zu, aber der Schwarzwaldort liegt noch im Breisgau. Ernest Hemingway war 1922 mal da, mit Ehefrau und Freunden, zum Fischen an der Elz. Ein Bauer, misstrauisch gegenüber Fremden, verjagte die Wandernenden, trotz des Angelscheins, den Hemingway erworben hatte. Heute wirbt die Gegend für den Tourismus mit ihrer attraktiven Landschaft.

Es ist ein kleiner Ort, mit Ersterwähnung im Jahr 1178. Nach acht Jahrhunderten gemeinsamer Geschichte trennten sich 1963 die knapp 800 Einwohner von Oberprechtal vom talabwärts gelegenen Prechtal. 1975, mit der

Verwaltungsreform, ging die Selbstständigkeit der Gemeinden verloren und beide gingen in der neu gebildeten Stadt Elzach auf. Oberprechtal, so das „Mein“ im Titel des Buches, liegt wohl nicht nur Siegfried Blum am Herzen. Das Buch „Mein Oberprechtal“ geht auf seine Arbeit des Sammelns, Ordnen und Bewahrens zurück; die Ortsverwaltung Oberprechtal hat es herausgegeben.

Das Buch besteht, nach Geleit- und Vorwort und einem dem „Dörfle“ gewidmeten Gedicht, aus vier Hauptteilen. Der Historiker Heiko Haumann, in Elzach lebend, trägt einen Überblick über die geschichtliche Entwicklung bei, dem folgen drei Teile, die wesentlich auf Siegfried Blum zurückgehen.

Auf die „Entwicklung Oberprechtals in Bildern“ folgt in einer 65 Seiten umfassenden tabellarischen Übersicht das Kapitel „Häuser und ihre Besitzer“ und schließlich die „Abbildungen der Häuser“.

„Eine kleine Geschichte von Oberprechtal“ zu verfassen, erfordert den Blick über den Ortsrand hinaus. Aus der mittelalterlichen Zeit des Dorfes sind nicht viele Zeugnisse überliefert, die über die Zugehörigkeit zum Kloster Waldkirch hinaus Aufschlüsse auf die Lebensverhältnisse im Tal ermöglichen. Haumann löst das Problem, indem er die wichtigsten Lebensumstände der wenigen Siedler im Elztal mit den Informationen darbietet, die allgemein über den ländlichen Alltag der Zeit Auskunft geben.

Über den Alltag bestimmten auch die Herrschaftsverhältnisse. Für das Elztal bildete sich ein Kondominat heraus, in dem die badischen Markgrafen der Hachberger Linie und die Grafen von Fürstenberg zusammen das Prechtal im jährlichen Wechsel regierten – nicht einzigartig, aber doch eine besondere Form der Herrschaft. Den „Untertanen“ machten viele Auseinandersetzungen zwischen den Kondominatsherren das Leben schwer, das Kondominat brachte jedoch auch manchen Ausweg aus rigider Behandlung durch die Obrigkeiten. Nach der Reformation konnten die Einwohner des Tals trotz der verschiedenen Glaubensrichtungen und entsprechender Spannungen durchsetzen, dass die Katholischen und Evan-

gelischen auskömmlich miteinander leben, nicht zuletzt den Gottesdienst in einer Simultankirche feiern konnten. Immer wieder greift Haumann die Arbeits- und Lebensverhältnisse im Dorf auf und ordnet sie in die strukturellen Verhältnisse ein. So auch, wenn er die spezifischen Möglichkeiten des Rüttibrennens darstellt, des regelmäßigen Abbrennens von Niederwald, um kurzzeitig die landwirtschaftliche Nutzfläche zu vergrößern. Ein ähnlicher Notbehelf: In der Eichenschälwaldwirtschaft wurden einige Jahrzehnte lang aus der Eichenrinde Gerbstoffe gewonnen, zumindest vorübergehend ein Ausgleich für abnehmende Gewinne aus der Agrarproduktion. Die Bewohner des Dorfes versuchten aktiv die gesamtgesellschaftlichen Veränderungen erträglich zu gestalten.

Ein besonderes Problem stellt für viele kleine Gemeinden die NS-Zeit dar, speziell der Mangel an Archivalien, die bei der sich abzeichnenden Niederlage des Systems oft vernichtet wurden. Haumann kann anschaulich darstellen, wie viele Einwohner aus Hoffnung auf Verbesserungen, viele auch aus Sehnsucht nach neuer Ordnung und Orientierung, sich dem Nationalsozialismus anschlossen. Allerdings gab es auch Vorbehalte. Die Verfolgung einer jüdischen Viehartzfamilie wurde reserviert wahrgenommen. Die Diskriminierung jüdischer Touristen akzeptierten nicht alle. So entsteht ein differenziertes Bild des Verhaltens selbst in den kleinen Verhältnissen eines Dorfes.

„Die Entwicklung Oberprechtals in Abbildungen“, der folgende Teil des Buches, zeigt vor allem mit Übersichtsaufnahmen den Ortskern. Sie sind so ausgewählt und zusammengestellt, dass sich an fixen Ausschnitten die Veränderungen im Dorfbild identifizieren lassen. Beeindruckend sind die Aufnahmen, auf denen der Aufwuchs von Einzelbäumen und Wald zu sehen ist, wo vorher die Fläche agrarisch genutzt war. Es sind nicht nur anmutende Fotos ländlichen Bauens und Wohnens in naturnaher Umgebung. Sie führen auch den Strukturwandel vor Augen, in dem die Landwirtschaft immer mehr an Bedeutung verlor.

Von der Geschichte des Dorfes erzählen auch die zwei weiteren Teile des Buches. Unter „Häuser und ihre Besitzer“ hat Siegfried Blum zu fast 160, zwischen dem 17. Jahrhundert und 1950 entstandenen Gebäuden die Besitzverhältnisse geklärt und in tabellarischer Form präsentiert. Neben den Bezeichnungen der Häuser und den Namen der Besitzer sind Lebensdaten, Eheverbindungen, Herkunft der Partner und Partnerinnen und die Kinderzahl genannt, teilweise auch Erläuterungen hinzugefügt. Wer schon selbst solche Daten erhoben hat, der kann die Leistung Siegfried Blums gebührend einschätzen.

Es wird spannend sein, auf dieser Grundlage weitere Fragen zu stellen. Wie haben sich zum Beispiel die Lebensverhältnisse, denen Heiko Haumann nachgegangen ist, in den Besitzverhältnissen ausgewirkt? Manche Tabellen lassen konstanten Besitz in einer Familie erkennen, andere zeigen einen häufigen Wechsel. Unter welchen Umständen ergaben sich Konstanz und Wechsel? In welchen Häusern lebten die Nicht-Hausbesitzenden und unter welchen Bedingungen? Auffallend ist, dass es zwar Erweiterungen von Häusern gab, aber Häuser nur sehr selten geteilt wurden. An anderen Orten gab es diese Teilungen häufig, und die Teile wurden nicht nur an Verwandte verkauft. Womit hängt das zusammen?

Der letzte Teil des Buches besteht aus „Abbildungen der Häuser“, für die Siegfried Blum die Besitzverhältnisse geklärt hat. Mit älteren und jüngeren Fotos werden Gehöfte, alte Gewerbegebäude, Gasthäuser, kirchliche und öffentliche Gebäude vor Augen geführt. Bei der Mehrzahl lässt sich ihr Charakter als Raum des Wohnens und Arbeitens, vor allem in der Landwirtschaft, leicht erkennen. Es sind manchmal stattliche Häuser, oft sind wohl die Besitzer davor zu sehen, manchmal bei ihrer Arbeit, manchmal in selbstbewusster Positur, auch die Bewohner oder Besitzer von „Hisle“, von bescheidenen kleinen Häusern. Auch in Oberprechtal gab es Unterschiede im Besitz, im sozialen Rang der Hausbesitzer und Nichtbesitzer; an den alten Aufnahmen lässt sich das eher ablesen als bei renovierten oder neu-

errichteten Gebäuden, bei denen die arbeitsweltlichen „Gebrauchsspuren“ fehlen.

Auch in Orten, die keine regionalen Zentren sind und die keine „große Geschichte“ aufweisen, sind Schätze zu bergen, architektonische, landschaftliche, geschichtliche. Das zeigt das optisch sehr reizvolle Buch „Mein Oberprechtal“. Es ist eine Werbung: für den Tourismus, für die Einwohner selbst, die Eigenart ihrer Lebenswelt wahrzunehmen, dabei den Blick für Veränderungen in Architektur und Umwelt zu schärfen. Es wirbt auch bei der regionalen historischen Forschung um Aufmerksamkeit, sind doch solche Bücher Voraussetzung für vergleichendes Vorgehen bei der Erforschung dörflicher Gebäude, aber auch des sich darin widerspiegelnden sozialen Wandels. Das kann auch in „kleinen“ Orten zum Bewusstsein von Handlungsspielräumen in Gegenwart und Zukunft führen.

Günther Mohr

Bühler, Michael: Existenz, Freiheit und Rang. Handlungsmuster des Ortenauer Niederadels am Ende des Mittelalters (Band 222 der Reihe „Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B: Forschungen“), Verlag W. Kohlhammer Stuttgart 2019, 344 Seiten, ISBN 978-3-17-035360-2.

Diese Studie befasst sich mit der spätmittelalterlichen Geschichte des Niederadels in der Ortenau vom 13. bis 16. Jahrhundert. Zeitlich und thematisch liegt der Schwerpunkt der Untersuchung in den Verhaltensweisen und Handlungsmustern dieser Gruppe in der Zeit von der Ortenauer Einung von 1474 bis zum Augsburgur Religionsfrieden 1555.

Bühler widmet sich dabei Verhaltensweisen und Handlungsmustern, die bei vielen Personen und Familien zugleich auftraten, um sich Existenz, Freiheit und Rang zu sichern und auszubauen. Dazu zählten zum einen die Bestrebungen, über gruppeninterne Verträge (Einungen) gegenseitige Verpflichtungen zu erreichen und Rechte abzusichern. Zum anderen suchte der niedere Adel über Lehen, Ämter, Dienste, Militärpolitik, Heiratsverhalten sowie das Engagement im religiösen Stiftungswesen seine Stellung zu sichern und zu festigen. Dabei finden sich in diesem Buch nebenbei auch zahlreiche Informationen über den Ortenauer Adel und dessen Lebensverhältnisse. Darüber hinaus gewinnt man Informationen über die Form der Adelsorganisationen, wie sie in der frühen Neuzeit praktiziert wurden.

Bühler widmet sich in seiner Forschung darüber hinaus auch raumspezifischen Fragen, so die Verschiebung der anfänglich nur ländlichen Aufenthaltsorte der Gruppenbildung (auf Burgen) hin zu städtischen Sitzen. Auch die enge Bindung an Fürsten durch das Vasallentum wird analysiert. Mit seinen detaillierten Forschungen hat Bühler daher einen wichtigen Beitrag zur adeligen Gruppenbildung geleistet, zumal er besonders die Wichtigkeit der Form der Einung gegenüber der Form der Adelsgesellschaft hervorgehoben hat (S. 134–136).

Dr. Cornelius Gorka

Literaturhinweis

Korta, Tobias: Kappel am Rhein im Mittelalter. Unter Berücksichtigung von Grafenhausen und Alt-Rhinau. Selbstverlag des Verfassers. tfkorta@web.de, 2018, 108 S., Farbabb. und Karten.

Vereinsnachrichten

Nachrichten

Mitgliederversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden am 27. Oktober 2019 in Schiltach

Bereits vor Sitzungsbeginn wurden die Teilnehmer musikalisch von einer Abordnung der Trachtenkapelle Lehengericht auf die Versammlung eingestimmt. Anstelle des erkrankten Präsidenten Klaus G. Kaufmann eröffnete sein 1. Stellvertreter Dr. Cornelius Gorka die morgendliche Mitgliederversammlung, die im Adlersaal im Herzen von Schiltach stattfand. Erfreulicherweise war die Versammlung sehr gut mit Vertretern von 21 der aktuell bestehenden 28 Mitgliedergruppen besucht. Die Mitgliedergruppe Schiltach-Schenkenzell, welche im gleichen Jahr ihren 100. Geburtstag feierte, hatte für eine gute Vorbereitung des Tagungsortes und für die Gestaltung des Rahmenprogramms gesorgt.

Im Jahresbericht des Präsidiums informierte Vizepräsident Dr. Gorka zunächst über die wesentlichen Aktivitäten des Vereinsvorstands. Dieser vertrat u. a. die Interessen des Gesamtvereins in Gesprächen beim Regierungspräsidium Freiburg und bei der Alemannischen Heimat. Hinzu kamen verschiedene Termine bei den Ortsvereinen und bei den elsässischen Freunden. Einige schwierige Gespräche erfolgten mit der Stadt Kehl wegen der anhaltenden Umbaumaßnahmen im Handwerkermuseum Kehl-Kork, durch die auch unsere Vereinsbibliothek beeinträchtigt waren.

Der Vizepräsident bedauerte, dass sich die beiden Ortsvereine Oberkirch und Wolfach aufgelöst haben. Ihre Mitglieder werden, soweit sie sich nicht einer anderen Ortsgruppe anschließen, von der Überregionalen Gruppe aufgenommen. Man gebe aber die Hoffnung nicht auf, dass in diesen Orten ein Historischer Verein als Orts- oder Regionalgruppe wiederentstehen werde. Natürlich werde dies davon abhängen, ob sich vor Ort wieder mutige Leute finden, die einen Neubeginn wagen. Es gebe schließlich viele Menschen, deren Lust auf Geschichte über den Historischen Verein geweckt und die man zur Mitarbeit animieren könnte. Man habe ja mit der Mitgliedergruppe Schiltach-Schenkenzell ein wunderbares Beispiel für einen erfolgreichen Neuanfang.

Was die aktuelle Situation im Präsidium betrifft, so befindet sich der Gesamtverein momentan in einer schwierigen Situation. Infolge der Erkrankung des Präsidenten mussten im Präsidium seine Aufgaben neu verteilt werden. Man bemühe sich, so gut es geht, das „Vereinschiff“ auf Kurs zu halten.

Bei der nächsten Mitgliederversammlung im Jahr 2020 stehen wieder Neuwahlen an. Das Präsidentenamt und die bisher vakanten Ämter des 2. Stellvertreters und des Rechners müssen dann endlich wiederbesetzt werden, sonst ist die Arbeit im Präsidium nicht mehr zu leisten!

*Das Präsidium
während der
Mitgliederversammlung
(Foto: S. Birk)*



Dr. Cornelius Gorka appellierte an die Mitglieder, bei der Kandidatenfindung mitzuhelfen. Wenn Vorstandsarbeit auf mehrere Schultern verteilt wird, lässt sie sich angenehmer bewältigen und kann durchaus Freude bereiten; vor allem wegen der vielen persönlichen Begegnungen.

Sabine Birk erstattete den Kassenbericht und erläuterte anschaulich die Finanzlage des Vereins. Als größte Ausgabe schlug – wie in den vergangenen Jahren auch – das Jahrbuch mit 39 201,81 Euro zu Buche. Hinzu kamen die Kosten für die Kassiererin (mit Lohnnebenkosten), die Miete für die Vereinsbibliothek sowie Zuschüsse und Ausgaben für verschiedene Projekte. In der Kasse gab es ein Plus von 2500 Euro. Die Mitgliederzahl ist infolge der Auflösung der beiden Mitgliedergruppen von 2408 (Ende 2017) auf 2349 Mitglieder (Ende 2019) gesunken.

Die Kasse wurde von den Kassenprüferinnen Elfriede Gras (Kehl) und Patricia Hemmer (Bühl) geprüft. Elfriede Gras verlas den Bericht der Kassenprüfung und bescheinigte dabei der Kassenwartin eine einwandfreie Kassenführung. Auf Antrag von Dr. Heinrich Schwendemann (Steinach) beschloss die Versammlung dann auch einstimmig die Entlastung der Kassiererin.

Redakteur Dr. Martin Ruch berichtete über den 99. Jahresband unserer „Ortenau“ mit dem Schwerpunktthema „Straßburg und die Ortenau“. 15 thematische und 19 freie Beiträge seien diesmal eingereicht worden. Er wies besonders auf den Aufsatz über den wieder aufgetauchten Kopf des Apostels Johannes hin, der lange Zeit als verschollen galt und nun wieder in das Musée de l’Œuvre Notre-Dame in Straßburg zurückgekehrt ist. Eben in diesem Museum fand dann auch am 23. September 2019 die Vorstellung des Jahrbuchs statt. Das gewählte Thema habe sich im Nachhinein als „Glücksfall“ erwiesen: Denn die Nachfrage des Buchhandels war so groß, dass unser Verkaufskontingent recht bald ausverkauft war! Im nächsten Jahr steht nun der 100. Jahresband an. Für diesen Jubiläumsband habe man das Schwerpunktthema „Musik in der Ortenau“ gewählt. Dazu passe alles, „was mit Klängen und Tönen“ verbunden werde. Am Ende seines Berichts bedankte sich Dr. Martin Ruch bei Dietmar Heekerens und seinem



*Vizepräsident
Dr. Cornelius Gorka
mit den beiden neuen
Ehrenmitgliedern
Dr. Hans Harter und
Karl Volk
(Foto: S. Birk)*

Unternehmen „punktgenau“ in Bühl für die gute Zusammenarbeit, die nun bereits zehn Jahre besteht.

Eine Aussprache über die Berichte wurde von der Versammlung nicht verlangt, sodass Versammlungsleiter Dr. Cornelius Gorka zu den Ehrungen übergehen konnte. In Anerkennung ihrer Verdienste um die lokale Geschichtsforschung beschloss die Versammlung einstimmig, die beiden Mitglieder Dr. Hans Harter (Schiltach/Schenkenzell) und Karl Volk (Hornberg/Triberg) zu Ehrenmitgliedern des Historischen Vereins für Mittelbaden zu ernennen. Vizepräsident Dr. Gorka würdigte ihre langjährige engagierte Tätigkeit im Verein und überreichte die Urkunden. Die beiden neuen Ehrenmitglieder bedankten sich herzlich für die überraschende Ehrung.

Abschließend wurde Norbert Klein einstimmig von der Mitgliederversammlung zum neuen Sprecher der Fachgruppe „Jüdische Geschichte“ gewählt. Wünsche und Anträge waren beim Präsidium nicht eingegangen, sodass Vizepräsident Dr. Gorka die Mitgliederversammlung danach schließen und zum öffentlichen Teil der Jahreshauptversammlung überleiten konnte.

Beim Empfang der gastgebenden Orte stellten die Bürgermeister Thomas Haas (Schiltach) und Bernd Heinzelmann (Schenkenzell) ihre Gemeinden vor und würdigten die Arbeit des Historischen Vereins für Mittelbaden. Den Festvortrag hielt der Schiltacher Stadtarchivar Dr. Christian Morgenstern zum Thema „Eine Fachwerkstadt ersteht neu – die Sanierung der Schiltacher Altstadt ab 1970“. Er beschrieb dabei anschaulich die Bemühungen um die Erhaltung der zahlreichen Baudenkmäler der Stadt.

Nach dem Mittagessen bestand die Möglichkeit, in die Ortsgeschichte einzutauchen: Die Teilnehmer wurden von Dr. Hans Harter durch die historische Altstadt und von Dr. Christian Morgenstern durch die beiden städtischen Museen geführt. Eine weitere Gruppe besuchte außerdem mit Martin Schmid das frühere Kloster Wittichen und dessen Klostermuseum.

Dr. Cornelius Gorka

Nachrufe

Unserem Präsidenten Klaus G. Kaufmann zum Gedächtnis



Der Historische Verein für Mittelbaden trauert um seinen Präsidenten Klaus G. Kaufmann. Er verstarb nach schwerer Krankheit im Alter von 75 Jahren am 19. Januar 2020 in Haslach. Zahlreiche Mitglieder des Historischen Vereines haben ihm am 30. Januar 2020 bei der Beisetzung das letzte Geleit gegeben.

Klaus G. Kaufmann gehörte seit 2005 zunächst als stellvertretender Präsident dem Präsidium unseres Vereines an. Er nahm regelmäßig an den Sitzungen teil und brachte dabei seine Kenntnisse und Erfahrungen ein. Als Vorsitzender der Ortsgruppe Haslach hatte er zudem einen engen Draht zu den Mitgliedern und damit zur Basis des Vereins. Wir erlebten ihn dabei als angenehmen und liebenswürdigen Präsidiumskollegen und Vereinsfreund.

Bei der Mitgliederversammlung 2011 wurde Klaus G. Kaufmann zum Präsidenten des Historischen Verein für Mittelbaden gewählt. Er hatte dieses Amt nie angestrebt, dann aber doch die Verantwortung übernommen. Klaus wuchs in das nicht immer leichte Präsidentenamt hinein und vertrat den Gesamtverein souverän nach außen.

Er kümmerte sich als Präsident auch um verschiedene Fragen und Probleme, die an das Präsidium herangetragen wurden. Klaus suchte vieles in Gesprächen zu klären. Wenn es aber nötig war, konnte er auch eine klare Position einnehmen. Er verfolgte zudem das Geschehen in den Ortsgruppen und besuchte immer wieder deren Versammlungen. An der Wiederbelebung des Ortsvereines in Schiltach-Schenkenzell im Jahre 2007 war er wesentlich beteiligt. Außerdem erlebte er in seiner Amtszeit bei den meisten Orts- und Fachgruppen einen Wechsel der Vorstände.

Während seiner Präsidentschaft wurden einige wichtige Projekte verwirklicht. Unsere Vereinszeitschrift „Die Ortenau“ erhielt ein farbiges Gesicht. Der Verein machte sich die zunehmende Digitalisierung zunutze, um sich besser über das Internet präsentieren zu können: Die Homepage des Vereins wurde modernisiert. Eine Kooperation mit der Unibibliothek Freiburg ermöglichte es, dass die älteren Jahrbücher nun im Internet eingesehen werden können. Außerdem stellte unsere Vereinsbibliothek in Kork ihren Katalog auf eine Onlinenutzung um.

Neben den Kontakten zu den Ortsgruppen legte Klaus G. Kaufmann auch großen Wert auf die Beziehungen zu den elsässischen Geschichtsvereinen. Solange es ihm gesundheitlich möglich war, besuchte er deren Versammlungen und nahm regelmäßig an der Buchmesse „Salon de livre“ in Colmar teil, wo er den Stand des Historischen Vereines

für Mittelbaden betreute. Darüber hinaus nahm Klaus an Veranstaltungen der Aleman-nischen Heimat und des trinationalen Verbundes der Geschichtsvereine am Oberrhein teil.

Neben seinen Ehrenämtern hatte Klaus aber immer noch genügend Zeit für seine histo-rischen Forschungen. Denn Geschichte interessierte ihn schon immer. Bereits in den 1980er Jahren setzte er sich mit der lokalen Historie seiner Geburtsstadt Bühl und später seiner Wahlheimat Haslach auseinander. Ab 1996 spezialisierte er sich dann immer mehr auf die Erforschung des Scharfrichterwesens in der Ortenau. Auf dieses ungewöhnliche Thema war er im Rahmen eigener Familienforschungen gestoßen.

Klaus Kaufmann wollte dabei der Geschichte auf den Grund gehen und anhand der archivalischen Quellen aufarbeiten. Dafür erlernte er die alte deutsche Schreibschrift, besserte sein Latein auf und arbeitete sich mühsam durch alte Kirchenbücher und Akten. Seine Ausdauer zahlte sich aus. Denn er gewann durch seine Forschungen ein solches Fachwissen über die Scharfrichter, wie es nicht viele Menschen besitzen.

Durch seine Führungen im Besucherbergwerk „Segen Gottes“ in Schnellingen war er zudem ein Kenner der regionalen Bergbaugeschichte. Unvergessen wird mir seine span-nende Bergwerksführung bleiben, die er auch einmal mit dem Präsidium durchführte.

Klaus machte auch seine Forschungen der interessierten Öffentlichkeit zugänglich. Er hielt Vorträge und war Autor mehrerer Veröffentlichungen. Allein in der „Ortenau“ finden sich 14 Aufsätze aus seiner Tastatur. Wer ihn als Referent erlebte, der spürte, dass es Klaus eine große Freude bereitete, den Menschen die Lokal- und Regionalgeschichte nahezubrin-gen.

Für sein umfassendes Engagement für die Geschichte und das Brauchtum wurde er im September 2018 mit der Heimatmedaille des Landes Baden-Württemberg geehrt. Im glei-chen Jahr verliehen ihm außerdem die Freunde von Alt-Straßburg (Amis de Vieux Stras-bourg) den Preis des Eurodistrikts Strasbourg-Ortenau für seine Verdienste um die badisch-elsässische Zusammenarbeit. Beide Auszeichnungen waren eine große Ehre und ebenso große Freude für ihn.

Seit September 2019 war es Klaus leider gesundheitlich nicht mehr möglich, an Veran-staltungen des Historischen Vereins und der elsässischen Vereine teilzunehmen. Nach seiner Entlassung aus dem Krankenhaus war er noch sehr zuversichtlich, dass sich sein Zustand soweit bessern werde, um sein Buch über die Scharfrichter noch vollenden zu können. Doch sein Gesundheitszustand hat dies nicht mehr zugelassen.

Nun ist Klaus leider von uns gegangen. Zurück bleibt die Erinnerung an einen verdien-ten Präsidenten, einen engagierten Geschichtsforscher und einen sympathischen Vereins-freund. Möge er in Frieden ruhen.

*Dr. Cornelius Gorka
1. stellvertretender Präsident*

Karl Maier (1926–2020)

Am 26. März 2020 verstarb unser Ehrenmitglied Karl Maier im Alter von 94 Jahren. Der Historische Verein für Mittelbaden e.V. und die Mitgliedergruppe Appenweiler verlieren eine bedeutende Historikerpersönlichkeit und einen lieben und freundlichen Menschen.

Karl Maier war ein gebürtiger Appenweiler. Nach Krieg und Abitur studierte er das Lehramt für Geschichte, Deutsch und Englisch. Einen Großteil seiner Berufstätigkeit verbrachte er am Gymnasium Achern, das ihm seinerzeit eine „überragende pädagogische Kompetenz“ bescheinigte.

Darüber hinaus engagierte er sich in vielfältiger Weise für seine Heimatgemeinde, zwischen 1962 und 1994 auch als Gemeinderat.

Der Oberstudiendirektor i.R. Karl Maier machte sich in der Region als profunden Historiker und Ortschronist einen Namen. In seiner Heimatgemeinde galt er für Verwaltung, Vereine und in der Bürgerschaft als beehrter Experte zur Ortsgeschichte. Als Pädagoge gab er historisch interessierten Bürgerinnen und Bürgern sein Wissen weiter, half Kirchenbücher auszuwerten und zu transkribieren, Vorfahren zu erkunden oder die Geschichte von Vereinen aufzuarbeiten.

Bis zuletzt beschäftigte er sich damit, die Vergangenheit seiner Gemeinde zu erforschen. Er verfasste und redigierte zahlreiche historische Schriften über die Entwicklung von Kommune und Kirche, wie beispielsweise die Publikation „1100 Jahre Appenweiler“ (1984). Als Ortschronist hielt Karl Maier wichtige Ereignisse der Gegenwart auf Fotos, Dias oder im Film fest. Ebenso betreute er intensiv das Gemeindearchiv.

Im Historischen Verein Appenweiler zählt Karl Maier zur Gründergeneration. 1958 initiierte er gemeinsam mit seinem Bruder Dr. Günther Maier die Mitgliedergruppe, die er bis 2002 leitete.

Von 1989 bis 1999 gehörte Karl Maier dem Präsidium des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V. als Redakteur des Jahrbuches „Die Ortenau“ an. Er redigierte zehn Ausgaben der Zeitschrift. Besonders hervorzuheben sind die beiden Schwerpunktbände zum Ende des Zweiten Weltkriegs (1995) und zur badischen Revolution (1999). Lesbarkeit und wissenschaftliche Korrektheit waren die beiden Prinzipien, die Karl Maier als Redakteur verfolgte. Seine Arbeit brachte ihm in Fachkreisen viel Ansehen. So wirkte er auch als Redakteur für andere Publikationen, wie z.B. die Festschrift „800 Jahre Allerheiligen“ (1996).

Als Leiter der Fachgruppe „Neuere und Zeitgeschichte“ sah Karl Maier in der Förderung der zeithistorischen Regional- und Lokalforschung ein wichtiges Anliegen. Er war damals einer der wenigen Historikern in der Ortenau, die sich mit der Zeit des Nationalsozialismus beschäftigten.

Für seine großen Verdienste wurde Karl Maier 1999 nicht nur zum Ehrenmitglied des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V. ernannt. Bereits 1994 erhielt er das Bundesverdienstkreuz, 2004 die neu geschaffene Bürgermedaille. 2010 wurde er zum Ehrenbürger der Gemeinde Appenweiler ernannt.

Er hinterlässt im Historischen Verein für Mittelbaden e.V. eine große Lücke.

*Dr. Wolfgang Gall
Ehrenpräsident*

Francis Rapp (* 27. Juni 1926 Strasbourg– † 29. März 2020 Angers)

Das Elsass betrauert das Ableben eines beliebten Historikers und begabten Redners, der noch im hohen Alter öffentlich aktiv war. Hielt er doch noch vor kurzer Zeit die Laudatio, als dem beliebten Rémy Valléjo O. P. der „Prix Europe 2019“ verliehen wurde.

Als geborener Elsässer hat Francis Rapp es gewiss nicht verdient, fern von seinem geliebten Elsass der „Pest“ unserer Tage (Covid-19) zum Opfer zu fallen, als er in Angers bei der Familie eines seiner drei Söhne zu Besuch war.

In Strasbourg als Sohn des Advokaten Léon Rapp geboren, begann er seine Studien am Collège Saint-Etienne, das im Jahr 1940 von den Nazis geschlossen wurde. Am Gymnasium Jean Sturm und am Lycée Fustel-de-Coulanges setzte er diese bis zum Abitur fort. Gesundheitlich geschädigt, entzog er sich der Einberufung zur Wehrmacht.

Der Erfolg in seinen Studien sicherte ihm den ersten Rang im französischen „Capes“ und der berühmten „Agrégation“ (1952), die ihm alle Türen für eine akademische Laufbahn eröffneten: an der Universität Straßburg und an der Fakultät für Geisteswissenschaften in Nancy (1961–1972), wo er zum Thema „Réforme et Réformation à Strasbourg. Eglise et société dans le diocèse de Strasbourg [1450–1525]“ im Jahr 1972 promoviert wurde. Diese Arbeit eröffnete ihm die akademische Laufbahn auf den Lehrstuhl der Geschichte des Mittelalters in seiner Heimatstadt (1972–1991). Dank seiner Zweisprachigkeit machte er sich einen Namen mit Werken, die thematisch auch die deutsche Geschichte einschlossen. Exemplarisch sei aus den 274 Titeln seiner Bibliografie hier zunächst als Trilogie genannt

- „Les origines médiévales de l’Allemagne moderne: De Charles IV à Charles Quint (1346–1519)“ [Aubier, 1989]
- „Le Saint Empire romain-germanique: d’Otto le Grand à Charles Quint [Tallandier, 2001]
- „Maximilien d’Autriche: Souverain du Saint Empire romain-germanique, bâtisseur de la maison d’Autriche“ [Tallandier, 2007]

Dazu passt auch folgende Arbeit, die im Original auf Deutsch erschienen ist:

- „Zwischen Mittelalter und Neuzeit“ [Kohlhammer, 2006]

Georges Bischoff, einer seiner Nachfolger, sieht in Francis Rapp einen Vermittler zwischen dem Elsass und Deutschland als dem wieder erneuerten Land der „Dichter und Denker“ und nicht mehr jenem Deutschland als Land der „Richter und Henker“, das der junge Rapp erlebt hatte.

Natürlich vergaß er das Elsass nicht und editierte zusammen mit Georges Livet das vierbändige Werk „Histoire de Strasbourg des origines à nos jours“ (vols. 1–4, 1981–1982).

Schon zur Nazizeit wurde Francis Rapp im Verborgenen als Pfadfinder (scout) (seit 1942) tätig. Nach dem Krieg war er „chef de troupe“, „commissaire-éclaircur“, und von 1978 bis 1985 fungierte er als „Commissaire de province de l’Association des Guides et Scouts d’Europe“.

Selbstverständlich gehörte Rapp zahlreichen wissenschaftlichen Gremien an: Erwähnt seien seine Mitgliedschaft in der „Fédération des Sociétés d’Histoire et d’Archéologie d’Alsace“, seine Funktion als korrespondierendes Mitglied der „Kommission für Landesge-

schichte von Baden-Württemberg“ und bei der „Göttinger Akademie der Wissenschaften“, wobei ihm wissenschaftliche Auszeichnungen im In- und Ausland überreicht wurden, u. a. der „Prix Eugène Piccard“ der Académie Française“ (1983), der „Prix Guizot“ (2001), die Ehre eines „académicien“ in der „Académie des Inscriptions et Belles Lettres“ (1994) sowie zivilgesellschaftliche Ehrungen wie die Berufung zum „Chevalier de la Légion d’Honneur“ und zum „Commandeur de l’Ordre des Palmes Académiques“.

Im Jahr 1959 hat er mit Marie-Rose Sutter die Ehe geschlossen. Zu seinem großen Leid ist sie ihm im Jahr 2018 im Tod vorausgegangen. Francis Rapp ist zwar in der Ferne verstorben: er fand aber seine ewige Ruhe an ihrer Seite auf dem Friedhof von Rosheim im Elsass.

Bibliografie in „Mélanges Rapp“, Revue d’Alsace Bd. 122, 1966, S. 9–18. Eine Aktualisierung ist vorgesehen in der Revue d’Alsace Bd. 146, 2020.

Louis Schlaefli und Willy Eisele

Dr.-Dieter-Kauss-Bibliothek

Die Bibliothek war im Kalenderjahr 2019 an 46 Samstagen geöffnet. Unsere Besucherzahl betrug 130.

Dies war insbesondere darauf zurückzuführen, dass wir am 5. Oktober einen „Tag der offenen Tür“ veranstaltet haben. Diesen Tag haben 37 Besucher genutzt, um die Bibliothek kennenzulernen. Wir haben an diesem Tag auch auf unsere Arbeitsschwerpunkte aufmerksam gemacht.

Wir bitten alle Autoren nach wie vor darum, uns ein Exemplar ihrer jeweiligen Veröffentlichungen zur Verfügung zu stellen.

Der Gesamtbestand der Bibliothek ist über die Internetseite des Hauptvereins einzusehen.

Renate Demuth

Berichte der Mitgliedergruppen	533
Berichte der Fachgruppen	583

Berichte der Mitgliedergruppen

Achern

Im Jahr 2019 veranstalteten wir sieben Vorträge und zwei Ausflüge, der erste Ausflug im Mai musste kurzfristig umgeplant werden, da das Hambacher Schloss für die Öffentlichkeit gesperrt worden war, die Fahrt ging dann zunächst nach Germersheim und danach nach Speyer.

Den ersten Vortrag im letzten Jahr hielt Herr Dr. Woltersdorff zum Thema „Elsässische Literaturgeschichte“. Das Elsass ist seit langer Zeit ein Begegnungsraum verschiedener Völker und Kulturen, sodass hier eine reichhaltige Literaturgeschichte entstanden ist. Herr Woltersdorff berichtete in seinem Vortrag über die Entwicklung von Keltenzeit über das Mittelalter bis hin zur Neuzeit.

Für den zweiten Vortrag konnten wir Herrn Prof. Dr. Wolfgang Hochbruck aus Freiburg gewinnen, der zum Thema „Der Weber Max von Achern, seine Kameraden von '48 und der Bürgerkrieg in Amerika“ referierte. Herr Professor Hochbruck zeigte in seinem Vortrag auf, wie die in Europa erfolglosen Revolutionäre von 1848/49 ins amerikanische Exil flüchten konnten und sich dort das freiheitliche Leben aufbauten, welches sie zuvor vergeblich in Europa gesucht hatten. Sie organisierten sich hier oft in landsmannschaftlichen Vereinen und hielten darüber oft Kontakt zu ihren früheren Mitkämpfern. Im Sezessionskrieg oder dem amerikanischen Bürgerkrieg kämpften die früheren Revolutionäre dann meist in der Unionsarmee und konnten auch Dank ihrer früheren Erfahrungen und Ausbildung in der alten Heimat hohe Ränge in der Armee der neuen Heimat erringen. Wie schon in Europa kämpften sie dann in Amerika für die republikanische Idee.

Auch der nächste Vortrag von Herrn Martin Baus aus Homburg befasste sich mit der Freiheitsbewegung des 19. Jahrhunderts. Unter dem Titel „Ein Leben für die Freiheit: Philipp Jakob Siebenpfeiffer (1789–1845) – Aspekte einer politischen Biographie“ zeigte Herr Baus das Leben und Wirken Siebenpfeiffers zwischen der Jugend in Lahr und der Arbeit im damals königlich-bayrischen Homburg. Siebenpfeiffer nahm dort zunächst das Amt eines Landcommissärs ein und engagierte sich dann immer stärker in der Demokratiebewegung, um die erstarrten Strukturen nach dem Wiener Kongress aufzubrechen. Siebenpfeiffer war einer der wichtigsten Organisatoren des Hambacher Festes, der größten Demokratiebewegung im deutschen Vormärz. Zu der Demonstration für einen demokratischen deutschen Nationalstaat in einem konföderierten Europa kamen um die 30 000 Menschen.

Eigentlich sollte es am Donnerstag, den 23. Mai eine Fahrt zum Hambacher Schloss – passend zu dem Vortrag von Herrn Baus – geben. Leider wurde dieses kurzfristig für die Öffentlichkeit gesperrt; da auch

Frau von der Leyen auf diese Idee gekommen war, und der Historische Verein musste seine Pläne ändern. So wurde daraus eine Fahrt nach Germersheim und nach Speyer. Die Besichtigung der Kasematten in das näher gelegene Germersheim erwies sich als sehr interessant und bestätigte den alten Spruch vom „in die Ferne schweifen, wo das Gute liegt so nah ...“. Viel Wissenswertes wurde auf eine sehr humorvolle Art und Weise bei der Führung vermittelt und auch die Begehung der Kasematten ergab einen guten Eindruck von den ehemaligen Ausmaßen der Festung, die auf Beschluss des Deutschen Bundes gebaut und 1855 vollendet wurde. Zu Beginn der 1920er Jahre mussten dann jedoch auf Bestimmung des Versailler Vertrags große Teile der Festung abgetragen werden. So sind heute nur noch die beiden Stadttore und einige der Festungsgebäude wie z. B. das Zeughaus, die Carnot'sche Mauer oder die ehemalige Festungskommandantur zu sehen.

Die Fahrt führte dann weiter nach Speyer, in den Dom zu dessen Krypta und den Kaisergräbern, geführt durch eine ausgebildete Archäologin. Die zum Teil sehr persönlich gehaltenen Kommentare ließen teilnehmen an dem Abenteuer der Entdeckung neuer Dokumente und der archäologischen Enträtselung von Artefakten. Ein anschließender Stadtrundgang mit Führung erschloss weitere Baudenkmäler wie z. B. die barocke protestantische Kirche und das alte Stadttor, hinterließ aber auch den Eindruck von Speyer als einer lebendigen und lebhaften Stadt, die nicht nur in der Vergangenheit große Bedeutung hatte, sondern auch mit beiden Beinen im Hier und Heute steht.

Der letzte Vortrag vor der Sommerpause wurde von Herrn Dr. Heinz Krieg aus Freiburg mit dem Thema „Das Kloster St. Ulrich und der Bergbau am Birkenberg im Mittelalter“ gehalten.

Die Gründung des Cluniazenserklusters St. Ulrich im Möhlintal während der Zeit des sogenannten Investiturstreits war politisch von weitreichender Bedeutung, weil sie die gegnerischen Parteien der mit größter Erbitterung geführten Kämpfe im deutschen Südwesten zu einem friedlichen Ausgleich zusammenführte. Als entscheidender Vermittler agierte dabei der im Auftrag des Abts von Cluny im rechtsrheinischen Gebiet agierende Mönch Ulrich, indem er hier mit dem später nach ihm benannten Kloster St. Ulrich und dem Frauenkonvent von Bollschweil (Sölden) die beiden einzigen rechtsrheinischen Cluniazenserpriorate einrichtete. Ulrich von Cluny/Zell war zusammen mit dem später ebenfalls sehr einflussreichen Klosterreformer Wilhelm von Hirsau im Regensburger Kloster St. Emmeram ausgebildet worden, stieg zunächst zum Hofkapellan des Saliers König Heinrich III. auf, trat schließlich aber als Mönch in das burgundische Reformkloster Cluny ein und wurde dort zu einem engen Vertrauten des Abtes Hugo von Cluny. Der als Klosterreformer und -gründer tätige Ulrich bestimmte jedoch nicht Cluny, sondern das von ihm gegründete Priorat im Möhlintal zu seiner letzten Ruhestätte, wo sich dann auch ein Kult entwickelte. Auffallenderweise befindet sich in unmittelbarer Nähe zum Kloster St. Ulrich am Birkenberg ein im Mittelalter intensiv genutztes Bergbaurevier, das sich seit dem 14. Jahrhundert sicher fassen lässt, dessen Anfänge aber wahrscheinlich weiter zurückreichen dürften.

Könnte Ulrichs Klostergründung im Möhlintal also auch mit den dortigen Silbervorkommen zusammenhängen?

Nach der Sommerpause ging es dann mit einer Tagesfahrt ins Möhlintal weiter, wo uns Herr Michael Karle unterstützt von lokalen Führern die im Vortrag von Herr Dr. Krieg genannten Orte näher brachte.

In Bolschweil besichtigten wir die im Weinbrennerstil von Hans Voß – welcher auch am Bau der Acherner Illenau beteiligt war – geschaffene Pfarrkirche und das Kaschnitz-Zimmer im Rathaus, mit welchem die Gemeinde der 1974 verstorbenen und in Bolschweil bestatteten Dichterin Marie Luise von Kaschnitz gedenkt. Im Möhlintal besichtigten wir das einstige Bergbaurevier Birkenberg, in dem schon ab dem 12. Jahrhundert vor allem Silber abgebaut wurde. Der bergbauhistorische Lehrpfad (1,6 km) mit der Ruine Birchiburg ist ein einzigartiges Denkmal des frühen Bergbaus im Schwarzwald. In St. Ulrich waren wir auf den Spuren der Mönche von Cluny. Wir besuchten die einstige Kloster- und heutige Pfarrkirche, die 1739–1744 von dem aus dem Voralberg stammenden Baumeister Peter Thumb gestaltet wurde.

Am 26. September stand ein Vortrag von Dr. Barbara Memheld auf dem Programm. Zu dem Thema „Heinrich Schickhardt (1558–1635), Baumeister im Dienste der württembergischen Herzöge“ referierte Frau Memheld über das Leben und Wirken des bedeutenden deutschen Renaissancebaumeisters, der die Baukunst der Region nachhaltig prägte. Neben Architektur und Stadtplanung befasste sich Heinrich Schickhardt mit ingenieurtechnischen Anlagen, der Regulierung von Flüssen oder der Kartographie. Die vom französischen Montbeliard ins schwäbische Backnang führende Schickhardt-Straße erinnert an das Wirken des „uomo universale“.

Im nächsten Vortrag mit dem Titel „Die Lynchmorde des NS-Kreisleiters Hugo Grüner – was haben der Vierfach-Mörder von 1944, mein Vater bzw. Opa und ich in 2019 gemeinsam?“ befasste sich Diplom-Psychologe Gerd Hirschberg neben der Entwicklung Grüners mit dem Weg anderer ehemaliger Nazis, deren Erfahrungen nach dem Ersten Weltkrieg sie in das völkische Denken und die staatlich geförderte Unmenschlichkeit hinein führte. Hugo Grüner erschoss gegen Ende des Zweiten Weltkrieges als Kreisleiter der NSDAP von Müllheim und Lörrach vier notgelandete Besatzungsmitglieder eines britischen Bombers. Auch wenn die meisten von uns nicht in eine vergleichbare Situation geraten sind, erläuterte Hirschberg die Gemeinsamkeiten Grüners mit uns.

Den letzten Vortrag im Jahr 2019 hielt Herr Wolfgang Winter über Patienten der Illenau und deren Geschichte. Mit dem Titel „Berühmte Patienten der Heil- und Pflegeanstalt Illenau – Über das Leben und Werk der Opernsängerin Sabine Heinefetter (1809–1872), Prinzessin Alexandra Amalie von Bayern (1826–1875) und des Philosophen Arthur Drews (1865–1935)“ berichtete Herr Winter über die Behandlung der Patienten und die Arbeit der Therapeuten in der Acherner Heilanstalt während verschiedener Phasen der Anstalt. Er zeigte auf, welchen Rang die Anstalt in ihrer Zeit hatte und wie mit den Problemen auch berühmter Patienten umgegangen wurde.

Björn Habich

Gengenbach

Der **Historische Verein Gengenbach** gestaltete im letzten Jahr eine größere Ausstellung über eine historische Gasse in Gengenbach, die Engelgasse. Sie gehört zum ältesten Siedlungsgebiet der Stadt. Ihre Geschichte reicht bis ins 14. Jahrhundert. Bis 1877 hieß sie „Judengasse“. Heute ist sie ein Kleinod von Gengenbach und beeindruckt Einheimische und Gäste.

Die Vorbereitungen zur Ausstellung waren aufwändig mit dem Sammeln vor allem historischer, aber auch neuerer künstlerischer Bilder und Fotos, auch von Dokumenten. Dabei gab es manche überraschende Entdeckung. Es wurden auch alte Filme von 1935 und 1960 gezeigt.

Die Ausstellung, die von unseren Mitgliedern Ellen Dietrich und Eduard Hügel und einem „Arbeitskreis Engelgasse“ vorbereitet und gestaltet wurde, fand in der Sparkasse Gengenbach statt und war begleitet von großem Interesse der Bevölkerung. Ein schöner Erfolg!

Des Weiteren organisierten wir zusammen mit der VHS einige Vorträge: Einen über Tulla, den badischen Ingenieur und Baumeister, der auch in Gengenbach eine Brücke errichtet hatte und dessen Mitarbeiter und Nachfolger Philipp Jakob Scheffel – der Vater des Dichters Viktor von Scheffel – aus Gengenbach stammte. Referentin war Frau Nicole Zerrath aus Rastatt/Karlsruhe.

Zwei weitere Vorträge hielt unser ehemaliger Erster Vorsitzender, der Archäologe Johann Schrepp, einen über „Rom und die dunkle Zeit des Südwestens“, einen weiteren mit dem beachtenswerten Thema „Ist Gengenbach eine Gründung der Stauer?“ Alle Vortragsabende erfreuten sich großen allgemeinen Interesses.

Am Tag des Offenen Denkmals wurde die evangelische Kirche Gengenbach, die 1970 im Stil der Zeit gebaut worden war, vorgestellt. Dabei kam aber auch die interessante alte Geschichte der protestantischen Kirchgemeinde Gengenbach zur Sprache, denn Gengenbach war 1525–1547 calvinistisch-protestantisch! 1545 erschien der bedeutende Gengenbacher Katechismus.. Erst 1865 entstanden dann wieder eine evangelische Gemeinde und Kirche (1890), diese 1969 abgerissene „Vorgängerkirche“ wurde in Bildern vorgestellt, Zeitzeugen berichteten über ihre Erinnerungen daran.

Im Herbst 2019 veranstalteten wir eine Exkursion nach Rastatt mit Besuch der Kasematten der ehemaligen Festung sowie einer Führung durch das dortige „Zentrale Fundarchiv“ des Archäologischen Landesmuseums Baden-



Engelgasse



Blick in das Zentrale Fundarchiv des Archäologischen Landesmuseums Baden-Württemberg

Württemberg, wo uns wiederum Johann Schrempp mit großer, ansteckender Begeisterung führte. Wir waren beeindruckt von der Fülle der Funde, der systematischen Zuordnung und Aufbewahrung, auch den wissenschaftlichen Untersuchungen.

Nachdem unser Mitglied E. Hügel und ein regelmäßiger auswärtiger Besucher Gengenbachs festgestellt hatten, dass die Flößerkapelle (an der Kinzigbrücke) stark renovierungsbedürftig ist, wurde diese insbesondere auf ihre Initiative und mit ihrer organisatorischen Mitarbeit fachmännisch renoviert. Sponsor war eben dieser Urlauber. Die Kapelle konnte schließlich in einer würdigen kleinen Feier von Stadtpfarrer Schmidt gesegnet und damit übergeben werden.

Bei der Jahreshauptversammlung unserer Mitgliedergruppe wurde ein vollständig neuer und stark verjüngter Vorstand gewählt! Wir sind froh darüber, dass sich auch neue Mitglieder für Leitungsaufgaben zur Verfügung gestellt haben!

Außerdem trafen wir uns alle vier bis sechs Wochen zu einem „Stammtisch“, bei dem alle anstehenden Probleme und Vorhaben besprochen wurden.

Leider musste ein fest geplanter und organisierter Vortrag wegen der Corona-Virus-Krise ausfallen: Frau Dr. Bengel vom Straßburger Münster hätte zum Thema „Münsterbaumeister Johann Knauth und das Straßburger Münster“ gesprochen, was für Gengenbach besonders interessant ist, weil Johann Knauth nach dem Ersten Weltkrieg in Gengenbach lebte und hier auch verstarb. Der Vortrag soll nachgeholt werden, dazu wollen wir auch benachbarte Vereine informieren und einladen.

Einige der Probleme beschäftigen uns stetig und weiterhin: z. B. die Suche nach einem Raum für ein Archiv des Vereins, die „Überalterung“ der Mitglieder, wobei durch die Mitarbeit an der o. g. Ausstellung einige jüngere Mitglieder neu zu uns stießen, damit das Durchschnittsalter senkten und schließlich sogar Leitungsfunktionen übernahmen. Wir sind froh und glücklich darüber!

P. Böhm

Regionalgruppe Geroldsecker Land

Im Jahr 2019 konnte die neue Fachgruppe „Gallorömische Geschichte“ gebildet werden.

Bereits ein Jahr vor der Landesgartenschau 2018 wurde in Lahr ein „Arbeitskreis Römeranlage“ gegründet als ein Schwerpunkt des Freundeskreis LGS. Dessen Aufgabe war es, für die Landesgartenschau ein Begleitprogramm für die Besucher zu entwickeln: z. B. Theatervorführungen in römischen Gewändern, Fertigung von römischem Schmuck etc. Als Attraktion der Landesgartenschau wurde genau in dem Bereich, in dem in den Jahren 1991–2002 umfangreiche archäologische Ausgrabungen eines römischen Vicus stattgefunden haben, eine stattliche Nachbildung eines römischen Streifenhauses geschaffen. Neben dem Gebäude wurde ein archäobotanischer Garten angelegt und rund um dieses Streifenhaus fanden die verschiedenen Veranstaltungen, Führungen und Workshops statt.

*Studierende der Uni
Freiburg und Arbeits-
kreismitglieder um
„ihren“ Brennofen
versammelt*



Einige Mitglieder dieses Arbeitskreises sind nun der Regionalgruppe Geroldseckerland beigetreten und haben unter der Leitung von Klaus Blawert eine neue Fachgruppe „Gallorömische Geschichte“ gegründet. In enger Zusammenarbeit mit dem (immer noch bestehenden) Arbeitskreis, der sich nun „Gallo-römisches Leben Lahr-Dinglingen“ nennt, und dem Stadtmuseum Lahr, organisieren die Fachgruppenmitglieder ein umfangreiches Rahmenprogramm rund um das Streifenhaus. Geplant sind nun Vorträge und Exkursionen zur römischen Geschichte in der Ortenau. Hierzu wurden bereits erste Kontakte zu Herrn Dr. Heiko Wagner, Leiter der Fachgruppe römische Geschichte im Hauptverein, und zu den Römerfreunden der benachbarten Mitgliedergruppe Hohberg geknüpft.

Den Schwerpunkt der Arbeiten 2019 bildete ein sehenswertes Projekt in Kooperation mit der Universität Freiburg unter der Leitung von Herrn Professor Dr. Alexander Heising. Unter großem Publikumsinteresse konnten Studenten der Uni Freiburg und Arbeitskreismitglieder einen römischen Brennofen bauen. Die technischen Anleitungen hierzu gab der Archäologe Frank Wiesenberg. Die Arbeit von mehreren Wochenenden wurde durch einen ersten, erfolgreichen Brennvorgang belohnt.

Für das Jahr 2020 sind Töpferworkshops für Kinder-, Jugend- und Seniorengruppen geplant, um die Lahrer Einwohner an die römische Geschichte ihrer Heimatstadt heranzuführen. Außerdem sollen, im Rahmen eines weiteren Praxisseminars der Universität Freiburg, Originalnachbildungen von Möbeln, wie sie in einem Streifenhaus verwendet wurden, in Eigenleistung hergestellt werden. Für dieses Projekt hat die Regionalgruppe Geroldseckerland von der Regionalstiftung der Sparkasse Offenburg-Ortenau eine Förderzusage von 5000 Euro erhalten.

Groß war die Freude bei den Römerfreunden, dass bei einer Baustellenschließung in der Dinglinger Leopoldstraße die Grundmauern eines römischen Gebäudes entdeckt wurden. Damit wurde Vermutungen bestätigt, die auch westlich der Bundesstraße 3 noch Reste des römischen Vicus Lahr-Dinglingen verorteten.

Das Landesdenkmal hat in Abstimmung mit der Stadt Lahr eine Fachfirma beauftragt, Sondierungsgrabungen durchzuführen, die erstaunlich viele Exponate zum Vorschein brachten. Nach der Grabung (ab Mai 2020?) können auf diesem Areal Sozialwohnungen gebaut werden.

Friesenheim

Auch die Fachgruppe „Friesenheimer Geschichte“ hat von der Regionalstiftung Fördergelder in Höhe von 6000 Euro erhalten. Der Antrag von Ekkehard Klem zur Restaurierung eines verfallenen Wegkreuzes zwischen Friesenheim und Heiligenzell wurde bewilligt.

Jedes Jahr führt Ekkehard Klem interessierte Friesenheimer Bürger durch die Gemeinde. Im April hatte er sich einen „Gang durch die Friesenheimer Religionsgeschichte“ ausgesucht, an dem 90 Teilnehmer dabei waren.

Ekkehard Klem ist es auch gelungen, einen auf einem Privatgrundstück gefundenen Grenzstein des Klosters Schuttern aus dem Jahr 1793 durch Arbeiter der Gemeinde Friesenheim auf dem neben dem Friesenheimer Rathaus befindlichen Lapidarium aufstellen zu lassen. Unter großer Beteiligung der Friesenheimer Bevölkerung wurde dieser Stein am 15. November 2019 der Öffentlichkeit übergeben.

Friesenheim-Schuttern

Nach jahrelanger Unterstützung durch unsere Regionalgruppe konnte ein weiterer Meilenstein des von uns mitfinanzierten Masterplans zur „Inwertsetzung des ehemaligen Reichsklosters Schuttern“ umgesetzt werden. Mit unermüdlichem Fleiß und einem sehr hohen zeitlichen Aufwand des damaligen Vorsitzenden Martin Buttenmüller und seinen vielen Helfern sowie der hervorragenden Fachberatung durch die Universität Heidelberg unter Leitung von Professor Christian Witschel konnte der Friesenheimer Bürgermeister Erich Weide am 24. Februar 2019 das neue Klostermuseum Schuttern der Öffentlichkeit präsentieren. Mit einer großzügigen Spende der Regionalgruppe Geroldseckerland konnte der Historische Verein Schuttern, der zu unseren juristischen Mitgliedern zählt, bei der Museumgründung unterstützt werden.

Der neuen, jungen Vorstandschaft des Historischen Vereins Schuttern unter Vorsitz von Matthias Rudolf ist es im Laufe des Jahres hervorragend gelungen, mit vielen Führungen durch die Kirche und das Museum sehr viele Interessierte an die Klostersgeschichte von



Bürgermeister Eric Weide bei der Übergabe des Grenzsteines



Bei der Museumseinweihung wurde eine Torte mit dem „Mosaikbild Kain und Abel“ präsentiert. Von links Martin Buttenmüller, Professor Christian Witschel, Bürgermeister Erich Weide, Ortsvorsteher Hans-Jürgen Kopf



*Albrecht Stuber und Reinhard Krauß
präsentieren die Modelle der Ortenburg und
der Hohengeroldseck*

Schuttern heranzuführen. Die gesamte neue Vorstandschaft bildet nun auch eine innovative Fachgruppe innerhalb unserer Regionalgruppe und will durch Exkursionen zu anderen Klöstern unsere Geschichtsarbeit bereichern.

Friesenheim-Oberweier

Überaus große Ehre erfuhr unser Vereinsmitglied Josef Eisenbeis, als er am 10. Dezember 2019 im Friesenheimer Rathaus die selten vergebene Staufermedaille verliehen bekam.

Damit wurden seine unermüdliche, historische Arbeit für die Gemeinde Oberweier, seine Mitbegründung des Förderkreises der Oberweierer Heimatgeschichte und des Heimatmuseums Oberweier sowie seine langjährige ehrenamtliche Tätigkeit im Ortschaftsrat von Oberweier und im Gemeinderat von Friesenheim gewürdigt.

Josef Eisenbeis hat in fünf Büchern, die von ihm in liebevoller Fleißarbeit zusammengestellt wurden, die Oberweierer Dorfgeschichte festgehalten, die er selber jahrelang als Ortsvorsteher positiv beeinflussen konnte.

Der Förderkreis der Oberweierer Heimatgeschichte und des Heimatmuseums Oberweier ist ebenfalls juristisches Mitglied innerhalb unserer Regionalgruppe. Das Heimatmuseum Oberweier präsentiert neben einer Dauerausstellung immer wieder wunderbare Sonderausstellungen. So wurde im Frühjahr 2019 auf die Flüchtlinge, die nach 1945 ins Dorf kamen, hingewiesen und im Herbst eine Burgenausstellung von Ignaz Eberenz präsentiert.

Friesenheim-Oberschopfheim

Der Historische Verein Oberschopfheim, der ebenfalls im Oberweierer Heimatmuseum präsent ist, ist auch ein juristisches Mitglied der Regionalgruppe Geroldseckerland. Dem Vorsitzenden Willi Ehret ist es gelungen, Spenden zu sammeln, um damit ein altes Wegkreuz zwischen Niederschopfheim und Hofweier restaurieren zu lassen. Zur Bekräftigung der Kooperation mit den Oberschopfheimern hielt der Vorsitzende Norbert Klein am 20. November 2019 einen Vortrag über die Burg im Elsass, der mit 60 Teilnehmern gut besucht war.

Seelbach

Überaus glücklich dürfen wir uns in der Regionalgruppe schätzen, in Seelbach zwei neue Geschichtsfreunde gefunden zu haben, die sich durch zwei hervorragende Vorträge über die „Suhmesäge“ und die Kunstmühle Bertinat einen Namen geschaffen haben. Carola Joos und Werner Weber hatten sich schon vor vielen Jahren vorgenommen, über den einstigen Familienbesitz von Carola mehr Informationen zusammenzutragen. Denn einst war die Suhmesäge im Besitz ihres Großvaters Georg Suhm. Dabei ist eine umfangreiche Studie entstanden, die weit zurück bis zur Entstehungszeit reicht und auch für die Seelbacher ganz

neue Aspekte eröffnete. So erfuhren jeweils ca. 80 Seelbacher, die zu den beiden Vorträgen kamen, u. a., dass der jüdische Geschäftsmann Konrad Goldmann in Seelbach ein Elektrizitätswerk gründete, und das noch bevor die Stadt Lahr ein eigenes Elektrizitätswerk erhielt. Nachzulesen ist diese Geschichte im neu herausgekommen Jahresband Nr. 62 des Geldseckerlandes.

Schuttertal

Im Jahr 2019 feierte die Gemeinde Schweighausen das 800-jährige Dorfjubiläum. Gleich mit zwei Exkursionen konnten unsere Mitglieder diese Dorfgeschichte besser kennenlernen. Am Pfingstmontag führte uns Bürgermeister Carsten Gabbert persönlich durch die Jubiläumsausstellung und drei Wochen danach erlebten wir durch die Führung unseres Vereinsmitgliedes Thomas Siefert auf dem im Jahr 2018 geschaffenen Erdzeitenweg, wie sich unsere Erde in den letzten 4,6 Milliarden Jahren entwickelt hat. Daher ist dieser Erdzeitenweg auch genau 4,6 km lang („jeder Meter 1 Million Jahre Erdgeschichte“). Durch viele Informationstafeln, die der Hobby-Geologe Thomas Siefert selber entwickelt hat, erfährt man, dass sich gerade der Geisberg, über dessen Höhenzüge der Geschichtsweg verläuft und dessen geologische Formationen prädestiniert sind, diese Erdgeschichte zu verdeutlichen, geradezu für diesen Erdzeitenweg angeboten hat.

Damit aber nicht genug der Arbeit im Schuttertal. Schon seit drei Monaten beschäftigt sich eine Arbeitsgruppe unter der Koordination unserer Mitglieder Dr. Heiko Finkbeiner und Adalbert Kern mit den Vorbereitungen auf das 750-jährige Dorfjubiläum der Gemeinde Schuttertal im Jahr 2020. Der leider bereits verstorbene Vater von Dr. Heiko Finkbeiner, Gerhard Finkbeiner, war als Heimatforscher jahrzehntelang beschäftigt, Unterlagen zur Geschichte des Schuttertales zusammenzutragen. Diese Unterlagen sind im Finkbeiner-Museum in Schuttertal deponiert und werden nun bei einer Jubiläumsausstellung am Pfingst-wochenende 2020 in der Festhalle in Schuttertal präsentiert.

Lahr

Am Tag der jüdischen Kultur am 1. September 2019 führte unser Mitglied Dr. Juliana Bauer, ihres Zeichens Kunsthistorikerin, 20 interessierte Lahrer auf den Spuren der jüdischen Geschichte durch Lahr. Dabei wurde an zahlreichen Stolpersteinen die tragische Geschichte der Lahrer NS-Opfer präsentiert.

Am 22. Oktober 2019, dem 79. Jahrestag der Deportation der badischen Juden nach Gurs, referierte der Erste Vorsitzende Norbert Klein in der Volkshochschule Lahr über die Kollaborationsarbeit der Vichy-Regierung mit der NS-Regierung in Paris. Dabei stützte er sich maßgeblich auf die Rechercheergebnisse des Ehepaares Beate und Serge Klarsfeld, die in den französischen Archiven nicht nur beweiserebliche



Werner Weber und Carola Joos bei einem ihrer Vorträge



Frau Dr. Bauer am Lahrer Gedenkstein für die nach Gurs Deportierten

Dokumente als Beleg dieser Verbrechen entdeckten. Sie fanden in den Kellern eines Ministeriums auch sämtliche Namenslisten der 78 Transporte von Paris-Drancy in die Vernichtungslager des Ostens, vor allem ins KZ Auschwitz-Birkenau, bei denen 73 853 Juden aus ganz Frankreich deportiert wurden. Darunter befanden sich auch alle Juden aus der Ortenau, die am 22. Oktober 1940 bei der Wagner-Bürckel-Aktion ins das südfranzösische Gurs deportiert worden waren und bis 1942 die schrecklichen Lagerbedingungen überlebt hatten.

Auch die Stolpersteininitiative der Regionalgruppe war 2019 nicht untätig. Am 29. Januar 2019 wurden mit einer Schulklasse des Scheffelgymnasiums sämtliche 59 Stolpersteine gereinigt. Der 60. Stolperstein für die Jüdin Sofie Bermann konnte am 30. März 2019 durch Gunter Demnig verlegt werden. Ganz erfreulich ist, dass auch alle Lahrer Stolpersteine ab März 2020 unter www.stolperstein-guide.de abgerufen werden können.

Vortrags- und Exkursionsprogramm 2019

Eine Fachgruppe unter der Leitung von Edgar Baßler und der Mitarbeit von Adalbert Kern und Norbert Klein hatte auch für das Jahr 2019 ein ausgewogenes und interessantes Programm zusammengestellt.

Die Vorträge unseres Dritten Präsidenten des Historischen Vereins für Mittelbaden, Dr. Ewald Hall (11. Februar 2019 – „Überlegungen zum Ortsnamen Lahr und die mittelalterliche Besiedlung der Ortenau“), von Thorsten Mietzner (17. September 2019 – „1919 in Lahr“) und von Norbert Klein (17. Januar 2019 in Lahr und 21. November 2019 in Seelbach – „Die Geschichte des Lahrer Bähnles“, 14. Mai 2019 – „Die Burgen im Elsass“) kamen jeweils gut an.

Leider konnten nur zwei Exkursionen durchgeführt werden: der Besuch der Sonderausstellung „Kehl in der Weimarer Republik – Goldene Zwanziger Jahre?“ im Hanauer-Museum in Kehl und der Stadtrundgang durch das Straßburger Kaiserviertel.

Norbert Klein

Haslach im Kinzigtal

Nachruf auf Klaus G. Kaufmann

Der langjährige Vorsitzende der Historischen Vereine von Mittelbaden und Haslach, Klaus G. Kaufmann, starb im Januar 2020 im Alter von 75 Jahren. Mit ihm verliert die Region eine große Historikerpersönlichkeit.

Der gebürtige Bühler war gelernter Elektromechaniker. Nach seinem Studium im Bereich des Sozialwesens arbeitete er in einem heilpädagogischen Kinderheim in Dachau, zuletzt als Leiter des Heimes. Seine Frau Christa, eine Haslacherin, hatte er während des Studiums kennenge-

lernt. 1987 baute er zusammen mit ihr das Anwesen seiner Schwiegereltern in der „Neuen Eisenbahnstraße“ um und nahm kurz darauf eine Anstellung als Leiter des „Schwarzwaldwohnstiftes“ in Haslach an, wo er bis zu seiner Verrentung den Bewohnern viel Gutes tat.

Bereits 1989 war er in den „Historischen Verein für Mittelbaden“ eingetreten und engagierte sich in Bühl und vor allem in der Haslacher Ortsgruppe. Seine historischen Interessen waren vielfältig, seit 1996 spezialisierte er sich auf die Erforschung des Scharfrichterwesens in der Region, Grund hierfür war auch seine Familiengeschichte – einer seiner Vorfahren war der letzte Scharfrichter in der Klosterherrschaft St. Blasien. 2005 übernahm Klaus G. Kaufmann von Manfred Hildenbrand den Vorsitz der Ortsgruppe Haslach im Historischen Verein für Mittelbaden, im gleichen Jahr wurde er Vizepräsident des Gesamtvereins, den er seit 2011 als Präsident leitete. „Die Ortenau“ als Publikation des Historischen Vereins für Mittelbaden erfuhr von ihm wichtige Impulse für die Zukunft.

In Haslach selbst war Kaufmann maßgeblicher Initiator und treibende Kraft beim Aufbau des „Hauses Theres“ als Darstellung der Alltagsgeschichte im letzten kleinstädtischen Gebäude der Haslacher Altstadt. Die Aktivitäten der „Arbeitsgruppe KZ-Gedenkstätte Vulkan“ im Ortsverein förderte er stets und schätzte sie sehr hoch ein. Auch der Aufbau des „Weg des Erinnerns“ durch eine Jugendarbeitsgruppe war ihm ein wichtiges Anliegen. Seine Berichte in der „Ortenau“ spiegelten diese wichtigen Aktivitäten regelmäßig wider. Im Fokus seiner ehrenamtlichen Arbeit war zudem die Vermittlung heimatgeschichtlicher Themen: Klaus G. Kaufmann hat im „Alten Kapuzinerkloster“ Dutzende von Vorträgen kompetenter Referenten zu regional wichtigen Geschichtsthemen organisiert und so zahlreichen Menschen Lokal- und Regionalgeschichte nahegebracht. In Erinnerung bleiben wird auch die 100-Jahr-Feier des Historischen Vereins von Haslach: 2012 wurde anstelle der zu solchen Anlässen üblichen redengeprägten Feierlichkeiten dank der Initiative von Klaus G. Kaufmann ein „Bilderbogen aus der Geschichte Haslachs“ aufgeführt.

Seine freundschaftlichen Kontakte zu Historikern und Geschichtsvereinen im Elsass wiesen ihn als echten und überzeugten Europäer aus. Er war im Kreise seiner Forscherkollegen ein gefragter Experte für Handschriften, engagierte sich als Bergwerksführer im Schnellinger Besucherbergwerk „Segen Gottes“ und war darüber hinaus aktives Mitglied der „Haslacher Hirtensänger“. Sein jahrzehntelanges Engagement als Organisator, Sänger und langjähriger „Sterndriller“ der „Haslacher Dreikönigssänger“ war ihm eine Herzensangelegenheit.

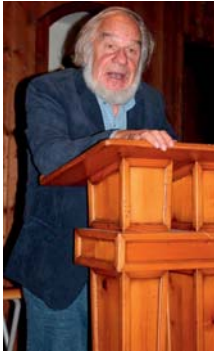
Im September 2018 wurde er für seine großen Verdienste gewürdigt: Wissenschaftsministerin Theresia Bauer zeichnete ihn im Rahmen der „Heimattage Baden Württemberg“ in Waldkirch mit der Heimatmedaille des Landes aus.

Martin Schwendemann

Das Jahr 2019 war für Haslachs Mitgliedergruppe geprägt von Vortragsveranstaltungen, die in Kooperation mit der Volkshochschule Kinzigtal

im Refektorium des alten Kapuzinerklosters, mithin also auch in Kooperation mit der Stadt Haslach, vom Historischen Verein organisiert und verantwortet werden.

Am 21. Januar fand „Riwer und Niwer, iwer de Rhin – eine wechselvolle Beziehung zwischen Baden und dem Elsass“ von René Siegrist und Jean-Marie Holderbach statt. Die Veranstaltung war gut besucht und beleuchtete die komplexen Beziehungen am Oberrhein durch die beiden ausgesprochenen Kenner der Gesamtregion.



Am 14. Oktober trug Dr. Johannes Werner, der vielen Mitgliedern des Historischen Vereins als Leiter des Hausensteinsymposiums bekannt sein dürfte, einen Vortrag über Hansjakob vor unter dem Titel „Der wahre Hansjakob – Eine Nachprüfung“. Dr. Werner schärfte vor großem Publikum den Blick auf einen „schwierigen Schriftsteller“ und er zeigte hierbei die eigentliche große Leistung Hansjakobs als Vorläufer der modernen Geschichtsschreibung, der mündliche Zeitzeugenberichte der einfachen Leute sammelte und recht exakt wiedergab. Dies dürfte die Zeiten überdauern, so Dr. Werners Grundthese. Die problematischen Wesenszüge Hansjakobs kamen zur Sprache: „ein Egomane durchdrungen von seiner eigenen Bedeutung“, der sich als Pfarrer kaum um seine Pfarreien in Freiburg kümmerte und die Arbeit seinen Kaplänen überließ, indessen er gegen die Kirchenobrigkeit intrigierte. Hansjakobs schriftstellerisches Werk, heutzutage zum großen Teil in Vergessenheit geraten, sei geprägt durch diese „Alltagsarchäologie“ – es ging Hansjakob „um die da unten“. Mithin betrieb Hansjakob durch Interview oder Gewährleute Zeitzeugenforschung, die ihn mit Fug und Recht als Vorläufer der „Oral History“ ausweisen.

Am 18. November gab es im Refektorium einen Vortrag des Leiters des Schwarzwälder Freilichtmuseums Vogtsbauernhof, Thomas Hafn: „Idyllisches Schwarzwaldhaus – Ein Beitrag zu Baufolklorismus und Symbolarchitektur“. Der reich bebilderte Vortrag zeigte die Entwicklung der Schwarzwälder Hauskultur aus heutiger Sicht und nahm dabei insbesondere Bezug auf moderne Architekturformen im Schwarzwald. Hafn blieb stets ausgewogen, legte aber dennoch den Finger in klar erkennbare „Bausünden“. Seine Kernfrage nach der langfristigen baulichen Entwicklung und dem „Schwarzwaldtypischen“ in der modernen Architektur im Schwarzwald hinterfragte nicht nur den Folkloreansatz, sondern darf als kritische exemplarische Bestandsaufnahme gewertet werden.

Sören Fuß, der Leiter der Gedenkstätte Vulkan, gab am 27. Juni eine offen Führung an der Gedenkstätte selbst. Insgesamt fanden an der Gedenkstätte Vulkan in 2019 über 30 angemeldete Führungen statt; die nach validen Schätzungen ermittelte Besucherzahl der stets offenen Gedenkstätte lag in 2019 wieder deutlich über 4000 Besuchern! Zusätzlich machte der „Weg des Erinnerns“ die Geschehnisse der drei Konzentrationslager auf Haslacher Gemarkung gegen Ende des Zweiten Weltkriegs ebenfalls dauerhaft sichtbar.



Das Haus Theres, das vielleicht kleinste Freilichtmuseum für Alltagsgeschichte, wird von der Haslacher Mitgliedergruppe betrieben und hatte rund 600 Besucher in 2019 durch Sonderöffnungstage im März und Oktober (Kooperation mit der Volkshochschule und dem Handels- und Gewerbeverein Haslach e.V.) und über 20 Besuchergruppen.

Martin Schwendemann

Hornberg – Triberg

Hornberg

Mit der Auswahl der Stücke „Heidi“, „Robin Hood“ und dem Klassiker „Hornberger Schießen“ hat der Historische Verein Hornberg e.V. wieder einmal den Publikumsgeschmack getroffen. Viele Besucher kamen in die Erwin-Leisinger-Bühne, um sich in eine andere Welt entführen zu lassen.

Im Stadtmuseum Hornberg wurde im Jahr 2019 viel verändert. Im Juli gab es eine Ausstellungseröffnung. Eine neue Vitrine wurde vorgestellt, gefüllt mit Exponaten aus dem bewegten Leben des Botschafters a.D. und Autors Dr. Wolfram Dufner, der seine Jugendzeit in Hornberg verbrachte. Eindrucksvoll hat er an diesem Tag seinen Zuhörern von Ereignissen und Erlebnissen berichtet.

Im Oktober war es eine große Freude, dass unser Mitglied, Herr Karl Volk, in Schiltach bei der Hauptversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V., zum Ehrenmitglied ernannt wurde. Seit vielen Jahren schreibt er Artikel für den Jahresband „Die Ortenau“, seine, wie er sagt, „Große Liebe“.

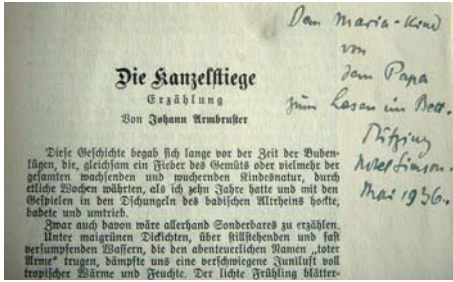
Einen wertvollen Zuwachs erhielt der Wilhelm-Hausenstein-Gedenkraum zum Jahres-



Dr. Wolfram Dufner vor seiner Vitrine



Wilhelm Hausensteins Handbibliothek



Wilhelm Hausenstein schrieb auch unter dem Pseudonym Johann Armbruster

ende. Dem Wunsch seiner Tochter Renée-Marie Parry-Hausenstein, und seines Schwiegersohns Kenneth Croose Parry entsprechend, kam die Handbibliothek Wilhelm Hausensteins ins Museum. In fast allen Büchern finden sich handschriftliche Bemerkungen. Eine große Anzahl Kartons mit Schriftverkehr und Wissenswertes über seine Frau Margot gehören auch zum Erbe. Das ganze umfangreiche Material zu sichten und zu bewerten wird noch viel Zeit beanspruchen, aber ganz sicher auch viel Freude bereiten. *Rosemarie Götz*



Auch das Amtshaus war am Denkmaltag 2019 festlich mit Fahnen geschmückt. Durch die Luke oberhalb der Stadtfahne wurden die Abgaben auf den Zehntspeicher gezogen (Foto: Klaus Nagel)

Triberg

Über 1000 Arbeitsstunden investierten ehrenamtliche Helferinnen und Helfer in die Renovierung der denkmalgeschützten Fachwerkremise des ehemals österreichischen und später badischen Amtshauses in Triberg.

Der neu hergerichtete Amtshauschopf konnte zum „Tag des offenen Denkmals“ am 8. September 2019 mit einem kleinen Denkmalfest der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden.

Am Denkmaltag konnten Interessierte neben dem renovierten Schopf auch den ehemaligen „Zehntspeicher“ des Amtshauses besichtigen. Das bisher im Amtshaus untergebrachte Kreisforstamt Schwarzwald-Baar wird durch eine Verwaltungsreform nach Kirchzarten ins Dreisamtal verlegt. Die weitere Nutzung des historischen Amtshauses, das sich im Besitz der Stadt Triberg befindet, ist noch offen.

Der Tag des offenen Denkmals wurde musikalisch von der Jugendkapelle der Stadt- und Kurkapelle Triberg eröffnet, es folgten eine Ansprache von Bürgermeister Dr. Gallus Strobel und die Einweihung des Schopfes durch Pfarrer Andreas Treuer, Kurzführungen, ein Konzert der neuen Band „Brasser-Fälle“ und eine Ausstellung zur Geschichte der Herrschaft und des Amtsbezirks Triberg. Der Erlös des Denkmalfestes kommt der Renovierung der Wallfahrtskirche zugute.

Auch in 2019 war die Reihe der „Kulturmontage“ im Schwarzwaldmuseum ein voller Erfolg. Die Reihe wird mit interessanten Beiträgen am ersten Montag des jeweiligen Monats fortgesetzt.



Nach der Hl. Messe ziehen die Ministranten mit Stadtpfarrer Andreas Treuer zum Amtshauschopf zur Einweihung (Foto: Klaus Nagel)



Die Fähnchen am renovierten Schopf verdeutlichen die Geschichte der Stadt und der Herrschaft bzw. des Amtsbezirks Triberg (Foto: Klaus Nagel)

Unterhalb des historischen Messmerhäusles konnte über den Winter 2019/20 ein Wegekreuz renoviert werden, das auf einem Felsen unter einer imposanten Linde steht. Von der Stadt Triberg heraufkommend, bietet es einen ersten Hinweis auf das barocke Ensemble von Messmerhäusle, Wallfahrtskirche und dem 2019 ebenfalls renovierten Wallfahrtspriestergebäude.

Länger als ursprünglich geplant zog sich die Renovierung des weltweit größten Walzenorchestrions hin, das am Sonntag, dem 21. Juni 2020, verbunden mit einem Museumsfest, wieder der Öffentlichkeit präsentiert werden konnte. Mit den umfangreichen Renovierungsarbeiten begann die Firma „Drehorgelbau Johann Gebert“ aus dem elsässischen Volgelsheim bei Neuf-Brisach Ende des Jahres 2018. Zu den durchgeführten Arbeiten gehörten z. B. das Beledern der Balganlage, das Aufarbeiten der Windlade, das Überarbeiten der gesamten Antriebsmechanik, das Bearbeiten des gesamten Pfeifenwerks und die Justage und das Richten der Walzenbestiftung, um nur einige Arbeiten zu nennen. Ohne die finanzielle Förderung durch das Landesamt für Museumsbetreuung hätte der Heimat- und Gewerbeverein, der das Schwarzwaldmuseum betreibt, die Restaurierung des Heitzmann-Orchestrions nicht veranlassen können.

Das von der Orchestrionfabrik Tobias Heitzmann aus Villingen im Jahr 1885 gebaute Orchestrion besitzt 400 verschiedene Pfeifen mit 22 Registern, eine Pauke, eine kleine und große Trommel, Becken und eine Triangel. Das Orchestrion spielt wie eine Kapelle von 48 Mann und besitzt acht verschiedene Walzen, deren Melodien die internationalen Besucher immer wieder begeistern.

Wenn die Zuschüsse es ermöglichen, soll im Jahr 2020 der sogenannte „Burggarten“ um den Hügel der ehemaligen Triberger Burg wieder zum „Kurgarten“ umgestaltet werden, was den noch vorhandenen Sockel der Burg Triberg und den renovierten Amtshauschopf, der sich direkt an die Burgmauer anlehnt, weiter hervorhebt.

Klaus Nagel

Kehl

Auf der Suche nach zeitgemäßen Formen der Erforschung und Vermittlung von Geschichte hat der Verein im Berichtsjahr drei Geschichtswerkstätten angeboten. Die Kooperation mit anderen Vereinen und Gruppen wurde fortgesetzt und intensiviert. Im Jubiläumsjahr 2020 soll Bilanz gezogen werden. Die 2020 anstehenden Neuwahlen bieten die Gelegenheit, nicht nur den Vorstand personell neu aufzustellen, sondern die Vereinsarbeit mithilfe der 2019 gewonnenen Erkenntnisse und Erfahrungen inhaltlich und methodisch neu auszurichten. Ob der Gesamtverein dabei hilfreich sein kann, ist offen. Offen ist auch, ob Geschichtsvermittlung in Kehl eines Tages wieder durch eine Dauerausstellung zur Stadtgeschichte erleichtert werden wird. Das Hanauer Museum, gegründet und errichtet vom Historischen Verein, seit 1990 in städtischer Regie, befindet sich weiterhin „in Rekonstruktion“, Handwerksmuseum und Epilepsie-Museum in Kork waren auch 2019 noch immer eine Baustelle.

Studienreise nach Thüringen

Höhepunkt und Schwerpunkt im Vereinsprogramm war 2019 die Thüringen-Reise vom 26. bis 30. September. Dr. Stefan Woltersdorff, Literaturwissenschaftler und Reiseleiter, stimmte die Reisetilnehmer und andere Literaturfreunde am 12. September mit dem Referat „Literarisches Thüringen“ vor allem auf die „deutsche Klassik“ des 18. und 19. Jahrhunderts ein. Der „Reisestoff“ reichte indessen weit darüber hinaus. In Weimar erinnerten mehrere Ausstellungen an 100 Jahre Bauhaus und 100 Jahre Weimarer Reichsverfassung. Das geschichtsträchtige Hotel Russischer Hof in Weimar war Stammquartier der Reisegruppe. Von hier aus fuhr sie zur Gedenkstätte Buchenwald, nach Erfurt und Jena, zum Schloss Tiefurt und Gut Ossmannstedt. Weitere Stationen auf der Reise waren Ilmenau, Bad Berka und Kochberg.

Elsass-Lothringen im Ersten Weltkrieg**Straßburgs Rückkehr nach Frankreich**

In der ersten Vortragsveranstaltung des Berichtsjahrs referierte Dr. Stefan Woltersdorff am 17. Januar über den „Fatalistischen Todeskult und die dadaistische Lebensbejahung – der Erste Weltkrieg in Elsass-Lothringen aus literarischer Sicht“. Mit einem Bericht über Straßburgs Rückkehr nach Frankreich in den Jahren 1918 bis 1924 gab Franck Burckel, Leiter des Straßburger Stadtarchivs, am 19. September einen tiefen Einblick in das Selbstverständnis der Elsässer und die elsässische Identität.

Kehl in der Weimarer Republik

Die Zeit der französischen Besatzung Kehls von 1919 bis 1930 war Thema der Sonderausstellung „Goldene Zwanziger“ im Hanauer Museum. Museumsleiterin Dr. Ute Scherb führte Vereinsmitglieder am 11. Juli durch die Ausstellung. Im Begleitprogramm lief am 22. Oktober der Stummfilm-Klassiker „Metropolis“ mit Live-Untermalung am Flügel.

Zweiter Weltkrieg am Oberrhein

Im Berichtsjahr wurde in den Medien an den Beginn des Zweiten Weltkriegs vor 80 Jahren erinnert. Friedrich Peter referierte am 7. November mit umfangreichem Bildmaterial, bearbeitet von Rolf Hoffmann, über den „Zweiten Weltkrieg in unserer oberrheinischen Region“.

Europawahl am 26. Mai

Zur Vorbereitung auf die Europawahl boten das Elsässische Kulturzentrum, der Club Voltaire in Kehl und der Historische Verein Kehl am 23. Mai im Salon Voltaire eine Wahlvorschau an. Zur Nachlese luden die drei Vereine am 5. Juni nach Straßburg in das Elsässische Kulturzentrum ein. In beiden Veranstaltungen kam es zu einem regen deutsch-französischen Gedankenaustausch.

Straßburgs Sehenswürdigkeiten

Im Rahmen der Kooperation mit dem Straßburger Münsterverein referierte Dr. Sabine Bengel, Kunsthistorikerin und Archivleiterin der Münsterbauhütte, am 16. Mai über „Die Aussichtsplattform des Straßburger

Münsters und ihr Wächterhäuschen: Geschichte, Funktion und Vorstellung des aktuellen Projekts zur Umgestaltung“.

André Biegel führte am 17. Oktober wieder eine große Gruppe durch Straßburg. Ziel waren die fürstlichen Stadtpaläste des 18. Jahrhunderts. Zum Abschluss trafen sich die Teilnehmer mit Bernard Rohfritsch, Protokollchef der Stadt Straßburg, im Hochzeitssaal des Palais Hanau-Lichtenberg zu einem Gespräch über Empfänge im Palais und die Aufgaben des Protokollchefs der Eurometropole Straßburg.

50 Jahre Mondlandung

Am 1. Juli hat Edgar Fuss, seit über 20 Jahren in der Luft- und Raumfahrttechnik tätig, auf Einladung des Club Voltaire in Kehl und des Historischen Vereins Kehl in einem Vortrag an die erste Mondlandung von Menschen am 20. Juli 1969 erinnert.

Stolperstein-Aktion des Arbeitskreises „27. Januar“

Die Erinnerung an den Holocaust galt in diesem Jahr vor allem den Opfern des nationalsozialistischen Euthanasieprogramms „Aktion T4“. Dazu wurde in einer Gedenkstunde, die Schülerinnen und Schüler des Einstein-Gymnasiums mit ihrem Lehrer Uli Hillenbrand gestalteten, an der Hauptstraße 104 der 64. Kehler Stolperstein verlegt.

Kehler Museenlandschaft

In der „Kulturkonzeption 2025“, die der Kehler Gemeinderat 2018 einstimmig beschlossen hat, ist vorgesehen, dass ein Stadtmuseum neu konzipiert und an einer markanten Stelle in der Innenstadt platziert wird. Auf diesem Weg will der Verein die Stadt konstruktiv begleiten. Er hat dazu Dr. Stéphanie Wintzerith, Expertin für die Evaluation von Kultureinrichtungen, eingeladen. Am 7. März hat Stéphanie Wintzerith in einem Vortrag dargestellt, wie „Ein Museum im 21. Jahrhundert“ aussehen könnte. Am 24. Oktober hat sie sich mit einem Impulsreferat an einer Geschichtswerkstatt mit dem Thema „Die Kehler Museenlandschaft“ beteiligt.

Anfang Dezember wurde in den Medien über einen Projektidee aus Augsburg berichtet, die nach Einschätzung des Vereinsvorstands als Zwischenlösung für das Hanauer Museum in Betracht kommt, solange die Stadt nicht über die Mittel für einen Neubau oder Umbau geeigneter Räume verfügt: In leerstehenden Räumen des Hanauer Museums, der nahegelegenen Wilhelmschule oder eines Kasernengebäudes nördlich des Bahnhofs könnte die Stadtgeschichte multimedial „mit digitalen Methoden erleb- und interaktiv verstehbar“ gemacht werden (so ein Augsburger Vorschlag für das dortige sanierungsbedürftige Römische Museum). Mit diesem modernen Ansatz würden auch junge Menschen erreicht, die für den Besuch herkömmlicher Museen nicht zu gewinnen sind.

Kehl verfügt zwar im Ortsteil Kork über zwei weitere Museen, das Handwerksmuseum, in dem auch die Geschichte des Hanauerlandes dargestellt wird, und das Epilepsie-Museum. Beide Museen sind aber seit 2014 von Baumaßnahmen betroffen, deren Abschluss sich von Jahr zu

Jahr verzögert. Der Vereinsvorstand verfolgt es mit Sorge und unterstützt die Lesegesellschaft 1821 Kork e. V. in ihrem Bemühen um den Fortbestand der Korcker Museen.

Geschichtswerkstätten

Angeregt durch Kurt Hochstuhls Empfehlung, Geschichtsvereine zu „Mitmachvereinen“ zu aktivieren (Festrede zum 100-jährigen Jubiläum des Gesamtvereins 2010), hat der Verein im Berichtsjahr erstmals Geschichtswerkstätten in sein Programm genommen. Diese Form der Vereinsarbeit geht auf eine Bewegung der 1970er und 1980er Jahre zurück, die in Skandinavien ihren Ursprung hatte. Inhaltlich und methodisch spiegeln Geschichtswerkstätten den Wechsel der Geschichtswissenschaften von einer „Ereignisgeschichte“ zur „Zustandsgeschichte“ wider. Bevorzugte Aktivitäten sind laut Wikipedia unter anderem Werkstattgespräche, Zeitzeugengespräche, Biografieforschung, Dia- und Filmvorträge, Stadtrundfahrten und die Herausgabe von Büchern.

Zeitzeugensprache haben in Kehl seit 2015 dank der Zeitzeugen-AG des Einstein-Gymnasiums unter der Leitung von Uli Hillenbrand einen festen Platz und standen gelegentlich auch auf dem Programm des Historischen Vereins.

Themen der 2019 vom Verein angebotenen Geschichtswerkstätten waren „Das unerfüllte Grundgesetz – 70 Jahre Grundgesetz – eine kritische Würdigung“, „Die Kehler Museenlandschaft“ und „Die Ära Marcello“. War die Beteiligung anfangs recht schwach, so zeigte sich in der dritten Geschichtswerkstatt: Je enger der Lokalbezug des Themas und die persönliche Betroffenheit von Vereinsmitgliedern waren, umso lebhafter war die Beteiligung an den Gesprächen. Dr. Ernst Marcello war Kehls Bürgermeister von 1951 bis 1960, übte das Amt aber nur gut zwei Jahre aus und war in der übrigen Zeit suspendiert.

Weitere Veranstaltungen

Die alljährliche Mitgliederversammlung hat am 21. Februar stattgefunden, der traditionelle Jahresrückblick am 5. Dezember.

Helmut Schneider, Ehrenmitglied des Vereins, konnte am Karsamstag, 20. April, seinen 90. Geburtstag feiern. Dazu hatte der Historische Verein in die Korcker Landschreiberei eingeladen, in ein ehemaliges Amtsgebäude aus der Zeit der Hanau-Lichtenberger, dessen Erhalt Helmut Schneider zu verdanken ist. Viele Gäste würdigten sein umfangreiches Lebenswerk, darunter Kehls Oberbürgermeister Toni Vetrano.

Bücherkiste

Die Bücherkiste des Historischen Vereins besteht seit 2005 und hat seit 2014 in der Kinzigstraße 9 ein zentral gelegenes Domizil mit einem festen Kundenstamm. Das Bücherkisten-Team unter der Leitung von Evelyn Siegrist ordnet in mühevoller Kleinarbeit die Bestände immer wieder neu, da viele Bücher angeliefert werden und die Räume inzwischen vollständig belegt sind. Gelegentlich werden wertvolle Exemplare abgegeben. So gelangte 2017 eine Luther-Bibel von 1576 in die Bücherkiste; sie stammt aus der Werkstatt von Johann Krafft in Wittenberg.

Nach einer gründlichen Restaurierung ist sie am 4. Juli 2019 in der Kehler Mediathek öffentlich vorgestellt worden.

Organisation und Finanzen

Die Mitgliederzahl liegt knapp über 200. Durch Beschluss der Mitgliederversammlung vom 21. Februar ist der Mitgliedsbeitrag auf 26 Euro jährlich erhöht worden. Damit hat der Verein die vom Gesamtverein im Oktober 2018 rückwirkend zum 1. Januar 2018 beschlossene Beitragshöhe übernommen und zugleich auf den vereinseigenen Zuschlag von 2 Euro verzichtet, der bisher gegolten hat. Die Einnahmen aus den Mitgliedsbeiträgen gehen zu ca. 77% an den Gesamtverein. Defizite ergeben sich bei Studienreisen und Vorträgen. Im Übrigen ist die Finanzlage ausgeglichen.

Den elektronischen Rundbrief, der 2019 18-mal erschienen ist, beziehen rund 150 Mitglieder.

Hans-Ulrich Müller-Russell

Neuried

Vorstandsarbeit

Man traf sich zu etlichen Vorstandssitzungen im kleinen Kreis, um über Anfragen zu beraten, Veranstaltungen vorzubereiten und zu koordinieren, Verwaltungsarbeit zu erledigen, sowie zu zwei Verwaltungsratssitzungen.

Am 15. März 2019 fand die Mitgliederversammlung für das Jahr 2018 statt.

Museum

Das Museum hatte an 37 Sonntagen geöffnet. Hinzu kamen sechs Sonderführungen, teilweise durch das Museum, teilweise historische Dorfrundgänge mit vielen Details zur Geschichte und Entwicklung des Dorfes sowie historischen Hintergründen.

Arbeitskreis Altenheim

Man traf sich zu zwei Arbeitskreis Sitzungen.

16. März Frühjahrstagung des Historischen Verein in Kehl Kork

Max Walter hat daran teilgenommen.

14. April – Ostercafé – unter der Leitung von Andrea Metzger und Ute Scheidecker

Der Arbeitsraum des Museums öffnete frühlingshaft geschmückt für das Ostercafé seine Türen. Die vielen Gäste aus Nah und Fern und ließen es sich bei selbstgebackenen Kuchen und Torten sowie fröhlichem Miteinander und vielen Gesprächen gut gehen.

Das Angebot für die Kinder – eine spannende Spurensuche durch unser Museum, um dies besser kennenzulernen – bereitete allen viel Spaß und die Kinder waren mit Feuereifer dabei, alle Fragen zu beantworten. Beim Basteln der vielfältigen Oster- und Frühlingsdekoration

ließen die Kinder ihrer Fantasie und Kreativität freien Lauf. Auch die Mamas und Papas brachten sich beim Basteln gerne mit ein. Dieses Angebot wird sehr gerne angenommen und viele Kinder mit Eltern und Großeltern sind bereits „Stammgäste“. Auch das Museumsteam freute sich über regen Besuch.

28. Juli 2018 Teilnahme an der Riedwoche

Für die Riedwoche haben wir wieder eine Dorfführung angeboten.

7 Personen haben sich dafür angemeldet, sie wurden von Michaela Karl durch das Dorf geführt und über alles Wissenswerte informiert.

10. August – Großreinemachen im Museum

Um den Wert des Museums und der Ausstellungen zu erhalten, wird jedes Jahr im August ein Großputz im Museum durchgeführt. Samstag früh um 8:00 Uhr war eine große Truppe vor Ort. In Gruppen aufgeteilt, wurde geputzt, was das Zeug hielt. Bis zum Mittag blitzte und blinkte es überall und das anschließende gemeinsame Mittagessen hatten sich alle redlich verdient.

13. Oktober – Herbstcafé unter der Leitung von Andrea Metzger und Ute Scheidecker

Das Herbstcafé war wieder sehr gut besucht. Dank der Helferinnen und Helfer lief alles wie am Schnürchen. Die Gäste verweilten bei selbstgebackenem Kuchen und Torten, Kaffee und anderen Getränken im herbstlich geschmückten Arbeitsraum des Museums. Gerne verbrachten sie dort ein paar schöne, gesellige Stunden.

Die Kinder kamen auch nicht zu kurz. Das Bastelangebot von Andrea, unterstützt wurde sie von ihrer Tochter Lena und Henri Karl, wurde sehr gerne angenommen. Das Herstellen von herbstlicher Dekoration in vielfältiger Ausführung erforderte zwar ein wenig Geschick, aber es entstanden die tollsten Ergebnisse und brachte allen viel Spaß. Ebenso freute sich das Museumsteam über interessierte Besucher.

Ab Mitte Oktober begannen bereits wieder die Vorbereitungen für den Adventsmarkt unter der Leitung von Michaela Karl (Kränze/Gestecke) und Andrea Metzger (Basteleien und Dekor-Artikel).

Als Dankeschön für unsere „Museumsdienstler“ wurden diese am **1. November zu einem Essen** in das Gasthaus Schüll's Winstub eingeladen.

Am 30. November haben wir uns wieder am jährlichen Adventsmarkt der Vereinsgemeinschaft beteiligt. Dies ist ein fester Bestandteil unserer Vereinsarbeit. Wie jedes Jahr waren unzählige Helfer schon wochenlang vorher mit den Vorbereitungen beschäftigt, um verschiedene und besondere Basteleien und Weihnachtskränze am Stand anbieten zu können, welche immer sehr gerne gekauft werden. Aber auch das kulinarische Angebot kam nicht zu kurz. Die traditionellen Kuchen wie Linzertorte, Silbertorte und Tart, genauso wie die Speckbrote, PolloFino im Weck und der beliebte Museumsglühwein kamen bei den Gästen sehr gut an.

29. Dezember 2019 Filmvorführung

Im Archiv des Heimatmuseums schlummerten seit Jahren alte Filmaufnahmen aus Altenheim. Diese hat der Historische Verein digitalisieren lassen und zeigte sie nun, unter der Federführung von **Heinz Arbogast**, erstmals der Öffentlichkeit.

Die nicht vertonten Aufnahmen stammen aus der Zeit zwischen 1951 und 1973. Unter dem insgesamt 70-minütigen Filmmaterial finden sich verschieden lange Ausschnitte. Zu sehen sind zum Beispiel die Einholung der drei neuen Kirchenglocken aus dem Jahr 1951 und die Einholung der vierten Glocke im März 1961. Auch zu sehen sind Aufnahmen der Aldner Fasnacht 1969, aber auch Filmdokumente vom Ausbau der Rheinstaufstufe bei Altenheim 1970. Bei den älteren Dorfbewohnern wurden viele Erinnerungen geweckt, für die Jüngeren boten die Filme einen kleinen Einblick in vergangene Zeiten. Um Interessierten genügend Platz zu bieten, wurde die Vorführung vom Museum in den Bewegungsraum der Kita Regenbogen verlegt, der auch barrierefrei zu erreichen ist. Ab 15:30 Uhr war der Saal geöffnet, die Filmvorführung begann um 16 Uhr. Es kamen sehr viele interessierte Zuschauer, viele der Personen in den Filmen wurden erkannt – und man schwelgte in Erinnerungen. Der Film wird in jedem Fall noch ein zweites Mal gezeigt werden.

Ute Scheidecker

Arbeitskreis Dundenheim

Leider bin ich im Arbeitskreis Dundenheim nach wie vor nur der einzige aktive Mitarbeiter. Jeder Versuch, „Mitschaffende“ zu finden, ist bis jetzt gescheitert.

Der von mir 2018 verfasste Bericht über den „Altenheimer Hof“ ist zum Teil 2019 in der *Ortenau 2019, Band 99*, abgedruckt worden.

Unter dem Aspekt Zweiter Weltkrieg – Kriegsbeginn vor 80 Jahren am 1. September 1939 – habe ich eine Ausstellung mit dem Thema: „Von der NS-Zeit bis zur Bundesrepublik“ zusammengetragen, welche im Heimatmuseum Neuried zu sehen ist.

Es sind seltene Dokumente, überwiegend aus Dundenheim, zu sehen, u. a. Vorkriegszeit, Arbeitsdienstlager, Westwall, Gefallene, Evakuierung, Kriegsgefangene, Französische Zone, Nachkriegszeit, Währungsreform bis hin zur Bundesrepublik. Es haben sich viele Menschen für die Ausstellung interessiert, u. a. Mitglieder des Museum-Bunkers „Emilie“ aus Altenheim, ebenso das „Reicharbeitsdienstlager“ aus Schutterzell sowie einige Mitglieder des „Vereins für Heimatpflege und Ortsgeschichte“ Kippenheimweiler und auch Herr Josef Eisenbeis, Mitbegründer und ehemaliger Leiter des Heimatmuseums Oberweiler. Herr Eisenbeis schreibt zurzeit über die Geschichte Oberweiers ein Buch.

Max Walter

Arbeitskreis Ichenheim

Das Vereinsjahr begann mit der Jahresabschlussfeier für das Jahr 2018 am 12. Januar im Gasthaus „zum Schwanen“, wo wir einerseits nochmals Rückschau auf das vergangene Jahr hielten und über die Pläne für das neue Jahr 2019 sprachen. Leider ist unser Arbeitskreis sehr zusammenge-

schrumpft. Persönliche und familiäre Gründe sowie Krankheit waren die Gründe dafür. Wie wir letztes Jahr schon berichteten, ist es außerordentlich schwierig, Nachfolger zu finden. Insofern waren wir sehr dankbar, dass Erich Schnebel uns mehrfach bei unserer Arbeit unterstützte.

Im Jahr 2018 hatten wir mit der Apothekerin Frau Ines Bühler ein Gespräch wegen der Renovierung der Gedenktafel von Dr. Erwin Baur. Sie erklärte, dass sie bereit wäre, diese Sache zu unterstützen. Bis jetzt ist allerdings noch nichts geschehen.

Im Januar besuchten wir die Ausstellung „Demokratie wagen – Baden 1818–1919“ vom Landesarchiv Baden im Ritterhaus-Museum in Offenburg. In verschiedenen Zusammenstellungen wurde der Weg aufgezeigt von der Französischen Revolution bis zum Grundgesetz. Dabei wurde auch die Frage aufgeworfen, wie die Zeitgenossen die Entwicklung Monarchie/Demokratie betrachteten und darüber stritten. Eine sehr informative Ausstellung.

Eine weitere interessante Gelegenheit zur Weiterbildung hatten wir im August beim Besuch der Paramenten-Ausstellung der Franziskanerinnen im Kloster Gengenbach. Es ist erstaunlich zu sehen, mit welcher Kunstfertigkeit diese Paramente gearbeitet sind. Die Paramentik ist eine hohe Kunst und hat eine lange Tradition in den Klöstern. Gefertigt wird alles für den priesterlichen Dienst, Altarausstattung u. v. m. mit werkstatteigenen Entwürfen. Man kann gut nachvollziehen, dass manche der Schwestern durch die diffizile Arbeit mit der Zeit erblindeten.

Um einen ordentlichen Platz zur Aufbewahrung von historischer Kleidung zu haben, bekamen wir aus einem Nachlass einen Schrank geschenkt. Dazu musste der Grenzstein vom Vereinsheim umgesetzt werden. Er hat jetzt einen angemessenen Standort am Eingang in den „Jörgen-Wald“ beim Denkmal für die Flurbereinigung.

An der Jahreshauptversammlung des Historischen Vereins Neuried e. V. am 15. März im „Schwanen“ in Ichenheim nahmen einige Mitglieder teil.

Die Hauptarbeit des Arbeitskreises Ichenheim im abgelaufenen Jahr bestand hauptsächlich in der Sammlung und Aufbereitung von Bildern und Fotos zu unserer Ausstellung vom 27. Mai bis Ende Juni 2019 in den Geschäftsräumen der Volksbank Lahr, Filiale Ichenheim. Das Thema lautete **Vereinsleben in Ichenheim – „Turnverein Ichenheim von 1911 e. V.“** Bei der Eröffnungsfeier führte Erich Schnebel als langjähriger TV-Vorstand in die Ausstellung ein. Helmut Herrmann und der Sing- und Spielkreis umrahmten die Veranstaltung mit einigen Liedern.

Anlässlich des Straßenfestes im September präsentierten wir die Ausstellung noch einmal im Foyer der Ried-Turnhalle. Dazu kamen eine Erweiterung und Dokumentation zu den bisher abgehaltenen Straßenfesten über einen Zeitraum von 40 Jahren. Mit einer Reihe freiwilliger Helferinnen und Helfern servierten wir den Besuchern Kaffee und Kuchen. Bereits Mitte Nachmittag waren wir mit unseren Kuchen ausverkauft. Ein besonderer Dank gebührt allen Helfern und Kuchen Spendern.

Am verkaufsoffenen Sonntag – 24. November – konnten wir die Ausstellung noch einmal im Rathaussaal zeigen. Auch hier wurden Kaffee und Kuchen angeboten.

Um unsere Archivarbeit zu optimieren, gibt es schon lange Überlegungen, wie wir das am besten gestalten können. Nun scheint es so, dass wir eine gute Lösung gefunden haben. Durch die Programmierungshilfe eines jungen Fachmanns sind wir jetzt in der Lage, eine adäquate Arbeit durchzuführen. Es wird uns viel Arbeit bereiten, die Tausenden von Bildern, Fotos und Schriftstücken zu ordnen. Aber es wird sich lohnen.

Ansonsten werden wir alles daran setzen, unsere Planungen und Zielvorgaben zu erreichen.

Manfred Fischer

Arbeitskreis Müllen

Ausgrabungen bei der Kirche

Das Jahr 2019 stand vor allem unter dem Fokus der Ausgrabungsfunde bei der Kirche. Leider war der Informationsfluss zur Bevölkerung nicht sehr ergiebig. Immerhin haben die Funde der Grabungen (7. Januar bis Mitte Dezember 2019) gesicherte Erkenntnisse zur Besiedelung von Müllen in vier unterschiedlichen Zeiträumen erbracht (Römer und drei Epochen des Mittelalters bzw. späten Mittelalters). Die wissenschaftliche Auswertung der Funde ist noch nicht abgeschlossen und soll im archäologischen Landesmuseum Baden-Württemberg Rastatt bedingt zugänglich werden.

Vorratshaltung und Versorgung

Milchhäusle

Auch in Müllen gab es eine Milchsammelstelle, das „Milchhäusle“. Das war nicht nur eine Organisationsmaßnahme der Landwirte, sondern auch täglicher Begegnungsort für die Dorfbevölkerung, Umschlagplatz für dörfliche Nachrichten und beliebter abendlicher Treffpunkt der Dorf-

In Müllen gibt's Funde aus vier Epochen
Bericht im Ortschaftsratsrat über den Stand der Ausgrabungen im geplanten Baugebiet „Bei der Kirche“

Gertrud Kühnle vom Landesamt für Denkmalpflege berichtete in der Ortschaftsratsitzung über den Stand der Ausgrabungen in Müllen. Archäologisch ist das eine Fundgrube.

Neuried-Müllen (hw). Informationen zur Ausgrabungsstraße „Bei der Kirche“ stand unter anderem auf der Tagesordnung des Ortschaftsrats Müllen. Dazu hatte Ortsvorsteherin Hilde Wurth-Schoel (UL) die Gebietsreferentin und wissenschaftliche Grabungsleiterin des Landesamtes für Denkmalpflege, Gertrud Kühnle, eingeladen. Eine große Zahl von Zuhörern bewies, dass sie damit genau richtig lag. Anwesend war auch Bianca Eggert von der Südwest-Archäologie, die die Grabungen vor Ort leitete.

Erschließung eingestellt
 Bekanntlich sind die Erschließungsarbeiten im geplanten Baugebiet „Bei der Kirche“ in Müllen seit Februar 2019 eingestellt, weil archäologische Funde aus der Römerzeit auftauchten. Im Rahmen von Gemeinde- und Ortschaftsratsitzungen haben sich die jeweiligen Gremien unter Übernahme der Kosten für die Ausgrabungsarbeiten mehrheitlich entschieden (wir haben berichtet). Seit August dieses Jahres wird deshalb von der Firma Südwest-Archäologie im Auftrag vom Denkmalamt gegraben. Die Arbeiten erwiesen sich auf Grund des trockenen Sommers und des Regens im Frühherbst als äußerst schwierig, dennoch bezeichnete sie die Referentin als erfreulich, denn es konnten dabei hochwertige und wissenschaftlich interessante Funde aus vier Epochen geborgen werden, das heißt, dass Siedlungen aus dem 2.-3. Jahrhundert, 4.-5. Jahrhundert, 8.-9. Jahrhundert und 12.-16. Jahrhundert nachgewiesen wurden. Kühnle beschrieb zunächst die Vorgehensweise. Danach werden die Fundstellen eingegrenzt, gemessen, gezeichnet und fotografiert. Das Gleiche geschieht mit den Funden, die zurzeit aus verschiedenen Gruben, die an Hand der gefundenen Gegenstände auf die jeweilige Zeit hinweisen, geborgen werden.

In einer Power-Point-Präsentation sahen die Zuhörer eine Reihe von Gegenständen, aber auch Mauerverstehen, was bisher an das Tageslicht befördert wurde. Dazu gehörten Keramik- und Tonscherben, Knochenreste, Ziegeln und Gegenstände aus verschiedenen Materialien. Mörtelschichten an den Mauerresten und sogar noch eine erkennbare Wandmalerei waren dabei besonders aufschlussreich.

Als eine kleine Sensation bezeichnete Kühnle jedoch einen Ziegel aus der römischen Besiedelung, auf dem der Stempel der 8. Römischen Legion eingegraben ist.

Anschließend hatten die Rätinnen und Räte sowie die Zuhörer Gelegenheit, zu fragen. Sie bezogen sich vor allen Dingen auf den weiteren Verlauf und die voraussichtliche Dauer der Ausgrabungen.

Am geplanten Baugebiet „Bei der Kirche“ sind die Archäologen zugange. Foto: Hans Weide



Quelle: Offenburger
 Tageblatt,
 16. November 2019

jugend. Leider sind die schriftlichen Unterlagen zu dieser Zeit nicht mehr vorhanden. Auch die „Schwarzwald-Milch“ (Offenburger Milchzentrale) verfügt über keine Aufzeichnungen zu jener Zeit. Bekannt ist, dass die Milchsammelstellen in den 1930er Jahren eingerichtet und in den 1960er Jahren aufgegeben wurden. Mit dem zunehmenden Wohlstand in den Nachkriegsjahren kam eine neue Variante der Vorratshaltung auf: die Gefriertechnik. 1959 (?) wurde im Keller des Milchhäusles eine zentrale Gefrieranlage eingebaut, die aber nach wenigen Jahren stillgelegt wurde. Die Betriebskosten, das umständliche Einlagern und Holen des Gefriergutes und die zunehmend sinkenden Anschaffungskosten für eine häusliche Gefriereinrichtung brachte das Ende dieser Gemeinschaftsgefrieranlage. Das gesamte Gebäude wurde 1971 zur „Ortenauer Fernküche Herrmann“ umgebaut.

Claus Flaith/Roswitha Deck

Arbeitskreis Schutterzell

Die Tätigkeit im letzten Jahr beschränkte sich auf punktuelle Einsätze in Form von Erledigung der eingegangenen Anfragen. Aus diversen Gründen waren mir umfangreichere Aktivitäten, z. B. in Form von Gestaltung einer Ausstellung usw. nicht möglich, werden aber nicht aus den Augen verloren. Bildmaterial hierfür wird, soweit möglich, weiterhin gesammelt.

Mai 2019

Es stand eine Zeitlang die Idee im Raum, eine Veranstaltung mit Prof. Konrad Kunze aus Freiburg zu Schutterzeller Namen zu organisieren. Diese Idee hat sich aber überholt, weil die Mittelbadische Presse inzwischen regelmäßig Namensklärungen von Prof. Konrad Kunze in ihren Zeitungsausgaben veröffentlicht. Und über „baden online“ (https://www.bo.de/namensglossar/letter_a) kann man im „Namensglossar von A bis Z“ alle bisherigen Erklärungen zu den einzelnen Namen finden.

Juli 2019

Der Historische Verein Neuried e.V. war auf der Suche nach historischen Bildern aus allen Ortsteilen Neurieds. Diese Bilder sollen auf Ersuchen des Hausdirektors vom Seniorenzentrum Neuried-Altenheim in der Einrichtung aufgehängt werden, weil die Bewohner solche Erinnerungen immer wieder gerne anschauen. Zehn unseren Ortsteil betreffende Bilder wurden von unserer Seite für diesen Zweck zusammengestellt und nach Altenheim geliefert.

August 2019

Der Ortschaftsrat Schutterzell behandelte in dieser Zeit das in der Vergangenheit immer wieder aufgegriffene Thema „Mehrzweck-Bürgerhaus für Schutterzell“. Für eine Präsentation in der anstehenden Sitzung wurden Bilder vom alten Veranstaltungsraum vor dem Abriss des oberen Stockwerks der „Neuen Schule“ (vor 2004) benötigt. Solche Bilder habe ich im Bekannten- und Verwandtschaftskreis gesammelt und zur Verfügung gestellt.

Ab November 2019

In den Jahren 1949 bis 1967 war Adolf Willaredt zunächst Lehrer und danach auch Schulleiter in Schutterzell. In seine Schutterzeller Amtszeit fielen auch die Planung und der Bau der im Jahr 1964 fertig gestellten „Neuen Schule“ in der Marödelstraße 4. Von 1967 bis zu seiner Pensionierung war Herr Willaredt dann Schulleiter in seinem Geburtsort Freiamt.

Herr Schneider, ein jüngerer Weggefährte von ihm, hat in den vergangenen Jahren verschiedene Publikationen herausgegeben, zuletzt im Jahr 2017 den Band III mit dem Titel „Freiamt, Geschichte und Geschichten“. Er arbeitet nun an Band IV. Ein wesentlicher Bestandteil dieses IV. Bandes sollen die ihm vorliegenden Lebenserinnerungen des inzwischen verstorbenen Lehrers und Schulleiters Adolf Willaredt sein. Dessen Lebenslauf möchte Herr Schneider mit alten Fotos, Ansichtskarten usw. illustrieren. Hierfür hat er uns um Mithilfe gebeten.

Ich habe bei ehemaligen Schülern des verstorbenen Lehrers Fotos und Berichtsbeiträge eingesammelt und bin gerade dabei, alles zusammenzustellen und Herrn Schneider zu übersenden. *Lothar Gißler*

Arbeitskreis Archäologie

Das vergangene Jahr wurde geprägt durch die Entdeckung und Ausgrabung eines römerzeitlichen, spätantiken und mittelalterlichen Siedlungsplatzes in Neuried-Müllen. Die Gemeinde Neuried begann ab Anfang Februar mit der Erschließung eines kleinen Baugebietes mit Zufahrtsstraße und vier Bauplätzen. Durch die unmittelbare Nähe des Baugebietes zur ältesten Kirche (12. Jh.) in der Umgebung, beantragte Gerhard Gmeiner beim LAD eine Genehmigung zur baubegleitenden, archäologischen Untersuchung der Bauarbeiten. Schon kurz nach Beginn der Bauarbeiten fand Gerhard Gmeiner Dachziegel, römische Keramik und drei römische Münzen (1. Jh. n. Chr.). Er verständigte umgehend das LAD in Freiburg, welches einen Baustopp durch die Untere Denkmalschutzbehörde veranlasste. Von diesem Zeitpunkt an begleitete ein Team des Landesamts für Denkmalpflege den weiteren Oberbodenabtrag und entdeckte einen römischen Estrichboden sowie weitere Elemente aus Ziegel-Platten und Tubuli, die auf eine römische Heizanlage (Hypokaust-Kanalheizung) hinwiesen. Bemerkenswerterweise kam auch ein Bruchstück eines gestempelten Dachziegels der in Straßburg stationierten *Legio VIII Augusta* zutage. Um Planungssicherheit für die vier geplanten Bauplätze zu erhalten, gab die Gemeinde eine geophysikalische Prospektion in Auftrag, bei der eine Reihe von Anomalien sichtbar wurde. Spätestens jetzt stand fest: Aufgabe des Bauvorhabens oder archäologische Ausgrabung. Der Gemeinderat entschied sich für letztere Lösung und beauftragte die Firma Südwest Archäologie mit der vollflächigen Grabung, die von August bis Ende Dezember 2019 stattfand; ein punktueller, tiefgreifender Einsatz bleibt 2020 durchzuführen.

Besondere Befunde und Funde aus der Römerzeit und dem Mittelalter

Tatsächlich legte die Ausgrabung auf dem Baugelände neben der Kirche viele bemerkenswerte Siedlungsreste und Funde aus mindestens

drei Epochen frei: schwerpunktmäßig aus dem römischen 2./3. Jahrhundert, aber auch aus dem frühmittelalterlichen 8./9. Jahrhundert und aus der Zeit vom 12. bis zum 16. Jahrhundert; das 4./5. Jahrhundert könnte ebenfalls betroffen sein. Bei den archäologischen Befunden des 2./3. Jahrhunderts (römerzeitlich) handelt es sich u. a. um mehrere rechteckige Grubenhäuser mit Eckpfosten, um ein größeres, quadratisches und ebenfalls in den Boden eingetieftes Gebäude sowie um einen Brunnen, dessen Sohle noch nicht erreicht wurde; bei den (früh-)mittelalterlichen Funden handelt es sich hauptsächlich um Gruben.

Die laufende Auswertung des umfangreichen Fundmaterials lässt hoffen, dass die Bauten und die Funktionen der einzelnen Siedlungsstrukturen mehr oder weniger präzise bestimmt werden können. Eine Besonderheit stellt der quadratische Holzschacht des römischen Brunnens dar, dessen Dokumentation und Bergung im Frühjahr 2020 ansteht, denn die Hölzer können durch die Dendrochronologie im besten Fall jahrgenau datiert werden. Ein detaillierter Fundbericht folgt in der nächsten Ausgabe der „Ortenau“.

Schöne Funde durch die Begehungen an bereits bekannten Orten

Gerhard Gmeiner fand bei einer Begehung im Auftrag des LAD auf einer bereits bekannten Fläche eines vermutlich römerzeitlichen Vicus, am Ufer des alten Elz-Verlaufes, 18 römische Bronzemünzen, überwiegend konstantinisch, aus der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts. Des Weiteren einen tordierten bronzenen Armreif aus der Bronzezeit und einen Bronzegusskegel, der auf eine Metallverarbeitung in Gusstechnik hinweist. Außerdem fanden sich dort noch zahlreiche römerzeitliche Bronzefragmente sowie zwei karolingische Scheibenfibeln aus dem 9. Jahrhundert.

Bei Feldbegehungen im Gewann Richenen, in einer alten Flusschleife, fand er eine komplette bronzezeitliche Knopfsichel aus der Zeit um 1000 v. Chr. sowie den Kopf einer römischen Gliederpuppe aus Terrakotta, einer antiken Barbie. Diese Stelle ist uns schon seit Längerem bekannt und stellt einen Hotspot für römerzeitliche Keramik und Ziegelfunde dar.



Nicht weit von dieser Stelle, im Gewann Stried auf einem Acker am Waldrand (auch das eine bereits bekannte Fundstelle), fand er Randscherben eines kugelförmigen, rauwandigen, römischerzeitlichen Kochtopfs mit Kammstrich-Dekor, vermutlich aus lokaler Produktion.

Bei einer Feldbegehung im Gewann Schaflacher Feld fand Thomas Ilch an der Uferkante eines alten Wasserlaufs in der Ackerfurche einen ausgepflügten Roheisen-Spitzbarren mit einer Länge von 37 cm und einem Gewicht von 5,7 kg. Die Maße passen in das Schema von publizierten Funden. Eine genaue zeitliche Einordnung ist nicht einfach, da diese Art Eisenbarren sowohl in keltischer Zeit als auch noch bei den Römern hergestellt und gehandelt wurden.

Aufgrund der Ausgrabungen in Müllen, sehr nahe an der Schutter, machte Thomas Ilch mehrere Feldbegehungen entlang der Schutter. Dabei fand er, einige hundert Meter südlich von Müllen, auch römische Leistenziegelfragmente.

Gerhard Gmeiner/Thomas Ilch

Trachtengruppe

Bodenseetrachtentag Insel Mainau

Am 28. April 2019 ist die Trachtengruppe früh morgens an den Bodensee gereist. Mit einer stattlichen Gruppe von 30 Personen haben wir uns am Festzug auf der Mainau, welcher um 11 Uhr begann, beteiligt. Leider hat sich das Wetter nicht von seiner besten Seite gezeigt. Es war kalt und regnerisch. Trotz des widrigen Wetters gab es entlang der Strecke viele Zuschauer. Ein gemeinsames Gruppenfoto mit allen Trachtenträgern konnte bei etwas Sonnenschein gemacht werden, dann kam wieder der Regen. Die Gruppe entschloss sich zu einer frühen Abreise und besuchte noch das Feuerwehrfest in Altenheim.

Kreistrachtenfest Breisgau-Hochschwarzwald, Löffingen

Am 28. Juli 2019 fuhr die Trachtengruppe nach Löffingen. 18 Teilnehmer waren gemeldet und haben in Löffingen am Festzug teilgenommen. Die Festzug-Strecke wurde von einer Festmeile umrahmt. Der beschauliche Ort mit seiner leicht bergab und bergauf führenden Straße hat viele Zuschauer mobilisiert. So war es eine schöne Stimmung an der Umzugsstrecke und die Zuschauer haben unsere Gruppe mit viel Beifall gewürdigt. Auch da erwischte uns leider Regen, sodass die Heimfahrt im Bus nur mit regnerischer Aussicht durch den Schwarzwald stattfinden musste.

Zwetschgenfest Bühl

Am Sonntag, den 08. September reiste eine Gruppe mit 16 Teilnehmern nach Bühl. Der Umzug und das Fest in Bühl haben nicht nur einen historischen Charakter, sondern sind bunt gemischt. So war die Trachtengruppe eine optisch hervorragende Vertretung von Wahrung des Brauchtums und wurde wieder herzlich durch Beifall gewürdigt.

Bettina Dürr

Zum Jahresende hatte der Historische Verein Neuried e. V. 189 Mitglieder.

Ute Scheidecker, Schriftführerin

Nordrach

Im Jahr 2019 prägten zwei besondere Veranstaltungen den Terminkalender: Am 6. April 2019, dem 100. Todestag von Dr. Otto Walther, würdigte der Verein den Gründer der ersten Nordrachener Lungenheilstätte. Der 9. Nordrachener Geschichtstag behandelte das Thema KZ Auschwitz.

Veranstaltungen

6. April 2019: Vortrag von Horst Feuer in der Fachklinik Klausenbach über das Leben und Wirken von Dr. Otto Walther

Annähernd 100 Besucher kamen in die Fachklinik Klausenbach, wo Horst Feuer aus Anlass des 100. Todestags von Dr. Otto Walther referierte. Feuer skizzierte zunächst den Lebenslauf von Dr. Otto Walther. Er wurde am 1. August 1855 in Limbach/Sachsen geboren. Er lernte beim Studium an der medizinischen Fakultät in Leipzig die Engländerin Hope Bridges Adams kennen, die er 1883 heiratete. Sie zogen nach Frankfurt und betrieben gemeinsam eine Arztpraxis.

Otto und Hope Walther gehörten einem sozialdemokratischen Netzwerk an, zu ihren Freunden zählten Rosa Luxemburg, Wilhelm und Karl Liebknecht, Clara Zetkin, August Bebel, Friedrich Engels, ja sogar das Ehepaar Uljanov-Lenin. Im Jahre 1886 kamen sie einer Ausweisung aus Frankfurt zuvor und fanden im relativ liberalen Großherzogtum Baden im hinteren Ohlsbachtal in der „Villa Brandeck“ Unterschlupf. Hope war bereits in Frankfurt an der Tuberkulose erkrankt. Dies bestärkte Dr. Otto Walther, seinen beruflichen Traum zu erfüllen und eine Volksheilstätte für Lungenkranke zu gründen.

Im hinteren Norddrachtal fand Dr. Otto Walther leerstehende Gebäude der 1850 aufgelösten Glashütte und der ehemaligen Blaufarbenfabrik. Es gelang ihm, die Grundstücke nach und nach zu erwerben und bereits 1891 eröffnete das Ehepaar Walther die Lungenheilstätte Nordrach-Kolonie. Um- und Neubauten folgten und schließlich zählten zum „Waltherschen Paradies“ rund 40 Gebäude, ein Schwanenteich sowie Spazier- und Wanderwege.

In der Therapie ging Dr. Otto Walther radikal neue Wege. Liegekuren lehnte er strikt ab, seine Patienten sollten sich viel bewegen, viel essen und sich nicht gegenseitig bemitleiden. Die Patientenzimmer erhielten elektrisches Licht, eine elektrische Heizung und waren mit Duschen und Warmwasser ausgestattet (1891!).



Horst Feuer würdigte die Verdienste von Dr. Otto Walther anlässlich seines 100. Todestags



Historische Fotos

Bis zu 63 Patienten konnten aufgenommen werden, darunter auch viele gut betuchte Engländer und Amerikaner, die ihrerseits mithalfen, dass einfache und arme Patienten einen kostenfreien Aufenthalt erhalten konnten.

Gute Heilungserfolge festigten den ausgezeichneten Ruf der Lungenheilstätte. Noch vor der Jahrhundertwende entstanden weitere Kuranstalten im Dorf Nordrach. Nach Walthers Vorbild wurden Heilstätten auch im Ausland, in England, Schottland, Wales und Amerika eröffnet.

Privat hatte Dr. Otto Walther weniger Glück. Seine Ehefrau Hope trennte sich bereits 1893 von ihm und zog mit den beiden gemeinsamen Kindern und dem zehn Jahre jüngeren Karl Lehmann – bis dahin Verwalter der Heilstätte – nach München.

Dr. Otto Walther heiratete 1895 die gerade 21-jährige Dänin Ragnhild, eine ehemalige Patientin und Tochter von Frederik Bajer, bekannter Politiker, Pazifist und späterer Nobelpreisträger. Das Eheglück währte nur wenige Jahre. 1903 verstarb Ragnhild und ein Jahr später heiratete Dr. Otto Walther Ragnhilds ältere Schwester Sigrun.

Wegen gesundheitlicher Probleme, vielleicht auch auf Drängen seiner Ehefrau, bot Dr. Walther im Jahre 1908 der Stadt Offenburg sein „Paradies“ zum Spottpreis von 200 000 RM an. Offenburg lehnte ab und so kam die Badische Landesversicherungsanstalt zum Preis von 300 000 RM zum Zug.

Dr. Otto Walther zog mit Ehefrau Sigrun und Tochter Gerda nach Leoni am Starnberger See, wo er nur noch ein privates Leben führte. Sein langjähriges Nierenleiden verschlimmerte sich, dies bewog ihn 1917 nach Baden-Baden zu ziehen, wo er am 6. April 1919 verstarb.

20. April 2019: Mitgliederversammlung

Im Mittelpunkt der Versammlung stand die Wahl der Vorstandschaft, die bisherigen Amtsträger wurden sämtlich wiedergewählt.

12. Mai und 15. September 2019: Geführte Wanderungen zu den Nordracher Höhenhöfen

Schon ab dem 14. Jahrhundert siedelte das Kloster Gengenbach im Bereich Moos bis Schäfersfeld Menschen an, die das Gebiet roden und landwirtschaftlich nutzen konnten. Im 18. Jahrhundert wurden auch Glashütten betrieben. Nachdem das Gebiet im Zuge der Säkularisation an das Großherzogtum Baden übergegangen war, wurden die landwirtschaftlichen Betriebe geschlossen, die Gebäude abgebrochen und die Bewohner mussten sich eine andere Bleibe suchen.

Der Historische Verein Nordrach hat im Frühjahr 2012 ein Wegenetz beschildert, das zu den einzelnen Standorten der Höhenhöfe und Glashütten führt. Ein Flyer enthält dazu die wichtigsten Informationen. Thomas Laifer, der die Grundlagen der Höhenhöfe erforscht hatte, führt seither interessierte Wanderer zweimal im Jahr zu einigen der Hofstellen und zu den beiden Standorte der Glashütten. An der Frühjahrs- und Herbstwanderung nahmen rund fünfzig Personen teil.

*Die Erstklässler
auf historischer
Spurensuche*



7. Juni 2019: Schatzsuche im Dörrenbach

Am letzten Schultag vor den Pfingstferien erkundeten elf Nordracher Erstklässler unter Führung des Historischen Vereins die Höhenhöfe und Altglashütten im oberen Dörrenbachtal. Das Kloster Gengenbach ließ hier am Ende des 17. Jahrhunderts eine Glashütte errichten. Rund 40 Jahre lang wurde hier Glas hergestellt, bis der Holzvorrat aufgebraucht war und die Glashütte auf die andere Talseite verlegt wurde. Die Kinder gruben eifrig in den Uferbereichen des Bächleins und fanden zahlreiche kleine Glasstücke, die sie stolz mit nach Hause nehmen konnten.



*Die Kinder zeigen stolz ihre selbst hergestellten
Wappen*

10. September 2019: Schatzsuche auf Schloss Ortenberg

Der Historische Verein lud im Rahmen des Sommerferienprogramms zur Schatzsuche auf Schloss Ortenberg ein. 20 Kinder nahmen teil. Die Kammerzofe Sophie (Brigitte Sum-Herrmann) führte die Kinder durch das Schloss, zeigte den Kerker und die ehemalige Kapelle, in der jetzt eine beeindruckende Waffensammlung ausgestellt ist. Jedes Kind durfte im Rittersaal sein eigenes Wehrschild gestalten und bemalen. Die Schatzsuche verlief auch erfolgreich, sodass jedes Kind einen „Edelstein“ mit nach Hause nehmen konnte.



*Der Schriftsteller Michael Paul schilderte am
9. Nordracher Geschichtstag seine Reise nach
Auschwitz*

5. Oktober 2019: 9. Nordracher Geschichts- tag

Der Historische Verein Nordrach hatte das Thema „Auschwitz – eine bewegende Reise“ gewählt und dafür den Lahrer Schriftsteller Michael Paul gewinnen können. Die Veranstaltung fand im Pfarrheim statt. Bedauerlicherweise kamen nur 16 Personen, die ihr Kommen allerdings nicht bereut haben und einen sehr bewegenden Reisebericht hören konnten.

Michael Paul war mit einer kleinen Reisegruppe im Mai 2018 nach Auschwitz gefahren und berichtete zunächst, dass das KZ Auschwitz auf Befehl des Reichsführers der SS Heinrich Himmler im April 1940 in einer ehemals polnischen Kaserne angelegt wurde und wie es nach und nach zu einem industrialisierten Vernichtungslager ausgebaut wurde. Im Oktober 1941 wurde ein zweites Arbeitslager, Auschwitz-Birkenau, für zunächst 100000 Häftlinge errichtet. In den beiden Lagern wurden insgesamt 1,3 Mio. Menschen ermordet, ca. 1,1 Mio. Juden, aber auch Sinti und Roma, Kriegsgefangene und politische Häftlinge. Das Lager Auschwitz ist heute eine Art Museum, zugleich Gedenkstätte und internationales Begegnungs- und Holocaust-Forschungszentrum.

Paul schilderte mit bewegenden Worten, wie ihm der Rundgang durch die riesige Anlage unter die Haut gegangen sei. Besonders betroffen sei er gewesen, als er vor den riesigen Bergen von Geschirr, Prothesen, Schuhen und mit Namen versehenen Koffern gestanden habe, die in großen Vitrinen aufbewahrt werden. In einem überdimensionalen Buch seien die Namen aller jüdischen Opfer eingetragen.

Herbert Vollmer

Oberharmersbach

Der Historische Verein hat wie jedes Jahr am 10. Juni, dem „Deutschen Mühlentag“, und am 8. September, dem „Tag des offenen Denkmals“, im örtlichen Museumsareal „Speicher/Mühle“ Vorführungen und Führungen angeboten.

Von Mitgliedern und Helfern des Historischen Vereins wurden in der Brugasse und beim Kiliwiplatz die alten Eiskeller von Schutt und Unrat befreit, die Eingangsbereiche wieder hergerichtet und saniert. Nach mehrtägiger Arbeit in der Brugasse wurde ein überraschend großer Hohlraum freigelegt, der bis in das 20. Jahrhundert zur Lagerung von Natureis genutzt wurde. Der Eiskeller beim Kiliwiplatz diente bis in die 1980er Jahre auch als Kühlraum für die Getränke während der Kilwi.



Eiskeller in der Brugasse (Fotos: Verein)



Eiskeller beim Kilwiplatz

Vor allem die Brauereien waren bis zur Erfindung von Kältemaschinen auf die Lagerung von Eis in solchen Eiskellern angewiesen.

An beiden Eiskellern wurden dreisprachige Infotafeln angebracht, um die Besucher über ihre jeweilige Geschichte zu informieren.

Cornelia Lehmann

Oberkirch

Im Dezember 2018 hat die Mitgliederversammlung die Auflösung der Mitgliedergruppe Oberkirch beschlossen. Der bisherige Vorsitzende, Horst Schneider, steht aus Alters- und familiären Gründen nicht mehr für das Amt zur Verfügung. Ein Nachfolger konnte nicht gefunden werden. Momentan befindet sich die Mitgliedergruppe in Liquidation. Dieses Verfahren wird im Laufe des Jahres 2020 abgeschlossen und die Mitgliedergruppe Oberkirch damit aufgelöst.

Im Jahr 2019 hat die Mitgliedergruppe noch den aus dem 18. Jahrhundert stammenden Ölberg an der katholischen Pfarrkirche St. Cyriak restaurieren lassen. Der Ölberg war eine Stiftung des 1777 verstorbenen Oberkircher Amtsschreibers Franz Xaver Joseph Stephan Fischer. Er stand schon an der Fassade der alten Pfarrkirche, die in der ersten Hälfte der 1860er Jahre durch das heutige Kirchengebäude ersetzt wurde.

Der Mitgliedergruppe Oberkirch war es ein Anliegen, den Ölberg wieder besser zur Geltung zu bringen. Sie hat die Figuren durch die Oberkircher Bildhauer Michael und Tobias Huber restaurieren und die Beleuchtung und die Glasscheibe vor dem Ölberg erneuern lassen. Am 22. Juli 2019 wurde der Ölberg offiziell an die Kirchengemeinde übergeben. Pfarrer Lukas Wehrle dankte den anwesenden Vereinsmitgliedern für die Restaurierung und erläuterte die religiöse Botschaft des Ölbergs.

Horst Schneider

Grimmelshausen-Gesprächsrunde in Oberkirch-Gaisbach 2019

Die Grimmelshausen-Gesprächsrunde trifft sich regelmäßig am ersten Dienstag des Monats im Gasthaus zum Silbernen Stern, in dem Grimmelshausen seinerzeit als Wirt und Schriftsteller tätig war. Manuela Bijanfar hatte die Leitung der Gesprächsrunden 2016 von Fritz Heermann übernommen.

Den Beginn machte im Februar Ekkehard Wallat aus Offenburg, der über „Magisches und Utopisches bei Grimmelshausen“ berichtete. Dabei ging er im Besonderen auf abergläubische Praktiken der Frühen Neuzeit ein, bei denen Symbole wie die Alraune oder ein unsichtbar machendes Vogelnest eine große Rolle spielten. Damals war die Ausübung solcher Praktiken sehr gefährlich, konnte man doch dadurch schnell in den Verdacht der Hexerei geraten. Heiko Ullrich aus Bruchsal stellte im April sein neu erschienenes Buch „Septem scalae“ vor, in dem es ebenfalls um magische Praktiken geht. Der Held seines Romans verkauft einer Marktfrau seinen Körpergeruch für eine niemals leer werdene Geldbörse. Anspielungen auf bekannte Literatur gibt es in dem Werk viele, von dem Volksbuch „Fortunat Glücksäckel“ über Daniel

Defoes „Robinson Crusoe“ bis zu Patrick Süskinds „Das Parfum“. Die nächste Referentin war im Mai Dorothea Scherle aus Waldkirch, die über „Die Rolle des Teufels in Religion und Literatur“ sprach. Sie betonte, dass der Teufel im Alten Testament so gut wie keine Rolle spielte, dafür im Neuen umso mehr. Der Teufelsglaube sei eine Erscheinung der abrahamitischen Religionen Judentum, Christentum und Islam. Elemente des persischen Zoroastrismus seien in diese heutigen Weltreligionen eingeflossen. Sie erläuterte außerdem die Teufelsthematik in Grimmelshausens *Simplicissimus*.

Im Juni ging Anita Wiegele aus Oberkirch in ihrem Vortrag auf die Herrschaft der Fürstbischöfe von Straßburg über das Renchtal ein, die von Ausbeutung der Bauern bis zur Förderung von Musik, Kunst und Literatur reichte. Bekanntestes Geschenk der Fürstbischöfe ist die Löwensäule, die Johann von Manderscheid-Blankenheim 1570 der Stadt Oberkirch gestiftet hatte. Rudolf Hans Zillgith und Ulrich Freiherr von Schauenburg beschrieben in einem gemeinsamen Vortrag im Juli die Verbundenheit des Dichters Grimmelshausen mit der Familie von Schauenburg. Manuela Bijanfar, die Leiterin der Grimmelshausenrunde, hatte außerdem während einer Reise auf die Insel Malta in der Kathedrale von La Valetta die Grabplatte des Johann Baptist von Schauenburg, einem Großprior des Malteserordens, ausfindig gemacht.

Dirk Werle aus Heidelberg referierte im Oktober zum Thema: „Erzähl vom Dreißigjährigen Krieg“. Er ging besonders auf die beiden Barockdichter Grimmelshausen und Moscherosch ein, die Zeitgenossen gewesen waren. Im November fand eine Führung durch das Heimat- und Grimmelshausenmuseum der Stadt Oberkirch statt, bei der anhand von ausgewählten Exponaten auf das Leben des Dichters im Renchtal hingewiesen wurde. Die Führung wurde von Museumsleiterin Irmgard Schwanke und Museumsmitarbeiterin Anita Wiegele geleitet. Im Dezember berichtete der Nußbacher Historiker Heinz G. Huber über den heute relativ unbekanntesten, badischen Schriftsteller Max Übelhör und zeigte dabei interessante Aspekte seines Schaffens auf.

Im nächsten Jahr wird es wieder acht interessante Vorträge bei der Grimmelshausenrunde geben.

Manuela Bijanfar

Offenburg

Der Historische Verein Offenburg führte im Jahre 2019 folgende Veranstaltungen durch:

Am **Dienstag, den 12. Februar 2019** um 19:30 Uhr hielt Dr. Martin Furtwängler einen Vortrag über „Anton Geiß (1858–1944). Ein Sozialdemokrat und Staatspräsident und das Wagnis der Demokratie“. Dr. Martin Furtwängler ist Referent für Neueste Geschichte bei der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg und hat u. a. die Autobiografie von Anton Geiß ediert. Der Vortrag galt dem Sozialdemokraten Anton Geiß, der heute weitgehend in Vergessenheit geraten ist. In der Revolution von 1918 und in den ersten Nachkriegsjahren spielte er in Baden jedoch eine überaus wichtige politische Rolle. Geiß kann als

eine Person des Übergangs von einem Zeitalter in ein anderes gesehen werden. Gerade seine Person und seine politische Karriere veranschaulichen gewissermaßen exemplarisch den in Baden vollzogenen Wandel vom Großherzogtum hin zu Republik und Demokratie, indem sie Brüche, aber auch Kontinuitäten in dieser Entwicklung erkennbar werden lassen

Am **Dienstag, den 19. Februar 2019** um 19:30 Uhr hielt der Freiburger Historiker Dr. André Gutmann einen Vortrag zum Thema „Die Gründung der Stadt Offenburg – ein frischer Blick auf ein altes Rätsel“. Die Gründungsgeschichte der Stadt Offenburg ist ein seit Jahrhunderten oft beachtetes Feld der historischen Forschung. Von den Humanisten Wimpfeling und Volk über Johann Baptist Kolb, Kasimir Walter bis hin zu Karleopold Hitzfeld haben sich viele Gelehrte mit mehr oder weniger begründeten oder überhaupt ernst zu nehmenden Vorstellungen und Thesen dem Thema gewidmet, die Auswahl an Kandidaten für den oder die Stadtgründer ist inzwischen groß: vom legendären englischen König Offo über die Kaiserdynastie Staufer, die Herzöge von Zähringen und den Straßburger Bischof. Der Vortrag gab einen Überblick über die bisherige Forschungsgeschichte. Vor allem aber durch eine erneute Sichtung und vertiefte Interpretation der wenigen zeitgenössischen Quellen stellte er ein die bisherige Forschung ergänzendes Modell der Gründungsgeschichte und Stadtentwicklung Offenburgs im 12. und 13. Jahrhundert vor.

In einem weiteren Vortrag referierte am **Mittwoch, den 27. März 2019** um 19:30 Uhr Dr. Valerie Schoenenberg, Akademische Rätin an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Institut für Archäologische Wissenschaften, ebenfalls zur Stadtgründung Offenburgs unter dem Thema „Auf dem Weg zur Stadtgründung – eine archäologische Spurensuche“. In Offenburg hat Dr. Schoenenberg die Präsentation in der Mikwe konzipiert und war an der stadtgeschichtlichen und archäologischen Ausstellung im Museum im Ritterhaus beteiligt. Die Stadtwerdung Offenburgs als Prozess des Hochmittelalters wirft bis heute viele Fragen auf. Was wissen wir über die Anfänge? Wo sind Spuren früherer Besiedlung zu finden? Neue archäologische Ausgrabungen in Offenburgs Altstadt aus den letzten zehn Jahren lieferten hierzu wertvolle Erkenntnisse. Der Vortrag ging auf Spurensuche und stellte die neusten Fakten und Erkenntnisse zum Vorfeld der Stadtwerdung zusammen.

Am **Mittwoch, den 8. Mai** um 19:30 Uhr fand im Foyer des Offenburgers Museums im Ritterhaus ein Gesprächsabend mit Werner Scheurer und Ursula Fuggis-Riehle zum Thema „Gnadenbild der Madonna von Re. Geschichte und Restaurierung eines Gnadenbildes“ statt. Das Original des Madonnenbildes aus dem 13. Jahrhundert befand sich im norditalienischen Bergdorf Re im Val Vigizzo, eine Kopie u. a. einst in der Offenburger Heilig-Kreuz-Kirche. Der Legende nach soll ein wütender Spieler einen Stein auf das Madonnenbild geworfen haben, woraufhin es aus der Stirn blutete. Re wurde so zu einem Wallfahrtsort, der bis heute jedes Jahr Tausende Pilger anzieht. Werner Scheurer widmete sich zunächst der Geschichte des Gnadenbildes und der Frage, wie eine Kopie der Madonna nach Offenburg in die Heilig-Kreuz-Kirche und schließlich ins Offenburger Museum gelangte. Ursula Fuggis-Riehle be-

richtete von den verschiedenen Schritten der Restaurierung, die das Bild aus dem Dornröschenschlaf geholt haben.

Am **Dienstag, den 1. Oktober 2019** um 19:30 Uhr hielt die Historikerin Andrea Kammeier-Nebel einen Vortrag über die Hexenverfolgung in Offenburg. In ihrem Vortrag befasste sich Andrea Kammeier-Nebel vor allem mit Caspar Silberrad, einem der entschiedensten Befürworter der Hexenverfolgung in Offenburg. Silberrad – Mitglied der Schmiedezunft, junger Rat und Stettmeister – stand seit 1596 immer wieder in Opposition gegen den regierenden Offenburger Rat und wurde 1602 in diesem Zusammenhang sogar verurteilt. Doch der streitbare Schmied floh, klagte vor dem Reichshofrat und erwirkte zwei offizielle Untersuchungen der Offenburger Ratspolitik. 1608 wurde auf diesem Wege die letzte große Hexenverfolgung vor dem Dreißigjährigen Krieg ausgelöst. Silberrad nutzte zur Durchsetzung seiner Sache auch den Kontakt zu einem Alchemisten und Goldmacher.

„Philander und Simplicius: Moscherosch und Grimmelshausen, Barockliteratur aus der Ortenau“ war das Thema eines Vortrags von Dr. Martin Ruch am **24. Oktober 2019** um 19:30 Uhr im Museum im Ritterhaus Offenburg. 20 Jahre lagen sie auseinander: 1601 kam Johann Michael Moscherosch in Willstätt an der Kinzig zur Welt, etwa 1622 Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen in Gelnhausen an der hessischen Kinzig. Moscherosch fand in Straßburg und im Elsass seine beruflichen Aufgaben, Grimmelshausen, den der Krieg in die Ortenau verschlagen hatte, wurde hier Verwalter, Wirt und schließlich Schult- heiß in Renchen. Beide prägte sie der Dreißigjährige Krieg und beide beschrieben sie in ihren Werken diese verstörende Welt. Doch darüber hinaus stellten sie auch die konkrete Realität der Landschaft am Ober- rhein in das literarische Geschehen: Grimmelshausen erwähnt den Offenburger Mühlbach ebenso wie die Moos, die Renchtalbäder wie den Mummelsee. Und Moscherosch erinnert sich an die Kinzig seiner Kin- derzeit in „Sittewald“, ein Anagramm von Willstätt, wo die Sitte waltete, das aber im Krieg zur „eingesächten Stadt“ wurde. Des einen Hauptfigur war Philander, der Menschenfreund, des anderen Hauptfigur war Simp- licius, der Einfältige – und sie schufen die wohl bedeutendste Prosa der deutschen Literaturgeschichte des 17. Jahrhunderts, die bei Mosche- rosch schon früh, bei Grimmelshausen erst spät die verdiente Aufmerk- samkeit fand. Über Trennendes, über Verbindendes im Werk der beiden Schriftsteller berichtete Dr. Ruch in dem Vortrag. Schwerpunkte aber waren neuere Forschungsergebnisse zu beiden Dichtern und ihren lite- rarischen Hauptgestalten, die eine Erweiterung unseres Wissens über die Lebenswelten Moscheroschs und Grimmelshausens ermöglichen.

Am **Donnerstag, den 14. November 2019** um 19:30 Uhr war das frühere Offenburger Stadtoberhaupt Karl Heitz unter dem Thema „Karl Heitz (1909–1977) – Offenburgs Stadtoberhaupt zwischen Wiederauf- bau, Wirtschaftswunder und Gemeindereform“ Gegenstand eines Vortrags des Historikers Dr. Michael Kitzing. Als Karl Heitz im Dezember 1948 mit gerade einer Stimme Mehrheit gegen Walter Blumenstock zum Offenburger Stadtoberhaupt gewählt wurde, war kaum abzusehen, dass er am Beginn einer 26-jährigen Amtszeit stehen sollte und nach Arnulf

Klett zum dienstältesten Oberbürgermeister Baden-Württembergs in seiner Generation werden sollte. Vor dem Hintergrund der politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Veränderungen der ersten drei Nachkriegsjahrzehnte zeichnete der Vortrag das Wirken von Karl Heitz als Offenburger Stadtoberhaupt nach. *Jürgen Collmann*

Rheinmünster

25. Januar 2019: Power-Point-Vortrag „250 Jahre Neubau der Pfarrkirche St. Erhard Stollhofen im Mehrzweckraum der Schule mit 30 Gästen.

21. Februar 2019: Power-Point-Vortrag „Zur Stadtgeschichte Stollhofen“ im Pfarrheim Lichtenau mit 25 Personen.

1. April 2019: Führung durch die ehemalige Amtsstadt und Festung Stollhofen mit 20 Personen aus Schwarzach.

11. April 2019: Führung durch die ehemalige Amtsstadt und Festung Stollhofen mit 20 Personen aus Lichtenau.

12. April 2019: Beteiligung an der Führung der Pamina (Frau Zorn) Kinzig-Murg-Rinne bei Stollhofen-Schwarzach.

26. April 2019: Begehung der sog. Bühl–Stollhofener Linie (Neusatzeck) mit Mitgliedern aus Bühl.

17. Mai 2019: Festliche Eröffnung des Historischen Rundwegs durch Stollhofen. Ortschaftsrat, Kinderchor, Bevölkerung von Stollhofen. Herausgabe eines Rundweg-Flyers.



23. Mai 2019: Power-Point-Vortrag im Seniorenheim über Stadt- und Dorfgeschichte Stollhofen.

25.–26. Mai 2019: Ausstellung Gewerbeverein Rheinmünster. Wir beteiligten uns mit einer Ausstellung zur Geschichte von Söllingen und Stollhofen in der Rheingoldhalle zu Söllingen.



3. Juni 2019: Power-Point-Vortrag in der Grundschulklasse Söllingen zur Ortsgeschichte Söllingen und Stollhofen.

8. Juni 2019: Rundweg-Führung durch die ehemalige Amtsstadt und Festung Stollhofen mit einer Gruppe aus Schuttern.

8. Juli 2019: Rundweg-Führung mit Pamina (Frau Zorn), Gruppe aus Sasbach.

17. August 2019: Rundweg-Führung zur 30-Jahr-Feier der Feuerwehr-Partnerschaft Traismauer-Stollhofen (Österreich) und Rheinmünster-Stollhofen mit 40 Personen.

14. September 2019: Rundweg-Führung mit einer Gruppe aus Söllingen.

5. Oktober 2019: Nochmaliger Power-Point-Vortrag zur Geschichte der Pfarrkirche St. Erhard Stollhofen im Mehrzweckraum (1769–2019).

7. November 2019: Power-Point-Vortrag im Seniorenheim, „Alte Bilder von Stollhofen“.

Ernst Gutmann

Schiltach/Schenkenzell

2019 war für unsere Mitgliedergruppe eines jener besonderen Jahre, die lange nachwirken und in guter Erinnerung bleiben. Zum einen konnten wir ein nicht alltägliches Jubiläum feiern, zum andern hatten wir im Herbst das Präsidium des Gesamtvereins und die Abgesandten der Regional- und Mitgliedergruppen in Schiltach zu Gast. Eingebettet waren diese Ereignisse in ein gewohnt breites Angebot an interessanten Exkursionen und spannenden Vorträgen.

Wie zu Beginn eines jeden Jahres üblich, luden wir im **Januar** Mitglieder und Freunde zur jährlichen Informationsveranstaltung ein. Unser Vorsitzender Markus Armbruster führte durch den Abend, Werner Sum als zweiter Vorsitzender stellte das für 2019 erarbeitete Programm vor, Kassenwart Marcus Löffler berichtete über Finanzen sowie die Mitgliederentwicklung und Schriftführer Reinhard Mahn rief die Aktivitäten des vergangenen Jahres in Erinnerung. Obgleich von seiner Krankheit bereits deutlich gezeichnet, ließ es sich unser Präsident Klaus G. Kaufmann aus Haslach nicht nehmen, an unserer Versammlung teilzunehmen. In seinem Grußwort bekannte er, dass ihm das Herz aufgehe, wenn er bei einer solch lebendigen Mitgliedergruppe zu Gast sein könne. Überrascht war Historiker Dr. Hans Harter, als ihn die versammelten Mitglieder einstimmig zum ersten Ehrenmitglied unseres Vereins ernannten (der Aktualität halber berichteten wir darüber bereits im Jahressband 2019). Als besonderes Angebot an unsere Mitglieder runden wir die Versammlung nach Möglichkeit jeweils mit einem Kurzvortrag ab. Da sich die Stadtverwaltung und der Gemeinderat in Abstimmung mit dem Historischen Verein seit einiger Zeit mit der Neugestaltung des Areals um das hiesige Gedenkkreuz befassen, bot sich ein Rückblick auf die Geschichte dieses Ortes an. So betrachtete Stadtarchivar und Vereinsmitglied Dr. Andreas Morgenstern in seinem Vortrag „Das Kreuz auf dem Schrofen – Schiltachs Opfergedenkort im Wandel der Zeit“ die Beweggründe für dessen Errichtung und zeigte auf, wie sich der Umgang mit dem Gedenken über die Jahrzehnte immer wieder veränderte.



Erinnerungsfoto im Stuttgarter „Haus der Geschichte“ (Foto: F. Vogler)



Matthias Zizelmann und Martin Groß präsentierten einige „Schätze“ (Foto: R. Mahn)

Unter Federführung des Stadtarchivars luden die Stadt Schiltach und unsere Mitgliedergruppe im **Februar** zu einem Besuch der Ausstellung „Vertrauensfragen – Der Anfang der Demokratie im Südwesten 1918–1924“ ins Haus der Geschichte Baden-Württemberg nach Stuttgart ein. Die Schau machte deutlich, wie das Vertrauen in die neue wirtschaftliche und gesellschaftliche Ordnung, in politische Institutionen und den Sozialstaat entstand und wieder schwand, wer Vertrauen fasste und wer enttäuscht wurde und wer Misstrauen und Gewalt säte. Zusätzliche Aktualität erhielt das Thema durch die derzeitige gesellschaftliche und politische Entwicklung in unserem Land, wo rechtsradikales Gedankengut in manchen Köpfen wieder Morgenluft wittert und freiheitliche Werte verunglimpft und lächerlich gemacht werden. Sehr gefreut haben wir uns, dass sich auch Kollegen und Freunde von der Mitgliedergruppe Hausach der Reisegruppe anschlossen, wobei bestehende Kontakte vertieft und neue aufgebaut werden konnten.

Bereits einen Monat später wagten wir eine weitere Exkursion, allerdings unter gänzlich anderen Vorzeichen. Mitte **März** war das ehemalige Bergbaurevier Wittichen das Ziel von

gut 40 Interessierten aus der ganzen Region, die sich nach der Begrüßung durch Werner Sum mit Martin Groß, Fachgruppenleiter „Bergwesen“ im Historischen Verein für Mittelbaden, und Vereinsmitglied Matthias Zizelmann auf den Weg zu ehemaligen Stolleneingängen und Abraumhalden machten. Die Teilnehmer erfuhren auf dem Rundweg manches über den historischen Bergbau und die Veränderungen, die er in der Landschaft bewirkte, bekamen Fotografien aus Stollen und Gruben sowie einige Exemplare dort einst abgebauter Mineralien zu sehen. Der Schiltacher Friedrich Arnold berichtete eindrucksvoll von einer dramatischen Rettungsaktion im August 1970 im Simson-Stollen, bei der er als junger Rotkreuzhelfer maßgeblich Hilfe leistete. Ein Verunglückter konnte damals aus einer Tiefe von 48 Metern geborgen werden, er hatte den Sturz wie durch ein Wunder überlebt.

Bereits zum siebten Mal begeisterten Günther Bentele und Wolfgang Tuffentsammer auf Einladung der Volkshochschule und des Historischen Vereins ihre zahlreichen Zuhörer im Schiltacher „Treffpunkt“ mit der Vorstellung eines weiteren bedeutenden Literaten sowie der Interpretation seiner Werke. So stand im **Mai** Leben und Schaffen von Mark Twain im Mittelpunkt, wobei sich das eingespielte Duo gekonnt zwischen Twains Biografie, seinen bekannten „amerikanischen“ Werken sowie seinen Reisebeschreibungen aus Europa bewegte. Bentele vermit-

telte das Bild einer schillernden, bisweilen skurrilen Persönlichkeit und Tuffentsammer kommentierte humorvoll die in Twains Schilderungen häufig anzutreffenden Überzeichnungen, die Ironie und den feinen, oft fließenden Übergang vom Realen ins Fantastische. Diese Mischung, der gekonnte Vortrag sowie der freundschaftliche, mit viel Witz geführte verbale Schlagabtausch der beiden Literaturkenner zog das Publikum auch im vergangenen Jahr wieder auf geheimnisvolle Weise in ihren Bann.

Unübersehbar war der **10. August 2019** in unserem Kalender groß und bunt markiert. An diesem Tag jährte sich die Gründung der Mitgliedergruppe Schiltach zum 100. Mal. Auf Initiative des damaligen evangelischen Pfarrers Max Mayer und mit Unterstützung von Prof. Ernst Batzer vom Historischen Verein für Mittelbaden in Offenburg trafen sich im Sommer 1919 über 50 geschichtlich interessierte Bürger aus Schiltach und Umgebung zur Gründungsversammlung. Es folgten für die Heimatforschung ergiebige Jahre, die abgesehen von einer Durststrecke um die Jahrtausendwende bis heute anhalten. Anlässlich des Jahrestages rief der „Schwarzwälder Bote“ das Ereignis und die Entwicklung der Mitgliedergruppe mittels eines Rückblicks in Erinnerung, das „Offenburger Tageblatt“ führte ein umfangreiches und aufschlussreiches Interview mit den beiden Vorsitzenden Markus Armbruster und Werner Sum. Am Abend lud die Vorstandschaft Mitglieder und Freunde zu einem gemütlichen Hock in die „Rosenlaube“ ein. Die eigentliche Feier des Jubiläums sollte dann Ende Oktober erfolgen.

Mitte **September** konnten wir den neuen, 99. Jahresband der Vereinszeitschrift „Die Ortenau“ an die Mitglieder verteilen. Unter den freien Beiträgen ist auch das obere Kinzigtal wieder mit Aufsätzen und Berichten vertreten, eine Rezension sowie der Tätigkeitsbericht unserer Mitgliedergruppe runden das abwechslungsreiche Buch ab.

Das Herbstprogramm startete noch im selben Monat mit einem Paukenschlag. Willy Schoch, Koordinator und Triebfeder des „Arbeitskreises Floßweiher“, konnte kurz vor Beginn der jährlichen „Kinzigtäler Flößerwoche“ zusammen mit der Gemeinde Schenkenzell zur Präsentation der wissenschaftlichen Studie „Kulturgeschichtliche Bedeutung der historischen Holzbringungsanlagen an Kinzig und Wolf“ einladen. Projektleiter Professor Werner Konold aus Freiburg stellte in der Festhalle Schenkenzell vor Vertretern der betroffenen Kommunen und über 100 Zuhörern die durchgeführten Erkundungen und Untersuchungen an unglaublichen 637 Kilometern Gewässerstrecken vor, wobei alle noch nach-



*Der engere Vorstand im Jubiläumsjahr
(Foto: H. Horn)*



*Willy Schoch (links) während der Abschlussrunde mit Prof. Konold, Thomas Kipp und Schenkenzells Bürgermeister Bernd Heinzelmann
(Foto: C. Ziechaus)*



Michael Eble freut sich mit Markus Armbruster über die gelungene Veranstaltung (Foto: R. Mahn)

weisbaren Relikte der Holzbringung kartografisch aufgenommen und in ihrem Zustand auch bewertet wurden. Ergänzt wurden die Aufnahmen im Gelände um Quellenstudien in Archiven, die interessante Aspekte zutage förderten. Thomas Kipp von den Schiltacher Flößern, ebenfalls im „Arbeitskreis Floßweiber“ aktiv, sah die umfangreiche Dokumentation mit vielen Bildern als „wichtige Arbeitsgrundlage für die Erhaltung der vielfältigen waldbaulichen Anlagen“. Er dankte dem Team von Professor Konold und hob den Einsatz von Willy Schoch hervor, der mit seinem Einsatz sehr viel angestoßen habe.

Bereits wenige Tage später konnte Vorsitzender Markus Armbruster im Foyer der Friedrich-Grohe-Halle auch im Namen der Volkshochschule den Referenten Michael Eble begrüßen, der sich seit Jahren der Erforschung der Postgeschichte des oberen Kinzigtales widmet. Eble, gebürtig aus Schenkenzell, betrachtete in seinem Vortrag „... die Wohltath einer Postverbindung zu gewähren“ zuerst die spärlichen Möglichkeiten der Post-, Fracht- und

Nachrichtenübermittlungen zu Zeiten der südwestdeutschen Kleinstaaten bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts. Dann richtete er den Fokus auf das 19. Jahrhundert, als im zusammenwachsenden und sich stetig entwickelnden Großherzogtum Baden nach zähem Beginn auch die Postlinien nach Schiltach und Schenkenzell langsam Gestalt annahmen und später durch den Eisenbahnbau ergänzt wurden. Parallel blickte er auf die Entwicklung im benachbarten Königreich Württemberg und wie schließlich der „Brückenschlag“ zu und von den württembergischen Nachbarorten Alpirsbach und Schramberg hergestellt wurde.

Anfang **Oktober** nahm Dr. Helmut Horn seine Kollegen aus der Vorstandschaft auf eine Rundreise in den Südschwarzwald und die Rheinebene mit. Ziele waren u. a. Menhire in Dergernau, Tiengen, Nöggenschwiel, Niederdossenbach sowie die Dolmen von Schwörstadt und Friesenheim-Oberweier. Vermittelt wurden vom Exkursionsleiter Auszüge aus der prähistorischen Geschichte unserer Region, aus den neueren genetischen Erkenntnissen über die Migrationsbewegungen der Vorzeit und aus dem heutigen archäologischen Kenntnisstand über die vormaligen Kulturen.

Anlässlich unseres Jubiläums haben wir im vergangenen Jahr zusammen mit der Leitung des Gesamtvereins die Jahresversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden in Schiltach ausgerichtet. Die Vorbereitungen liefen über Monate, bis wir dann am Sonntag, den 27. Oktober 2019 das Präsidium und die Abgesandten von 22 der 28 Regional- und Mitgliedergruppen im „Adlersaal“ willkommen heißen

konnten. Musikalisch begrüßt durch die Trachtenkapelle Lehengericht trafen sich die Vereinsvertreter zuerst zur Mitgliederversammlung mit Rechenschaftsberichten und Rückblicken. Auch Ehrungen standen auf der Tagesordnung: Dr. Hans Harter kam 2019 bereits das zweite Mal in einen solchen Genuss, nun allerdings in der erlauchten Runde des Gesamtvereins. Für seinen Einsatz um die Erforschung der Geschichte des oberen Kinzigtals, speziell den Herrschaftsverhältnissen und der Flößerei, sowie für seine seit 50 Jahren erscheinenden Aufsätze in der Vereinszeitschrift „Die Ortenau“ wurde er von Vizepräsident Dr. Cornelius Gorka in Vertretung von Präsident Klaus G. Kaufmann mit Überreichung einer Urkunde zum Ehrenmitglied des Gesamtvereins ernannt. Es folgten der Empfang durch die Stadt Schiltach mit einem Grußwort von Bürgermeister Thomas Haas sowie der Festvortrag von Dr. Andreas Morgenstern „Eine Fachwerkstadt ersteht neu – die Sanierung der Schiltacher Altstadt seit 1970“. Angestoßen und forciert durch den in jenem Jahr ins Amt gewählten Bürgermeister und heutigen Schiltacher Ehrenbürger Peter Rottenburger begannen umfangreiche Infrastrukturmaßnahmen und Sanierungen, die heute als Glücksfall für die Stadtentwicklung gelten. Nachmittags konnten unsere Gäste zwischen einer Stadtführung, Museumsrundgängen und der geführten Besichtigung des Klosters Wittichen samt Klostermuseum wählen.

Mitte **November** folgte die letzte Veranstaltung des Jubiläumsjahres. Jürgen Hils, dessen akribische Forschungen zu Grenzen und Grenzsteinen seiner Heimatgemeinde Aichhalden bereits als Publikation erschienen sind, warf im Gottlob-Freithaler-Haus einen Blick auf „Grenzen und Grenzsteine in Schiltach und Lehengericht“. Knapp 35 Besucher ließen sich diesen wieder zusammen mit der VHS veranstalteten Vortrag nicht entgehen. Hils hatte während vieler „Außeneinsätze“ die gesamte Gemarkung mit ihrer anspruchsvollen Topografie abgeschritten und dabei die auf Karten des 19. Jahrhunderts dokumentierten Grenzsteine, soweit heute noch vorhanden, aufgespürt. Er berichtete von einer äußerst



Dr. Cornelius Gorka (Mitte) überreichte Dr. Hans Harter und Karl Volk die Urkunden als neue Ehrenmitglieder (Foto: M. Buzzi)



Dr. Andreas Morgensterns Festvortrag befasste sich mit der Sanierung der Altstadt (Foto: M. Buzzi)



Der „Adlersaal“ platzte bei der Jahresversammlung aus allen Nähten (Foto: M. Buzzi)



Werner Sum bedankt sich bei Jürgen Hils (links) mit der neuen „Ortenau“ (Foto: R. Mahn)

vielfältigen „Grenzsteinlandschaft“ mit Landes-, Territorial-, Gemarkungs-, Flurstücks-, Zehnt- und Abteilungs-Grenzsteinen, die teilweise mehrere 100 Jahre alt und wichtige Zeugen der örtlichen Geschichte seien. An einzelnen Exemplaren, wie den beeindruckenden „Rochus-Merz-Steinen“ von 1558, zeigte er deren aufwändige Bearbeitung, erklärte Hoheitszeichen, Nummerierungen sowie Umwidmungen, wie sie z. B. nach der Änderung von Herrschaftsverhältnissen vorgenommen wurden. Zudem gelang es ihm, eine mehrfach erhaltene, bisher nicht gedeutete Inschrift zu enträtseln und sie als Zeichen für den Waldbesitz der im 19. Jahrhundert agierenden (Schiffer-)Compagnie Wolfach zu identifizieren.

Im **Dezember**, wenige Tage vor Weihnachten, ließ die Vorstandschaft das erfolg- und ereignisreiche Jubiläumsjahr 2019 in gemütlicher Runde ausklingen. Dabei wartete Willy Schoch noch überraschend mit einer Erfolgsmeldung auf. Für einen alten, durch Witterungseinflüsse völlig zerstörten Bildstock, der seinen Standort unterhalb des Floßweihers an der Lay in Kaltbrunn hatte, konnte er durch seine sprichwörtliche Beharrlichkeit eine Neuanfertigung auf den Weg bringen. Spenden bei einem seiner Vorträge und Zuwendungen von verschiedenen Seiten ermöglichten Schoch die Finanzierung seines Vorhabens. Die Neufertigung obliegt einem Steinmetz aus dem benachbarten Reinerzau, der Bildstock wird dann ab dem Frühjahr 2020 wieder Einheimische und Gäste erfreuen.

Die Vorstandschaft traf sich 2019 unter Leitung von Markus Armbruster zu sechs Sitzungen, dazu kamen noch Zusammenkünfte der Arbeitskreise „Floßweiher“, „Organisation der Jahresversammlung“ und „Gestaltung des Gedenkareals auf dem Schrofen“. Ein bewusster und verantwortungsvoller Umgang bei Planung und Umsetzung gerade dieses sensiblen Vorhabens hat für unsere Vorstandschaft höchste Priorität.

Im März brachte der Vorstand Informationen und Anregungen von der Frühjahrstagung in Kork mit nach Hause. Beim sechsten und erstmals von der Stadt Schiltach veranstalteten „Tag der Regionalgeschichte“ unter dem Thema „Leben am Rand?! – Lebensgeschichten aus Südbaden“ unterstützten wir im Juni Dr. Morgenstern bei der Durchführung des Programms. Acht fundierte Kurzvorträge beschäftigten sich u. a. mit persönlichen Erfahrungen als Hütekind, Unehelichkeit als Massenphänomen im 19. Jahrhundert, Prügelstrafen im Unterricht, dem Schicksal eines zwischen der Schweiz und Baden hin und her geschobenen wohnsitzlosen Familienverbandes sowie der Aufarbeitung der Geschichte einer jüdischen Viehhändler-Familie.

Gefreut haben wir uns im August über eine Zuwendung der Volksbank Mittlerer Schwarzwald aus dem Gewinnsparen, die damit im Jubiläumsjahr unser Engagement im Hinblick auf die Erhaltung von Kleindenkmalen würdigte. In diesem Zusammenhang darf eine weitere Episode in einer schier endlos erscheinenden Geschichte nicht fehlen: Mehrfach berichteten wir an dieser Stelle schon über die sich hinziehende Restaurierung des Kleindenkmals „Pulverhäusle“ oberhalb des Schiltacher Sägergrüns, das unserem Verein besonders am Herzen liegt.

In diesem Fall sind überraschenderweise nicht die Kosten das Problem, sondern die seit Jahren überaus gute Auslastung eines einheimischen Maurermeisters, der die baldige Erledigung der Arbeiten zwar in allem Ernst in Aussicht stellt, seinen Worten bisher aber wenig Taten folgen ließ. Trotzdem haben wir die Hoffnung noch nicht aufgegeben, unseren Lesern im nächsten Jahrbuch ein schmuckes Foto des renovierten Kleingartens präsentieren zu können.

Auch im vergangenen Jahr haben unsere unermüdlichen Autoren wieder zahlreiche Berichte zu historischen Begebenheiten in der Lokalpresse veröffentlicht und damit beigetragen, lokal- und regionalgeschichtliche Zusammenhänge zu erhellen. Diese Art von Öffentlichkeitsarbeit erachtet unsere Mitgliedergruppe als sehr wichtig, denn durch sie wird das Interesse der Bevölkerung an heimatgeschichtlichen Themen wachgehalten und gefördert.

Wir freuen uns, dass wir mit Prof. Rolf Pfefferle und Dr. Hans Harter nun zwei Ehrenmitglieder des Historischen Vereins für Mittelbaden in unseren Reihen haben dürfen. Mit Genugtuung konnte Marcus Löffler am Ende unseres Jubiläumjahres vermelden, dass unsere Mitgliedergruppe nach Jahren der Aufbauarbeit wieder den Mitgliederstand von Mitte der 1970er erreicht hat – und mit 86 natürlichen und juristischen Personen den Höchststand seit 1919. Dies soll für uns Ansporn sein, auch weiterhin bunte Themenpaletten an Vorträgen, Exkursionen und Ausstellungen zu planen und anzubieten. Falls Sie Näheres zu unserem Jahresprogramm oder über die ein oder andere hier nur kurz angerissene Veranstaltung wissen möchten, empfehlen wir Ihnen unsere Homepage. Unter www.geschichte-schiltach-schenkenzell.de finden Sie die Terminplanung sowie eine große Zahl an Aufsätzen, Berichten und Fotos, ebenso auch Audiomitschnitte von Vorträgen zum Nachhören.

Reinhard Mahn

Schutterwald

Das Geschäftsjahr 2019 des Historischen Vereines begann mit dem Besuch des Neujahrsempfangs der Gemeinde.

Eine Sternstunde der Vortragskunst erlebten die Zuhörer am **19. März** im vollbesetzten „Martinskeller“. Oberstudienrat Martin Ritter referierte über die „Schutterwälder Auswanderer nach Amerika (U.S.A.)“. Nach langen Recherchen und Studien in den einschlägigen Archiven brachte Martin Ritter viele Schicksale von Schutterwälder, Höfener und Langhurster Familien vorwiegend im 19. Jahrhundert zutage, die dem tristen Leben in der Heimat entflohen und ihr Heil in der neuen Welt suchten und zum Teil auch fanden. Das ganze Dorf drohte auszubluten. Anhand von Urkunden, Aufzeichnungen und überlieferten Geschichten mithilfe von Schautafeln und Bildern überzeugte und begeisterte





der gebürtige Höfener Martin Ritter seine Zuhörer. Somit leistete er einen großen Beitrag zur Dorfgeschichte. Ein herzlicher Dank vonseiten der Zuhörer war ihm sicher. Der Vortrag war dann im Herbst schriftlich im Jahresband „Die Ortenau“ 99, 2019, nachzulesen.

Am **12. April** besuchte der Archäologe Dr. Heiko Wagner das Areal der ehemaligen Mörburg. Sein Ziel war es, Forschungsgrabungen vorzunehmen. Nach drei Stunden Buddlei ist es immer wieder interessant, was da nicht alles zutage kommt. Allerlei Ton- und Glasscherben aus verschiedenen Epochen bis zurück in das 13. Jahrhundert. Anzumerken ist, dass solche Fundstücke nur von einem erfahrenen Archäologen zu erkennen und zu deuten sind.

Unsere Studienfahrt an den Comer See und Bernina-Express vom **27. bis 30. Juni** war geprägt als kleine Hitzeschlacht. Bei Temperaturen von meist über 30 Grad haben wir das Besichtigungsprogramm etwas gekürzt. Trotzdem haben wir schöne, neue Eindrücke gewinnen können. Ob Tremezzo mit der Villa Charlotta, Como oder Bellagio, alles am Comer See gelegen, alles war sehenswert. Alles überragend war die Fahrt bei klarem Wetter mit dem Bernina-Express über die Hochalpen nach St. Moritz. Die absolute Pünktlichkeit unserer Fahrgäste und die routiniert-gekonnte und informierend wirkende Fahrweise des Busfahrers der Firma Meßmer sorgten für eine angenehme Stimmung. Sowohl Bus wie Hotel waren gut klimatisiert, was die Fahrgäste als angenehm empfanden. Das italienische Essen vom Buffet war vielfältig, sodass auch für die kritischsten Mäuler etwas dabei war.

Die Herbstfahrt am **29. September** war sehr erfolgreich. Mit einem bis auf den letzten Platz gefüllten Bus erreichten wir morgens Landau in der Pfalz. Die Rundreise mit dem Bus durch Landau war angenehm und die Stadt ist sehenswert. Ein letztes Stück zu Fuß war zu schaffen, doch merkte man das alte Pflaster unter den Füßen. Die temperamentvolle Stadtführerin informierte umfangreich über die Stadtgeschichte, musste aber am Schluss im Überschwang etwas gebremst werden, da sie doch etwas die Zeit vergaß. Jedenfalls hatten wir das anschließende Picknick dann wohl verdient. Die Besichtigung der Straußenfarm in Rülzheim war ebenfalls interessant und der Abschluss in der „Krone“ in Eckartsweiler klappte wieder vorzüglich.

Am **26. November** fand die Hauptversammlung statt. Nach einem harmonischen Verlauf kam es zu Neuwahlen. Hansmartin Grüninger als



Von links: Michael Lipps, Kassier; Clemens Herrmann, 1. Vorsitzender; Verena Maul, Schriftführerin; Ulrike Klaes, Beisitzerin. Als Gast: Bürgermeister Martin Holschuh. Es fehlt Torsten Mundenast, 2. Vorsitzender.

2. Vorsitzender, Willy Junker und Adolf Silver als Kassenprüfer verzichteten auf ihre Ämter. Vorsitzender Clemens Herrmann bedankte sich für ihre jahrelange Arbeit und überreichte ihnen ein Weinpräsent. Bei den Neuwahlen kam es zu folgenden, einstimmigen Ergebnissen:

- 1. Vorsitzender: Clemens Herrmann
- 2. Vorsitzender: Thorsten Mundenast
- Schriftführerin: Verena Maul
- Kassierer: Michael Lipps
- Beisitzerin: Ulrike Klaes
- Kassenprüfer: Dietmar Schulz u. Dr. Ralph Griesbach

In der Hauptversammlung teilte der Vorsitzende auch mit, dass die Hausnamenforschung trotz Ausscheidens zweier Personen aus dem Team weitergeht. Klemens Hansert, Eugen Broß und der Vorsitzende Clemens Herrmann kümmern sich weiter um das Projekt. Zur Zeit der Hauptversammlung waren bereits wieder um die 50 neuen Tafeln im Entwurf fertig.

Folgende Gratulationscouren für Geburtstage fanden statt: Am 2. Februar Helmut Peter zum 80. Geburtstag, am 12. Februar Christoph Braunstein zum 85. Geburtstag, am 27. Februar Alfred Heidt zum 95. Geburtstag. Am 13. Mai feierte das Ehepaar Klara und Karl Bürkle das Fest der **Eisernen Hochzeit**. Den 80. Geburtstag feierten am 17. Mai Anni Oßwald, am 5. Juli wurde unser Mitglied Oswald Haubold 80 Jahre alt. Am 17. August feierte Hildegard Zind ihren 80. Geburtstag. Am 2. September feierte auch unser ehemaliger Ortsbaumeister Karl Riester seinen 80. Geburtstag. Bei zwei weiteren 80. Geburtstagen konnte ich Glückwünsche übermitteln, und zwar am 20. September bei Richard Kühne und am 21. September bei Anita Armbruster.



Verabschieden mussten wir uns im Jahre 2019 von folgenden Mitgliedern durch Versterben: Franz Junker, Karl Bürkle, Konrad Oßwald, Wolfgang Schewe, Dietrich Sellge.

Als neue Mitglieder begrüßen wir recht herzlich: Rudi Glatt aus Schutterwald, Alexander Deck aus Dresden.

Verena Maul/Clemens Herrmann

Steinach

Veranstaltungen

Steinacher Wanderer auf historischen Pfaden in nächster Umgebung

Zur der nun schon seit vielen Jahren stattfindenden Gemeinschaftswanderung „Auf historischen Pfaden“ luden der Historische Verein Steinach und der Verschönerungsverein Steinach ihre Mitglieder auf Pfingstmontag zur Wanderung in bekanntes Terrain ein. Bei angenehmen Temperaturen, einem etwas regnerischen, letztendlich aber überwiegend akzeptablen Wetter trafen sich historisch interessierte Wanderer am Adlerplatz in Steinach.

Nach dem Willkommensgruß an die Anwesenden durch den 1. Vorsitzenden des Historischen Vereins Heinrich Schwendemann ging der Weg zuerst durchs Dorf in die Kraftzig und die Katzenmatt, dann am Hansmanns Kreuz vorbei zum Eckle, weiter über den Unteren Murweg zum Mühlenfest ins „Vögeles“ Mühle. Nach einem längeren, aber unterhaltsamen und gemütlichen Aufenthalt bei Kaffee und Kuchen trat die Wanderschar den Heimweg über den Oberen und Unteren Niederbach an und erreichte sichtlich zufrieden den Ausgangspunkt Steinach.

Während der Wanderung durch die heimatlichen Gefilde erfuhren die interessierten Teilnehmer von den Vorstandsmitgliedern des Historischen Vereins Heinrich Schwendemann und Bernd Obert viel Wissenswertes über die Herrschaft der Römer in unserer Region vor nahezu 2000 Jahren sowie die Besiedlungsformen und Lebensweise der Men-



schen in früheren Zeiten im Kinzigtal und vor allem in den Seitentälern. Auf der weiteren Wanderstrecke weckten die Geschichte eines Feldkreuzes und die Informationen über Herkunft und Bedeutung von Flur- und Gewannnamen das Interesse der Zuhörer.

Wie in den Jahren zuvor waren sich alle Beteiligten wieder einig, diese allseits beliebte und interessante historische Gemeinschaftswanderung beizubehalten, wozu die immer erfreulich große Teilnehmerzahl auch allen Anlass gibt!

Darüber hinaus erfolgte die Teilnahme an sonstigen Tagungen, Veranstaltungen, Vorträgen und Ausstellungen.

Veranstaltungen in eigener Regie:

- Am 19.05.2019 Einladung zur Vernissage und Eröffnung der Sonderausstellung „40 Jahre Historischer Verein Steinach“ im örtlichen Heimat- und Kleinbrennermuseum, verbunden mit der Ehrung der Mitglieder, die seit der Gründung 1979 dem Historischen Steinach treu geblieben sind.
- Am 28.07.2019 Exkursion in das Augustinermuseum nach Freiburg zur Sonderausstellung „Schwarzwald-Geschichten“.
- Am 09.11.2019 Einladung an die Museumsdienstmitarbeiter zu einem geselligen Abend als Dank für ihren ehrenamtlichen Dienst im Heimat- und Kleinbrennermuseum.
- Am 01.12.2019 Einladung zur Eröffnung der Weihnachtskrippen-Sonderausstellung im örtlichen Heimat- und Kleinbrennermuseum.



Diverse Arbeitseinsätze

Heimat- und Kleinbrennermuseum Steinach

- Sauberhaltung des Gebäudes innen und außen, Reparaturen, Konservierungs- und Säuberungsarbeiten an verschiedenen Utensilien und Integration neu erhaltener Exponate sowie Auf- und Abbau der beiden jährlichen Sonderausstellungen.
- Präsentation der Sonderausstellung zum Thema: „40 Jahre Historischer Verein Steinach“. Diese Ausstellung ließ die Arbeit des Historischen Vereins Steinach in vier Jahrzehnten Revue passieren und zeigte das kulturelle Engagement in verschiedenen Bereichen in unserer Gemeinde. Den Museumsbesuchern wurde in dieser interessanten und informativen Sonderausstellung ein aufschlussreicher Einblick in das Vereinsgeschehen vermittelt.
- Auf- und Abbau einer zusätzlichen Sonderausstellung in der Advents- und Weihnachtszeit mit verschiedenen kleinen und großen Weihnachtskrippen sowie Miniaturkrippen und sonstigen Weihnachtsexponaten.
- Museumsdienst (Sonntag/Mittwoch/Freitag/Sonderführungen).



- Auf Initiative des Historischen Vereins Steinach und unter seiner Mitwirkung wurde ein beschädigter Bildstock saniert und bedingtermaßen an einen neuen Standort versetzt.

Brauchtum

Planung, Vorbereitung und Durchführung von:

- „Die Drei Weisen mit König Herodes“. Altes Krippenspiel, Aufführung in der Hl.-Kreuz-Kirche in Steinach am Dreikönigstag.
- Mitwirkung bei der Herstellung großer „Palmstangen“, einem alten, christlichen Brauch – aufgestellt am Palmsonntag in der Hl.-Kreuz-Kirche in Steinach.
- „Klausenbigger“
- Umgang vom 3. bis 5. Dezember in Steinach mit zwei Gruppen.
- Altes und urwüchsiges Brauchtum in Steinach.

Bernd Obert

Yburg

In 2019 hatten wir vor Ort kein Hauptthema.

Reblandmuseum

Bei zwölf Öffnungsterminen, jeweils am 1. Sonntag des Monats sowie an weiteren vier Tagen an den Winzertagen und dem Katharinenmarkt in Steinbach und bei einigen Sonderführungen (Jahrgänge, Schulklassen und andere Gruppen) konnten wieder viele Besucher begrüßt und durch die Räume geführt werden. Schüler und ihre Lehrerin zeigen sich gegenüber unserer Geschichte aufgeschlossen. Die im Wechselzimmer installierte Sonderausstellung über das Leben und Wirken Erwin von Steinbachs sieht nach zwei Jahren ihrem Ende entgegen.

Das Reblandmuseum wurde auch in 2019 wieder sehr liebevoll und mit viel Engagement von Tirza und Konrad Velten mit ihren HelferInnen gepflegt und in Schuss gehalten.

Befehlsbunker (Ehem. Divisionsgefechtsstand zum Westwall)

Der Bunker, im Sprachgebrauch „Stollen“ genannt, erbaut ab 1937 von der Wehrmachts-Dienststelle „Festungspionierstab 11 Karlsruhe,

erfreute sich weiterhin einer regen Nachfrage. So fanden in 2019 sieben Besichtigungstermine mit sachkundiger Führung durch Konrad Velten statt. Bei dem Termin mit dem Ökumenischen Bildungswerk Rebland war der Andrang so groß, dass zwei Gruppen gebildet werden mussten und weitere Personen Absagen erhielten. Die große Resonanz zeigt einmal mehr die Bedeutung dieser Bunkeranlage für die Interessierten aus nah und fern.

Die Überlegungen nach einer weiteren Nutzung des Stollens z. B. als touristischer Infopunkt, lebendige Geschichtswerkstatt oder auch als Weinlagerort sind immer noch nicht abgeschlossen. Wir hoffen auf eine positive Nachricht in 2020.

Immer wieder nachgefragt werden insbesondere bei den Seniorenwerken interessante Vorträge durch den Verein. So konnten Konrad Velten beim Seniorenwerk Neuweier über die elf Mühlen am Steinbach und Karl Keller über die regionale Obst- und Weinbaugeschichte referieren.

Mitgliederversammlung

Die Mitgliederversammlung fand am 07.05.2019 im Gasthaus Eintracht statt. Neben den Berichterstattungen des Vorsitzenden Karl Keller und des Kassiers Konrad Velten hielt Karl Keller einen Vortrag über die „8“.

Mit großer Freude konnten wir in unserem 62. Vereinsjahr unser aktives Mitglied **Waltraud Fritz** für ihre **40-jährige Mitgliedschaft** ehren. Waltraud Fritz gehört zu den aktiven Vorstandsmitgliedern in unserem Verein und leistet u. a. im Museum sehr wertvolle Arbeit, für die wir alle dankbar sind. Für **25 Jahre** wurde **Christa Friedrich** geehrt.

Aus gesundheitlichen Gründen aus dem Vorstand ausgeschieden ist leider **Irene Sackmann**. Sie ist 1988 in unseren Verein eingetreten und war immer mit Rat und Tat zur Stelle. Sie hat für unseren Verein sehr viel fotografisch dokumentiert und war von 2010 bis 2015 Schriftführerin und anschließend Beisitzerin.

Ehrenamtspreis der Stadt Baden-Baden

Erstmals hat am 25. Oktober die Stadt Baden-Baden einen Ehrenamtspreis an Vereinsmitglieder oder Gruppen verliehen, die sich in besondere Weise für den Verein und unser Gemeinwohl verdient gemacht haben. Seitens des Historischen Vereins durften wir uns über die Ehrungen von Karl Schwab und Konrad Velten für ihre langjährigen äußerst verdienstvollen Vorstandstätigkeiten freuen. Ihnen gebührt dafür ein ganz besonderer Dank!

Stammtisch

Mit acht Stammtischtreffen während des Jahres wurden das Miteinander und der Austausch von Neuigkeiten, auch um den Verein, gepflegt. Die Stammtische wurden in liebevoller Weise bis zum 9. Juli von Tirza und Konrad



Ehrenamtspreis: Oberbürgermeisterin Margret Mergen neben Karl Schwab, Konrad Velten (5. von links)

Velten vorbereitet. Diese wertvolle Arbeit wird jetzt von den „jüngeren Aktiven“ fortgesetzt. Diese historischen Stammtische sind sehr wertvoll für die Kommunikation unter den Mitgliedern, aber auch, was leider selten vorkommt, für Gäste.

Besichtigungen und Führungen

Besichtigungen und Führungen sollen mit dazu beitragen, unseren Verein attraktiv zu halten, um so neue und vor allem auch jüngere Mitglieder zu gewinnen.

Am 29. Juni besichtigten wir mit 20 Anmeldungen das Schloss Rastatt mit seiner Schlosskirche. Ebenfalls sehr gut besucht war die Führung im Kloster Lichtenthal am 19. Oktober. Beide Führungen gaben sehr interessante Einblicke in das Leben der damaligen Zeit.

Nach längerer Zeit wieder aufgenommen und jedes Mal sehr gut angenommen waren die vier Führungen durch die Altstadt von Steinbach und hinauf zum Denkmal von Meister Erwin von Steinbach. Zwei Mal fand die Führung bei hereinbrechender Dunkelheit statt: „Steinbach bei Nacht“. Diese Führungen werden in 2020 unter Einbeziehung der Nachbarorte Neuweiler und Varnhalt fortgesetzt.

Fortbildungen

Durch das Ehrenamtskonzept der Stadt Baden-Baden nahmen Karl Keller und Konrad Velten an einer Fortbildung mit dem Thema „Gemeinnützigkeit für Vereine“ statt. Eine weitere Fortbildung bezog sich auf „Veranstaltungssicherheit“ bei Festen. Hinzu kam noch eine Veranstaltung über den Schwarzwaldverein mit dem Thema „Vereinsrecht und Haftung“.

Homepage

Es gab seit Jahren eine zwar einfache, aber doch interessante Homepage unseres Vereins. Diese wurde nun überarbeitet und ist jetzt wieder aktuell: <http://www.historischer-verein-yburg.de/>. Da ihre Möglichkeiten beschränkt sind, werden wir sie vermutlich im kommenden Winterhalbjahr komplett neu aufbauen.

Ausblick auf 2020

In 2020 feiern wir 950 Jahre Ersterwähnung im Codex Hirsaugiensis u. a. mit einem Festumzug bei den Mittelalterlichen Winzertagen am 13. Juni. Am 19. September feiern wir wieder unser Museumsfest und wollen die Besichtigungsaktivitäten weiterführen. Wichtig für den Fortbestand unseres Vereins wird der Gewinn von neuen jüngeren Mitgliedern sein, die sich im Vereinsleben einbringen. Ein Anfang mit drei neuen Mitgliedern ist gemacht.

*Karl Keller
Konrad Velten*

Berichte der Fachgruppen

Fachgruppe „Archäologie“ (2018 und 2019)

Ende 2017 wurden die Rezensionen zu neuen archäologischen Publikationen für die „Ortenau“ fertiggestellt sowie an den Fundzetteln und der Fundliste der Mörburg (Schutterwald) gearbeitet. Anfang Januar 2018 wurden die Funde von der Mörburg, Schenkenzell und Wittichenstein fotografiert, der Aufsatz zur Mörburg und der Fachgruppenbericht (für die Ortenau 98, 2018) geschrieben. – Zahlreiche Funde der letzten Jahre von Unterharmersbach, Ettenheim-Altdorf, Friesenheim, Ober- und Niederschopfheim wurden aufgelistet. – Es folgte ein erster Informationsaustausch wegen einer ursprünglich geplanten Neubebauung auf dem Areal der ehemaligen Burg der Grafen von Eberstein in Muggensturm (Lkr. Rastatt). Viel Zeit erforderte die Arbeit an älteren Begehungsberichten für Sinzheim-Kartung, Hohenbaden, Bärenstein (Bühleretal), Ebersteinburg, Lichtenau, Muggensturm, Alt-Windeck, Stollhofen, Yburg (Varnhalt), Appenweiler, Lahr, Renchtal, Schuttertal und Hofweier. – Am 9. Februar wurden für einen Vortrag von Josef Ringwald (Historischer Verein Biberach) von ausgewählten Funden der mittelalterlichen Bergbaustadt Prinzbach Fotos angefertigt und am 12. Februar abgeschickt. – Am 17. März 2018 nahm der Verfasser an der Frühjahrs-tagung in Kork teil; bei der An- und Abreise ergaben sich an einer planierten Baustelle und auf einem Feld bei Kork einige mittelalterliche Lesefunde. – Am 24. März 2018 wurde mit Joachim Haller eine Begehung der Burg Gutach-Turm unternommen. Dabei entstanden Geländefotos, mittelalterliche und neuzeitliche Keramikfunde wurden aufgelesen und kartiert. Der Verfasser konnte anschließend noch teilweise am Symposium über das versetzte Efringer Schlössle im Vogtsbauernhof teilnehmen. Das Schlössle wurde besichtigt; geplante Aushubstreifen im Gelände des Vogtsbauernhofes wurden abgesucht. Eine Begehung der Burg Alt-Wolfach schloss sich an; abends wurde mit der Fundwäsche begonnen. – Die Fundwäsche wurde am 26. und 28. März fortgesetzt; Bilder in den Computer gezogen und für den geplanten Vortrag durchgesehen. – Der Verfasser besichtigte die mittelalterliche Peterskirche von Lahr-Burgheim und das neue Museum Tonofenfabrik in Lahr mit seiner neuen archäologischen Abteilung. – Letzte Funde von der Burg Wolfach wurden gewaschen, am 30. März nach Warenarten und chronologisch sortiert. – Am 1. April folgte ein weiterer Informationsaustausch zur Burg Muggensturm (eine geplante Bebauung des Areals konnte inzwischen durch das Landesamt für Denkmalpflege mittels Stellungnahmen und eines Ortstermines verhindert werden). – Am 1./2. April 2018 wurde die Fundwäsche der Burgen Wolfach und Gutach beendet; die wichtigsten Funde wurden fotografiert und eine handschriftliche Fundliste der Burg

Wolfach erstellt; die Fundwäsche Kork folgte. Für die Planung von Begehungen wurde eine Luftbildrecherche zur Rheintalbahn (3. und 4. Gleis) auf den Gemarkungen Herbolzheim (Lkr. Emmendingen), Ringsheim, Kappel-Grafenhausen, Ettenheim und Orschweier unternommen. Für den Vortrag im Vogtsbauernhof wurde ein Abstract entworfen. – Am 3. April wurden Feldbegehungen für das geplante 3. und 4. Gleis der Rheintalbahn (ICE bzw. Güterbahn) entlang der Autobahn auf den Gemarkungen Herbolzheim und Ringsheim unternommen. Abends Arbeit an den Abstracts für die Vorträge im Vogtsbauernhof und in Achern. – Am 4. April wurden alle Funde von Kork und von der Bahnlinie in den Abschnitten Herbolzheim und Ringsheim gewaschen. Ein Presstext und andere Unterlagen zum geplanten Vortrag (Burgen im Kinzigtal) wurden an den Historischen Verein Achern geschickt; Fundfotos der Burgen Gutach und Wolfach wurden in den Computer gezogen. – Am 5. April wurden die Funde von Kork verpackt, eine Powerpoint-Präsentation der Burgen im oberen Kinzigtal für den Vogtsbauernhof fertiggestellt. Ein weiterer Informationsaustausch zu Burg Muggensturm schloss sich an. – Am 7. April wurde vom Verfasser bei der Landesgruppe Baden-Württemberg der Deutschen Burgenvereinigung angeregt, das jährliche Kolloquium im Herbst 2018 im Kinzigtal durchzuführen. – Am 13./14. April folgte die Fundwäsche von Ringsheim (Rheintalbahn, 3. und 4. Gleis). – Am 15. April wurden der Vortrag „Burgen im Kinzigtal“ im Vogtsbauernhof gehalten und das Areal besichtigt. – Am 19. April fand eine Besprechung im Landesamt für Denkmalpflege (Dienstszitz Freiburg) zum Kupferbeil von Muggensturm statt, außerdem wurden Fundfotos angefertigt. – Am 19. April wurden die Fundwäsche Gutach-Turm beendet und

ein Text für eine kurze Ausstellung des Kupferbeils in Muggensturm verfasst (in einer Broschüre der Gemeinde Muggensturm zum 825. Jubiläum abgedruckt). – Später wurden Funde von Ringsheim (ICE) sortiert. – Am 25. April wurden Funde von Herbolzheim ICE verzettelt, später der Vogtsbauernhof besichtigt und die Burg Gutach-Turm begangen, danach alle Funde Gutach gewaschen. – Am 26./27./29. April und am 2. Mai wurden Funde von Ringsheim und Gutach-Turm verzettelt. – Am 4. Mai nahm der Verfasser an einem Treffen der ehrenamtlichen Mitarbeiter im Landesamt für Denkmalpflege in Freiburg teil; dort bot u. a. Gerhard Gmeiner (Neuried; ehrenamtl. Beauftragter für archäologische Denkmalpflege) eine Präsentation seiner Funde, topografischen Beobachtungen und Schlussfolgerungen. – Am 10. Mai wurden Texte zu den Burgen von Schenkenzell, Schiltach etc. für die Denkmaltopographie Lkr. Rottweil fertiggestellt (Auftrag des Landesamts für Denkmalpflege). – Am 11. Mai folgte die Texteingabe;



Das Kupferbeil von Muggensturm (Lkr. Rastatt)

eine Fundportion Ringsheim (ICE) und Funde von Herbolzheim wurden verzettelt. – Am 12. Mai wurden die restlichen Funde von Rest Gutachturm verzettelt. – Am 27. Mai wurden Karten (ICE) Ringsheim vorbereitet. – Am 28. Mai folgte im geplanten Bereich der Erweiterung der Rheintalbahn (3. und 4. Gleis) die Begehung von Ringsheim Feld D 13 bis D 17, Feld D 18 teilweise (im Auftrag des Landesamts für Denkmalpflege); zwei Fundportionen von Ringsheim wurden gewaschen. – Am 29. Mai wurden alle Neufunde von Ringsheim gewaschen. – Am 30. Mai folgte eine weitere Begehung ICE Ringsheim, dann auf Gemarkung Kappel-Grafenhausen (u.a. eine mittelalterliche Wüstung, ca. 13./14. Jh.). – Am 31. Mai/3./4./21. Juni wurden die Fundportionen von Ringsheim und Kappel-Grafenhausen gewaschen, sortiert und verzettelt, am 25. Juni die Funde von Kork. – Am 26.–28. sowie 30. Juni und 2. Juli wurde die Fundliste (ICE) für Ringsheim, Kappel-Grafenhausen und Herbolzheim erstellt. Von der wegen der Umplanung neu zu begehenden, etwa 40 km langen Trasse entlang der Autobahn zwischen Riegel und Offenburg sind inzwischen etwa 11 km abgesucht. – Am 18. Juli wurde eine weitere Begehung der Burg (Alt-)Wolfach unternommen. – Am 20. Juli nahm der Verfasser an der Buchvorstellung zum römischen vicus Lahr-Dinglingen auf der Landesgartenschau in Lahr teil. Danach wurde unter Führung von Prof. Dr. Alexander Heising das nachgebaute römische Streifenhaus besichtigt, wobei er die Grundlagen für die aufsehenerregende neue Rekonstruktion darlegte. Vom Streifenhaus werden hier als Anregung zu einem Besuch einige Fotos des ersten Zustands präsentiert; inzwischen ist es weiß gestrichen. – Am 21. Juli nahm der Verfasser an der Tagung der ehrenamtlichen Mitarbeiter des Landesamts für Denkmalpflege in der Tonofenfabrik in Lahr teil. Danach wurden die Grabung unter der Klosterkirche von Schuttern und die Straßenstation Friesenheim besichtigt. – Am 24. Juli 2018 wurde im Auftrag des Vereins Schuttern 603 e.V. die Übersetzung eines französischsprachigen Aufsatzes in der Monografie zum Kloster Schuttern (Aufsatz Jean-Philippe Meyer zur Baugeschichte der hochmittelalterlichen, d.h. romanischen Klosterkirche) begonnen und am 25. Juli fortgesetzt; weitere Funde Wolfach wurden gewaschen. – Am 27. Juli wurden die Übersetzung Schuttern fortgesetzt, die Druckfahnen der „Ortenau“ korrigiert und die Funde der Burg Wolfach weiter sortiert. – Am 28. Juli wurden für die „Ortenau“ eine Rezension einer neuen Veröffentlichung zum römischen vicus von Lahr-Dinglingen entworfen



Rekonstruktion eines Streifenhauses von Lahr-Dinglingen (Frontseite mit überdachter Portikus, zur Straße hin)



Streifenhaus (Längsseite mit Holzständern und Lehmverputz)

und die Übersetzung Schuttern fortgesetzt, ebenso an 13 Tagen zwischen dem 30. Juli und dem 4. September. – Am 3. August besichtigte der Verfasser in Straßburg die Ausstellung zum römischen Koenigshoffen (vgl. Rezension in „Ortenau“ 2018). – Am 8. August wurden zwei Fundportionen Burg Wolfach sortiert. – Am 13. August folgte eine Funddurchsicht mit Johannes Dobersch vor der Übergabe ans Landesamt für Denkmalpflege. Es handelte sich um seine Funde von zwei Stellen bei Gengenbach (wenig römische Keramik, etwas Mittelalter, viel Neuzeit), Lahr-Reichenbach (ein oder zwei steinzeitliche Silices, römische Krug- und Amphorenscherben, zwei Wandscherben Grobkeramik, davon eine mit Kammstrich), Steinach (drei steinzeitliche Silices) und Unterentersbach (eine Wandscherbe römische Grobkeramik). – Ende August und Anfang September folgten Recherchen zu Schloss Wolfach und Burg Hausach (u. a. für die Tagung der Deutschen Burgenvereinigung, Landesgruppe Baden-Württemberg); sie mündeten am 11./12. September in die Organisation der Besichtigung des Schloss Wolfach. – Am 16. September konnte per E-Mail ein keltisches Glasarmringfragment von Gerhard Gmeiner (Neuried; ehrenamtlicher Beauftragter für archäologische Denkmalpflege) bestimmt werden; es wurde bei Neuried-Altenheim aufgefunden und stammt aus dem 2. Jh. v. Chr., der Mittleren Latènezeit (LT C2). Es besteht aus blauem Glas, ist durch Einschnitte mit fünf Längsrippen profiliert und mit gelben Zickzackauflagen verziert. – Am 27. September und 1. Oktober folgte die Begehung einiger Burgen im Raum Schramberg mit Hans Harter, Schiltach; danach folgten mehrere Tage mit der Aufarbeitung der Funde (für ein Projekt des Landesamts für Denkmalpflege: eine Buchveröffentlichung „Denkmaltopographie Lkr. Rottweil“). – Am 12. Oktober nahm der Verfasser an der Jubiläumstagung des Förderkreises Archäologie in Baden in Karlsruhe teil. – Am 16. Oktober folgten die Vorbereitung für den Vortrag in Achern (Burgen im oberen Kinzigtal) und am 19. Oktober letzte Organisationsarbeiten für die DBV-Tagung in Hausach. – Am 20. Oktober 2018 fand das DBV-Kolloquium in Hausach mit einem Vortrag des Verfassers zu Burgen im Oberen Kinzigtal statt; dabei konnten wichtige Kontakte in Hausach aufgenommen bzw. vertieft werden. Der Verfasser übernahm einen Teil der Führung auf Burg Hausach. Am 21. Oktober folgte die DBV-Exkursion zum Schloss Wolfach, bei der ebenfalls wichtige Kontakte aufgebaut werden konnten. Anschließend wurde der Vogtsbauernhof und besonders das Efringer Schlössle besichtigt. Auf Burg Hornberg wurden die Vereinsmitglieder vom Verfasser geführt. – Am 22. Oktober wurden Neufunde von den Burgen Hausach und Hornberg (wenig) gewaschen. – Am 25. Oktober folgte der Vortrag beim Historischen Verein in Achern (Burgen im oberen Kinzigtal). – Am 28. Oktober nahm der Verfasser an der Jahresversammlung in Schutterwald teil. Durch Clemens Herrmann erhielt der Verfasser dort die Information über laufende Rodungsarbeiten (im Rahmen des Naturschutzes) an der Mörburg. – Am 3. November folgte daher mit Unterstützung von Clemens Herrmann eine Begehung der Mörburg. Ein älterer Anwohner zeigte altes Fotomaterial und konnte über ehemalige spätere Nutzungen des Burggeländes einiges mitteilen. Es entstanden Geländefotos; die Rodungsarbeiten wurden inspiziert und

recht zahlreiche Funde des Mittelalters und der frühen Neuzeit geborgen. Aus einer alten Ortschronik konnte eine „Rekonstruktionszeichnung“ fotografiert werden. Clemens Herrmann erhielt inzwischen ein historisches Foto, das Abbrucharbeiten an der Burg zeigt; dabei sind u. a. ein Buckelquader, ein Fenstergewände und weitere Steinspolien erkennbar, die zum Abtransport vorbereitet waren, ihr Verbleib ist heutzutage unbekannt. – Am 4. November wurden alle Funde von der Mörburg gewaschen und am 5. November die Fundzettel vorbereitet. – Am 16./17. November nahmen der Verfasser und Regine Dendler an den Journées Archéologiques Transfrontalières de la vallée du Rhin supérieur (Grenzüberschreitende Archäologietage am Oberrhein) in Straßburg teil. – Am 18. November 2018 wurden alle Funde der Mörburg verzettelt. – Am 21. November folgten letzte Recherchen zu den Burgen von Schiltach; nach letzten Textänderungen und der Bildauswahl wurde der Aufsatz an die „Ortenau“ abgeschickt; von der Mörburg wurde eine Fundliste erstellt. Am 22. November konnte sie abgeschlossen werden. – Vom 24. bis 26. November wurden die Fundliste Wolfach ergänzt, teilweise eingegeben, der Aufsatztext ergänzt und die Funde für das landesweite System inventarisiert. – Am 26. November wurden Vorbereitungen für ein Projekt im Auftrag der Gemeinde Seelbach, geleitet durch Dr. Niklot Krohn, getroffen. Es wird die Auswertung und Neupräsentation der Funde der mittelalterlichen Burg Lützelhardt zum Ziel haben, die aus der alten Grabung von Karl Hammel stammen. – Am 3./4. Dezember 2018 folgte die Arbeit am Fachgruppenbericht. – Am 14. Dezember 2018 nahm der Verfasser in Müllheim an einem Treffen der ehrenamtlichen Beauftragten für archäologische Denkmalpflege teil (Durchsicht von Funden verschiedener Perioden, u. a. von Diersheim). – Am 4. Februar 2019 wurden die Funde von der Burg Wolfach (geborgen von Joachim Haller) sortiert, fotografiert und verzettelt; am 5. Februar wurden weitere Funde Wolfach fotografiert. – Vom 7. bis 9. Februar folgte weitere Arbeit am Text Burg Wolfach und am Fachgruppenbericht. – Am 21. Februar 2019 wurde in einem offiziellen Termin in Lahr die Übergabe der Funde der Burg Lützelhardt als Vorbereitung für eine wissenschaftliche Untersuchung und Neupräsentation in Seelbach vorgenommen. – Am 22. Februar 2019 nahmen der Verfasser und Regine Dendler an der Eröffnung des Klostermuseums in Schuttern teil. – Im Rahmen eines Auftrags der Gemeinde Seelbach wurden das gesamte Jahr 2019 über die Funde der Burg Lützelhardt (alte Grabung von Karl Hammel 1926–29) bearbeitet. Die Funde wurden restauratorisch überarbeitet und fotografiert (Regine Dendler). Manche Randscherben wurden aus Gipsplatten herausgelöst, in die sie gleichsam als typologische Reihe eingegossen worden waren, und nachgereinigt. Literaturrecherchen erbrachten Parallelen für die Funde und präzisierten die Datierungen. Sowohl die Anfangs- als auch die Enddatierung der Burg sowie die Bauabfolge und damit die historischen Zusammenhänge sind daher neu zu schreiben. Die Ergebnisse sollen ab Ende Dezember 2020 im Rathaus Seelbach als Dauerausstellung präsentiert werden; dazu wird als Veröffentlichung ein Heft erscheinen. Überblicksweise wurden auch die anderen Burgen auf dem Gemeindegebiet (Geroldseck, „Rauhkasten“/Alt-Geroldseck, Dautenstein und das sog. „Mül-

ler-Schlössle“) untersucht und in die Betrachtung mit einbezogen. Funde von der Geroldseck (aus der Slg. Josef Ringwald, Biberach) wurden bei einem Projekttreffen am 21. März ebenfalls durchgesehen und dabei eine Vorauswahl für die Ausstellung erstellt; diese Funde wurden anschließend fotografiert und – wo nötig – restauriert. – Karl Maier (Appenweier) kontaktierte den Verfasser hinsichtlich einer Burgstelle auf der Gemarkung Appenweier. Sie wurde am 20. März 2019 begangen und erbrachte einige Keramikscherben, die etwa ins 13. Jh. gehören. Die angeblichen früheren Bezüge konnten nicht bestätigt werden. – Am 15. März kam eine Mitteilung von Stefan Gutenkunst vom Rathaus Renchen; der Fund eines Bürgers wurde anhand von Fotos als spätmittelalterlicher Grapen (Dreifußgefäß) identifiziert. – Am 16. März nahm der Verfasser an der Frühjahrstagung in Kork teil. – Am 21. März wurde auch die Burg Geroldseck im Hinblick auf frühe Funde begangen. Die Neufunde von Geroldseck und Appenweier wurden gewaschen und verzettelt. – Am 23. März wurden wegen des geplanten 3. und 4. Gleises der Rheintalbahn einige Felder an der Autobahn auf der Gemarkung Kappel-Grafenhausen begangen; sie erbrachten stellenweise mittelalterliche Funde. – Am 26. März wurden aufgrund einer Anfrage von Klaus Lehmann (Schwarzwaldverein und Historischer Verein Hausach) die Burg Hausach und eine weitere Burgstelle begangen, um die Anfangsdatierung und die historischen Zusammenhänge zu präzisieren. Eine weitere Begehung der Ruine und der Burgstelle erfolgte zusammen mit Klaus Lehmann und Regine Dendler am 16. Mai. Die Burg Hausach wurde auf Vermittlung des Verfassers durch den Bauforscher Dr. Stefan Uhl (Warthausen) untersucht. Die Bauabfolge konnte ermittelt und ein korrigierter und präzisierter Plan erstellt werden. Eine Vortragsveranstaltung und eine Veröffentlichung durch die Stadt Hausach sind geplant. – Am 30. März nahm der Verfasser auf Einladung der Gemeinde Schuttertal an einer Veranstaltung zum 750-jährigen Jubiläum von Schweighausen teil. Die Fragen zur Geschichte wurden von Bürgermeister Carsten Gabbert auf unterhaltensame Weise in Art einer Talkrunde präsentiert. Bei einer Begehung des Kirchhofs wurden zuvor zwei Wandscherben des 12./13. Jhs. gefunden, die das Jubiläum nun auch archäologisch untermauern ... – Am 12. April wurde, zeitweise zusammen mit Clemens Herrmann, eine Begehung der Mörburg bei Schutterwald unternommen und anschließend die Funde durchgesehen und datiert. – Am 23. April schickte Margot Hauth aus Ebersweier Fotos einiger Keramikscherben, die bestimmt wurden. – Am 2. Mai meldete Clemens Herrmann einige bei Rodungsarbeiten aufgefallene große Steine an der Mörburg; es wurde der Kontakt zum Landesamt für Denkmalpflege (Archäologie) in Freiburg vermittelt. – Am 14. Mai ergab eine Begehung zusammen mit Dr. Iso Himmelsbach auf dem „Raubühl“ (Freiamt-Ottoschwanden, Lkr. Emmendingen; nahe der Grenze zu Schuttertal, Ortenaukreis) zwar einen alten Steinbruch, jedoch keine Hinweise auf eine Burg. Einige neuzeitliche Keramikscherben stammen wohl aus der Nutzungszeit des Steinbruchs. Vier Silexabschläge belegen als Neuentdeckung einen kleinen steinzeitlichen Lagerplatz. – Am 15. Mai wurde mit Götz Peter Lebrecht und Manfred Müller die Schauenburg bei Oberkirch begangen; dabei konnten neben Keramik-

funden auch einige mögliche Belagerungsstellungen ausfindig gemacht werden. – Am 21./22. Mai wurden anhand von Fotos einige Keramikfunde von Isabell Kollmer aus Sulz bei Lahr bestimmt und datiert (teilweise mittelalterlich). – Am 5. Juli traf eine Anfrage von Karl Busam (Oberkirch-Thiergarten) zur Ullenburg ein; am 11. Juli wurden leihweise Unterlagen (Dias, Bericht) für eine Ausstellung und eine geplante Ortschronik übergeben. – Am 19. Juli wurde für Argeo und den Verein für Heimatgeschichte in Zellweierbach ein Vortrag über die Burgen im oberen Kinzigtal gehalten. – Am 29. Juli fand mit dem Projektleiter Dr. Nikot Krohn eine Besprechung zu den Funden von Lützelhardt und Geroldseck statt. – Am 13. August wurden die „Ortenau“-Texte zu den Burgen von Schiltach und Wolfach korrekturgelesen. – Am 17. September 2019 wurden einige durch Rodungen wieder freigelegte Baudetails der Bundesfestung Rastatt (mittleres 19. Jh.) fotografiert. – Am 28. September 2019 wurden einige Funde von Isabell Kollmer (Sulz) im Original durchgesehen und bestimmt. Der auf Feuerstein-Rohmaterialien spezialisierte Archäologe Dr. Michael Kaiser konnte eine Klinge als sog. Wüstenglas bestimmen; es handelt sich daher um einen Fund, der im Rahmen des Tourismus aus der Sahara verschleppt wurde. – Am 12. Oktober 2019 nahm der Verfasser an der Jahrestagung des Förderkreises Archäologie in Baden in Gengenbach teil; dabei konnten einige weitere Funde von Isabell Kollmer (Sulz) und von Johannes Dobersch aus dem Kinzigtal bestimmt werden. – Am 15. Oktober 2019 teilte Manuel Hugelmann (1. Vorsitzender des Historischen Vereins Schuttern 603 e.V.) neue Ergebnisse zur Burg Schuttern mit. Die aus historischen Karten gewonnenen Ergebnisse konnten zusammen mit ihm und den Grundstücksbesitzern am 19. Februar 2020 vor Ort verifiziert werden. Die Burg Schuttern darf damit nun als lokalisiert gelten, ist jedoch oberirdisch weitgehend abgetragen. Am 20. Februar 2020 wurden die zahlreichen kleinen Ziegel- und Mörtelstücke sowie die wenigen Keramikscherben gewaschen und einer ersten Sichtung unterzogen (erste mündliche Fundmeldung an das Landesamt für Denkmalpflege). – Am 23. Oktober 2019 wurden im Rahmen einer Reise Vorort-Recherchen und Fotoarbeiten auf der Ostalb in Hürben und Herbrechtingen unternommen. Es ergeben sich historische Bezüge zu den Wolfachern und zur Gründung der Burg Hausach. – Am 27. Oktober nahm der Verfasser an der Jahrestagung in Schiltach und der Exkursion nach Wittichen teil. – Am 1./2. November wurden zwei Rezensionen für die „Ortenau“ geschrieben. – Am 7. November konnten bei einer Ausstellungseröffnung zum Bergbau im Schwarzwald und den Vogesen im Basler Hof in Freiburg einige Begleithefte vom Landesamt für Denkmalpflege übernommen und am 31. Januar 2020 an Martin Groß von der Fachgruppe Bergwesen zur weiteren Verteilung weitergeleitet werden. Besonders im November fanden eine Besprechung und weitere Kontakte mit Klaus Blawert (Arbeitskreis Gallorömisches Leben Lahr-Dinglingen) statt. Es wurden u. a. der römische Vicus Lahr-Dinglingen und seine zu vermutenden Verkehrsverbindungen diskutiert. – Am 1./2. Dezember 2019 wurde eine Veranstaltung im Rahmen des Jubiläums in Schuttertal für den 1. Juni 2020 geplant. – Auch im Januar und Februar 2020 wurden die Arbeiten an den Funden und den historischen

Zusammenhängen der Burg Lützelhardt und ihrer Nachbarburgen fortgesetzt. – Am 31. Januar 2020 nahm der Verfasser an der Trauerfeier und Bestattung unseres Präsidenten Klaus G. Kaufmann in Haslach teil. – Am 3. Februar 2020 trafen die Ergebnisse der baugeschichtlichen Untersuchung von Stefan Uhl zur Burg Hausach ein. – Am 19. Februar 2020 wurde in Allmannsweier (Gde. Schwanau) von Ria Bühler die archäologische Sammlung des verstorbenen Fritz Heimbürger übernommen und am 20. Februar 2020 ans Landesamt für Denkmalpflege in Freiburg übergeben. Die Sammlung wird weiter bearbeitet, um die genaue Herkunft der Funde lokalisieren zu können. Hier zeigt sich ein großes künftiges Arbeitsgebiet, in dem bereits heute durch den Tod von Sammlern Verluste an Kulturgut und an den zugehörigen Informationen zu verzeichnen sind. Wer einschlägiges archäologisches Material an das zuständige Landesamt übergeben und damit seine Arbeit auch dauerhaft für die Zukunft sichern will, kann sich an den Verfasser oder direkt an das Landesamt für Denkmalpflege in Freiburg (Dr. Bertram Jenisch, Dr. Andreas Haasis-Berner, Dr. Gertrud Kuhnle; Sekretariat Tel. 0761 208-3570) wenden.

Heiko Wagner

Fachgruppe „Archive“

Viele Geschichtsvereine verwalten nicht nur ein Archiv, sondern auch eine Bibliothek, die sie durch Ankäufe und Nachlässe systematisch erweitern. Deshalb traf sich die Fachgruppe „Archive“ zur Sommersitzung am 25. Juni 2019 mit 18 Teilnehmern in der Dr.-Dieter-Kauf-Bibliothek in Kehl-Kork. In den Bibliotheksräumen lagert auch das Vereinsarchiv des Historischen Vereins für Mittelbaden. Das Thema unserer Sitzung lautet daher „Archiv und Bibliothek eines Geschichtsvereins“. Fachgruppenleiter Dr. Gorka informierte zunächst in seiner Eigenschaft als Vizepräsident des Gesamtvereins über das Vereinsarchiv. Danach stellte Brigitta Gerloff vom Bibliotheksteam die Vereinsbibliothek des Historischen Vereins und deren digitalen Bibliothekskatalog vor. Für die Teilnehmer war es sehr interessant, sich einmal über den Aufbau einer regionalgeschichtlichen Bibliothek und deren Bedeutung für die historische Forschung zu informieren.

Auf Wunsch der Mitglieder stand die folgende Wintersitzung unter dem Thema „Quellenrecherche im Internet“ und fand am 23. Januar 2020 im Computerraum des Robert-Gerwig-Gymnasiums Hausach statt. Ziel dieser Schulung war, den Teilnehmern Hilfe bei der Recherche nach historischen Quellen im Internet zu geben. Die Sitzung wurde von Fachgruppenleiter Dr. Cornelius Gorka vorbereitet und geleitet. 18 Teilnehmer waren gekommen und lernten an diesem Abend, wie man das Internet für die eigene Forschung nutzen kann. Zunächst ging es darum, an die Adressen von Archiven, Bibliotheken und Forschungseinrichtungen zu kommen, welche Quellen für das eigene Forschungsvorhaben verwahren. Danach wurde die Online-Recherche in den digitalen Findmitteln anhand von Beispielen erläutert und geübt. Auch die Anmeldung als Benutzer (anstelle eines Benutzerantrags) und die Be-

stellung der Archivalien (in die Lesesäle) erfolgen mittlerweile online. Daneben gab es Informationen über bereits digitalisierte Archivalien (bspw. Kirchenbücher) und deren Nutzung. Abschließend gab es noch weitere Informationen zur Personen- und Ahnenforschung.

Dr. Cornelius Gorka

Fachgruppe „Bergwesen“

In Zusammenarbeit mit der Mitgliedergruppe Schiltach/Schenkenzell erarbeitete unsere Fachgruppe eine Halbtages-Exkursion ins ehemalige Bergbaurevier Wittichen, die am 23. März durchgeführt wurde. Mit über 40 Teilnehmern war die Resonanz sehr gut.

Am 27. April wurde eine Exkursion im benachbarten Kaltbrunn durchgeführt. Diese führte an einer großen Anzahl von Bergbaurelikten vorbei bis zum Burgfelsen/Wittichen.

Am 11. Juli nahm eine Delegation unserer Fachgruppe in Waldkirch an der Eröffnung der Wanderausstellung „Mittelalterlicher Bergbau in den Vogesen und im Schwarzwald“ teil. Fokus dieser Ausstellung ist der historische Silbererzbergbau und dessen wirtschaftliche Bedeutung für die Vogesen und den Schwarzwald. Die Ausstellung wandert auch noch 2020 parallel durch das Elsass und Baden-Württemberg.

Am 22. und 23. November nahmen Mitglieder der Fachgruppe an einem Bergbauworkshop in Wieden teil.

Mitglieder unserer Fachgruppe führten 2019 ehrenamtlich durch die Besucherbergwerke in Waldkirch, Seebach, Baiersbronn und Hallwangen. In Seebach bot unsere Fachgruppe in Zusammenarbeit mit der Volkshochschule Rastatt auch wieder zwei Exkursionen an.

Wenn Sie als Leser dieses Jahresberichtes Interesse an unserer Arbeit oder Anregungen haben, freue ich mich auf Ihre Kontaktaufnahme.

Ein herzliches Dankeschön möchte ich als Leiter der Fachgruppe Bergwesen an Matthias Zizelmann, Robert Decker und Dr. Ernst Klumpf richten, die mir jederzeit mit Rat und Tat zur Seite stehen und mich bei meiner Arbeit unterstützen.

Ich freue mich auf eine weiterhin so gute Zusammenarbeit.

Martin Groß

Fachgruppe „Jüdische Geschichte in der Ortenau“

Bei einem Abstimmungsgespräch am 8. Februar 2019 waren sich die Anwesenden einig, dass die Erinnerungsarbeit zur Erforschung der jüdischen Geschichte koordiniert durch unsere Fachgruppe weitergehen musste. Nachdem Uwe Schellinger sein Amt als Leiter der Fachgruppe im Herbst 2018 abgegeben hatte, war ich bereit, seine Nachfolge anzutreten. So trafen wir uns ein weiteres Mal am 18. Juli 2019 im Weinmuseum in Durbach, um unsere gemeinsamen Ziele festzulegen.

Wir waren uns einig, dass die Fachgruppenmitglieder in ihren Mitgliedergruppen für den 80. Jahrestag der Deportation der badischen

Juden am 22. Oktober 2020 eine Ausstellung über die Deportationsopfer in ihren Gemeinden organisieren sollten. Wünschenswert wäre es, wenn man den/die Bürgermeister/in oder den/die Ortsvorsteher/in dazu gewinnen könnte, entweder die Ausstellung zu eröffnen oder sogar eine Gedenkveranstaltung zu organisieren. Erfreulich ist, dass sich auch Mitglieder der Mitgliedergruppe in Kehl und Bühl bereiterklärten, an dieser Aktion teilzunehmen, obwohl sie nicht in der Fachgruppe vertreten sind.

Geplant ist auch, dass sich der Historische Verein für Mittelbaden an einer Ausstellung der Stadt Offenburg in der Turnhalle des Schillergymnasiums beteiligt, in der an die Deportation am 22. Oktober 1940 in das südfranzösische Lager Gurs erinnert werden soll. In dieser Turnhalle wurden vor 80 Jahren fast alle jüdischen Einwohner des Ortenaukreises versammelt, bevor sie vom Bahnhof Offenburg nach Gurs deportiert wurden.

Leider kam es aus terminlichen Gründen zu keinem weiteren Fachgruppentreffen, das mit einem Rundgang durch die jüdische Geschichte von Rust geplant gewesen war.

Die Fachgruppenmitglieder werden von mir regelmäßig mit Informationen zu Vorträgen mit Bezug zur jüdischen Geschichte sowie zu neuen Publikationen zu diesem Thema versorgt.

Am 28. März 2019 war der Künstler Gunter Demnig wieder einmal in der Ortenau unterwegs. Am frühen Morgen verlegte er in Kehl einen Stolperstein für das Euthanasieopfer Alfred Rapp, fuhr danach nach Lahr weiter, um auch hier unter Beteiligung von vielen interessierten Bürgern den 60. Stolperstein für das jüdische NS-Opfer Sofie Bermann zu verlegen.

In Kehl werden Stolpersteinverlegungen vom „Arbeitskreis 27. Januar“ organisiert, in dem auch Vertreter des Historischen Vereins Kehl vertreten sind. Die Aktion am 28. März wurde von der „Zeitzeugen AG“ des Kehler Gymnasiums begleitet. Es ist sehr wichtig, junge Menschen

in diese Erinnerungsarbeit mit einzubinden. So wie auch am nationalen deutschen Gedenktag am 27. Januar. Am 75. Jahrestag der Befreiung des Konzentrationslagers Auschwitz gab es nicht nur in Polen und im Bundestag Gedenkveranstaltungen. In Achern fand in der Jugendkirche in der Illenau ein Gedenkgottesdienst statt, in Kehl veranstaltete der „Arbeitskreis 27. Januar“ eine Stolpersteinführung, an der auch Oberbürgermeister Toni Vetrano teilnahm, und in Lahr wurden von einer Schulklasse alle 60 Stolpersteine gereinigt (siehe auch Bericht der Regionalgruppe Geroldseckerland).



Gunter Demnig bei der Stolpersteinverlegung in Lahr

Norbert Klein

Mitteilungen:

Die Ortenau liegt vom ersten Heft 1910 bis zum Band 2015 vollständig digitalisiert auf dem Server der UB Freiburg vor. Kostenfreier allgemeiner Zugang unter:

<http://dl.ub.uni-freiburg.de/diglit/ortenau>

Schwerpunktthema

2021:

Wasser (Brunnen, Quellen, Trinkwasser, Heilwasser, Hochwasser, Wiesenwässerung, Viehtränke, Mühlbäche, Abwasser, Schwimmbad, ...)

DER HISTORISCHE VEREIN FÜR MITTELBADEN e.V.

gibt in Form eines Jahresbandes seit 1910 die Zeitschrift „Die Ortenau“ heraus.

Ur- und Frühgeschichte, die Entwicklung zur Gegenwart, Siedlungs- und Ortsgeschichte, Kultur-, Sozial- und Technikgeschichte, Familienforschung und Flurnamen, Kunst und Sprache, Sage und Brauchtum, Lebensgeschichten mittelbadischer Persönlichkeiten können Aufnahme finden.

„Die Ortenau“ fördert das historische Arbeiten bei der Jugend und nimmt deshalb in die Jahressbände gerne auch „Junge Autoren“ auf.

Anmeldungen zum Verein nehmen die Geschäftsstelle und die Vorsitzenden der Mitgliedergruppe entgegen, sind aber auch über die Homepage:
<http://www.historischer-verein-mittelbaden.de> möglich.

Zu Vorstand und Fachgruppen gehören

Präsident:

derzeit vakant

Erster Stellvertr. Präsident:

Dr. Cornelius Gorka, Kreisarchiv, Lange Straße 51,
77652 Offenburg, Tel. 0781 8059400,
E-Mail: cornelius.gorka@ortenaunkreis.de

Zweiter Stellvertr. Präsident:

derzeit vakant

Dritter Stellvertr. Präsident:

Dr. Ewald Hall, Ludwig-Reithmayer-Straße 20,
79232 March-Hugstetten, Tel. 07665 40666,
E-Mail: emh_hall@gmx.de

Redakteur der „Ortenau“:

Dr. Martin Ruch, Waldseestr. 53, 77731 Willstätt,
Tel 07852 9112617, E-Mail: ruch@kulturagentur.de

Kassier: derzeit vakant

Kassiererin (angestellt): Sabine Birk, Eichendorffstr. 4a,
77736 Zell a. H., E-Mail: birk-schmider@t-online.de

Sprecherin der Vereinsbibliothek

„Dr.-Dieter-Kauß-Bibliothek“:

Renate Demuth, Oberfeldstr. 7, 77866 Rheinau-Freistett,
Tel. 07844 2542

Stellvertreter:

Martin Lietzau, Kirchgasse 6, 77790 Steinach,
E-Mail: martin-lietzau@t-online.de

Koordinator und Justiziar

Koordinator für grenzüberschreitende Aktivitäten:

René Siegrist, Neufeldstr. 2, 77694 Kehl, Tel. 07851 72900,
E-Mail ren.sieg@gmx.de

Justiziar:

Rechtsanwalt Ralf Bernd Herden, www.rechtsanwalt-herden.de

Leiter der Fachgruppen

Fachgruppe Archäologie:

Dr. Heiko Wagner, Dr.-Gremmelsbacher-Str. 22,
79199 Kirchzarten, Tel. 07661 989335
dendler-wagner@t-online.de

Fachgruppe Archive:

Dr. Cornelius Gorka, Kreisarchiv, Lange Straße 51,
77652 Offenburg, Tel. 0781 8059400,
E-Mail: cornelius.gorka@ortenaukreis.de

Fachgruppe Denkmalpflege/Ortsgeschichte:

derzeit vakant

Fachgruppe Kleindenkmale:

derzeit vakant

Fachgruppe Flurnamen und Mundart:

Dr. Ewald Hall, Ludwig-Reithmayer-Straße 20,
79232 March-Hugstetten, Tel. 07665 40666,
E-Mail: emh_hall@gmx.de

Fachgruppe Jüdische Geschichte in der Ortenau:

Norbert Klein, Weihergarten 17,
77933 Lahr, Tel. 07821 26657,
E-Mail: norbert-klein-lahr@web.de

Fachgruppe Bergwesen:

Martin Groß, Winkel 2, 77815 Bühl
Tel. 0160 96355464, E-Mail: silberbergwerk@gmail.com

Fachgruppe Wandmalerei:

Bernhard Wink, Heizengasse 28, 77654 Offenburg,
Tel. 0781 97060834, E-Mail: restauro@email.de

Dr.-Dieter-Kauf-Bibliothek:

Historischer Verein für Mittelbaden e. V.,
Oberdorfstr. 8, 77694 Kehl-Kork, Tel. 07851 885099,
E-Mail: historische-bibliothek@t-online.de

Mitgliedergruppen

- | | |
|-------------------------------------|---|
| Achern | Björn Habich, Danziger Str. 34c, 77855 Achern,
E-Mail: bhabich@gmx.de |
| Appenweier | Ottmar Brudy, Dorfstr. 113, 77767 Appenweier, Tel. 07805 5255 |
| Biberach i. K. | Josef Ringwald, Brucherstr. 4, 77781 Biberach i. K.,
Tel. 07835 8890 |
| Bühl/Baden | Siegfried Eith, Tullastr. 16, 77815 Bühl, Tel. 07223 23869,
www.historischer-verein-buehl.de |
| Ettenheim | Tomas Dees, Freiburger Str. 7, 77955 Ettenheim |
| Gengenbach | Thomas Guckes, Oberdorfstraße 71, 77723 Gengenbach |
| Regionalgruppe
Geroldsecker Land | Norbert Klein, Weihergarten 17, 77933 Lahr,
Tel. 07821 26657, E-Mail: norbert-klein-lahr@web.de |
| Haslach i. K. | Martin Schwendemann, Welschensteinacher Straße 26,
77790 Steinach |
| Hausach | Hubert Maier-Knapp, Eisenbahnstr. 20, 77756 Hausach,
Tel. 07831 6958 |

Lucien Mutzig, Reisengasse 7, 77749 Hohberg, Tel. 07808 99259 Rosemarie Götz, Schmiedecker 1/2, 78132 Hornberg, Tel. 07833 960941	Hohberg Hornberg
Hans-Ulrich Müller-Russel, Am alten Sportplatz 18a, 77694 Kehl, Tel. 07851 71374, www.historischer-verein-kehl-hanauerland.de	Kehl
Michaela Karl, Laubertsweg 34, 77743 Neuried-Altenheim	Neuried
Herbert Vollmer, Im Dorf 27, 77787 Nordrach, Tel. 07838 96969, www.historischer-verein-nordrach.de	Nordrach
Cornelia Lehmann, Zuwald 11, 77784 Oberharmersbach, Tel. 07837 1327, www.historischer-verein-oberharmersbach.de	Oberharmersbach
Regina Brischle, Stadtarchiv Offenburg, Ritterstraße 10, 77652 Offenburg, Tel.: 0781 822541, E-Mail: regina.brischle@offenburg.de	Offenburg
Rainer Fettig, Bismarckstr. 2, 77704 Oberkirch, Tel. 07802 701137	Oppenau
Martin Walter, Herrenstr. 15, 76437 Rastatt, Tel. 07222 385356	Rastatt
Wolfgang Kasper, Zieglerstr. 30, 77866 Rheinau-Freistett	Rheinau
Ernst Gutmann, Leiberstunger Str. 3, 77836 Rheinmünster- Stollhofen, Tel. 07227 5832	Rheinmünster
Doris Schlecht, Tulpenstr. 7, 77871 Renchen, Tel. 07843 1044	Renchen
Johannes Furtwängler, Festhallenstr. 1, 77776 Bad Rippoldsau, Tel. 07839 378	Schapbach
Markus Armbruster, Baumgartenstraße 1, 77761 Schiltach Tel: 07836 9567828, E-Mail: armbru@pond.sub.org, www.geschichte-schiltach.de	Schiltach/ Schenkzell
Clemens Herrmann, Am Kreuz 13, 77746 Schutterwald, Tel. 0781 53385	Schutterwald
Heinrich Schwendemann, Hauptstraße 20, 77790 Steinach	Steinach

- Yburg Karl Keller, Mirabellenweg 16, 76534 Baden-Baden-Steinbach,
www.historischer-verein-yburg.de
- Zell a. H. Bertram Sandfuchs, Bergstr. 6, 77736 Zell a. H.,
Tel. 07835 3448, www.historischer-verein-zell.de

Geschäftsstelle
Überregionale Mitgliedergruppe“
Dr. Cornelius Gorka, Kreisarchiv, Lange Straße 51,
77652 Offenburg, Tel. 0781 8059400,
E-Mail: cornelius.gorka@ortenaukreis.de

Konto:
Volksbank Offenburg eG
BIC: GENODE61OG1
IBAN: DE 3066 4900 0000 0629 5509

Redaktionsrichtlinien für Beiträge in der „Ortenau“

Texte bitte als Ausdruck und mit Bildern – möglichst auf USB-Stick oder CD – an die Redaktion:

Dr. Martin Ruch, Waldseestr. 53, 77731 Willstätt, ruch@kulturagentur.de.
Bitte Bilder nicht als Mail schicken.

Die visuelle Gestaltung eines Beitrages erfolgt allein durch die Redaktion bzw. die Layouter. Bildplatzierungswünsche nur als Vermerk im Text (z. B. hier Abb. 2) anbringen, keine Bilder selbst in den Text einfließen lassen. Bilder gesondert einreichen und mit einer verbindlichen, eindeutigen, durchnummerierten Abbildungsliste versehen. Schlechtes Bildmaterial vermeiden (Kopien etc.), Bild- und Textrechte (z. B. Quellen des Staatsarchivs) vorab zu klären ist Sache des Autors. – Über die Veröffentlichung eines Beitrages, über Zeitpunkt und Gestaltung entscheidet allein die Redaktion bzw. der Vorstand des Vereins, wobei selbstverständlich Autorenwünsche weitgehend beachtet werden.

Manuskriptaufbau:

- a) Texte bitte ohne Silbentrennung und Formatierungen schreiben. Besondere Formatierungen (fett, kursiv etc.) mit verschiedenen Farben im Ausdruck kennzeichnen.
- b) Im laufenden Text sollen Abkürzungen tunlichst vermieden werden, ausgenommen gebräuchliche Abkürzungen: usw., etc., bzw.
- c) Zahlenangaben ab der Zahl „13“ in Ziffern schreiben, eins bis zwölf in Worten.
- d) Die Rechtschreibung in der gesamten „Ortenau“ folgt den jeweiligen Duden-Ausgaben in der aktuellen Auflage inkl. den von der Duden-Redaktion empfohlenen gelb unterlegten Schreibweisen.

Bilder:

- a) Bildvorlagen (Fotoabzüge, Diapositive, Kopien etc.) müssen reprofähig sein. Bitte tragen Sie Sorge dafür, dass Sie die Bildrechte besitzen, bzw. ersuchen Sie um die Druckerlaubnis durch den Rechteinhaber.
- b) Bildunterschriften und Abbildungsnachweis bitte fortlaufend am Ende des Beitrags.
- c) Markieren Sie im Textausdruck, wo bestimmte Abbildungen platziert werden sollen.

Anmerkungen:

- a) Die Anmerkungen für den gesamten Text durchlaufend nummerieren und als Endnoten bearbeiten.
- b) Die Endnotenziffern sind im Text ohne Klammer hochgestellt.
- c) Die Endnotenziffern sind in den Anmerkungen am Ende des Beitrages ebenfalls hochgestellt. Es folgt ein Leerzeichen. Jede Anmerkung beginnt in der Regel mit einem Großbuchstaben und endet mit einem Punkt.

Literaturzitate:

- a) Autoren und Herausgebernamen (Hrsg.): Nachnamen und (soweit bekannt) Vornamen ausschreiben, danach „Doppelpunkt“ setzen.
- b) Titel der Monographie oder Artikel ohne Abkürzung ausschreiben. Bei Aufsätzen danach „Punkt“ In: Zeitschrift/Reihe/Katalog (nicht abkürzen!).

- c) Bei Monographien und Katalogen Erscheinungsort und -jahr in Klammern. Bei Zeitschriften Bandzählung, anschließend „Komma“, Leerzeichen und Erscheinungsjahr.
- d) Seitenzahlen mit „Komma“ anschließen.
- e) Danach Hinweise auf Abbildungen (Abb.) oder Tafeln (Taf.). Beispiel: Hinn, Friedrich: Als noch viele Fluren bewaldet waren. In: Herbolzheimer Blätter 3, 1995, 18–23. Abb. 2.
- f) Insbesondere bei Bänden mit thematischem Schwerpunkt werden häufig zitierte Werke abgekürzt, um den Anmerkungsapparat zu straffen: Nachname, Leerzeichen, Jahr. Beispiel: Hinn 1995.
- g) Diese Titel sind als Literaturliste am Ende des Beitrags aufzuführen.

Für die Inhalte der Beiträge und Rezensionen sind ausschließlich die Autorinnen und Autoren verantwortlich. Bitte Originale im eingeschriebenen Brief an die Redaktion, ansonsten kann keine Haftung übernommen werden.

Beiträge für unser Jahrbuch „Die Ortenau“ sind bis spätestens 1. März jeweils an die Schriftleitung zu richten. Bitte nur druckfertige Originalbeiträge! Über die Annahme und den Zeitpunkt der Veröffentlichung eines Beitrages entscheidet die Redaktion, gegebenenfalls in Absprache mit dem Vorstand oder einem Gutachter. Der Abdruck aus der „Ortenau“ ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet, die sich alle Rechte vorbehält. Für unverlangte Manuskripte und Besprechungsstücke kann keine Haftung übernommen werden. Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt. Besprechungsstücke sind ebenfalls an die Schriftleitung zu senden.

Die Verfasser erhalten zehn Autorenexemplare ihrer Beiträge unberechnet sowie eine PDF-Datei ihrer Beiträge per E-Mail.

Bestellungen auf noch lieferbare Jahrbücher nimmt die Geschäftsleitung (Postfach 15 69, 77605 Offenburg) entgegen, soweit noch Exemplare vorhanden sind.

Damit unsere Jahresbände, aber auch andere für unsere Vereinsbibliothek wertvolle Literatur aus Nachlässen verstorbener Mitglieder nicht verlorengehen, bitten wir die betreuenden Erben, sich mit unserer Geschäftsstelle in Verbindung zu setzen. Wir könnten dann auch den zahlreichen Wünschen auf Lieferung früherer Jahrbücher besser nachkommen.

Laut Beschluss der außerordentlichen Mitgliederversammlung vom 18. März 2018 wurde der Mitgliederbeitrag rückwirkend zum 01. Januar 2018 auf:

26,00 EUR für natürliche Personen und Schulen

36,00 EUR für juristische Personen und Körperschaften festgelegt.

Spenden sind erwünscht und werden dankbar angenommen. Entsprechende Zuwendungsbestätigungen kann der Verein seit 1.1.2000 selbst ausstellen.

Der Historische Verein für Mittelbaden e. V. ist nach dem Freistellungsbescheid des Finanzamts Offenburg vom 15.07.2016 nach § 5 Abs. 1 Nr. 9 KStG von der Körperschaftsteuer befreit, weil er ausschließlich und unmittelbar steuerbegünstigten gemeinnützigen Zwecken im Sinne der §§ 51 ff. AO dient.

Die Mitglieder der Mitgliedergruppen entrichten den Jahresbeitrag an deren Rechner, die Mitglieder der überregionalen Mitgliedergruppe (die also keiner Mitgliedergruppe angehören) überweisen auf die Konten des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V.